Lebensbilder

Moriz Carriere


SIGILLVM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1890.

Lebensbilder.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1890.

Vorwort.

Ich habe seit fünfzig Jahren manches in Zeitschriften veröffentlicht. Die meisten Aufsätze waren Studien und Vorarbeiten für meine Bücher und sind in diesen verwerthet worden. Besprechungen von Erscheinungen der Literatur und von Tagesereignissen haben ihren Dienst gethan, wenn sie einen Tropfen im Strome der Geistesentwickelung gebildet. Doch wird eine und die andere Abhandlung dem Verfasser oder theilnehmenden Freunden besonders lieb und ihre Erhaltung gewünscht. Indem ich für die Ausgabe meiner gesammelten Werke nach solchen Umschau hielt um das Bild meiner Lebensthätigkeit zu vervollständigen, trat mir zunächst eine Reihe von Darstellungen entgegen, die ich der Erinnerung mir befreundeter Denker, Dichter und Künstler gewidmet, indem ich aus persönlicher Vertrautheit einen Beitrag zum Verständniß und zur Würdigung ihrer Leistungen bieten konnte. Wenn ich diesen Schilderungen von Zeitgenossen ein Charaktergemälde Cromwell's voranstellte, so geschah es weil ich selber nach der Aufregung und den Enttäuschungen der Bewegungsjahre von 1848 und 1849 an seinen Briefen und Reden aus körperlicher und geistiger Verstimmung mich gesund gelesen, und weil seit dem Erscheinen meiner Schrift eine gerechtere Würdigung des großen Staatsmannes Raum gewonnen hat. Wenn ich damals den Ruf nach einem Cromwell für Deutschland erhob, so ist ja der weissagende Wunsch überraschend in Erfüllung gegangen, und hat mir die Geschichte Bismarck's durch den Hinblick auf England ein eigenthümliches Licht gewonnen. Die deutschen Geisteshelden im Elsaß und ein Friedensbrief an Renan

sollten auf die Versöhnung der Gegensätze hindeuten, die sich diesseits der Vogesen ja zu mildern beginnen, in Frankreich aber durch fortgesetzte Hetzereien verschärft werden; ich glaube eine Pflicht zu erfüllen, indem ich das mahnende Wort wiederhole. Endlich ein literarischer Scherz, welcher durch das Aufsehen das er machte, wie durch die sonderbare Aufnahme die er fand, mir ein Bild des gegenwärtigen literarischen Lebens gewährte.

Reihen die biographischen Denkmale zunächst sich an mein Geschichtswerk über „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", so erfahren doch auch die Ideen, die ich in philosophischen Büchern, zumal der „Sittlichen Weltordnung" dargelegt, durch die Aussprüche geistverwandter Denker und Dichter eine bestätigende Erweiterung. So möge es Freunden und Gegnern klar werden daß mein Wirken sich aus innerem festem Kern entwickelt hat und bei seinen verschiedenen Entfaltungen doch in sich einig ist.

München, im Sommer 1889.

M. Carriere.

Inhalt.

	Seite
Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit	1—106
Deutsche Geisteshelden im Elsaß	107—121
Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben	122—138
Börne	139—152
Peter Cornelius	153—225
Bettina von Arnim	226—275
Liebig und Platen	276—308
Hermann Immanuel Fichte	309—334
Hermann Ulrici	335—344
Johannes Huber	345—363
Melchior Meyr	364—370
Ferdinand Freiligrath	371—402
Emanuel Geibel	403—428
Wer ist der Faustdichter?	429—444
Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München	445—470

Oliver Cromwell
der Zuchtmeister zur Freiheit.

Ein Charakterbild nach seinen Reden und Briefen.

„Die Sache Christi und die Sache des Volkes gehen gut zusammen", äußerte Cromwell in einer seiner Staatsreden, und bezeichnete damit die Eigenthümlichkeit der englischen Revolution, deren Ziel die religiöse und die politische Freiheit zugleich gewesen war. Dies bedingte ihr Gelingen und die Weise ihrer Durchführung. Denn wenn Freiheit und Ordnung die Säulen des öffentlichen Lebens sind, so kann von der Strenge des äußern Bandes ohne Nachtheil nur dann nachgelassen werden, wann das Gesetz im Innern der Menschen aufgenommen und wirksam geworden ist, und eine Entfesselung der Gemüther und der Arme von Seiten des Staats, wie sie bei allgemeinen Umwälzungen nothwendig vorkommt, wird nur dann ohne Gefahr und schweren langempfundenen Schaden für das Volk vorübergehen, wann in der Religion ein fester Halt für die Erschütterungen, eine sittliche Macht über die einzelnen Geister gewonnen war.

Sodann war die Revolution anfänglich eine erhaltende, ein Kampf für die alten Rechte und Ordnungen gegen die Eingriffe von Fürsten die nach unumschränkter Gewalt in Staat und Kirche trachteten, und wenn dann auch die einmal begonnene Bewegung weiter und weiter ging, so war doch im Augenblick des Siegs gerade das Haupt der Sieger, Oliver Cromwell, der Mann um einzusehen daß sogleich und vor Allem eine volksthümliche Verfassung festgestellt und von einer starken Regierung gehandhabt werden müsse, er war der Mann dies einzusehen und auszuführen. In ihm aber waren zum Heil seines Landes der Krieger und der

Staatsmann vereinigt; es war der Patriot der mit dem Schwerte den Sieg erfocht, es war der Feldherr der auf das Schwert gestützt eine neue Ordnung des Staats aufrichtete: England hatte in Cromwell den bewaffneten Reformator, welchen Machiavelli so heiß für sein armes Vaterland ersehnte.

Von Republikanern, die weder verstanden selbst zu regieren noch sich regieren zu lassen, ist Cromwell als eigensüchtiger Gewaltherrscher geschildert worden; Royalisten, deren Bestrebungen er sein Leben lang vereitelte, säumten nicht nach seinem Tod unter den Fittigen der wieder eingesetzten Stuarte sein Bild ins Schwarze zu malen; spätere Geschlechter in England mit ihrem ausgeprägten Sinn für verfassungsmäßige Entwicklung hatten kein Auge für die Nothwendigkeit eigenmächtiger Handlungen eines Mannes welcher das Volk für die gesetzliche Freiheit erst erziehen mußte; der Dichter Pope ließ ihn zu immerwährendem Ruhm verdammt sein. Die Zeiten der Aufklärung und des irreligiösen Verstandes konnten den lebendigen Glauben eines so klar sehenden Geistes nicht begreifen; sein bibelfestes Christenthum galt ihnen für eine Maske, und der gottesfürchtige Held, der überall der Vorsehung die Ehre gab, ward ihnen ein Heuchler, der mit scheinsamer Frömmigkeit das dumme Volk für seine Zwecke geleitet habe. Mußte doch schon die Königin Christine von Schweden, die es nicht recht fassen konnte wie im englischen Heer nicht blos die Soldaten sondern auch die Generale beteten und predigten, von Cromwell's Gesandten Whitelocke auf ihren eigenen Vater, auf Gustav Adolf hingewiesen werden. Ja Cromwell selber sah sich im Jahre 1655 vor dem Parlament zu folgenden Worten veranlaßt: „Es war, sagen Einige, die Geschicklichkeit des Lord Protectors, es war seine Schlauheit und sein Plan was alles fertig gebracht. Und wie sie in andern Ländern sagen: es gibt fünf oder sechs gescheite Männer in England, die verstehen's, die thun all diese Dinge. O was für eine Blasphemie ist das! Weil Menschen ohne Gott in der Welt sind und nicht mit Ihm gehen, nicht wissen was es heißt zu beten und zu glauben und von Gott Antwort zu erhalten und den Heiligen Geist zu vernehmen, der mitunter ohne das geschriebne Wort spricht, aber im Einklang mit demselben... Gott hat vordem auf verschiedene Art gesprochen, laßt ihn sprechen wie es ihm gefällt. Hat er uns nicht gestattet, ja geboten daß wir uns zu seinem Gesetz und Zeugniß hinwenden? Da werden wir finden daß seine Einwirkungen mächtig gewesen sind sowol ohne das geschriebne Wort

als mit ihm. Und es ist kein Unterschied zwischen dem was er uns eingibt und den allgemein angenommnen Wahrheiten — es sei denn daß wir den Heiligen Geist ausschlössen, ohne dessen Beistand alles andere Lehren wirkungslos ist. Er spricht zu den Herzen und Gewissen der Menschen, und führt sie dann zu seinem Evangelium, und auch dort offenbart er sich ihnen. Die Leute mit ihrem mumpsimus und sumpsimus, mit ihren Messen und Dienstbüchern, mit ihrer todten und fleischlichen Gottesverehrung, kein Wunder, wenn sie Fremdlinge sind von Gott und seinen Werken und des Geistes Gaben. Und weil sie so sagen und glauben, müssen wir es auch thun? Wir in diesem Land sind anders unterwiesen worden durch das Wort, die Werke und den Geist Gottes. Zu sagen daß Menschen diese Dinge vorwärts bringen wenn Gott sie thut, glaubt ihr daß Gott dies ertragen wird? Diejenigen welche das Große, so Gott unter uns vollbracht hat, diesem oder jenem Menschen zuschreiben, die unsre Revolution nicht für ein Werk von Christus selbst halten, auf dessen Schultern die Herrschaft gelegt ist, die sprechen gegen Gott und fallen in die Hände des lebendigen Gottes ohne einen Mittler. Denn wenn wir dem Geist Jesu Christi den Ruhm seiner Werke versagen, so wird er nicht versöhnend für uns einschreiten. Darum was immer über Menschen ihr urtheilen mögt, wie immer ihr sagen mögt: das ist Verstand und Politik und Feinheit — hütet euch daß ihr die Revolution als ein Werk menschlicher Erfindungen ansehet! Vielleicht geb' ich der Sache zu großen Nachdruck; aber ich bitte Gott daß sie in eurem und meinem Herzen haften möge. Der weltgesinnte Mann versteht nichts davon, ihm ist es fremd, und daher sein Atheismus, sein Lästern gegen die Werkzeuge, ja sein Murren gegen Gott selbst."

Jene Misverständnisse liegen vielfach den Urtheilen der Geschichtsbücher über Cromwell zugrunde; die sonst so fleißige Biographie Villemain's strotzt von ihnen. Erst neuerdings hat Macaulay die Thaten reden lassen und in Cromwell den größten Helden und Herrschergeist seines Volks anerkannt. Erst neuerdings hat Guizot eingesehen wie durch den Umfang und die Energie seiner Begabung und seines Wirkens Cromwell selbst einem Wilhelm III. und Washington überlegen gewesen, wie nie ein Mann glühende Begeisterung mit einem klarern Blicke verbunden habe, und dabei aufmerksam gemacht wie die großen Männer des handelnden Lebens keineswegs den Plan ihrer Bestrebungen zum voraus

1*

und bis ins Kleine entwerfen, sondern wie ihr Genie in ihrem Instinct und Ehrtrieb liegt, wie sie jeden Tag die Ereignisse durchschauen und darnach voranschreiten. So können wir auch nicht blos mit Schiller sagen daß der Mensch mit seinen großen Zwecken wächst, sondern auch daß das Wachsthum der Kraft und der errungene Erfolg uns ein höheres Ziel und umfassendere Bahnen verfolgen lehrt.

Das bedeutendste Verdienst um den Protector erwarb sich indeß Thomas Carlyle 1845 durch Sammlung, Herausgabe und Erläuterung von Cromwell's Briefen und Reden. Erst jetzt können wir sagen daß der Held sich nicht getäuscht als er einem Freunde schrieb: Gott ist stärker als alle bösen Nachreden; er wird zu seiner Zeit mich rechtfertigen; ich habe keinen Grund zu klagen; sein Wille geschehe! — In Deutschland scheint das Buch wenig bekannt und beachtet zu sein; in Frankreich hat Philarete Chasles es einer Reihe von Aufsätzen in der „Revue des deux mondes“, in der Schweiz Merle d'Aubigné einer Geschichte des Protectorats zugrundegelegt; Letzterer hat dabei das religiöse Element, das Christliche in Cromwell besonders im Auge, Ersterer hebt hervor daß nun auch Cromwell beweise: nicht Heuchelei und List, sondern die Kraft der Ueberzeugung gewinnt und beherrscht die Welt. Eine vollständige Biographie Cromwell's kann nur durch eine vollständige Geschichte der englischen Revolution gegeben werden; sie ist hier unsere Aufgabe nicht; ich will vielmehr unbefangen vor den Mann hintreten und hören wie er in Briefen an seine Familie und seine Freunde, wie er in Reden vor den Vertretern der Nation sich ausspricht; mit den Worten will ich dann die Thaten und Ereignisse zusammenhalten. Wir werden jenen glauben, wenn diese ein Zeugniß für sie ablegen. Die eigenen Erfahrungen der verflossenen Jahre erleichtern uns das Verständniß jener Zeit und ihres Helden.

Um seiner Sinneslust zu folgen und um sich selber zum Papst in seinem Lande zu machen hatte Heinrich VIII. sich von Rom losgesagt und seinem Volk ein neues Kirchenthum von oben her aufgedrungen; ein Mann wie Thomas Morus war gegen diese tyrannische Roheit in geistigen Dingen kämpfend lieber zum Märtyrer des Katholicismus geworden. Die Befreiung der Gewissen, der ethische Zug des deutschen Protestantismus, welcher die Rechtfertigung in den Glauben und nicht in Ceremoniendienst und äußere Satzungen legte, fand hier keine Erfüllung. Die Blut-

taufe, welche dann die Hochkirche durch die katholische Maria empfing, gab derselben wol die Weihe für tiefern Ernst und selbständige Ueberzeugungskraft, aber auch noch Elisabeth machte die Sache des Protestantismus, dem sie ihre Geburt zum Thron verdankte, mit politischem Sinn zu der ihrigen, auch sie wollte Regentin der Kirche sein, auch sie verlangte den Suprematseid wie ihr Vater, und von den einmal aufgestellten 39 Artikeln sollte Niemand abweichen, vielmehr verhängte ein Gleichförmigkeitsgesetz Strafen über die Bekenner der davon sich entfernenden Religionsansichten. Die bischöfliche Kirche blieb in ihrer Verfassung zwischen Rom und den Reformirten stehen, und in ihrer Gebundenheit an den Staat und das Interesse der Monarchie gestattete sie dem protestantischen Princip keine volle selbstbewußte Verwirklichung. Anders war es in Schottland gegangen, wo Knox, dieser Jünger Calvin's, der dem Meister an Strenge gegen sich selbst und gegen Andre, an einem bis zur Gewaltsamkeit fortschreitenden Feuereifer so ähnlich war, die reformirte Lehre kämpfend gepredigt und zum Trotz des Königthums eine Presbyterialverfassung für seine Heimat erstritten. Dorthin blickten darum viele Gemüther in England, denen eine principielle Durchbildung des Protestantismus, denen die Freiheit des Gewissens am Herzen lag. Unter ihnen waren Tausende die um des Glaubens willen das Vaterland verlassen und erst unter Elisabeth's Regierung es wieder betreten hatten. Sie nannten sich Puritaner als Bekenner einer reinern Lehre und reinerer Formen des religiösen Lebens denn die waren welche ihnen die officielle Kirche bot; sie bildeten der Staatskirche gegenüber eine Volkskirche, und der Druck, der auf dieser lastete, entwickelte zwar ein inniges und eifriges religiöses Leben, trieb aber zugleich zu einer allzu herben und überstrengen Weltanschauung. Unter den Puritanern selbst aber waren wiederum Viele die in den Synoden und Presbyterien der schottischen Kirche einen Rest des Zwanges fanden, welchen Papst und Bischöfe ihrem Glauben angethan. Man hieß sie die Independenten, die Unabhängigen. Ihnen stellte jede Genossenschaft die im Glauben und in der Lehre des Evangeliums wandelte einen ganzen und unabhängigen Körper dar, berechtigt sich Seelsorger und Lehrer zu wählen, ihr Leben zu ordnen und Christus als das alleinige unmittelbare Haupt zu ehren. Sie verlangten unbeschränkte Gewissensfreiheit für sich und brüderliche Eintracht mit andersdenkenden Christen; sie bekannten sich zu einer fortwährenden Offenbarung

Gottes in der Menschenbrust und in der Weltgeschichte, sie bekannten sich zu dem allgemeinen Priesterthum aller echten Christen, und wollten darum nicht daß Jemand die Einwirkungen Gottes hemmen oder einem vom Geist getriebenen Gemeindeglied das Predigtrecht versagen möge. Wie die Hochkirche mit der Krone verbunden war, so standen diese Männer zur Volksfreiheit, als die Stuarte das göttliche Recht der Könige in Anspruch nahmen, als sie die alten Volksrechte nur für einen Ausfluß ihrer Gnade erklärten und ähnlich den Fürsten des Continents eine absolute Herrschergewalt für sich begründen wollten. Der Kampf für ihr bürgerliches Recht war zugleich der Kampf für ihren Glauben. Die Independenten gingen auch hier am weitesten und kühnsten voran und ihr Sieg war im Staat die Gründung der Republik, in der Kirche die Freiheit des Gewissens und die sittliche Zucht des Lebens, die von Anfang an Ziel und Ausgangspunkt des Protestantismus waren.

Oliver Cromwell ward den 25. April 1599 zu Huntingdon geboren. Er gehört dem altadligen sächsischen Geschlecht an, das auch Heinrich's VIII. Minister, den Hammer der Mönche, zu seinen Gliedern zählte; Oliver's Mutter war dem Stuart'schen Königshause verwandt; die Familie war mäßig begütert. Der Knabe erwuchs in strengprotestantischer Atmosphäre, und die Besprechung der Bartholomäusnacht wie der Pulververschwörung, der Druck gegen die Volkskirche mag einen tiefern Eindruck auf das junge Gemüth gemacht haben als der Jagdzug König Jakob's, der bei Oliver's Oheim übernachtete. Er besuchte die Schule seines Orts, und ward dann auf der Universität Cambridge den 23. April 1616 immatriculirt — am Todestage Shakespeare's. Ziehen wir noch Newton heran, so finden wir daß in diesem Jahrhundert England seine größten Männer hatte, daß die Häupter des Jahrhunderts in Kunst, Staat und exacter Wissenschaft Engländer waren. Schon ein Jahr später starb der Vater Oliver's, und dieser verließ darum die Universität um für die Mutter und sechs Schwestern zu sorgen und das Gut der Familie zu verwalten; nur auf kurze Zeit ging er noch nach London um sich einige Rechts- und Gesetzeskunde zu erwerben, und heirathete dort im August 1620 Elisabeth Bourchier, eine Kaufmannstochter, die er sofort nach Huntingdon heimführte. Daselbst lebte er zehn Jahre in ländlicher Stille, bei ländlicher Arbeit, aber eine Zeitlang in Gemüthsbewegungen, die ihn auch körperlich angriffen, sodaß er hypo-

chondrisch wurde, Phantasien hatte und manchmal des Nachts zum Arzt sandte, weil er zu sterben meinte. Die Frucht dieser Kämpfe war eine sittliche Wiedergeburt, eine klare Erkenntniß des Christenthums, die er mit unaussprechlicher Freude als seine Bekehrung und Befreiung vom ewigen Tod bezeichnete. In Erinnerung daran schrieb er 1638 an seine Cousine St.-John:

„Ich erkenne dankbar deine Liebe in der freundlichen Erinnerung an mich. Ach, du preisest meine Briefe und meine Gesellschaft allzu sehr. Ich bin beschämt mir deine Ausdrücke anzueignen, wenn ich betrachte wie wenig ich mein Talent geltendmache. Doch um Gott die Ehre zu geben in Anerkennung dessen was er für meine Seele gethan hat bin ich auch hierin voll Vertrauen und will es sein. Wahrlich ich finde daß er Quellen springen läßt in trockener öder Wildniß da kein Wasser war. Ich lebe, du weißt wo, in Meschek, welches wie sie sagen Verzug heißt, in Kedar, welches Finsterniß bedeutet; aber der Herr verläßt mich nicht. Ob er auch verzieht, so tröste ich mich doch dessen daß er mich zu seinem Zelte, seiner Ruhestätte bringen wird. Meine Seele ist mit der Schar des Erstgebornen, mein Körper ruht in Hoffnung, und ob ich hienieden meinen Gott durch Thun oder durch Leiden ehren mag, ich werde froh darüber sein. Wahrlich, kein armes Geschöpf hat mehr Grund voranzugehen in der Sache seines Gottes denn ich. Ich habe reichlichen Lohn zum voraus gehabt, und bin sicher ich werde nimmer das kleinste Scherflein verdienen. Der Herr nehme mich auf in seinem Sohn und gebe mir zu wandeln im Licht, denn er ist das Licht. Er erleuchtet unsere Finsterniß, unsere Dunkelheit. Ich darf nicht sagen: Er verbirgt sein Angesicht vor mir. Er gibt mir das Licht zu sehen in seinem Licht. Ein einziger Strahl in einem dunklen Ort bringt eine gar herrliche Erquickung mit sich: gesegnet sei sein Name, daß er scheinet in ein so dunkles Herz wie das meinige. Du weißt was für ein Leben ich geführt habe. O ich lebte in der Finsterniß und liebte sie und haßte das Licht; ich war ein Oberster, der Oberste der Sünder. Wahr ist's ich haßte die Gottseligkeit, doch hat Gott sich meiner erbarmt. O über den Reichthum seiner Gnade! Lobe ihn für mich, bete für mich, daß er der ein gutes Werk begonnen hat es vollenden möge am Tage Christi."

Ob diese Worte des Selbstgerichts und der Hingabe an Gott nur der energische Ausdruck für die Erkenntniß der Abgründe im eigenen Herzen und der mannichfachen Gedankenschuld sind, oder

ob sie ein wildes Jugendleben reuevoll bezeichnen, in das seine feurige Natur sich verirrt haben soll, läßt sich nicht entscheiden; lang kann ihn das Leben der Hauptstadt in seine Strudel nicht gezogen haben; er soll später zurückerstattet haben was er im Spiel gewonnen hatte; sonst wird nichts Bestimmtes berichtet, auch von seinen Gegnern nicht. Milton, der ihn genau kannte und ihm immer ergeben blieb, sagte von ihm: „Er erwuchs und entwickelte sich in der Dunkelheit des Hauses, und nährte im Stillen in seinem Herzen ein festes Gottvertrauen und eine Größe der Seele, was ihn wohl vorbereitete für die Tage deren Zeichen schon erschienen. Bereits in einem reifen Alter hatte er das Privatleben noch nicht verlassen, aber seine Anhänglichkeit an die reine Religion und die Unbescholtenheit seines Lebens zeichneten ihn in seiner Umgebung aus."

Mittlerweile hatte Jakob I. das Ansehen und die Macht Englands mehr und mehr sinken lassen, hatte das Parlament oft mit prahlerischer Anmaßung gereizt, und dann durch schwache Nachgiebigkeit nur verstärkt; ohne ein stehendes Heer, das Mittel des fürstlichen Absolutismus, hatte er den Glanz eines unumschränkten Königthums gesucht, und sich selber am Ende zu einem Gegenstand des Spottes und Gelächters gemacht, während viele Männer, die vor ihm die Krone getragen und nach den Gesetzen regiert hatten, durch persönliche Begabung ausgezeichnet waren. Mittlerweile war die Kluft zwischen der Staatskirche und der Volkskirche immer größer geworden. Je weniger Gefahr ihr von Rom drohte, desto härter drückte die erstere auf die letztere. Und die Puritaner wiederum seufzten nach Erlösung, verglichen ihre Bedrängnisse mit denen der alten Juden, und lasen sich mehr und mehr in das Alte Testament hinein: sie gaben ihren Kindern nicht blos die Namen hebräischer Patriarchen, Krieger und Propheten, sie weideten sich auch an dem Bilde des Elias, der die Baalspriester abschlachtet, an dem Bilde des Jehu, der das Blut einer Königin den Hunden zu lecken gibt, an dem Bilde der Jael, die den Nagel in das Hirn des feindlichen Feldherrn schlägt. So brüteten sie über Rachegedanken, und immer herber ward die Säure ihrer Lebensansicht, immer strenger der finstere Ernst ihrer Sitten, immer seltsamer ihre Sprache, welche die schwungvollen Bilder der Psalmen auf die gewöhnlichen Verhältnisse des Daseins anwandte. Mitterweile hatte (1625) Karl I. den Thron bestiegen, ein Mann verständiger als sein Vater und willenskräftiger, der aber die Treue nicht kannte

und an Schlangenwegen Gefallen fand. Auch er strebte nach unumschränkter Gewalt, aber das Parlament stand ihm von Anfang an mit einer klugen Mäßigung entgegen, es gab nur spärliche und bedingungsweise Geldbewilligungen und nöthigte den König entweder in Uebereinstimmung mit der Volksvertretung zu regieren oder der altererbten Ordnung und Freiheit offenen Krieg zu erklären. Karl entschied sich für das letztere; schon im zweiten Jahr seiner Regierung hatte er sein zweites Parlament aufgelöst und eigenmächtig Steuern ausgeschrieben. Und dabei sank durch Unfälle in Spanien und Frankreich der nationale Kriegsruhm, dabei erregte der König durch seine Heirath mit der papistischen Henriette von Frankreich die Besorgnisse und den Unwillen des Protestantenthums.

Dagegen herrschte in Cromwell's stillem Hause Frieden und Glauben. Oliver war ein wahrer Christ, „nicht blos Sonntags, sondern alle Tage", ämsig bedacht sich seine „Berufung und Erwählung" dadurch zu sichern daß er sich ihrer werth erwies. Alle tiefern Geister wandten sich dem Puritanerthum zu, und brachten nachträglich das ethische Element, welches in Deutschland das Erste bei der Reformation gewesen war, in England zur Geltung; in Noth und Verfolgung bewahrten sie ihre Gewissensfreiheit, ihren reinen Glauben. Cromwell stand in naher Beziehung zu seinem Vetter Hampden und zu Pym. Er war in seiner Heimat hochgeachtet und ward daselbst 1628 ins Parlament gewählt. Dessen Haltung war kühn und fest, und Karl suchte sich mit ihm zu vertragen: das Parlament gewährte bedeutende Subsidien und der König unterzeichnete die berühmte Bitte um Recht, Bill of right, wodurch er sich verpflichtete die alten Freiheiten der Nation aufrechtzuerhalten, keine Steuern ohne Parlamentsbeschluß zu erheben, Niemanden anders als auf dem Wege des Gesetzes in Haft zu nehmen, keine Militärgerichte mehr in seinem Volk einzusetzen.

Während der Sitzungen des Jahres 1629 bildete das Unterhaus einmal ein großes Comité für Religionsangelegenheiten; damals ergriff Cromwell zum ersten mal das Wort; derb und schmucklos im Aeußern, mit rauher Stimme that er einen groben Schlag auf drei Papisten zugleich. „Es werde ihm", sagte er, „von Dr. Beard (seinem alten Schulmeister in Huntingdon) berichtet, daß dort der Dr. Alabaster am Kreuze der Paulskirche einen offenen Papismus predige, und daß der Bischof von Winchester als sein Diöcesan ihm das geboten habe; derselbe Bischof habe an Mainwaring, gegen den das Parlament öffentlich eine Rüge ausge-

sprochen, eine reiche Pfründe gegeben. Sind dies die Schritte um in der Kirche emporzukommen, was haben wir zu erwarten?" Cromwell ward beauftragt eine Vorladung um Zeugniß abzulegen an Dr. Beard gelangen zu lassen. Aber das Parlament ward bald aufgelöst. Es weigerte sich das Pfund- und Tonnengeld für die ganze Regierungszeit Karl's zu bewilligen. In stürmischer Sitzung hielt man den Sprecher, der das Haus vertagen sollte, trotz Weinens und Schreiens fest, ebenso den Thürsteher, und erklärte jede Erhebung des Zolls für ungesetzlich, jeden der ihn entrichten würde für einen Verräther. Ein Hauptmann der die Versammlung sprengen sollte fand sie nicht mehr, der König schalt im Hause der Lords gegen dies rebellische Betragen des Unterhauses, sprach die Auflösung aus und ließ mehrere Mitglieder verhaften.

Karl hatte seinerseits keine Lust jenen Vertrag zu halten; er brach ihn keck; er schloß Frieden mit dem Ausland und beschloß ohne Parlament zu regieren. Erzbischof Laud herrschte in der Staatskirche, die er dem Katholicismus wieder näher führte, während er die Puritaner mit Pranger, Ohrenabschneiden und Einkerkern verfolgte. Im Staat war Strafford des Königs rechter Arm, ein geistvoller, entschloßner Mann, der Englands Richelieu zu werden dachte; sein Wahlspruch war: Durch! Die Sternkammer und die hohe Commission wirkten rastlos als eine politische und kirchliche Inquisition. Der Despotismus begann zu blühen in England, nur Eines fehlte ihm noch, die rechte Stütze fehlte ihm, das stehende Heer. Strafford wußte das und arbeitete dafür. Wenn in alter Zeit zur Vertheidigung gegen die Schotten die Küstengebiete Englands Schiffe gestellt oder auch Geld dafür gezahlt hatten, so sollte dies wieder eingeführt werden, zwar nicht im Krieg, sondern im Frieden, zwar nicht blos von den Küsten, sondern auch vom Binnenland, zwar nicht für Schiffe, sondern für ein Landheer; doch sollte es das alte Schiffsgeld sein. Die Nation gerieth in Aufregung. Hampden verweigerte die von ihm verlangten 20 Schillinge: das Gericht verurtheilte ihn zwar, aber seine Vertheidigung hatte recht aus dem Herzen des Volks gesprochen, und der Mann des gesetzlichen Widerstands ward der Liebling des Volks.

Sein Vetter Cromwell war indeß Friedensrichter geworden, hatte seine Besitzung in Huntingdon verkauft und eine größere in der Nachbarschaft, in St.-Ives erworben. Dort lebte er als Oekonom, um sein ewiges Heil besorgt. Das religiöse Interesse

steht bei ihm fortwährend im Vordergrund. Er vertieft sich in die Bibel, er erzieht seine Kinder zu christlicher Frömmigkeit, er hört und unterstützt die puritanischen Reiseprediger. Man associirte sich für das Evangelium, und ließ es kämpfend gegen die Laud'sche Glaubenstyrannei verkündigen. So ward von London aus ein Prediger in St.-Ives unterhalten. Der älteste auf uns gekommene Brief Cromwell's bezieht sich darauf; er ist an den Kaufman Storie in London gerichtet, datirt den 11. Januar 1636, und lautet:

„Im Katalog der guten Werke, welche eure Mitbürger und Landsleute gethan haben, wird das nicht für das Kleinste erachtet werden daß sie für Nahrung der Seele Sorge getragen. Die Erbauung von Hospitälern sorgt für den Leib der Menschen, steinerne Tempel zu errichten wird für ein Werk der Frömmigkeit angesehen, aber die welche geistige Nahrung schaffen, die welche geistige Tempel bauen die sind die wahrhaft frommen, wahrhaft liebevollen Menschen. Solch ein Werk thatet ihr als ihr eine Predigt (a lecture) für unsere Gegend veranlaßtet, und damit den Dr. Wells beauftragtet, einen Mann von Herzensgüte, Eifer und Geschicklichkeit um allerwegen Gutes zu thun; keinem derer die ich in England kenne steht er nach, und ich bin überzeugt daß seit seiner Ankunft der Herr durch ihn unter uns viel Gutes gewirkt hat. Es ist nun nur noch übrig daß Er, der euch zuerst bewogen hat also zu thun, euch auch zur Fortsetzung des Begonnenen antreibe: es war der Herr, und darum erheben wir zu ihm unsere Herzen daß er es vollenden möge. Und wahrlich es wäre sehr zu beklagen wenn eine Predigt eingehen müßte, die in den Händen von so manchen verständigen und edlen Männern ist, wie ich überzeugt bin daß ihre Gründer sind, in diesen Zeiten wo wir sie unterdrückt sehen mit allzu viel Gewalt und Eile durch die Feinde von Gottes Wahrheit. Fern sei es daß eine so große Schuld an euern Händen haften sollte, die ihr in einer Stadt lebt welche durch das hellscheinende Licht des Evangeliums so berühmt ist. Ihr wißt, Herr Storie, das Geld für den Prediger zurückzuhalten hieße die Predigt fallen lassen; denn wer zieht zu Felde auf seine eigenen Kosten? Ich bitte euch also bei den Eingeweiden Jesu Christi, fördert die Sache und laßt den guten Mann seinen Lohn haben. Die Seelen der Kinder Gottes werden euch dafür segnen; so werde auch ich thun und immer bleiben Euer treuer Freund im Herrn. Oliver Cromwell."

Wie das geistige, so beschäftigte ihn das materielle Wohl seiner Landsleute. Die Ouse, an der er wohnte, durchfloß sumpfige Niederungen, deren Mittelpunkt Ely war; die Austrocknung dieser Moräste war eine Lebensfrage der Gegend; unter Elisabeth hatte man damit angefangen, aber die leere Kasse Karl's I. hatte die Arbeit unterbrechen lassen. Cromwell verfaßte eine Bittschrift an den König, berief eine Versammlung der Grundbesitzer nach Huntingdon und setzte im Kampf mit der Behörde die Fortsetzung des begonnenen Werkes durch. Das Volk hieß ihn darnach den Lord der Sümpfe. Sein Ansehen stieg im Lande.

Karl und Strafford aber fingen an sich ihrer Triumphe zu freuen, und tasteten mit leichtsinnigem Uebermuth die Kirchenverfassung der Schotten an; eine neue Liturgie ward diesen geboten, und der erste Versuch sie einzuführen erregte einen Tumult, dem eine allgemeine Volkserhebung folgte. Die Schotten griffen zu den Waffen und beschworen ihren Glaubensbund (Covenant). Viele Engländer sympathisirten mit ihnen, und der König war genöthigt ein Parlament zu berufen, wenn er Mittel haben wollte die Empörung zu bekämpfen. Er löste es wieder auf als es die Beschwerden der Nation zur Sprache brachte; er berief die Lords allein, die aber die Verantwortlichkeit des verhängnißvollen Augenblicks nicht auf sich nehmen wollten; so mußte von neuem das ganze Parlament zusamentreten. Für dieses, das Lange Parlament, war Cromwell wie für das vorhergehende in Cambridge gewählt. Am sechsten Tage seiner Sitzungen brachte Cromwell die Beschwerde des jungen Lilburn vor, des Secretärs des kühnen Puritaners Prynne, welcher als Verbreiter von Flugschriften 200 Peitschenhiebe bekommen hatte. Eine ganze Sitzung ward mit dieser und mit ähnlichen Klagen hingebracht; blaß, mit schweigendem Zorn hörten die Volksvertreter zu. Einer von ihnen, Warwick, erzählt: „Ich kam ins Haus, fein gekleidet, denn wir Hofleute hielten viel darauf; und ich sah einen Edelmann sprechen den ich nicht kannte. Er war sehr gewöhnlich angezogen, sein einfacher Tuchrock schien von einem schlechten Dorfschneider gemacht, seine Leinwand war grob und nicht sehr weiß, sein Hut ohne Band. Seine Statur war ansehnlich; er hatte den Degen an der Seite, sein Gesicht war roth und aufgedunsen, seine Stimme scharf und unharmonisch, aber seine Beredsamkeit voll Feuereifer." Auch Clarendon erzählt von der Heftigkeit und dem derben Benehmen Cromwell's als dieser in einem Comité die Rechte armer Bauern vertheidigte.

Im Parlament selbst nahm er sich der Schotten in der religiösen Frage an.

Das Parlament war im November 1640 zusammengetreten. Einmüthig wurden von ihm die Verfassungsverletzungen angegriffen; die Sternkammer und die hohe Commission wurden aufgehoben, Laud ward in den Tower gesetzt, Strafford auf revolutionäre Weise gerichtet. Der König gab zu daß das Parlament nur mit dessen eigener Genehmigung vertagt oder aufgelöst werden könne. Im folgenden Herbste traten die beiden Parteien hervor, welche überall in der Geschichte sich geltendmachen und die Jugend oder das Alter, die freie Bewegung und den rastlosen Fortschritt oder das Erhalten und die gute alte Ordnung vertreten. Später Tories und Whigs genannt, hießen sie damals Cavaliere und Rundköpfe, letzterer Name der der Puritaner nach dem rundabgeschnittenen Haupthaar. Wohl hatten die Einen recht, daß nun die Misstände abgestellt und die Volksfreiheiten neu gewährleistet seien: es gelte nun Frieden zu schließen und das Bestehende zu stützen; aber auch die andern hatten recht, daß man dem König nicht trauen könne, daß das Gesetz für ihn keine Schranke sei, und daß ihm eine schlagfertige Macht gegenüberstehen müsse. Die Leiter der Bewegung wußten daß Karl ihnen den Untergang geschworen. Nun kam das ungeheure Blutbad, das die Irländer unter den Protestanten anrichteten. Man dachte im Parlament an eine ausführliche Beschwerdeschrift über die Verwaltung des Staats; nur mit wenigen Stimmen ging sie im Unterhaus durch; wäre sie zurückgewiesen worden, dann waren Cromwell und seine Freunde zur Auswanderung nach Nordamerika entschlossen. Der König aber ließ sich beikommen in eigener Person im Parlament zu erscheinen um mehrere Oppositionsmitglieder verhaften zu lassen. Der Staatsstreich scheiterte; das Volk hielt bewaffnete Wacht am Parlamentshaus, und der König fand es für gut London zu verlassen. Seine Treulosigkeit fand jetzt ihre Strafe. Die Volksvertreter waren überzeugt daß sie nur sicher sein konnten, wenn er ganz hülflos war. Nur der Mangel einer Armee hatte den Umsturz der Verfassung verhütet; der König sollte jetzt dem Oberbefehl über das Heer entsagen, er sollte ohne die Zustimmung der Volksvertreter keine Minister, keine Peers ernennen. Hiermit war das Ziel der Revolution bezeichnet: denn wenn sie am Ende auch dem Könige die Macht ließ seine Minister zu ernennen, so konnte doch kein Minister ohne eine Majorität im Unterhause regieren,

und für die Verwendung des Heeres waren die Räthe der Krone dem Parlament verantwortlich. Karl wies aber jene Bedingungen zurück. Der Augenblick war da, in welchem, um mit Guizot zu reden, die entschlossensten Geister, unvermögend das Gute und das Böse, Gefahr und Heil zu unterscheiden, nur noch Werkzeuge der Vorsehung sind, welche wechselseitig die Könige durch die Völker und die Völker durch die Könige züchtigt. Das Schwert ward gezogen.

Cromwell warf sich mit seiner Person, seiner Familie, seinem Vermögen in die Revolution. Der angebliche Heuchler that die ersten entscheidenden Schritte. Er gab (1642) im Februar 300, im April 500 Pfd. St. für die Sache des Volks. Er stellte im Juli den Antrag, daß man der Stadt Cambridge gestatte zwei Compagnien von Freiwilligen zu errichten und deren Führer zu ernennen. Er schickte auf seine Kosten Waffen in die Grafschaft Cambridge, und er erhielt 100 Pfd. St. dafür zurückerstattet. Weiß er nicht, fragt Philarethe Chasles, daß er seinen Kopf dabei aufs Spiel setzt? Er weiß es, aber er geht noch weiter. Er bemächtigt sich in Cambridge des Magazins im Schloß, damit das äußerst kostbare Silberzeug der Universität nicht in das königliche Lager gebracht werde. Er stört und hemmt die Reisen der Royalisten auf offener Straße. Er mit seinem ältesten Sohn griff zu den Waffen als sich unter Graf Essex ein Parlamentsheer sammelte. Hampden ward Oberst, der Deputirte von Cambridge, der 43jährige Landbauer, ward Hauptmann.

Als einst Cromwell im Parlament sprach, fragte Lord Digby bei Hampden nach, wer Jener wäre; lächelnd versetzte Hampden: „Wenn's Ernst wird, wenn wir mit dem König brechen müssen, wird der plumpe Gesell Englands größter Mann werden.“ Es ward Ernst, und Cromwell war der Erste der von der officiellen Heuchelei nichts wissen wollte, daß der Krieg für den König und das Parlament geführt werde; er erkannte sofort was später Scott im Parlament sagte: „Wer den Degen gegen den König zieht muß die Scheide ins Feuer werfen!“ Nach Clarendon sagte er zu seiner Compagnie: „Soldaten, ich will euch nicht überraschen, noch euch durch die zweideutigen Worte meiner Commission betrügen, die mich beruft für König und Parlament zu streiten. Wenn der König sich in einer feindlichen Schar befände, die ich anzugreifen hätte, so würde ich mein Pistol auf ihn wie auf jeden Andern abschießen. Wenn euer Gewissen euch nicht das Gleiche gestattet, so stellt euch nicht unter meinen Befehl.“

In verschiedenen Provinzen bildeten sich nun Verbindungen zum Schutz gegen Freibeuter und einherstreifende Royalisten; die Bürger wollten den Krieg von ihren Fluren fern halten. Cromwell war die Seele dieses Bundes in seiner Heimath, und während ähnliche Vereine bald sich auflösten bestand jener mit Erfolg. Zwei Briefe aus dieser Zeit zeigen uns eine allseitige Thätigkeit des nunmehrigen Soldaten. Er legt sein Fürwort ein für die Bauern von Hapton bei dem Grundherrn Sir Thomas Knyvett; ein gewisser Brown beunruhigte sie, die gute Puritaner waren. Nur ihr Leiden um des Gewissens willen bezeichnet er als das Motiv seines Schreibens, und setzt hinzu: „Ich schäme mich nicht zu bitten für solche die irgendwo bedrückt werden; ich thue wie ich wünsche daß an mir gethan werde. Herr, wir leben in streitsüchtigen Tagen und der Zorn scheint mir der schlimmste welcher sich auf Verschiedenheit der Meinungen gründet; aber um diese zu heilen wird das kein passend Mittel erfunden werden daß man die Menschen an Leib, Hab' und Gut beschädigt." Einen andern Brief empfing sein Mitfriedensrichter Barnard zu Huntingdon: „Es ist wahr, mein Lieutenant war mit einigen meiner Soldaten in Euerm Hause. Ich nahm mir die Freiheit einmal nach Euch fragen zu lassen; der Grund war daß mir berichtet ward Ihr wäret thätig gegen die Maßnahmen des Parlaments und für die welche den Frieden dieser Gegend und des Königthums stören, mit denen dieser Gegend welche Zusammenkünfte hatten und zwar nicht wenige, mit Planen und Zwecken die nur zu zu viel Verdacht erregen. Es ist wahr, mein Herr, ich weiß es, Ihr waret behutsam in Euerm Treiben, aber baut nicht allzu viel darauf. Schlauheit kann Euch täuschen, Rechtlichkeit niemals. Von ganzem Herzen wünsche ich daß Euer Urtheil und Euer Unternehmen sich ändern möge. Ich komme einzig um die Menschen abzuhalten den Riß noch größer zu machen und Schaden anzurichten, aber nicht um selbst Jemanden zu beschädigen, auch Euch nicht; ich hoffe Ihr werdet mir keine Veranlassung geben. Thut Ihr es doch, so muß man mir verzeihen was meine Pflicht für das Volk mir auflegt. Wenn Euer guter Geist Euch auf diesem Wege hält, dann erkennt mich als Euern Diener

Oliver Cromwell.

Seid versichert schöne Worte von mir sollen Euch nicht um Eure Häuser noch um Eure Freiheit betrügen."

Cromwell ward Oberst. Scharmützel wurden hin und her

mit wechselndem Glücke geliefert. Am 23. October 1642 ward das Parlamentsheer bei Edgehill geschlagen. Schrecken herrschte in London. Der Winter verging ruhig. Im Frühjahr aber bedurfte das Parlament entscheidender Siege, wenn es sich halten sollte. Aber beim König standen die meisten Adeligen mit ihrem Gefolge, waffengeübt, voll ritterlicher Ehre und loyaler Treue; für das Parlament fochten einzelne Freiheitsfreunde mit vielem zusammengelaufenen Volk, das man angeworben hatte. Cromwell's Adlerblick durchschaute dies und sein Genie fand sofort auch Hülfe. In einer Rede während der Verhandlungen um den Königstitel erzählt er die Sache selbst mit folgenden Worten:

„Ich war ein Mann der von seiner ersten Verwendung an plötzlich hervorgezogen ward und dem man stets mehr und mehr vertraute; von da an wo ich zuerst Reiterhauptmann war; und ich arbeitete so gut ich konnte meine Pflicht zu thun, und Gott segnete mich darin nach seinem Wohlgefallen. Und ich suchte treu und einfach — ja auf einem einfältigen Wege, wie große und weise und gute Männer urtheilten — mir meine Werkzeuge für mein Werk hülfreich zu machen. Ich will offen mit euch sein. Ich hatte einen recht werthen Freund damals, er war ein wahrhaft edler Mann, und ich weiß er steht in dankbarem Andenken bei euch, — John Hampden. Wie ich mich bei diesen Unternehmungen zu betheiligen anfing, sah ich daß unsere Leute überall geschlagen wurden; ich that's in der That, und ich bat ihn er möchte zu Lord Essex' Armee einige neue Regimenter hinzufügen, und ich sagte ihm, ich wollte ihm dienstlich sein solche Männer anzuwerben, die einen Geist hätten der Einiges in dem Werk thun könnte. Das ist wirklich wahr was ich euch sage, Gott weiß ich lüge nicht. Eure Truppen, sagte ich ihm, sind größtentheils alte abgängige Söldner, Aufwärter in Schenken und Bursche solchen Schlags, und, sagte ich, ihre Truppen sind Söhne von Edelleuten, jüngere Söhne und Männer von Stand; denkt ihr daß der Geist solch niederer und gewöhnlicher Bursche jemals fähig sein wird Edelleute zu bestehen, welche Ehre, Muth und Entschlossenheit im Herzen haben? Wahrlich, das stellte ich ihm vor nach meinem Gewissen, und wahrlich ich sagte ihm: Ihr müßt euch Männer von Geist verschaffen, und — nehmt es nicht übel was ich euch sage, ich weiß ihr wollt's nicht — von einem Geist der bereit ist so weit voran zu gehen wie die Edelleute, oder ihr werdet immer noch geschlagen werden. So sagte ich ihm, ich that's

wirklich. Er war ein weiser und würdiger Mann, und er dachte daß ich ihm da einen guten Begriff beigebracht, aber einen unpraktischen. Meiner Treu, da sagte ich ihm ich könnte dafür etwas thun. Das that ich auch, und wahrlich ich muß es euch sagen, nehmt's wie ihr wollt, ich rief solche Männer auf, die in der Furcht Gottes lebten und bei Allem was sie thaten ein Gewissen hatten, und von dem Tag an, ich muß es euch sagen, wurden wir niemals geschlagen, und wo sie immer auf den Feind trafen da siegten sie. Und wahrlich das ist etwas um Gott darin zu preisen und gibt uns die Lehre Menschen anzuerkennen die religiös und gottselig sind."

Dadurch also daß er dem Geist der Ritterlichkeit die religiöse Begeisterung entgegenstellte, daß er den Glaubensmuth in den Kampf rief, entschied Cromwell das Schicksal seines Vaterlandes, vielleicht Europas; dadurch ward er die Seele und bald der Führer des Heers und damit der ganzen Revolution. Vierzehn Schwadronen eifriger Puritaner hatte er bald bewaffnet. Das waren ernste ehrenfeste Männer, die wußten wofür sie stritten. Da war keine Liederlichkeit, kein Fluchen und Saufen im Lager, sondern Gesang und Gebet, Ordnung, Zucht und Gottvertrauen. Es waren Männer die Gott fürchteten und sonst nichts. Sie waren gekleidet und bewaffnet wie es eben kam, aber sie waren eins und gleich in dem Enthusiasmus für ihre religiöse und bürgerliche Freiheit. Sie hatten stets, wie der Feldprediger Hugh Peters verlangte, das Wort Gottes im Mund und den Säbel in der Hand. „Meine Truppen vermehren sich; ich habe prächtige Leute, ihr würdet sie achten, wenn ihr sie kenntet. Ehrenhafte mäßige Christen!" schrieb Cromwell, als er Sold für sie verlangt, und setzte hinzu: „Ich strebe nicht mich selbst zu suchen, aber ich habe wenig eigenes Geld um meinen Soldaten zu helfen. Mein Vermögen ist klein, und schon hat der Staat von mir 11—12000 Pfund, sodaß ich aus meinen Privatmitteln wenig mehr fürs Volk thun kann. Ihr habt mein Geld gehabt, ich hoffe zu Gott ich werde nun meine Haut daran wagen. So thun die Meinigen. Ihrer Geduld könnt ihr eine Last auflegen, aber brecht sie nicht!" — Und ein andermal: „Legt nicht zu viel auf den Rücken eines armen Edelmanns, der ohne viel Geräusch sein Leben opfern und den letzten Tropfen verbluten möchte um der Sache und euch zu dienen. Ich verlange euer Geld nicht für mich selbst; wäre das mein Ziel, so würde ich meinen Mund jetzt nicht aufthun. Ich

will mich selbst verleugnen, aber die Andern müssen befriedigt werden. Ich bitte um schleunige Unterstützung. Vergeßt nicht eure Gebete!"

Im Sommer des Jahres 1643 starb Hampden den Heldentod. Mit ihm verschwand nach Dahlmann's Urtheil die letzte Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung. Das englische Parlament verbündete sich politisch und kirchlich mit dem schottischen, Cromwell unterzeichnete die Acte mit. Bei Grantham, bei Gainsborough hatte er siegreich das Feld behauptet; bei Winceby war ihm mitten im Getümmel das Pferd erschossen, er selbst niedergeworfen worden, aber er hatte sofort das Pferd eines gemeinen Soldaten bestiegen und im Sturme die Feinde geworfen.

Im Januar 1644 eröffnete der König in Oxford ein Parlament seiner Getreuen; 45 Lords und 118 Gemeine waren erschienen: in Westminster tagten 25 Lords und 280 Gemeine; noch 100 Mitglieder des Unterhauses waren im Feld oder in Staatsgeschäften abwesend. Aber auch die Royalisten waren dem König lästig, sobald sie Gesetzlichkeit und Verfassung als Schranke souveräner Willkür forderten; er vertagte sie im April. Am 2. Juli ward zu Marston-Moor die erste große Schlacht geliefert. Cromwell gab die Entscheidung. „Vertraut auf Gott und haltet das Pulver trocken", war der Rath an seine Soldaten. Nach dem Sieg im Lager vor York schrieb er folgenden Brief an seinen lieben Bruder, Oberst Valentin Walton; wir erfahren daraus gelegentlich daß sein ältester Sohn, Oliver, bereits im Kampfe gefallen ist.

„Lieber Herr!

Es ist unsere Pflicht uns gemeinsam der Gnade zu erfreuen und zusammen den Herrn bei Züchtigungen und Prüfungen zu preisen, sodaß wir auch jetzt miteinander Leid tragen mögen. Wahrlich, England und die Kirche Gottes haben eine große Gnade vom Herrn gehabt in diesem großen uns verliehenen Sieg, so wie kein zweiter war seitdem dieser Krieg begann. Er hat all die Zeichen eines vollständigen Siegs, den durch den Segen des Herrn die gottselige Partei vorzugsweise gewonnen hat. Niemals griffen wir den Feind an ohne ihn zu werfen. Der linke Flügel, den ich befehligte, und der, bis auf wenige Schotten in der Nachhut, aus unserer eigenen Reiterei bestand, schlug die ganze Reiterei des Prinzen. Gott machte sie wie Stoppeln für unsre Schwerter. Wir griffen zu Pferd ihr Fußvolk an, und warfen alle die wir angriffen. Das Einzelne kann ich jetzt nicht erzählen; ich glaube

aber, daß dem Prinzen von 20000 Mann keine 4000 übriggeblieben sind. Den Ruhm, all den Ruhm gebt Gott.

Mein Herr, Gott hat euern ältesten Sohn hinweggenommen durch einen Kanonenschuß. Der brach ihm das Bein; wir mußten es ihm abnehmen, wonach er starb. Herr, ihr wißt wie ich selbst auf diesem Wege heimgesucht worden bin; aber Gott hielt mich aufrecht durch den Trost daß er meinen Sohn aufgenommen in die Seligkeit, nach der wir Alle ringen, für die wir leben. Dort ist auch euer herrlich Kind voll Ruhm, nimmermehr Sünde oder Schmerz zu kennen. Er war ein braver junger Mann und höchst anmuthig. Gott gebe euch seinen Trost. Vor seinem Tod war solch ein Frieden in ihm, daß er es Frank Russel und mir selbst nicht auszudrücken vermochte; «Es ist so groß, soviel höher als der Schmerz», sagte er zu uns. In der That es war bewundernswerth. Kurz darauf sagte er, ein Ding läg ihm auf der Seele. Ich frug ihn was es wäre; das war's, sagte er, daß ihm nicht länger vergönnt worden die Feinde Gottes zu zerstören. Bei seinem Sturz — sein Pferd war durch die Kugel getödtet, und wie ich erfahren habe noch drei andere Pferde — sagt man mir habe er sie gebeten sie möchten ihm rechts und links offenen Raum machen, damit er die Schurken können fliehen sehen. Wahrlich er war äußerst beliebt im Heer bei Allen die ihn kannten. Aber Wenige kannten ihn, denn er war ein köstlicher Jüngling, bereitet für den Herrn. Ihr habt Ursache Gott zu lobsingen. Er ist ein glorreicher Heiliger im Himmel, worüber ihr euch höchlichst freuen mögt. Laßt das euren Gram auftrinken. Und seht das sind keine erdichteten Worte um euch zu trösten, sondern die Sache ist wirklich so und eine zweifellose Wahrheit. Ihr könnt alle Dinge thun durch die Kraft Jesu Christi; sucht sie und ihr werdet diese Prüfung leicht bestehen. Laßt das allgemeine Heil der Kirche Gottes euch euern besondern Schmerz vergessen machen. Laßt den Herrn eure Stärke sein. So betet euer treuer und liebender Bruder

Oliver Cromwell."

Der durch den Ungestüm der Independenten erfochtene Sieg erhöhte ihren Muth und ihre Macht, während die presbyterianischen Obergenerale den Krieg immer noch so führen wollten daß der Friede mit dem König möglich bliebe; sie thaten nichts Entscheidendes, sie erlitten Verluste, die Kosten des Kriegs drückten das Volk. Cromwell wirkte im Feld gegen dieses System, er griff es im Parlament hart an und hielt endlich folgende Rede:

„Es ist jetzt Zeit zu sprechen oder immer den Mund zu halten. Denn es handelt sich um nichts Geringeres als um die Rettung des Volks aus der blutigen Lage, ja aus dem Todeskampf, in welchen es die lange Dauer dieses Kriegs gebracht hat; sodaß ohne eine raschere, lebendigere und wirksamere Fortsetzung des Kriegs wir machen daß das Land unserer müde wird und den Namen des Parlaments dem Hasse weiht. Denn was sagen die Feinde? Nein was sagen Viele die anfangs unsere Freunde waren? Dies daß die Mitglieder beider Häuser große Stellen und Commandos erhalten haben, daß das Schwert in ihren Händen ist, und daß sie durch ihren Einfluß im Parlament, durch ihre Macht im Heer sich fortwährend in ihrer Größe erhalten wollen und nicht gestatten den Krieg rasch zu enden, damit nicht ihre eigene Macht mit ihm eine Grenze finde. Dies was ich euch hier ins Angesicht sage ist nur was Andere draußen hinter euerm Rücken äußern. Ich bin weit entfernt auf Personen zu deuten. Ich kenne den Werth dieser Befehlshaber, aber wenn ich rücksichtslos nach meinem Gewissen reden soll, so muß ich gestehen: wenn das Heer nicht auf einen andern Fuß gebracht, wenn der Krieg nicht energischer geführt wird, so kann das Volk den Krieg nicht länger mehr ertragen und wird euch zu einem ehrlosen Frieden nöthigen. Doch wollt ich das eurer Klugheit empfehlen, daß ihr von den etwaigen Fehlern der Befehlshaber absieht, denn sie sind in militärischen Dingen schwer zu vermeiden, und ich selbst muß bekennen daß ich Manches versehen habe. Dringen wir vielmehr auf den Grund jener Uebelstände, und suchen wir sie selbst zu heilen, was sehr nothwendig ist. Und ich hoffe wir haben so echtenglische Herzen, solch eifrige Liebe für das allgemeine Wohl unsers Vaterlandes, daß kein Mitglied eines der beiden Häuser Bedenken tragen wird sich selbst zu verleugnen und das Privatinteresse dem öffentlichen Besten zum Opfer zu bringen; daß Niemand glaubt es werde ihm eine Unehre angethan, was auch das Parlament in dieser wichtigen Frage beschließen wird."

Das Haus der Gemeinen stimmte hiernach für die Selbstverleugnungsordonnanz, wodurch die Parlamentsmitglieder sich von allen Stellen im Dienste des Staats und Heeres ausschlossen. Die Lords verwarfen die Bill. Damals soll Cromwell gesagt haben: es werde nicht eher gute Zeit für England kommen als bis es um die Lords geschehen sei. Er und seine Freunde setzten ihren Plan in anderer Weise durch: sie schlugen vor die Armee

neuzubilden, das Unterhaus stimmte bei, und ernannte auf Cromwell's Vorschlag Fairfax zum Oberbefehlshaber; die Soldaten unter dem Commando des Grafen Essex ließen sich bei ihm anwerben und die Zucht und Ordnung, der ernste feste Sinn und die Begeisterung für religiöse und politische Freiheit, die Cromwell's Schar beseelte, ward jetzt auf das ganze Heer übertragen. Cromwell war der eigentliche Leiter des Ganzen. Und was ihn emporgebracht? Schlechte Künste und kleine Schlauheiten waren's nicht, sondern der Blick des Genies, der Glaubensmuth, der Feuereifer und die Thatkraft, die in ihm waren. Milton sagt: „Als rechter Christ hatte er vor allem sich selbst kennen und seine Feinde im Innern bezwingen gelernt, die Furcht, den Zweifel, die eitle Hoffnung. Nachdem er so Herr und Sieger seiner selbst geworden, trat er dem Feind da draußen als ein kriegserfahrener Veteran entgegen."

Nun ward die Selbstverleugnungsbill von den Lords nachträglich angenommen. Indeß war Cromwell im Felde zu unentbehrlich und seine Leute forderten zu laut ihn zu behalten, als daß nicht durch Parlamentsbeschluß auf ihn eine Ausnahme gemacht worden wäre. Er beruhigte oder zerstreute die Banden, welche sich bereits gebildet hatten um das Land gegen die Uebel des Kriegs zu schützen; er hielt so strenge Mannszucht, daß kein Weib für ihre Ehre, kein Mann für seine Habe in Sorge zu sein brauchte. Am 14. Juni 1645 verlor Karl bei Naseby seine letzte Schlacht. Seine Briefschaften fielen in die Hände des Parlamentsheers, wurden veröffentlicht und überführten den König daß er beim Ausland gegen das eigene Volk um Hülfe gebettelt. Cromwell zeigte den Sieg dem Sprecher des Unterhauses an; wie immer so erkennt er auch hier die Hand Gottes, dem allein die Ehre gegeben werden soll; Dankbarkeit und Demuth möge die Frucht des Glückes sein. Bald darauf konnte er die Einnahme Bristols melden; sein ausführlicher Bericht schließt mit den Worten: „So habe ich euch eine treue, wenn auch unvollständige Erzählung dieses wichtigen Ereignisses gegeben; möget ihr daraus ersehen daß all dies das Werk Gottes ist; ja, der müßte ein rechter Atheist sein wer das nicht anerkennte. Man mag glauben daß den heldenhaften Männern, deren Tapferkeit ich geschildert habe, einiges Lob gebührt; aber ihre einzige Bitte an euch und alle die dieses großen Siegs genießen ist daß ihrer vergessen werde, indem ihr Gott zu preisen gedenkt. Es ist ihre Freude daß sie Werkzeuge waren zum

Ruhme Gottes und zum Wohl ihres Vaterlandes; es ist ihre Ehre daß der Allmächtige sich ihrer bedienen wollte. Sie die in diesem Dienste gearbeitet haben wissen daß Glauben und Gebet die Stadt für euch erobert; ich sage nicht allein das unsere, sondern das Gebet und der Glaube des Volks Gottes in ganz England, das mit dem Herrn gerungen hat um den Segen in dieser Sache. Es ist unser Wunsch daß Gott jetzt verherrlicht werde mit demselben Geist des Glaubens mit dem wir zu ihm um die Kraft zum Siege gerufen haben. Presbyterianer, Independenten, alle haben hier denselben Geist des Glaubens und Gebets; alle suchen und finden die Gegenwart des Herrn; sie sind einmüthig, kein Name trennt sie; es wäre sehr zu bedauern, wenn es anderwärts anders stünde. Alle Gläubigen haben die wahre und wirkliche Einheit, und diese ist höchst glorreich, denn sie ist innerlich und geistig, und vereint mit dem Leibe (der wahren Kirche) und dem Haupt (Christus). Was die Einheit in den Formen betrifft, die sogenannte Gleichförmigkeit, so wird um des Friedens willen jeder Christ so viel thun als sein Gewissen erlaubt. Und für Brüder wollen wir in Angelegenheiten der Seele keinen andern Zwang als die Macht des Lichtes und der Vernunft. In andern Dingen hat Gott das Schwert in des Parlaments Hände gelegt zum Schrecken der Uebelthäter und zur Ehre derer die da recht handeln."

Im Herbst erzählte Peters im Parlament die Einnahme von Basing House, und sagte: „Das ist nun der zwanzigste besetzte Platz den diesen Sommer unser Heer erobert hat. Generallieutenant Cromwell, der Befehlshaber, brachte einen großen Theil der Nacht vor dem Sturm im Gebet mit Gott zu; und selten ficht er ohne einen Text aus der Schrift, der ihn stärkt."

Damals standen die Sachen für das Parlament so günstig, daß es neue Wahlen ausschrieb für die ausgeschiedenen Royalisten. Sein Ansehen ward in ganz England anerkannt. Der König floh zu den Schotten, und ward von ihnen dann den Engländern für Geld ausgeliefert.

1646 heirathete Oberst Ireton Cromwell's Tochter Brigitta; aus dem Hauptquartier in London schrieb der Vater ihr folgende Zeilen:

„Liebe Tochter, ich schreibe deinem Manne nicht, weil eine Zeile von meiner Hand viele von der seinen hervorruft, und das macht daß er zu lange aufbleibt. Eure Freunde in Ely sind wohl.

Deine Schwester Claypole (Elisabeth) — ich vertraue der göttlichen Gnade, ist von mancherlei unruhigen Gedanken heimgesucht. Sie sieht ihre eigene Eitelkeit, ihren fleischlichen Sinn; sie weint darum, und sucht, ich hoffe es, was ihr genügen und Frieden geben wird. Wer so ein Sucher ist der hat nächst dem Finder das beste Theil erwählt; wer in demüthigem Glauben sucht der wird finden. Glücklich der Sucher, glücklich der Finder! Wer hat je geschmeckt wie freundlich der Herr ist, ohne ein Gefühl von Selbstsucht, Eitelkeit und Schlechtigkeit? Wer hat jemals seine Gnade geschmeckt und dann nicht den vollen Genuß verlangt und heiß begehrt? Liebes Herz, voran! Laß nicht den Ehemann, laß nicht irgend was deine Liebe zu Christus kühlen. Ja ich hoffe dein Mann wird ein Anlaß sein sie zu entflammen. Das Liebenswertheste an ihm das ist das Bild Christi das er trägt. Sieh auf dieses, liebe es über Alles und das Andre um seinetwillen. Ich bete für dich und ihn, thut so für mich."

Der König war besiegt; er lebte auf dem Schloß Holmby; aber er hoffte jetzt, als die beiden siegreichen Parteien, die Presbyterianer und die Independenten, ihre Unterschiede zur Sprache brachten, daß er eine Partei durch die andere vernichten und wieder herrschen könne. Das Parlament war vorzugsweise presbyterianisch und gab nun eine Kirchenordnung, nach welcher gleichförmig in England und Schottland gelebt werden sollte; das Heer verlangte volle Gewissensfreiheit und für jeden Gläubigen das gleiche Priesterthum, das gleiche Recht Gott auf seine Weise zu verehren. Die Independenten sahen daß ihnen nur ein anderes Joch aufgelegt werden sollte; das Parlament begann die Macht des Heers zu fürchten; es sollte getheilt, es sollte entlassen werden. Aber die Männer welche ihr Leben eingesetzt für ihre Sache, welche durch das Gottesurtheil der Schlachten den Sieg erfochten hatten, sie konnten sich den Preis desselben nicht entziehen lassen, sie konnten nicht dulden daß so viele Tausend ihrer Brüder umsonst geblutet haben sollten. Cromwell war fortwährend die Seele des Heers. „Niemals", schrieb er im März 1647 an Fairfax, „waren die Gemüther der Menschen erbitterter. Gewiß hat der Teufel nur eine kurze Zeit. Es ist gut, wenn wir gegen all das ein festes Herz haben. Die nackte Einfalt Christi mit der Weisheit, die es ihm gefiel uns zu geben, und Geduld werden Alles überwinden. Möge Gott euer Herz wie bisher aufrecht erhalten." Bewegungen die in den Elementen der Zeit lagen und mit elementarischer Gewalt

hervorbrachen konnte kein einzelner Mensch mit schlauer Berechnung veranlaßt haben, wie die gewöhnliche Ansicht von Cromwell behauptet; noch hat er durch Meisterstreiche von Doppelseitigkeit sich durch das Chaos als Sieger und Ordner emporgearbeitet, sondern „durch eine ununterbrochne edle männliche Einfachheit, dadurch daß er Ein Ding vor Gott und dasselbe Eine vor den Menschen im Sinn hatte, durch gewissenhafte Entschlossenheit, durch Glaubenskraft und Wahrhaftigkeit; und hierin liegt, wie immer es auch bei den Füchsen sein mag, bei den Menschen die Quelle der Klarheit und des Erfolgs". (Carlyle.)

Es wird ein Ausschuß der Offiziere und einer der Soldaten, gleichsam ein Heerparlament mit Ober- und Unterhaus gebildet; man verlangt den rückständigen Sold, man will sich nicht nach Irland schicken und zerstreuen lassen, man fordert Gerechtigkeit. Cromwell und Ireton, zur Vermittelung ins Lager gesandt, ernten den Dank des Parlaments. Ein Cornet, Joyce, bemächtigt sich des Königs und entführt ihn für das Heer nach Hamptoncourt. Anklagen gegen Cromwell verstummen vor seinem Auftreten im Unterhaus. Eine Denkschrift der Offiziere, wahrscheinlich von Cromwell verfaßt, bezeichnet dem presbyterianischen Stadtrath von London unterm 10. Juni die Forderungen des Heers: Die Soldaten bestehen als Engländer darauf daß die Volksrechte verfassungsmäßig festgestellt, Frieden und Freiheit im Staate gegründet werden. „Wir verlangen keine Aenderung der Regierungsform. Ebenso wenig wollen wir die Presbyterialverfassung stören oder unterbrechen. Noch suchen wir unter dem Vorwande der Gewissensfreiheit der Willkür in religiösen Dingen die Bahn zu öffnen. Hat einmal der Staat eine Verfassung, dann haben wir nichts zu thun als uns zu unterwerfen. Aber wir wünschen daß jeder gute Bürger und Jedermann wer friedlich lebt und unbescholten Freiheit und Ermuthigung habe. Und das glauben wir steht im Einklang mit der wahren Politik aller Staaten und mit der Gerechtigkeit selbst." Dies zu erlangen rücken sie auf London zu; haben sie es erreicht, dann wollen sie entlassen sein. Die Stadt soll für ihre Habe unbesorgt sein; nur wer dem Heer sich bewaffnet widersetzen will auf dessen Haupt komme was dann geschieht.

Solch ernste Sprache stimmt das Parlament zur Nachgiebigkeit; ein Beschluß gegen das Heer wird zurückgenommen, elf Deputirte nach dem Verlangen desselben auf ein halbes Jahr beurlaubt. Schon denken die heftigsten Independenten, die Levellers oder Gleich-

macher, an Absetzung des Königs und Abschaffung des Königthums. Cromwell mit seinem Sinne für Ordnung sieht die Gefahr der Verwirrung darin; zugleich rührt ihn die väterliche Zärtlichkeit Karl's für dessen Familie; „Gott möge seine Gnade gegen mich nach der Aufrichtigkeit meines Herzens gegen den König messen", sagt er, und verspricht ihm seine Unterstützung unter der Bedingung einer zehnjährigen Machtbeschränkung nach der Art wie das Parlament dieselbe verlangt hatte. Der König versagt seine Einwilligung, da in London ein Aufstand für ihn ausbricht; der Tumult erzwingt vom Unterhaus die Erklärung den König zurückzurufen. Aber die Sprecher beider Häuser mit mehr als sechzig Mitgliedern flüchten ins Lager, das Heer rückt in London ein und schließt nun die Parlamentsglieder aus welche bei dem Aufruhr betheiligt waren. Zugleich erfahren Cromwell und Ireton was der König mit ihnen vorhat. Es wird ihnen von einem Sattel berichtet, der nach Holborn in das Wirthshaus zum Blauen Eber gebracht, von dort nach Dover und Frankreich befördert werden solle; er enthalte Depeschen des gefangenen Königs. Sie öffnen den Sattel und sehen wie der König an seine Gemahlin schreibt: „Meine Stunde ist endlich gekommen: ich bin jetzt der Mann um dessen Gunst man sich bewirbt. Ich neige mich mehr zu einer Verbindung mit den Schotten als mit dem englischen Heer. Aber was ich auch zuzugestehen scheine, sei ohne Furcht. Ich weiß wohl, wann es Zeit ist, wie man mit diesen Kerlen verfahren muß; statt des Hosenbandes von Seide werde ich einen hanfenen Strick für sie zurechtmachen." Jetzt bekannte Cromwell offen daß die Eitelkeit der Welt ihn getäuscht, daß mit dem Könige nichts anzufangen sei. Doch suchte er die Flucht desselben zu veranlassen und zu begünstigen, wie später Wilhelm von Oranien in Bezug auf Jakob II. verfuhr. Die Gleichmacher im Heer murrten gegen ihn, ja es kam bei einigen Compagnien bereits zu förmlicher Meuterei. Mit persönlicher Gefahr trat Cromwell unter die Aufgeregten, und mit augenblicklicher Energie und späterer Milde rettete er die Armee wie das Land aus drohender Verwirrung. Der Fluchtversuch des Königs mislang, und dieser konnte nur den Ort seiner Gefangenschaft vertauschen, indem er sich auf die Insel Wight begab.

Mitten unter diesen Staatsgeschäften und bis in das folgende Jahr hinein ward Cromwell von der Verheirathung seines Sohnes Richard in Anspruch genommen. Er zog dem schönern Mädchen das gottseligere vor, und verfuhr, wie seine bezüglichen Briefe

darthun, mit großer Umsicht und Sorgfalt, zugleich das Interesse seiner jüngern Töchter, Marie und Franziska, wahrend. Der Staat hatte ihm und seinen Erben eine Revenue von 1680 Pfd. St. auf die Güter des Lords Worcester angewiesen; er überließ aber nicht blos 1000 Pfund hiervon den öffentlichen Kassen für die nächsten fünf Jahre, sondern verzichtete auch auf die großen Summen die er an rückständigem Sold zu fordern hatte.

Jetzt, in einer Sitzung am 3. Januar 1648, ward im Parlament der Antrag gestellt: keine Botschaft vom König mehr anzunehmen, den Staat ohne seine Mitwirkung zu ordnen. Cromwell war für diesen Schritt. „Der König", sprach er, „ist ein Mann von vielem Geist und großen Gaben, aber so falsch und hinterlistig, daß Niemand sich ihm vertrauen kann. Während er uns seine Liebe betheuert, unterhandelt er insgeheim mit den schottischen Abgeordneten um die Nation in einen neuen Krieg zu stürzen. Die Stunde ist gekommen wo das Parlament allein das Reich retten und regieren muß. Die Männer welche euch bisher mit ihrem Blut vertheidigt haben werden es mit gleicher Treue auch ferner thun. Laßt sie nicht glauben daß sie verrathen und der rachgierigen Wuth des Feindes überlassen werden, welcher auch der eurige ist. Wenn ihr euch selbst verließet, so würdet ihr sie nöthigen euch auch zu verlassen und ihr Heil für sich allein zu suchen." Er setzte sich, die Hand am Schwert. Der Antrag ward angenommen. Dies erregte große Gärung im Lande; denn Viele hatten solch ein Aeußerstes doch nicht gewollt. Irland ward schwierig, Schottland beschloß die Aufstellung eines Heers für das Königthum, an vielen Orten in England kam's zu offener royalistischer Schilderhebung. Cromwell suchte bei der gemeinsamen Gefahr die Partei der Presbyterianer mit den Independenten zu vereinigen um energisch voranzugehen; jene waren zu stolz, zu befangen in ihren Doctrinen, sodaß der Versuch scheiterte. Nun berieth er sich mit diesen allein was zu thun sei. Die Staatsmänner wollten vom Königthum, das durch Bibel, Vernunft und Erfahrung verworfen sei, nichts mehr wissen; die Generale wünschten die Republik, wollten aber keine Uebereilung, sondern daß man nach den Umständen handle, und jeden Tag dem Gebot der Vorsehung gehorche. Ludlow drang in Cromwell daß er sich erkläre; dieser aber warf ihm ein Polster an den Kopf und verließ das Zimmer. Das Parlament wollte den Sturm durch Nachgiebigkeit beschwören. Am 28. April beschloß es: daß Königthum, Ober- und Unterhaus in der Verfassung

nicht geändert werden sollten, daß mit dem König auf der Grundlage der alten Bedingungen wieder verhandelt werden könne.

Cromwell war lebensgefährlich erkrankt. Genesend schrieb er an Fairfax: „Ich habe in mir selbst den Spruch des Todes vernommen, damit ich auf Ihn baue der von den Todten auferweckt, und mich nicht auf das Fleisch verlasse. Es ist ein Segen darin täglich zu sterben. Denn was ist in dieser Welt der Rede werth? Das Beste ist eitel in ihr. Ich finde das einzige Gut darin: den Herrn zu lieben und sein armes verachtetes Volk, zu handeln für sie und bereit zu sein für sie zu leiden; — wer dessen würdig erfunden wird hat Gnade vor Gott." Er sah daß das Parlament auf dem Wege war Alles zu verlieren was er und die Seinen erstritten hatten. Er ging ins Lager und wollte daß das Heer nach London zöge, das Parlament von den Furchtsamen reinigte, und um des öffentlichen Wohles willen die Herrschaft in die Hand nähme. Fairfax rieth von diesem Aeußersten ab. Da ging Cromwell nach dem Westen um den Aufstand niederzuwerfen. Aber kaum vernimmt er daß die Schotten in England eingefallen, als er sich nordwärts wendet, und ohne einen Befehl vom Parlament abzuwarten, nur Schuhe für seine Soldaten begehrend, schlägt er die Schotten, die noch die Möglichkeit seiner Ankunft bezweifeln, zu dreien malen, am entscheidendsten bei Preston, rückt in Schottland ein, und gewährt nur (im September) dann den Frieden, als sie die Sache des Königs aufgeben und den Bund mit England aufs neue beschwören. Aber das Parlament hatte seine Siegesbotschaften mit Angst und Schrecken vernommen, es wich mehr und mehr zurück, es knüpfte neue Unterhandlungen mit dem König an, stellte diesem günstigere Bedingungen und merkte nicht wie Karl insgeheim gegen es in Irland conspirirte. Was sollte ein Cromwell thun, der dies falsche Spiel durchschaute, die Gefahr kannte, welche in dieser heillosen Verwirrung der religiösen und bürgerlichen Freiheit drohte? Die Armee hatte mit wachenden Augen Alles beobachtet, sie setzte ihren Kriegsrath von neuem ein und erklärte daß der König nicht wieder zur Regierung berufen werden könne, sondern vor Gericht gestellt werden müsse. Eine entschiedene Minorität im Parlament war derselben Ansicht.

Cromwell hatte sich immer fester gewöhnt in jedem Unfall eine Heimsuchung, in jedem Glück eine Gnade und ein gutheißendes Gottesurtheil wahrzunehmen. „Es ist nicht gut", meinte er, „den Winken der Vorsehung nicht 'zu folgen. Die Menschen, ob sie

wollen oder nicht, müssen den Willen Gottes erfüllen; und wir wollen unserm Volke dienen. Unsre Ruhe erwarten wir anderswo, sie wird dauernd sein." — „Ihr habt erfahren", schrieb er den Schotten, „was für ein gefährlich Ding es ist einen ungerechten Krieg zu wagen und den gerechten Gott als Richter anzurufen. Gott ließ seine Feinde in beiden Königthümern das Haupt hoch tragen und das Volk bedrücken, damit die Nothwendigkeit der Einheit beider Nationen erkannt werde; daß er die Feinde von uns daniederwerfen ließ hat die Einheit seines Volks in Liebe begründet." — Er hatte dem Parlament in seinen Siegesberichten wiederholt die Sorge für das Volk, für seine gottseligen Helden ans Herz gelegt und auf die so schrecklichen als gerechten Zeugnisse der Vorsehung hingewiesen, damit sie Frieden und Wohlfahrt aufrichten und die Ruhestörer aus dem Lande werfen möchten. Er hoffte daß durch die Gnade Gottes, die sich im äußern Erfolg zeigte, der Mensch erkennen werde was er angesichts Gottes ist, daß Glaube, Liebe, Hoffnung erweckt, daß Christus im Gemüth geboren und zu einem vollendeten Mann in uns erwachsen werde. Er hatte an Fairfax geschrieben: „Ich bete darum daß die Nation, daß die Obrigkeit einsehe was Gott in alledem gewollt hat, und was unsere Pflicht ist. Gewiß nicht dies daß das arme fromme Volk dieses Reichs nochmals in Krieg und Noth gestürzt werde, noch daß wir unsere Nacken unter das Joch der Knechtschaft beugen. Denn das was jüngst geschehen ist war das wunderbare Werk Gottes, der die Ruthe des Bedrückers zerbrochen hat wie an dem Tage von Midian, — nicht mit in Blut getauchten Gewändern, sondern durch den Schrecken des Herrn; und er will sein Volk erretten und seine Feinde verderben bis auf diesen Tag. Der Herr verdopple seine Gnade für euch, er segne euch, er halte euer Herz aufrecht; und dann, ob ihr auch nicht nach dem Sinn der Leute von dieser Welt und ihrer Weisheit seid, ihr werdet den Augen Gottes theuer sein, und er wird euch ein Horn und ein Schild sein."

Das ausführlichste Document über Cromwell's damalige Ansicht ist ein Brief an den Statthalter auf der Insel Wight, seinen Freund Robert Hammond. Dort schreibt er am 25. November 1648 unter Anderm: „Du fragst nach meinen Erfahrungen; ich bin wie du mich gekannt hast, ich habe einen Leib der Sünde und des Todes, aber ich danke Gott, durch Christus ist keine Verdammung, sondern Erlösung. Ich finde Gnade und süßen Trost

durch den Geist. Der im feurigen Busch erschien er hat sich auch uns nicht unbezeugt gelassen und wird das Uebrige vollenden. Du hast Zweifel in deinem Gemüth, du findest dein Amt schwer, du weißt nicht ob eine Minderheit, wenn sie im Recht ist, gegen die Mehrheit vorschreiten darf. Fürs erste: Nenne deine Bürde nicht schwer, denn sie ward dir vom Vater des Lichts aufgelegt, von welchem alle gute und vollkommene Gabe kommt; was er uns auflegt ist wohlgethan und soll uns im Glauben und in der Geduld stärken, damit wir vollkommen werden. Suche nur den Willen Gottes zu erkennen in dieser ganzen Kette von Ereignissen, durch die du und der König dort zusammengekommen; und dann wirst du den Willen einer Vorsehung in Allem finden. Und Gott ist uns nicht erschienen damit der Sündige erhöhet werde; es ist kein Friede mit ihnen. Du sagst ferner: Gott hat Obrigkeiten eingesetzt, denen man activen und passiven Gehorsam schuldig ist; dies ist unser Fall in Bezug auf das Parlament. Allerdings, mein Lieber, sind Obrigkeiten von Gott verordnet; aber ich denke nicht daß sie thun können was sie wollen und man ihnen doch gehorchen müßte. Alle stimmen überein daß es Fälle gibt in welchen der Widerstand gesetzlich ist. Darum sind wir in solch einem Fall? das ist die Frage. Und da sieh was du in deinem eigenen Herzen zu folgenden Betrachtungen sagen wirst: 1) Ist das Wohl des Volks das höchste Gesetz? 2) Steht nicht die ganze Frucht des Kriegs auf dem Punkte verloren zu gehen? Wird durch die Maßregeln des Parlaments nicht Alles schlimmer werden als es zuvor war, und geschieht dies nicht gegen die ausdrückliche Uebereinkunft mit denen die ihr Leben für ihre Sache in die Schanze geschlagen? 3) Ist diese Armee nicht eine gesetzliche Macht, berufen von Gott um das Volk zu retten und gegen den König zu fechten? — Laß uns, lieber Robin, auf die Zeichen der Vorsehung achten, sie sind so klar, unumwölkt, zusammenhängend, beständig! Bosheit will das Volk Gottes, die nun sogenannten Heiligen ausrotten, und diese armen Heiligen siegen überall! Auch heißt das nicht Gott versuchen, wenn man den Kampf mit der Uebermacht aufnimmt; sondern in fleischlicher Sicherheit und ohne Treu und Glauben handeln das heißt Gott versuchen. Wenn der Herr sein Volk von einer Maßregel und deren Nothwendigkeit überzeugt hat, dann ist Glaube die Macht dieser Ueberzeugung im Herzen, und je größer die Schwierigkeiten der Ausführung desto größer der Glaube. Sei der Herr dein Berather!"

Das Parlament beschloß am 5. December: die vom Könige

gegebenen Antworten und Zugeständnisse gewährten eine geeignete Grundlage zum Frieden. Da hielt der Kriegsrath in der Nacht auch seine Sitzung. „Man hätte der Nation den Hals abgeschnitten während der Zeit die nöthig gewesen wäre um ein gesetzliches Rettungsmittel zu finden und durchzusetzen", sagte Cromwell später in einer Staatsrede; und in Bezug auf die Einmischung des Heeres geben wir für diese und andere Angelegenheiten zu bedenken daß es nicht aus Söldnern und Prätorianern bestand, sondern aus den beherztesten und begeistertsten Bürgern Englands, die den Sieg ihrer Sache entschieden hatten, und um wiederum mit Cromwell zu reden, „diese Männer, nachdem sie ihr Leben eingesetzt, hatten sie ein Interesse die Sache zu prüfen; sie waren keine Miethlinge, sondern Männer welche Frauen und Kinder im Volk hatten und die folglich fragen konnten: ob das Ende des Kampfes von der Art sei daß es sie befriedigen könne".

Am 6. December besetzten zwei Regimenter die Zugänge zum Unterhaus. Oberst Pride wies viele Deputirte zurück, andere nahm er in Haft, und wiederholte das am folgenden Tage. „Mit welchem Recht?" fragte Prynne. „Mit dem Recht der Nothwendigkeit und des Schwerts", gab Hugh Peters zur Antwort. Beim Volk war Pride der Held des Tages; Pride's Purganz nannte es die Reinigung die er im Unterhaus vorgenommen, und der Rest der Deputirten hieß das Rumpf- oder Hinterparlament. Dies zog jetzt die Vorschläge des Heeres in Betracht, welche die Absetzung und Anklage Karl Stuart's forderten. Cromwell kam an jenem Tag von Schottland her ins Parlament, empfing den Dank des Hauses für sein dortiges Wirken und sprach: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts von Dem gewußt habe was eben hier vorgegangen; indessen weil die Sache einmal geschehen ist, bin ich wohl zufrieden damit und muß sie vertreten. Und was das Gericht über den König betrifft — ich würde Wehe über den rufen der es aus eigenem Antrieb hier zur Sprache gebracht hätte; aber da es die Vorsehung selbst und die Nothwendigkeit der Dinge ist die uns dazu geführt haben, so muß ich Gott bitten, daß er euch wohl berathen möge; ich selber bin noch nicht vorbereitet euch meine Ansicht darüber zu sagen."

Schon längst hatten die Leveller den König nur den großen Schuldigen geheißen und im Frühling hatte eine merkwürdige Versammlung der Offiziere zu Windsor stattgefunden; Generaladjutant Allen, ein Theilnehmer, berichtet darüber. Das Heer sah sich vom

König getäuscht und mit dem Parlament in Zwiespalt; es hörte wie die Freunde im Volke murrten daß es die gerade Bahn verlassen; Eifersucht und Zwietracht fingen an in seinen eigenen Reihen auszubrechen, und in England und Schottland wehten die Kriegsfahnen der Royalisten. Schon wiesen Einige auf das Beispiel Jesu hin, der auch gelitten habe, Andere aber meinten noch sei die Zeit der That; und so beschlossen die Führer gemeinsam ihre Seele vor Gott zu demüthigen, nach der Schuld zu forschen, die ihnen jene Heimsuchungen bereitet, und so Trost und Hülfe zu gewinnen. Sie brachten einen Tag im Gebete zu ohne ein anderes Resultat als daß sie fortfahren müßten zu suchen. Am andern Morgen lasen Einige aus der Bibel und predigten; und dann forderte der Generallieutenant Cromwell von allen Anwesenden eine ernste Betrachtung dessen was sie als Soldaten, was sie als Christen gethan; ob sie ein Unrecht fänden, ob sie es abthun und damit den Grund des eben waltenden Strafgerichts abwenden könnten. Sie sollten sehen welche Zeit es war wo sie sagen konnten: Gott ist uns gegenwärtig und verwirft uns nicht vor seinem Angesichte. Diese Zeit fanden sie und fanden daß es anders geworden als Menschenwitz und Menschenfurcht sie zu den Zusammenkünften mit dem König und seiner Partei verleitet. Da citirte am dritten Tage Major Goffe die Stelle der Sprüchwörter: „Wendet euch nun nach meiner Strafe; ich will meinen Geist unter euch ausgießen und mein Wort kundthun.“ „Und wir fühlten“, sagt Allen, „unsere Schuld und erkannten Gottes Gerechtigkeit in Allem was uns widerfahren war. Und auf diesem Weg führte uns der Herr zur Erkenntniß nicht blos unserer Sünde, sondern auch unserer Pflicht; und das ward so einmüthig von allen Herzen empfunden daß Keiner ein Wort zum Andern reden konnte vor bitterm Weinen im Gefühl der Scham über unsern Unglauben, unsere niedrige Menschenfurcht, unsere fleischlichen Berathungen mit der eigenen Weisheit statt mit dem Worte Gottes, welch letzteres allein der Weg der Weisheit, Kraft und Sicherheit ist. Und so ließ der Herr mit Furcht und Zittern uns seiner erfreuen, und wie er uns auf seinen Weg gebracht, da kamen wir alle übereinstimmend zur Einsicht: daß es die Pflicht des Tages für uns sei mit den Kräften die wir hätten auszuziehen und zu fechten gegen die Uebermacht der Feinde, die sich dies Jahr allerwärts gegen uns erhob, mit demüthigem Vertrauen auf den Namen des Herrn allein, daß wir sie zerstören würden. Und nachdem wir das Angesicht Gottes

ernstlich gesucht, kamen wir nach gründlicher Besprechung zu dem klaren und gemeinsamen Beschluß: daß es unsere Pflicht sei, wenn uns je der Herr in Frieden zurückbringe, Karl Stuart, den Mann des Bluts, zur Rechenschaft zu fordern wegen des Bluts das er vergossen, wegen des Unrechts das er gethan, soviel an ihm war gegen die Sache und das Volk Gottes in diesen armen Nationen."

Es war ein revolutionärer Act, der das Parlament vieler seiner Mitglieder beraubte, und ohne die Zustimmung der Lords einen hohen Gerichtshof einsetzte um den König vor seine Schranken zu fordern; es war ein revolutionärer Act, der die Volkssouveränetät proclamirte und das Oberhaus aufhob; aber war der Spruch des Revolutionstribunals ungerecht, welcher Karl Stuart für einen Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind erklärte? Der König hatte die Grundgesetze des Staats gebrochen, hatte durch seine Treulosigkeit das Volk in den Krieg gestürzt und war schuldig an dem Blute das vergossen ward. „Für funfzehn Jahre der Verfolgung, der Gewaltherrschaft, der Falschheit vertheidigen sie ihn mit seinen häuslichen Tugenden", sagt Macaulay. „Wir klagen ihn an daß er den Krönungseid gebrochen, und man sagt uns daß er das Ehegelöbniß hielt. Wir beschuldigen ihn daß er sein Volk der erbarmungslosen Quälerei heißköpfiger hartherziger Prälaten preisgab, und die Vertheidigung lautet daß er seinen kleinen Sohn auf seinem Knie schaukelte und küßte. Wir tadeln ihn daß er die Bill of Right verletzt, nachdem er sie heilig zu halten versprochen, und wir werden belehrt daß er früh um sechs Uhr sich vorbeten ließ!" Dennoch war keine drohende Gefahr vorhanden um die Gewalt zu rechtfertigen, die man gegen den Gefangenen anwandte; er war unschädlich, war weder als Politiker noch als Soldat zu fürchten. Er fiel als ein Opfer des Parteigeistes im Bürgerkrieg, als die Herzen hart geworden waren; er ward hingerichtet in einem Jahrhundert welches die Todesstrafe um geringerer Vergehen willen vollstreckte als die seinen gewesen waren; er ward geopfert von Männern die gerade durch diese That zeigen wollten: falsch sei die Stuartische Doctrin, welche die Könige für Götter auf Erden erklärte und über das Gesetz stellte, vielmehr auch Könige seien Menschen und Gott und dem Volke für ihre Thaten verantwortlich. Ich habe schon früher bemerkt wie die Puritaner im Kampf mit der Staatskirche und unter dem Druck derselben das ethische Element des Protestantismus sich aneigneten, durch Kampf und Druck aber zu sektenhafter Einseitigkeit und

Schärfe kamen. Um des Einen willen welches noth ist vergaßen sie oder verachteten sie so vieles Schöne im Leben, und verschmähten das Weltliche statt es im Geiste zu verklären. Ihre Manieren sind der frivolen Eleganz des 18. Jahrhunderts zum Spott geworden; aber „wenn wir wählen müßten, so würden wir wie Bassanio die glänzenden Kästchen stehen lassen, die den Todtenkopf und den Narrenkopf enthalten, und das einfache bleierne nehmen, welches den Schatz insichschließt". Denn die Puritaner, die Independenten lebten beständig vor dem Auge ihres Schöpfers und Richters, und gewannen ihr besonderes Gepräge durch die beständige Betrachtung des Ewigen; nicht im Allgemeinen blos, sondern in allen Dingen sahen sie den Willen und das Werk der Vorsehung, für deren Macht nichts zu groß, für deren Blick nichts zu klein. Gott zu erkennen, ihm zu dienen, seiner sich zu erfreuen, das sagen wir mit Macaulay in seiner Charakteristik Milton's, war der große Zweck ihres Daseins; sie wollten ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und verwarfen die ceremoniöse Huldigung, die ihm andere Sekten statt des reinen Dienstes der Seele weihen. Aller Unterschied der irdischen Dinge verschwand, wenn man sie mit dem einen Unendlichen verglich; darum erkannten sie keine andre Würdigkeit noch Ansehen als die Gnade Gottes, und dieser vertrauend verachteten sie Titel und Rang der Welt. Denn der Geringste unter ihnen war ein Wesen dessen Schicksal eine geheimnißvolle Wichtigkeit hatte, dem an dem Heil seiner Seele mehr als an der ganzen Welt gelegen war, um dessentwillen die Ereignisse der Zeit von Gott geordnet waren, welche der Menschenwitz irdischen Ursachen zuschrieb, um dessentwillen Christus am Kreuze gestorben war und die Natur im Todeskampf ihres Gottes erbebte. So beseelte die Puritaner einmal das Gefühl der Selbsterniedrigung, der Buße, des Sündenbewußtseins, aber dann auch der Gnade und des Gottvertrauens, das sie ruhig, unbeugsam, ja stolz machte. Sie warfen sich in den Staub vor ihrem Schöpfer, aber setzten den Fuß auf den Nacken eines Königs. Was sie thaten war ihnen ein Gottesdienst; es gab für sie keine Gefahr, kein Unglück, denn Alles war die Schickung eines liebenden Vaters; der Tod hatte seine Schrecken, die Erde ihre Reize für sie verloren. Mit furchtbarem Ernst ergriffen sie die Sache der bürgerlichen Freiheit, welche für sie zugleich die der Religion war, und sie warfen in ihrem Feinde den Feind Gottes zu Boden, gleich den Helden des Alten Testaments, während jene wenigen classisch gebildeten Republikaner, die Cromwell Heiden nannte, in ihrem Plutarch von den großen Menschen,

den Tyrannenmördern Timoleon und Brutus gelesen hatten, und nun zur Gründung der Freiheit dieser auch ihrerseits einen König zum Opfer zu bringen gedachten.

Diesem Geist erlag Karl Stuart; er fiel nicht durch heimlichen Dolch, sondern durch öffentlichen Richterspruch, durch das Beil des Scharfrichters. Es liegt etwas Ungeheures in dem Muthe, mit welchem damals gerade zur Zeit der absoluten Königsmacht die Puritaner der Meinung der übrigen Welt trotzten und ihr einen fürchterlichen Beweis des Bibelspruchs gaben daß auch die Fürsten Menschen sind.

Wir können der Erklärung Cromwell's Glauben schenken, daß er die That nicht angeregt. Es konnte ihm nicht entgehen wie sie einen großen Theil des Volks mit Gram und Schauder erfüllte, und wie nun die unschuldige und unglückliche Jugend Karl's II. ein viel gefährlicherer Gegner ward als der geschlagene Vater war. Er hatte den König retten wollen, aber sehen müssen daß auf denselben kein Verlaß war; nun scheint er sein eigenes Urtheil dem Verlangen des Heeres untergeordnet zu haben: das Parteihaupt, welches gewöhnlich gebietet, muß manchmal gehorchen, zumal wenn die Partei nicht eine bloße Masse ist, sondern von selbstbewußten eigenwilligen Individuen gebildet wird. In zweifelhafter Lage wandte Cromwell sich im Gebete zu Gott, und wann ihm da ein Gedanke klar und lebhaft vor die Seele trat, so nahm er diesen für eine Offenbarung und Eingebung Gottes; so entschied er sich nach manchem Kampfe plötzlich für den Tod des Königs, und jetzt folgte die That rasch und keck dem Entschluß. Er trat noch zum Sarge des Enthaupteten. „Das ist ein Körper von gesundem Bau der ein langes Leben versprach", hörte man ihn sagen; was er dachte das müßte ein Shakespeare darstellen.

Im Februar 1649 ward das Königthum abgeschafft, das Haus der Lords förmlich aufgehoben und England für ein Gemeinwesen (Commonwealth) oder einen Freistaat erklärt, an dessen Spitze das vom Volk erwählte Parlament stehe. Das Lange Parlament zählte noch 150 Mitglieder, sie ernannten einen Staatsrath von 41 als Regierung; Cromwell war Mitglied desselben; er herrschte mit dem Heere. In England galt es die Auswüchse der Freiheit in Schranken zu halten. Da war ein Soldat Everard, der sich für einen Propheten hielt, berufen den sächsischen Stamm aus der Knechtschaft zu retten, in die denselben die Normannen Wilhelm's des Eroberers gebracht; er habe, sagte er, eine Erscheinung gehabt,

die habe gesprochen: Stehe auf, pflüge die Erde und ernte ihre Früchte. Er forderte zuerst das Volk auf das wüstliegende Land urbar zu machen und diesen neuen Besitz gemeinsam zu haben, dann würde die Gütergemeinschaft allgemein werden. Das Volk aber riß Grenzpfähle weg und fing an in Parks ohne Wissen der Eigenthümer zu arbeiten. Da waren Andere die den Gehorsam kündigten, weil jetzt das Tausendjährige Reich gekommen sei, wo nur Gott herrsche. Einige Corporale starben unerschrocken für ihren Irrthum; Cromwell's Ernst und Milde hielten die Ruhe aufrecht.

Einen härtern Stand gab's in Schottland und Irland. Dort war Karl II. als König ausgerufen und der Bürgerkrieg entbrannte von neuem. Seit jener Bluthochzeit die Irland gegen die Protestanten angestellt war in fortwährendem Bürgerkrieg das Land verwüstet, das Volk verwildert. Cromwell ward hingesandt um mit bewaffneter Hand Ordnung zu stiften. Er kam wie ein Engel des Gerichts, und alttestamentliche Rachegedanken erfüllten die Brust seiner Soldaten. Doch wird man schwerlich behaupten können daß er das Schwert mehr gebrauchte als nöthig war, schwerlich leugnen können daß er wirklich Frieden stiftete und Irland organisirte, ja zu Gedeihen brachte. Die irischen Katholiken hatten sich im Jahr 1641 für freie Religionsübung erhoben, aber ihre gerechte Sache durch fürchterliche Greuel mit Blut besudelt; in wüsten Parteikämpfen war nichts als Falschheit und Elend groß geworden. „Oliver Cromwell", sagt Carlyle, „glaubte nicht daß man hier mit Rosenwasser heilen könnte, er glaubte an die Gerichte Gottes, an Sünde und Strafe." Ob er als Schlächter kam oder als Arzt und Richter, das ist die Frage. Wir können sie aus seinen Berichten und Familienbriefen, wir können sie nach dem Erfolg seines Auftretens beantworten.

Cromwell sah die Schwierigkeit seiner Aufgabe, aber er folgte dem Gebot des Parlaments und dem Gebot der Vorsehung, er hoffte, und sei es mit Gefahr seines Lebens, den Fortschritt der Rebellen zu hemmen, der sie so stolz machte; alle festen Plätze nämlich waren in ihren Händen, Ormond befehligte sie. Parlament und Volk in England gaben bereitwillig das Geld für Flotte und Heer, deren Ausrüstung Cromwell mit gewohnter Energie betrieb. Psalmen singend und betend ging er mit 12000 Mann im August unter Segel. Er zog in Dublin ein und hielt auf offenem Markt eine Rede, Gehorsam und Ruhe verlangend; er komme als Wiederhersteller von Freiheit und Recht, von Zucht und

Gottesfurcht. Sie sollten wählen, ob sie auf diesem Weg mit ihm gehen, oder ob sie Widerstand leisten und durchs Schwert umkommen wollten.

Ormond hatte über 3000 seiner besten Soldaten nach Drogheda geworfen; Cromwell rückte Anfangs September vor die Stadt und verlangte wie überall die Uebergabe der Festung mit der Gestattung freien Abzugs für die Besatzung. Diese aber hoffte, vom Ort begünstigt, daß er vielmehr hier erliegen werde. Doch Cromwell war der Mann sein Wort wahrzumachen: daß keine Schonung sein werde, wenn er stürmen müsse. Sein Geschütz that wenig Wirkung. Einmal waren die Seinen schon durch eine Bresche eingedrungen, aber der Feind schlug sie zurück, bis sie von neuem vordrangen und alle Bewaffneten niederhieben. Einige Thürme waren noch besetzt; vergebens war auch hier die Forderung der Uebergabe. Da ward der eine angezündet und verbrannt; dann ergab sich der andere, die Offiziere wurden erschossen, die Gemeinen decimirt, die Uebriggebliebenen nach der Insel Barbados gesandt. Mit den Soldaten wurden die Mönche erschlagen, die noch während der Belagerung gegen die Protestanten Feindschaft geübt. Ueber 3000 Menschen erlagen so dem Schwert. Es war eine furchtbare That; wir brauchen es dem Helden nicht zu sagen, in dem Bericht ans Parlament sagt er selbst: „Der Feind ist mit Schrecken erfüllt, das Unglück wird ihm heilsam sein. Ich bin überzeugt daß es ein gerechtes Gericht Gottes ist über diese barbarischen Unholde, die ihre Hände in so viel unschuldigem Blut gebadet, und daß es den Erfolg haben wird für die Zukunft das Blutvergießen unnöthig zu machen. Diese Gründe rechtfertigen solche Thaten, welche sonst nur Gewissensbisse und Bedauern erregen würden."

Cromwell schweigt im Schlachtbericht von sich selbst, wie er den zurückgeschlagenen Soldaten in Sturm vorangeschritten und unter den ersten siegreich Eindringenden gewesen; er will überhaupt Niemanden nennen, da seine Soldaten für die Sache Gottes und nicht für eigenen Ruhm gefochten. Der Geist des Herrn ist der sie mit Muth beseelt und mit Erfolg gekrönt hat; ihm allein die Ehre!

Ohne Widerstand ergaben sich Trim und Dunkalk, leicht ward Carrik genommen; die Schlösser von Arklow, von Limerick wurden bei Cromwells Herannahen verlassen, andere übergeben. Am 1. October kam er unter den Mauern von Wexford an. Der Commandant begann zu unterhandeln, brach aber plötzlich ab als er Verstärkung erhielt, und nun ließ Cromwell die Kanonen ab-

feuern und stürmen; gegen 2000 Mann erlagen dem Schwert der Eroberer. „Es hat unser Herz tief ergriffen", bemerkt der Sieger, „da wir diesem Platz ein besseres Los zugedacht denn eine so große Zerstörung, in der Hoffnung daß die Stadt euch und eurer Armee von vielem Nutzen sein würde, daß Gott es aber nicht so haben wollte, sondern durch eine unerwartete Schickung nach seiner Gerechtigkeit ein strenges Gericht über sie brachte, indem er sie nun zur Beute der Soldaten werden ließ, sie die räubermäßig von so vielen Familien Beute gemacht, indem er sie nun mit ihrem Blut zur Verantwortung zog für die Grausamkeiten, welche sie noch jüngst gegen das Leben armer Protestanten ausgeübt. Möge darum Gott allein den Ruhm für diesen Beweis seiner Gnade für uns haben! In der That, eure Werkzeuge sind arm und schwach und können Nichts thun als durch den Glauben, und auch der ist eine Gottesgabe."

Am 17. October schrieb Cromwell an den Befehlshaber von Roß: „Seit meiner Ankunft in Irland, ich kann mir dies Zeugniß geben, war ich stets bemüht Blutvergießen zu vermeiden, indem ich an keinen festen Platz komme ohne ihm vorher Anerbietungen zu machen, welche die Besatzung retten und erhalten können; denn das ist mein Grundsatz daß dem Volk dort wo ich hinkomme kein Leid geschehe, es sei denn mit seinem eigenen Willen." Er versprach ihm freien Abzug, und als dieser wegen der Bürger anfragte, versprach er Schutz für Person und Eigenthum, sowie Gewissensfreiheit. Roß ward übergeben; 600 Engländer der Besatzung gingen zu Cromwell über. Seine Offiziere, die er da und dorthin absandte, hatten gleiche Erfolge. Trotz der späten Jahreszeit war fast die ganze Insel erobert. Aber „Gott ließ auch den Kelch nicht vorübergehen". Krankheiten brachen aus; „ich sage euch", schreibt der General, „ein großer Theil eurer Armee wäre besser im Hospital als im Feld; wenn der Feind es nicht wüßte, so wäre es unpolitisch so was niederzuschreiben; aber er weiß es, doch weiß er nicht was er thun soll. Generallieutenant Jones ist todt; er hat mit soviel Ehre, Muth und Treue seine Bahn vollendet, daß die Thaten besser sprechen als meine Feder. In der That wir sind gegenwärtig eine gebrechliche Schar; doch wir leben vor Gottes Angesicht, werden die Zeit wirken die uns bestimmt ist, und werden dann in Frieden ruhn. — Mögen alle diese Schilderungen auf die Herzen und Seelen derer Einfluß üben die jetzt an der Regierung sind, daß sie sich Gott nähern, daß sie ihm die Ehre geben

durch Heiligkeit des Lebens; mögen auch die mit uns nicht übereinstimmenden Brüder Gottes Gnade darin erkennen. Und wenn der Vater des Hauses so freundlich und gut ist, warum sollte solch Herzbrennen und Mistönen unter den Kindern sein? Und wollen sie in unsern Erfolgen nicht das Siegel der göttlichen Bestätigung für die große Staatsumwälzung erkennen, so mögen sie doch mit uns sagen daß Beides gerechte und große Thaten Gottes sind, der die Mächtigen vom Stuhle stößt und Rechenschaft fordert für unschuldig Blut. Mögen sie nicht traurig sein, sondern den Herrn preisen, und von uns denken was sie wollen; wir wollen für sie beten, auf unsern Gott warten, Wohlfahrt und Frieden für unser Vaterland bereiten."

Cromwell bezog auf einige Monate die Winterquartiere; er benutzte sogleich die Zeit der Waffenruhe zu Organisationen in den neugewonnenen Provinzen, namentlich setzte er Gerichte ein. Er gedachte „daß Irland bald keine Bürde für England, sondern ein nützlicher Theil der Republik sein sollte".

Schon im Februar griffen sie wieder zu den Waffen. Ein Schreiben des Parlaments, das ihn wegen Schottlands nach Hause rief, empfing Cromwell spät, sodaß er erst im März, nach der Einnahme Kilkennys, darauf antwortete und sich, da eine spätere Depesche der Sache nicht Erwähnung gethan, neuen Befehl erbat. Dieser kam und er folgte ihm; fast die ganze Insel hatte er erobert; das Wenige was noch zu thun war vollbrachten Ireton und Ludlow. Feierlich ward Cromwell in Bristol empfangen, feierlich zog er in London ein und nahm seine Wohnung im Whitehallpalast. „Seht welch unzählbare Menge Volks ist herbeigekommen euern Triumphzug anzusehn!" rief ihm eine schmeichelnde Stimme zu; — „Ja", versetzte er; „aber wenn's wäre mich hängen zu sehen, wie Viele würden es dann erst sein!"

Daß Cromwell gleich anfangs im Krieg fürchterlich Wort hielt, brachte diesen bald zu Ende und verhinderte in der That vieles andere Blutvergießen; ein langsames Kriegführen wäre in dem schrecklich zerrütteten Lande, wo die Viehheerden beinahe ausgestorben waren, wahrlich mehr Grausamkeit als Milde gewesen. „In neun Monaten", sagt der Geschichtschreiber Banks, „that Cromwell mehr für Irland als irgendein König in so viel Jahren." Seine Gegner behaupten freilich er habe das Volk ausrotten wollen, und erzählen dann mit Verwunderung wie das Land unter seiner Verwaltung gedieh; glücklicherweise wird uns dies Letztere durch

authentische Documente begreiflich. Nachdem die acht Jahre des Kriegs und Elends nun abgeschlossen waren, wurde das Volk nicht ausgerottet; sondern „alle Bauern, Arbeiter, Pflüger, Handwerker und andere Leute der untern Stände" sollten ganz unangefochten sein, was sie auch gethan haben möchten; dagegen die Leiter des Aufruhrs, die papistische Aristokratie, sollte so gestraft werden daß Schuld und Buße einander entsprächen. Die am Blutbad von 1641 Theil gehabt verloren ihre Güter und wurden hingerichtet oder verbannt, doch erst nach gerichtlichem Urtheil; diejenigen, welche außerdem sich der Empörung angeschlossen und die Waffen gegen das Parlament getragen, verloren ihre Ländereien, erhielten aber ein Drittheil davon in der Provinz Connaught, die ganz menschenleer geworden war und durch die neuen Ansiedelungen wieder bebaut wurde; die andern papistischen Edelleute, die ihre Anhänglichkeit ans Parlament nicht bekennen wollten, wurden am dritten Theil ihres Vermögens gestraft, sonst aber in Ruhe gelassen. Mit der Confiscation wurden die Kriegskosten bezahlt, die Soldaten belohnt. So kamen neue Grundbesitzer nach Irland, Männer voll Kraft und gesetzlichen Sinns; Rechtspflege und Verwaltung gingen einen guten Gang, die Ordnung befestigte sich, Häuser wurden gebaut und Baumpflanzungen angelegt, Handel und Wandel regten sich, Contracte wurden gehalten, Alles zeigte einen zunehmenden Wohlstand, und zwar innerhalb zweier Jahre. Die Restauration warf diese Zustände um und überließ das arme Irland seinem Schicksal. „Der Fluch von Cromwell", wie sie's nannten, war ein großer Segen für das Land gewesen.

Noch müssen wir aber neben dem Helden und Staatsmann auch den Theologen und Familienvater während des Schreckensjahres betrachten.

Die irischen Prälaten waren im December 1649 in Clonmaknoise zusammengekommen und hatten eine Union aller Katholiken gegen Cromwell zu schließen gesucht, und hatten ein Manifest erlassen, gegen welches Cromwell sofort im Januar 1650 eine „Erklärung zur Enttäuschung des betrogenen und verführten Volks" verfaßte und veröffentlichte, „genügend für Alle, die nicht selbst ihre Augen vor dem Licht verschließen".

Die Prälaten reden zuerst von „Klerus und Laien". Cromwell, der sich zum Priester- und Königthum aller Christen bekennt, redet sie an: „Ihr sprecht von der Nothwendigkeit Klerus und Laien zu versöhnen; Unzufriedenheit und Spaltung unter den Ir-

ländern wäre auf einer Meinungsverschiedenheit zwischen Klerus und Laien begründet. Ich wundere mich nicht daß es Meinungsverschiedenheit, Unzufriedenheit und Spaltungen gibt, wo eine so unchristliche Trennung zwischen Volk und Geistlichen angenommen wird. Im Anfang war es nicht so, in jener ersten reinen Zeit, da man am besten wußte was rechte Union war, und in allen Briefen der Apostel steht keine Silbe davon. Die Glieder der Kirche heißen Brüder und Heilige in derselben Glaubensgenossenschaft, und obwol sie Ordnungen und Aemter haben, so geschieht dies nicht um zu herrschen, sondern um zu dienen, und niemals wird ein herabsetzender Unterschied zwischen Klerus und Laien gemacht. Es war euer Stolz der diesen Ausdruck erfand, und es ist um schmutzigen Gewinnes willen daß ihr ihn beibehaltet, daß ihr das Volk glauben macht es sei nicht so heilig wie ihr, damit es für seinen Pfennig einige Heiligkeit bei euch kaufe, und daß ihr es zäumen, satteln und reiten könnt nach euerm Vergnügen; ja, gleich den Schriftgelehrten und Pharisäern haltet ihr die Kenntniß des Gesetzes ihm ferne, um dann in euerm Stolze sagen zu können: dies Volk, das nichts vom Gesetze weiß, ist verflucht."

Cromwell erörtert weiter wie er eine Union derer nicht fürchte die solche Greuel an den protestantischen Engländern verübt, mit denen darum Gott nicht sein könne. Sie wollen für ihre Rechte und Besitzthümer als für das Erbtheil St.-Peter's streiten; er erinnert sie an Paulus, der lieber Teppiche wirken als dem Volk zur Last sein wollte; er sagt ihnen „daß die Lehren des Glaubens, welches Wirkungen der Gnade und des Geistes sind, nicht also vertheidigt und ausgebreitet werden sollen daß wir die Andersdenkenden ausrotten, sondern dadurch daß wir uns selbst in der Liebe Gottes befestigen, daß wir anbeten im Geist und nicht daß wir Messen murmeln, daß wir uns selbst erbauen in heiligem Glauben, nicht daß wir Andern blindlings folgen, daß wir warten auf die Gnade Jesu Christi, nicht grausam, sondern voll Erbarmen! Ihr aber dagegen seid ein Theil des Antichrists, der sich im Blut der Heiligen badet; Blut habt ihr in Strömen vergossen, bald werdet ihr's trinken müssen, wann die Schale des Zornes über euch ausgegossen wird!"

Er kritisirt dann die selbstsüchtige und vorgebliche Anhänglichkeit an den Thron 'und fährt fort: „Nachdem ihr in gewohnter Weise erst euch selbst und den König genannt, zieht ihr endlich auch das Volk in Betrachtung; damit es nicht glaube von euch

vergessen zu sein, oder damit ich glaube ihr denkt recht viel daran. Ach arme «Laien»! Daß ihr und euer König sie reiten und schinden, wie Kirche und König immer und überall gethan! Aber es wird nicht schwer sein zu prophezeien: das gespornte Pferd wird ausschlagen und die Welt wird einen andern Lauf nehmen. Die Menschen werden die Willkürherrschaft der Könige und der Pfaffen müde, und das Gaukelspiel, wodurch sie wechselweise die bürgerliche und die kirchliche Tyrannei aufrechterhalten, fängt an durchschaut zu werden. Einige haben das doppelte Joch schon abgeworfen, und hoffen durch Gottes Gnade frei zu bleiben. Andere sind nahe daran. Viele Gedanken gären darüber in den Gemüthern, die ihre Zukunft, ihre Vollendung haben werden. Dies Princip: daß das Volk um der Könige und Kirchenfürsten willen da sei, wird aus der Welt hinausgezischt; kein Wunder daß ihr so in Wuth gerathet! Ich wünsche nur daß das Volk weiser sei als daß es sich um euch bekümmert oder um das was ihr sagt und thut!"

Die Prälaten hatten gesagt: das Volk sei in Gefahr, denn die katholische Religion soll ausgerottet und Leib und Leben, Hab und Gut den Irländern genommen werden. Cromwell weist ihnen zuerst nach wie schlechte Hirten sie gewesen seien, die statt das Volk zu belehren es in Elend gebracht. Dann zeigt er daß sie die katholische Religion mit der Messe verwechselt, die allerdings seit 80 Jahren gesetzlich verboten sei, und deren ungesetzliche Einführung er nicht dulden dürfe; „was aber", fährt er fort, „das Volk für Gedanken über Gegenstände der Religion in seinem Herzen hegt das liegt außer meinem Bereich; ich denke nur es ist meine Pflicht zu wirken daß sie, wenn sie ehrlich und friedlich leben, in keiner Weise deshalb etwas zu leiden haben. Und ich werde mich bemühen in Geduld und Liebe mit ihnen zu gehen und zuzusehen, ob es Gott gefällt ihnen einen andern Sinn zu geben. Und daran soll Jedermann gehalten sein". Die Religion, hatten die Bischöfe geschlossen, könne nur vertilgt werden, wenn man ihre Bekenner ausrotte; man sollte sich also, setzten sie hinzu, durch den bisherigen Schein von Milde nicht täuschen lassen; — ein Wort das all die Sagen von Cromwell's Grausamkeit Lügen straft; zum Ueberfluß fordert er sie selber auf ihm doch nur Einen Mann außer den mit den Waffen in der Hand Ergriffenen zu nennen der getödtet, der verbannt worden sei. Niemand werde etwas zu leiden haben der nicht nach Gesetz und Recht schuldig befunden

worden. Dagegen würden allerdings die Urheber der Empörung und die Theilnehmer an Mord und Blutbad zur Rechenschaft gezogen und müßten die Kosten zahlen, die sie veranlaßt. Er sei gekommen um mit Gottes Hülfe den Glanz und Ruhm der englischen Freiheit aufrecht zu erhalten und das Volk von Irland dieselbe genießen zu lassen.

Derselbe religiöse Ton wie in den Staatsschriften herrscht in den Familienbriefen Cromwell's; ja, wir finden darin eine vielleicht unerwartete Empfehlung der Wissenschaften, neben zarter Sorge für die häuslichen Angelegenheiten. Er warnt die schwangere Schwiegertochter vor dem Fahren in Kutschen, und ermahnt sie mit dem etwas weltlichen Sohn Richard den Herrn zu suchen, der überall nahe sei und in ihrem Herzen spreche. Ihrem Vater, Richard Mayor in Hursley, schreibt er: „Meine Gesundheit war hinfällig, aber der Herr hielt mich aufrecht. Ich habe euch meinen Sohn anvertraut, ihr werdet ihn wohl berathen, er hat's nöthig. Ich wünsche daß er ernst werde, die Zeit fordert's. Die göttlichen Dinge möge er sich mehr und mehr zu Herzen nehmen; ach was ist in den Dingen dieser Welt für ein Gewinn? Wenn sie nicht in Christo genossen werden, sind sie nur Fallstricke." — „Ich habe Nichts dagegen, daß mein Sohn sich Vergnügen macht, aber ich fürchte er geht darin unter. Ich möchte daß er an die öffentlichen Angelegenheiten dächte und sie verstehen lernte, daß er Geschichte läse, Mathematik und Kosmographie studirte; diese Dinge sind gut, wenn man sie den göttlichen Dingen unterordnet; sie sind besser als Müßiggang und weltliche Zerstreuung; sie machen uns geschickt dem Volke zu dienen, und dazu ist der Mensch geboren." In einem Brief an Richard empfiehlt er demselben ein Gleiches: „Hüte dich vor einem unthätigen eiteln Sinn! Erfrische dich an Sir Walter Raleigh's Geschichtswerke, es gibt dir das Ganze der Geschichte, und wird dein Verständniß mehr fördern als bloße Bruchstücke. Du glaubst vielleicht: ich brauche dich nicht zu ermahnen, daß du dein Weib lieb habest; der Herr lehre dich wie du sie lieben sollst, sonst wäre kein Segen darin. Ist auch die Ehe kein Sakrament, da wo die Liebe rein und das Bett unbefleckt erhalten wird gleicht dieser Bund dem Bunde Christi mit der Kirche. Liebst du dein Weib recht, so geschieht es mit der Liebe die Christus zu seiner Kirche und zu jeder armen Seele innerhalb derselben trägt, er der sich selbst für sie dahingab! Grüße deine Frau und sage ihr wie ich sie herzlich liebe und mich der Güte Gottes an ihr

erfreue. Ich wünsche ihr allerwegen Glück und danke ihr für ihren lieben Brief." Richard selbst scheint sich auf einige Zeit gebessert zu haben; Cromwell schreibt ihm: „Ich habe Freude an deinen Briefen; ich liebe die Ausdrücke die einfach und schlicht aus dem Herzen kommen und nicht gesucht und gezwungen sind. Ich bin überzeugt, es ist Gottes Gnade die dich dahin gebracht wo du nun bist; ich wünsche daß du dies anerkennen, dankbar sein und deine Pflicht zur Ehre Gottes erfüllen mögest. Suche den Herrn und sein Angesicht ohne Unterlaß; das sei die Aufgabe deines Lebens und deiner Kraft, diesem Zweck laß alles Andere dienstbar sein. Das Angesicht Gottes kannst du nur in Christus sehen und finden; darum arbeite daß du Gott in Christus erkennst; dies nennt die Schrift die Summe aller Dinge, ja das ewige Leben selbst. Denn die wahre Erkenntniß ist nicht ein äußerlich Wissen vom Buchstaben, sondern innerlich und das Gemüth nach ihr selber umbildend; sie ist ein Einswerden mit Gott, ein Theilhaben an seiner Natur."

Die Schotten hatten Karl II. als König ausgerufen; sie hatten die Eingriffe seines Vaters in ihre Religionsübung bekämpfen, nicht aber die Monarchie abschaffen wollen. Sie nöthigten jenen das sündige Treiben seines Vaters und das abgöttische Wesen seiner Mutter öffentlich zu verwerfen, freiwillig ihren Bundesvertrag (Covenant) zu beschwören; er hörte auch ihre Predigten täglich an und erholte sich dann in den gewohnten Orgien. Er nahm nun auch den Thron Englands und Irlands in Anspruch. Fairfax lehnte den Oberbefehl gegen Schottland ab, und so ward Cromwell aus Irland dafür berufen. „Wie gut ist es", schrieb er an Richard Mayor den 17. Juli 1650, „sich bei zeiten an Christus anzuschließen; sonst ist nichts der Rede werth. Ich bitte euch: ruft ihn an, und thut was meine Pflicht, was eure eigene Liebe erheischt; ihr seht wie ich beschäftigt bin. Ich bedarf des Mitleids. Ich weiß was ich fühle. Große Stellen und Geschäfte in der Welt sind nicht des Suchens werth; ich hätte in den meinigen keinen Trost, stünde nicht meine Hoffnung im Allgegenwärtigen. Ich habe diese Dinge nicht gesucht; wahrlich, in bin dazu vom Herrn berufen worden, und darum bin ich nicht ohne einige Zuversicht, daß er seinen armen Wurm und schwachen Diener geschickt machen wird, seinen Willen zu thun und Das zu vollbringen wofür ich geboren bin." — Am Abend vor der Abreise von London sprach er zu Ludlow stundenlang über den 110. Psalm: „Der Herr

sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Nach deinem Siege wird dir das Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie Thau aus der Morgenröthe. Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedek's. Der Herr zu deiner Rechten wird zerschmeißen die Könige zur Zeit seines Zorns, er wird richten unter den Heiden und eine große Schlacht thun; er wird zerschmeißen das Haupt über große Lande. Er wird trinken vom Bach an dem Wege, darum wird er das Haupt emporheben."

Carlyle hat Recht ein Wort von Novalis auf Cromwell anzuwenden: er war ein gottestrunkener Mann; — „gebadet im ewigen Glanz wandelte er über die dunkle Erde; wer hat wie er die Geschäfte der Welt mit einem Herzen getrieben das von der Idee des Höchsten voll war? Wie eine Kraft der Ewigkeit, der nichts widerstehen kann, schreitet er auf den Kampfplatz der Zeit". Ich würde ihn einen nordischen Muhammed nennen, wenn ich sicher wäre daß man endlich in dem großen Araber nicht mehr den schlauen Betrüger, sondern den gottbegeisterten Helden sähe, der sein Volk von der Verehrung der Sterne und heiligen Steine zum Dienst des lebendigen Gottes berief, ja der vielmehr zerstreute Horden erst zum Volk machte, auf Jahrhunderte zum herrschenden culturtragenden Volk in der Weltgeschichte! Das ist der rechte Atheismus zu meinen daß solch ein Werk aus Trug statt aus Wahrheit und Wahrhaftigkeit erwächst, zu meinen daß Lug sei was Millionen auf Jahrtausende Trost und Hoffnung gibt. Es war in Cromwell der gleiche Idealismus in religiösen und Realismus in weltlichen Dingen wie in Dante's Göttlicher Komödie.

Cromwell dachte in Schottland ganz anders als in Irland zu verfahren; denn dort sah er keine wüste Anarchie, sondern ein befreundetes, gesetzliches, nur misleitetes Brudervolk; er wollte ihm die harte Lehre der Geschichte für seinen Irrthum mit dem Stuart'schen König, „den sie wie Feuer in ihren Busen aufgenommen" unnöthig, den Zusammenhang religiöser und politischer Freiheit begreiflich machen. Er erließ in diesem Sinn eine Proclamation, und schrieb an den schottischen Heerführer Lesley: daß Englands Stimmung für die edeln Schotten unverändert sei, daß er und die Seinen ihnen wünschten was sie für die eigenen Seelen begehrten, daß Niemand daran denke ihre presbyterianische Religionsverfassung zu ändern, sie in ihrer Gottesverehrung zu stören; nur das könne

England nicht dulden, daß Schottland einen König nehme und auch in England einsetzen wolle, einen König, für welchen eine papistische Armee in Irland fechte, für welchen ein von englischem Blut triefender Prinz Rupert eine zusammengestohlene Flotte befehlige, für welchen Franzosen und Irländer Seeraub treiben und Englands Küsten plündern, für welchen die Schlechtgesinnten in Englands eigenen Eingeweiden wühlen, Truppen werben und Empörung bereiten. Wollten sie Krieg, so möchte das Gottesurtheil der Schlacht entscheiden. Cromwell rückte bis gegen Edinburg vor; mehrere Scharmützel hatten statt; in einem derselben rief er zu einem Soldaten, der nach ihm geschossen: „Wenn du unter mir dientest, ich ließe dich strafen, weil du so in der Nähe fehlst!" Cromwell lagerte bei Dunbar, die Schotten hielten die Höhen besetzt, er gerieth in eine schlimme Lage, seine Truppen wurden von Krankheit hingerafft, es drohte Mangel an Lebensmitteln, vergebens bat er um Verstärkung. „Wir fühlen die Schwierigkeit unserer Stellung, unser Fleisch ist schwach, aber der Herr stärkt unsern Glauben", schrieb er dem Parlament. „Die Hoffnung leuchtete in ihm wie eine Feuersäule, wenn sie den Andern ausging", sagte ein Kampfgenoß. Wenn nur die Schotten ihn ruhig eingeschlossen hielten, so war er verloren. Lesley's Plan war so, aber der Ausschuß von Parlament und Kirchenversammlung drängte ihn zum Angriff. Es war in einer stürmischen Nacht vom 2. auf den 3. September, daß die Schotten von den Höhen herab gegen die Engländer zogen. Cromwell, der mit den Generalen Monk und Lambert in Gebet und Berathung wachte, gewahrte die Bewegung der dunkeln Massen und rief freudig aus: „Gott liefert sie uns in die Hände, sie steigen herab!" Sogleich ordnete er das Heer zur Schlacht; er wandte seine ganze Stärke auf einen Punkt, auf Lesley's linken Flügel. Dreiviertel Stunden dauerte der heißeste Kampf. Cromwell's eigenes Regiment, der Ungestüm der Reiterei, der gleichmäßig Fußvolk und Pferde daniederwarf, entschied den Sieg. Sie fliehen, wirklich sie fliehen! rief Cromwell. In diesem Augenblick brach die Sonne glänzend hervor. „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden!" sprach der Held mit David, gebot Halt und sang mit den Seinen den 117. Psalm:

Dem Herrn sei Preis und Dank gebracht
Mit frohem Liederschall!
Verherrlicht seines Namens Macht
Im Chor ihr Völker all!

Es glänzt soweit die Himmel geh'n
Uns seiner Liebe Stern,
Und seine Wahrheit bleibt besteh'n:
Lobsinget Gott dem Herrn.

Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die Engländer verfolgten den flüchtenden Feind; im Laufe des Tages erbeuteten sie 200 Fahnen, und 10000 Schotten wurden gefangen genommen. Gegen das Ende des Schlachtberichts sagt Cromwell: „Seit wir nach Schottland kamen, war es unser Wunsch und Verlangen daß kein Blut vergossen werde; denn hier war ein Volk das den Namen Gottes fürchtete und nur irregeleitet war. Deshalb boten wir ihnen Liebe und Versöhnung. Aber die Geistlichen Schottlands verhinderten es daß unsere Erklärung an die Herzen derer gelangte an die wir sie richteten. Und jetzt hören wir daß einige von ihnen in der Schlacht umgekommen sind. Dies ist die große Hand des Herrn, und werth der Betrachtung für alle diejenigen welche in ihre Hände den Stab eines thörichten Hirten nehmen, die sich in die weltliche Politik mischen, und mit der irdischen Macht gemeinsame Sache machen um so aufzurichten was sie das Königreich Christi nennen, das aber so nicht gegründet wird, und das Wort Gottes, das Schwert des Geistes vergessen oder ihm nicht vertrauen, da er doch allein mächtig und jenes Reich zu gründen fähig ist, und wenn man ihm traut es auch thun wird."

Außerdem ermahnte er das Parlament zu werkthätigem Dank: „Da habt ihr den Anblick einer der sichtbarsten Gnaden Gottes; und nun erlaubt mir noch wenige Worte. Es ist leicht zu sagen der Herr hat dies gethan; und unsere Soldaten rühmen allein den Herrn. Aber es ist in eurer Hand, und durch diese gewaltige Gnade hat es Gott noch mehr in eure Hand gelegt ihm Ruhm und Ehre zu geben, und eure Macht und seinen Segen zu seiner Verherrlichung anzuwenden. Wir, die euch dienen, bitten euch nicht uns anzuerkennen, sondern Gott allein; wir bitten euch sein Volk mehr und mehr anzuerkennen, denn sie sind die Kriegswagen und Reiter von Israel. Euch selbst verleugnet, aber erkennt euer obrigkeitliches Ansehen, und wendet es an die Stolzen und Frechen niederzubeugen, die da die Ruhe von England stören wollen. Erleichtert die Last der Unterdrückten, höret die Seufzer der armen Gefangenen in England; sucht die Misbräuche aller Stände abzuschaffen, — und wenn Einer ist der Viele arm macht um Wenige reich zu machen, so darf er in einem freien Gemeinwesen nicht

bestehen. Wenn Er, der eure Diener zum Kampfe stärkt, euer Herz auf diese Dinge lenkt, daß ihr sie besorgt zu seinem und des Volkes Ruhm, dann wird außer der Wohlthat, die England dadurch empfängt, euer Licht auch unter andern Nationen leuchten, die den Ruhm solchen Musterbilds nachahmen und durch Gottes Macht ein Gleiches thun werden.“ Am Tage nach der Schlacht schrieb er an seine Frau: „Meine Theuerste, ich habe nicht Muße viel zu schreiben; aber schelten könnte ich, daß du manchmal sagst ich sollte mein Herz nicht von dir und den Kleinen abziehen. Wahrlich wenn ich euch nicht zu sehr liebe, das Gegentheil fürchte ich nicht. Du bist mir lieber als irgendein Geschöpf; laß das dir genug sein. Der Herr hat uns eine wunderbare Gnade erwiesen, — wer kann sagen wie umfassend sie ist! Mein schwacher Glaube ward aufrecht erhalten, ich ward wunderbar gestärkt in meinem innern Menschen, wiewol ich dir sagen muß: ich werde ein alter Mann und fühle wie die Schwäche des Alters sich heranstiehlt. Möchten meine Sünden ebenso abnehmen! Bete für mich darum.“

Wie die irische, so mußte jetzt auch die schottische Geistlichkeit eine Strafrede Cromwell's hören. Er schrieb ihr daß die Predigt des Evangeliums und nicht das Streben nach weltlicher Macht oder die Verbindung mit ihr der Mörtel sei für das neue Jerusalem; sie solle sich an das Wort Gottes halten, und Niemand werde sie in ihrer Religionsübung stören; aber sie solle nicht Andersdenkende für Ketzer erklären. Die Geistlichen seien Helfer und Diener, nicht Herren des Volks. „Ihr sagt, ihr habt Grund zur Beschwerde, daß Männer aus dem bürgerlichen Stande Ruf und Amt des Geistlichen sich anmaßen zum Aergerniß der reformirten Kirche. Betrübt es euch daß Christus gepredigt wird? Ist Predigen so ausschließlich euer Beruf? Ist es gegen den Religionsbund (Covenant)? Weg mit diesem, wenn es so sein sollte! Ich dächte seine Anhänger sollten sich freuen, wenn irgend Jemand gut vom Namen Christi spricht, wo nicht so hat der Bund nicht Gottes Bestätigung und ist eure Kirche keine Braut Christi. Wo findet ihr in der Schrift einen Grund um diese Behauptung zu beweisen, daß Predigen ausschließlich eure Sache sei? Eine menschliche Bestätigung zum Amt ist etwas der Ordnung Gemäßes und mag gut sein, aber wer nicht bessere Vollmacht und Zeugniß hat der hat überhaupt keine. Ich hoffe daß Er, der aufgestiegen ist in die Höhe, seine Gaben geben kann wem er will, und wenn diese Gaben

das Siegel der Berufung und Sendung sind, dann seid nicht neidisch ob auch Eldad und Medad prophezeien. Ihr wißt wer uns gebietet die besten Gaben ernstlich zu begehren, und besonders auch die zu prophezeien, was der Apostel durch Reden zur Erbauung, zur Belehrung und zum Troste erklärt; der Belehrte, der Erbaute, der Getröstete kann nach der Wirkung solcher Rede am besten sagen ob sie echt war. In der That, ihr irrt durch Misverstand der Schrift. Bestätigung zum Amt ist ein Act der Convenienz in Rücksicht auf Ordnung, kein Act der Nothwendigkeit um zur Predigt des Evangeliums zu befähigen. Euere vorgegebene Furcht es möchte sonst der Irrthum eindringen ist gleich dem Manne der allen Wein aus dem Lande fernhalten wollte, es möchte sonst sich Jemand betrinken. Es wird als eine ungerechte und unweise Eifersucht erfunden werden einen Menschen seiner natürlichen Freiheit unter der Voraussetzung zu berauben daß er sie misbrauchen könne. Thut er's, so richtet ihn. Spricht ein Mann thöricht, so ertragt ihn lächelnd, weil ihr weise seid; spricht er irrthümlich, so erscheint die Wahrheit um so klarer, wenn ihr ihn überzeugt. Stopft ihm den Mund mit gesunden Worten, denen nicht zu widersprechen ist. Spricht er lästerlich oder zur Störung des öffentlichen Friedens, laßt die Staatsbehörde ihn strafen; spricht er wahr, so freuet euch der Wahrheit. Wenn ihr unsere Ermahnungen zu Liebe und guten Werken, zur Buße und zum Glauben ein Aergerniß für eure Kirche heißt, weil Männer von bürgerlichem Beruf sie aussprechen, — wir werden unsere Freude daran haben, trotz Allem was ihr sagen mögt. Suchet den Willen Gottes zu erforschen in dem Schlage der euch getroffen hat."

Cromwell unterschied durchaus das irregeleitete Volk von den Verführern; er suchte überall eine Verständigung mit den Presbyterianern; er sah nur mit innigstem Mitleid wie so viele tüchtige und fromme Schotten Noth und Tod erleiden mußten. Er setzte die Kriegsgefangenen in Freiheit; dem bedrängten Heer schickte er Nahrungsmittel aus seinen Vorrathskammern; und ob die Presbyterianer von ihren Kanzeln gegen ihn und seine Soldaten predigten, es geschah ihnen nichts, er wünschte sie durch Liebe zu gewinnen. Er verstand es durch leutselige Offenheit manches Vorurtheil zu besiegen, manche Gegner für sich einzunehmen. Er blieb den Winter in Edinburg; auch das dortige Castell ergab sich, und seine Generale errangen manche Vortheile. Aber im Frühjahr 1651 erkrankte er lebensgefährlich, und sogleich erhoben die Feinde ihre

Häupter. Das Parlament sandte ihm zwei Aerzte. „Der Herr hat mich aus dem Grabe hervorgezogen", sagte er genesend, und dankte dem Parlament für die große Gunst und Theilnahme. „In der That", schrieb er, „euer Dienst bedarf meiner nicht. Ich bin eine arme Creatur, ich war ein verdorrtes Gebein, und bin noch ein unnützer Knecht für meinen Meister und euch. Ich glaubte an diesem Fieber zu sterben, aber der Herr scheint es anders beschlossen zu haben. Aber wahrlich, wenn ich noch zu leben wünsche, so ist es damit ich die Gnade erlange in meinem Herzen und Wandel immer mehr Treue und Dankbarkeit gegen den Herrn zu beweisen, und mehr Eifer und Wirksamkeit für die welchen ich diene." Seiner Gattin schrieb er: „Ich preise den Herrn, die Kraft meines äußern Menschen ist wieder gewachsen, aber das will mir nicht genügen, es sei denn daß ich auch ein Herz erlange meinen himmlischen Vater mehr zu lieben und ihm besser zu dienen, und daß ich mehr von dem Lichte seines Angesichts gewinne, welches besser ist denn das Leben, und mehr Macht über meine Sünden. Bete für mich. Der Segen des Allmächtigen sei mit euch."

Im Juli begann der Feldzug von neuem. Ein Sieg des Generals Lambert über die Schotten ward bald von Cromwell ans Parlament berichtet: „Mögen wir demüthig und mit Selbstverleugnung unsere Pflicht thun. Mögt ihr das euch anvertraute Werk ausführen mit Aufrichtigkeit und mit Treue und vollständig, daß Alles schwinde was das Auge Gottes beleidigen könnte, daß das Gemeinwohl mehr und mehr erstrebt und die Gerechtigkeit unparteiisch gehandhabt werde. Denn die Augen des Herrn gehen dahin und dorthin, und wie er seine Feinde herausfindet um an ihnen gerächt zu werden, so wird er derer nicht schonen welchen er Gutes gethan hat, wenn sie durch seine Vaterliebe nicht gut werden. Verzeiht meiner demüthigen Kühnheit, wenn ich euch an die Verpflichtung erinnere, die David im 119. Psalm, Vers 134, ausspricht: «Erlöse mich von der Menschen Unterdrückung, so will ich halten deine Befehle.»"

So verlor Cromwell im Felde doch nie den Staat und die Neubegründung der Freiheit aus dem Gesicht; aber auch seine Familie nicht. Richard macht ihm wieder Sorge; er schreibt an dessen Schwiegervater: „Ich höre daß mein Sohn mehr ausgibt als ihm angewiesen war und in Schulden ist. Ich kann es nicht billigen. Die Achtung und der Umgang weiser Männer würde ihm ehrenvoller sein, und ich glaube daß die eiteln Menschen von

dem Gutes reden welcher Schlechtes thut. Ich misgönne ihm keinen löblichen Genuß des Lebens, ich gewähre ihm selbst mehr Geld als dazu ausreichend ist. Aber wenn Vergnügen und Selbstgefälligkeit das Hauptgeschäft eines Menschenlebens werden, und wenn mehr Kosten und Zeit darauf verwandt werden als Gott wohlgefällig und vor seinen Heiligen ziemlich ist, dann trage ich Bedenken solche Neigung zu nähren, und da sei Gott vor daß er glaube: weil er mein Sohn ist, so brauche er kein Leben zu führen das unserm himmlischen Vater wohlgefällt, der mich aus dem Staub erhoben hat zu sein was ich bin. Ich hoffe daß ihr treulich ihn ermahnen werdet den Herrn zu suchen, sein Gebot zur Regel des Gewissens zu nehmen und dazu die Gnade Christi zu erlangen. Dies hat Leben in sich und wird zu etwas kommen; was ist eine arme Creatur ohne das? Das wird gesetzlichen Vergnügungen keinen Abbruch thun, wohl aber solch einen Genuß derselben lehren daß der Friede des Gewissens dabei bestehen bleibt. Ich schreibe was in meinem Herzen ist, denn ich liebe meinen Sohn und sein Weib, und um ihretwillen schreibe ich so. Sie sollen keine Unterstützung von meiner Seite vermissen, ich sage hier nichts um meinen Beutel sicherzustellen, aber ich kann nicht denken daß es recht sei, wenn ich die Vergnügungssucht meines Sohnes noch nähren sollte, sobald er die Lust der Welt zur Aufgabe seines Daseins macht — in einer Zeit, wo so manche edle Heiligen bluten und ihr Leben aushauchen für das Wohl der Uebrigen. Bemerkenswerth ist was Uria zu David sagt 2 Sam. 11, 11."

Cromwell nahm mit seiner Armee bald eine Stellung ein welche Karl II. vom Herzen Schottlands ausschloß; derselbe warf sich darauf in kühnem Zug mit seinen Truppen nach England, Schrecken bis in die Hauptstadt verbreitend; aber Cromwell folgte ihm, und bei Worcester kam es am Jahrestag der Schlacht von Dunbar zu einem Kampf, „so heiß und hartnäckig für vier oder fünf Stunden als jemals ich gesehen habe", berichtet der Sieger, „müde und kaum fähig zu schreiben". Er selber war mitten im Feuer auf- und abgeritten; das feindliche Fußvolk, dem er in eigener Person freies Quartier anbot, hatte nur mit Schüssen geantwortet. Doch schwieg er von seinen Thaten, wie er auch nicht gewollt daß auf die Dunbarschlacht eine Denkmünze mit seinem Bild geprägt würde. Der Kampf war lang und blutig, mitunter Mann gegen Mann im Handgemenge; er endigte mit der Ver-

nichtung des königlichen Heers, er setzte dem Bürgerkrieg ein Ziel, er war die letzte Waffenthat Cromwell's. Alte wie neu ausgehobene Truppen hatten trefflich gestritten. „Dieser Sieg ist eine krönende Gnade", schrieb Cromwell ans Parlament, „und wäre er's nicht, so würden wir solche doch haben, wenn er uns Alle zur Dankbarkeit aufruft, und das Parlament aufruft den Willen dessen zu thun der seinen Willen für die Nation wie für jenes vollführt hat; dessen Wohlgefallen es ist die Nation und den Verfassungswechsel aufzurichten, indem er das Volk zur Vertheidigung desselben willig macht und die Arbeit euerer Diener in diesem letzten großen Werk so sichtbarlich segnet. Ich bin so kühn in Demuth zu bitten daß alle Gedanken darauf gerichtet werden die Ehre dessen auszubreiten der eine so große Erlösung gewirkt hat, und daß die Fülle dieser ununterbrochenen Gnaden nicht Stolz und Ueppigkeit veranlasse, wie einmal bei einem auserwählten Volk (Deuteron. 32, 15), sondern daß die Furcht des Herrn eben um dieser Gnade willen die Obrigkeit und das Volk, so begünstigt, gesegnet und bezeugt, nun demüthig und gläubig erhalte, und daß Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, Gnade und Wahrheit von euch ausfließen möge als eine dankvolle Antwort für unsern gnädigen Gott. Das ist das Gebet eures treuen und gehorsamen Knechtes."

Das Kriegsgericht sprach in Schottland gegen die Häupter und Führer des Kampfes einige Todesurtheile, dann ward wie in Irland eine wohlgeordnete und starke Verwaltung, eine rasche und sichere Rechtspflege eingeführt und das Laster unterdrückt und bestraft; die Zeit der Usurpation, wie die Schotten Cromwell's Herrschaft nannten, war nach ihrem eigenen Bekenntniß eine Periode des Friedens und Glücks. Er war der rechte Regent für die Schotten, der den Covenant ohne Karl Stuart erfüllte, was mit Karl Stuart eine Unmöglichkeit war; aber sie erkannten ihn nicht. „Wie selten", sagt Carlyle, „kann ein Volk, kann ein einzelner Mensch verstehen was im Herzen sein eigener wirklicher Wille ist: solche Massen von oberflächlicher Verwirrung, von respectablem Hörensagen, von Phantasterei und Pedanterei, von alten und frischen Spinnweben lagern sich über unsern Willen, und verbergen ihn gar sehr für uns. Sodaß wenn wir nur einmal ihn ins Auge fassen und entschlossen auf seine Erfüllung losgehen, die Schlacht so gut wie gewonnen ist."

Karl irrte von Asyl zu Asyl, nach einem Fahrzeug suchend, das ihn aus England bringe; Cromwell zog feierlich in London

ein. „Der Mann wird jetzt König von England", weissagte der Prediger Hugh Peters. Er war's in der That, wenn auch nicht dem Namen nach. Whitelocke erzählt wie er im Gespräch zu ihm geäußert: „Ihr habt schon den Oberbefehl über das Heer, mithin die Militärgewalt: durch euern Einfluß werden alle Stellen in der Verwaltung besetzt, ohne ein Veto zu haben erreicht ihr den Zweck desselben, da die von euch nicht gebilligten Anträge selten durchgehen; sobald die Steuern bewilligt sind, verfügt ihr über das Einkommen; und wenn auch die Gesandten des Auslands ans Parlament gewiesen sind, von euch hängt es ab ob sie etwas ausrichten." Cromwell hatte sich aus dem Widerstand und der unwilligen Aufnahme welche die Proclamirung der Republik gefunden, hinlänglich überzeugen können daß es ihr zur Zeit noch an Republikanern fehle; er hielt Berathungen mit Staatsmännern und Offizieren, letztere waren entschieden für die Republik, erstere wollten wenigstens ein monarchisches Element in der Verfassung, da die Gesetze von England gar sehr mit einem solchen verwoben seien; Cromwell billigte dies, aber von einem Stuart als König mochte er Nichts hören. Er faßte zunächst zwei Maßregeln ins Auge: eine allgemeine Amnestie und ein Wahlgesetz für ein neues Parlament. Jene setzte er nach manchem Widerstande durch, und indem er viele Gemüther dadurch mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnte, gewann er sie zugleich für ihn selber; der Sieger im Felde stiftete und verwirklichte den Frieden auf dem Wege des Gesetzes. Im Rumpfparlament saßen noch 100 und einige Männer, von denen oft nur die Hälfte bei den Verhandlungen erschien; schon 1649 sollte es sich auflösen und neue Wahlen ausschreiben, die Kriege in Irland und Schottland verschoben dies, und auch jetzt nahmen die auswärtigen Angelegenheiten die Nation und deren Vertreter in Anspruch. Die englische Republik hatte an eine Vereinigung mit der holländischen gedacht, allein Karl II. hatte dort seine Zuflucht gefunden und der britische Gesandte Dorislaus war dort ermordet worden. Da beschloß das Lange Parlament eine Maßregel gegen Holland, welche den Grund zu der englischen Weltherrschaft auf dem Meere legte: die Navigationsacte, welche verbot daß fremde Waaren auf andern als englischen Schiffen oder auf Schiffen des Landes welches jene producirt fortan in England eingeführt würden. Die Holländer sahen daß der Schlag ihrem Handel galt, und ihre Admirale Ruyter und Tromp griffen zum Schwert; aber wie einst Elisabeth gegen

die Armada schuf England sich eine Flotte, die in anfänglichen Niederlagen nur das Unterpfand der großen Siege erblickte, welche der puritanische Seeheld Blake bald erfechten sollte. Das Parlament begünstigte die Flotte und suchte das Landheer, Cromwell's Hauptstütze, zu schwächen. Aber die Männer welche die Schlachten gewonnen wollten auch jetzt das Heft in der Hand haben und den Preis ihres Blutes sichern. Je länger das Parlament seinen Sitz behaupten wollte und damit sich die Staatsgewalt anmaßte, desto ungestümer drangen sie auf ein Reich der evangelischen Wahrheit in England, auf neue Wahlen der Volksvertreter. Der General Lambert, der Major Harrison verlangten von Cromwell daß er der Sache ein Ende mache.

Ehe wir sehen wie er zur That schreitet müssen wir noch einen Blick auf seine Familie werfen. Ireton, der tapfere, edle Republikaner, Cromwell's Schwiegersohn, war als Statthalter von Irland gestorben, allgemein betrauert; sein Nachfolger im Amt, Fleetwood, vermählte sich mit der Witwe seines Vorgängers; gegen Ende des Jahres 1652 schrieb ihm Cromwell den folgenden Brief, der zwar von Staatsgeschäften schweigt, uns aber einen tiefen Blick in das Herz des frommen Helden vergönnt: „Lieber Karl, ich danke dir für deinen werthen Brief. Ich hegte dieselbe Hoffnung, dasselbe Verlangen, dich in meiner Familie zu sehen, wie du deinerseits sie zu mir geäußert hast. Jetzt will es der Herr noch anders haben, wir müssen uns dabei beruhigen, nicht ohne Hoffnung, daß es in seinem Wohlgefallen liegen mag uns zu seiner Zeit den wechselseitigen Genuß unsers Umgangs zu geben; die Entbehrung desselben kann seine eigene Gegenwart reichlich ersetzen: sie hebt alle Mängel auf und ist die Freude unserer Freuden. Grüße dein liebes Weib von mir. Bitte sie daß sie sich hüte vor einem knechtischen Geist. Furcht ist die natürliche Frucht solch eines Geistes; das Gegengift ist Liebe. Die Stimme der Furcht spricht: Wenn ich das gethan, wenn ich Jenes unterlassen hätte, wie gut wäre es für mich gewesen; ich weiß, so hat sie in schwachen Stunden gesagt. Liebe aber denkt auf diese Weise: Was für einen Christus habe ich, was für einen Vater in ihm und durch ihn! Welch einen Namen hat mein Vater: Gnädig, barmherzig, geduldig, reich an Güte und Wahrheit, vergebend die Ungerechtigkeit, Uebertretung und Sünde! Welche Natur hat mein Vater, er ist die Liebe, frei in ihr, unwandelbar, unendlich! Welch ein Bund zwischen ihm und Christus für die ganze Menschheit, für

einen Jeden, wo er Alles auf sich nimmt und die arme Seele nichts! Der neue Bund ist Gnade — für die Seele oder in ihr; die Seele verhält sich aufnehmend. Ich nehme ihre Sünden weg, spricht der Herr; ich will mein Gesetz in ihr Herz schreiben, sie sollen niemals scheiden von mir. Das verherrlicht die Liebe Gottes, Christi Sterben für Menschen ohne eigene Kraft, für Sünder, für seine Feinde. Und sollen wir nach dem Quell unsers Trostes in uns suchen, was Gott gethan hat, was er in Christus für uns ist das ist der Quell unsers Trostes, da ist Kraft und Bestand, in uns ist Schwachheit. Werke des Gehorsams sind nicht vollkommen und bringen darum keine vollkommene Gnade; auch der Glaube bringt die Gnade nicht als ein Werk, sondern er führt uns zu Ihm, welcher unsere vollkommene Ruhe und unser Frieden ist, in welchem wir aufgenommen sind beim Vater wie Christus selbst. Dies ist unser hoher Beruf, hier wollen wir ruhen, und hier allein. Grüße mir Heinrich Cromwell; ich bete für ihn daß er gedeihe und wachse in der Erkenntniß und Liebe Christi. Empfiehl mich allen Offizieren; meine Gebete reden täglich von ihnen; ich wünsche sie zu bewahren vor aller Bitterkeit des Geistes, vor allen Dingen die nicht dem Evangelium gemäß sind. Der Herr gebe dir Fülle der Weisheit, des Glaubens, der Geduld. Wache auch über deine natürliche Neigung dich allzu leicht Andern hinzugeben und von ihnen bestimmen zu lassen. Bete für mich; ich empfehle dich dem Herrn."

Das Parlament, das nun schon zwölf Jahre saß, wollte nicht weichen. Sie wollten alle Gewalt, auch die ausübende und richterliche, im Parlament vereinigen; sie wollten neue Wahlen, aber nur zur Ergänzung, sodaß die jetzigen Mitglieder ihre Sitze behielten, auch über die Zulassung der Neugewählten die Entscheidung hätten; sie wollten neutrale Männer heranziehen, während Cromwell und das Heer nicht zu gestatten dachten daß Jemand welcher von der guten Sache abgefallen je an der Staatsgewalt Theil bekomme. Cromwell hielt im April 1653 Berathungen mit Deputirten und Offizieren; sie wollten eine Art von Verfassungsrath aus puritanischen Notablen gebildet wissen; das Parlament, hieß es, wolle sich jetzt auflösen. Als aber Cromwell am andern Tage erfuhr daß sie mit der Verhandlung über Ergänzungswahlen beschäftigt seien, da führte er, Mittwochs den 25. April, Soldaten in den Vorsaal des Parlaments und ging in seiner Puritanertracht, schwarz, mit grauen, wollenen Strümpfen, in die Sitzung

auf seinen gewöhnlichen Platz. Er schien der Debatte ruhig zuzuhören, bald aber gab er Harrison ein Zeichen und raunte ihm ins Ohr: „Jetzt ist's Zeit, ich muß es thun!“ Und er stand auf, nahm den Hut ab und fing zu reden an. Er sprach eine Weile zum Lobe des Parlaments über dessen Arbeiten und Sorge fürs öffentliche Wohl; dann aber änderte er seinen Stil und sagte ihnen von ihrer Ungerechtigkeit, von ihrem Zögern, von ihrem Eigennutz; er sagte ihnen wie sie die Tyrannei der Juristen unterstützt, die Selbstsucht der Presbyterianer begünstigt, wie sie sich auf immer im Besitz der Staatsgewalt zu behaupten getrachtet; so seien sie unwürdige Werkzeuge geworden, die der Herr verwerfe. Peter Wentworth fand diese Sprache unparlamentarisch, zumal im Munde eines Mannes dem man soviel Ehre erwiesen. Da sprang Cromwell auf, trat mitten in den Saal und rief: „Kommt nur her! Ich will euerm Geschwätz ein Ende machen!“ Dann hin- und hergehend, an den Hut schlagend, mit den Füßen stampfend, ruft er heftig bewegt: „Ihr seid kein Parlament; macht bessern Leuten Platz!“ „Rufe sie herein“, sagt er zu Harrison, und zwei Reihen Musketiere stellen sich im Saal auf. Heinrich Vane will ihm Vorstellungen machen. „Sir Henry Vane! Der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane“, ruft Cromwell; „er ist ein Gaukler, er hätte alledem vorbeugen und es ändern können, aber er hat nicht Treu und Glauben! Ihr sagt ihr seid ein Parlament, aber ihr seid keins! Einige von euch sind Trunkenbolde, andere leben in offenbarer Verachtung der Gebote Gottes und gehen ihren Lüsten nach, schlechte ungerechte Menschen, ein Greuel für die Bekenner des Evangeliums! Im Namen Gottes: packt euch!“ Sein Blick hatte diejenigen getroffen welche er meinte. Der Sprecher war unbeweglich auf seinem Sitz geblieben, da bot ihm Harrison den Arm, und sie gingen alle hinaus. „Ihr selbst habt mich dazu gezwungen“, rief Cromwell ihnen nach; „ich habe den Herrn Tag und Nacht im Gebet gesucht, daß er mich lieber erschlagen als dies Werk mir auflegen möge!“ Dann wies er auf das Scepter des Sprechers und sagte zu einem Musketier: „Nehmt die Narretheidung fort“, schloß das Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging in seine Wohnung. Es ward behauptet er habe am Anfang der Sitzung noch keinen festen Plan gehabt, dann sei es plötzlich über ihn gekommen, daß er nicht länger mit Fleisch und Blut Rath gepflogen, sondern der Eingebung des Geistes gefolgt sei. Er löste dann auch den vom

Parlament gebildeten Staatsrath auf; Bradshaw protestirte, ging aber mit seinen Collegen weg. Der Republikaner Harrington rühmte Cromwell's That als eine patriotische; sie hätten, sagte er, im Parlament eine ungeordnete Oligarchie gebildet und dieselbe dauernd machen wollen; wie Lykurg möge der General der alleinige Gesetzgeber seines Volks werden und ihm die Freiheit sicherstellen. Milton war ähnlicher Ansicht. Der Rumpf des Parlaments hatte selber jahrelang die Macht usurpirt, hatte Staatsstreiche gutgeheißen, er war keine Vertretung der Nation mehr; England fand daß ihm Recht geschehen; das Heer, die Flotte, viele Gemeinden sprachen dies durch Adressen aus. „Kein Hund bellte als sie gingen", sagte Cromwell später einmal; nach Lingard's Worten fiel das Parlament, das sich überlebt hatte, ohne Widerstreben, ohne nur einmal aufzustöhnen, unbemitleidet, unzurückgewünscht.

Am Tage der Parlamentsauflösung schrieb Cromwell noch einen Brief in seine Heimat um weitern Unordnungen vorzubeugen, da die mit dem Austrocknen der Sümpfe beschäftigten Arbeiter dort gestört worden waren. Er ernannte dann einen Staatsrath von 13 Mitgliedern, Rechtsgelehrten und Offizieren, denen er präsidirte. Eine Declaration ans Volk besagte wie das Heer die Permanenz des Rumpfs nicht habe gestatten können, wie es Sorge tragen werde daß Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und erprobter Treue an die Spitze der Regierung kämen; mittlerweile sollten alle Beamten ihre Functionen fortüben, Jedermann ihnen gehorchen. Neue glänzende Seesiege über die Holländer erschienen wie eine Zustimmung Gottes zu der politischen Neuerung. Cromwell wollte kein Tyrann sein, der Glanz der Welt und des Goldes reizten seine ernste Seele niemals, ihm galt es um das Wohl des Volks und um die Sicherstellung der schwererkämpften Freiheit; er sah aber diese nur im Bunde mit der Ordnung. Er hatte Sinn für das geschichtlich Gewordene; die neue Constitution sollte sich den alten Formen anschließen. So mochte es ihm am geeignetsten erscheinen zunächst einmal Vertrauensmänner aus den verschiedenen Provinzen zu berufen und aus ihnen eine Art von Verfassungsrath zu bilden; er ließ überall Listen angesehener sittenstrenger und gottesfürchtiger Bürger aufstellen, und erwählte mit seinem Staatsrath aus demselben 139 für England, 6 für Wales, 6 für Irland, 4 für Schottland; sie erhielten Einladungsschreiben auf den 4. Juli 1653. Alle erschienen bis auf zwei; das puri-

tanische England war mit der Maßregel offenbar zufrieden. Cromwell hielt zur Eröffnung der Sitzungen am erwähnten Tage eine Rede in einem Ton, daß man — nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Schriftstellers — leicht glauben konnte der Geist Gottes spreche aus ihm.

Er begann damit sie an all die Schickungen zu erinnern, durch welche Gott seit dem Beginn der Unruhen bis zur Gegenwart in England so große Dinge gethan; er gedachte der Schlachten und Verhandlungen, er erwähnte wie der Sieg mit den Männern gewesen die vorher des Kriegs unkundig, aber durch ihren Glauben begeistert waren, und wie das Gericht die Schuldigen und den Größten unter denselben ereilt, wie der Freistaat gegründet worden. Er gedachte der Zeit wo das Parlament auf dem Sprunge stand das Volk um alle Früchte seiner Thaten zu täuschen. „Ich meine", sagte er, „den Vertrag, den sie immer wieder mit dem König abschließen wollten, wodurch sie Alles wofür wir gekämpft würden in seine Hand gelegt haben, und unsere ganze Sicherheit wäre ein klein Stück Papier gewesen. Und als das vorüber war, so wißt ihr wol welche Stürme wir noch zu Land und See zu bestehen hatten, und wißt gleicherweise was Gott in Irland und Schottland gethan, und wie er all den Verwirrungen ein Ende machte durch das wundervolle Heil, welches er bei Worcester uns widerfahren ließ. Aber es ist mir leid daß ich so im Allgemeinen bleiben muß, denn in allem Einzelnen, in jedem Schritt des Königs oder des Parlaments trägt Alles den Stempel der Vorsehung erkennbar für Jeden der ihn sehen will. Das soll unsere Herzen zur Dankbarkeit und zum Vertrauen bringen.

„Als ich nun von Worcester kam sammt meinen Mitoffizieren und Soldaten, soviel ihrer übriggeblieben waren, erwarteten wir und hatten Grund dazu daß da wir auf solch eine Geschichte zurücksehen konnten und solch einen Gott hatten, so über die maßen sichtbar selbst für unsere Feinde, die da bekannten daß Gott selbst gegen sie streite, weil sie sonst nicht in allem und jedem Kampf erlegen wären, — und für uns, weil alle unsere frühern Gnaden in Gefahr waren verloren zu gehen, sobald wir jetzt einmal wären geschlagen worden; — ich sage als wir nun herankamen, hatten wir einiges Vertrauen daß die uns von Gott erwiesene Gnade und die Erwartungen unserer Herzen und der Herzen aller guten Menschen nun auch die welche an der Spitze der Regierung waren

eifrig machen würden solche gute Dinge zu thun, welche eines solchen Gottes und solcher Gnaden würdig erachtet werden könnten, und wahrlich so hätten diejenigen für welche all das geschehen war sich ihrer Pflicht in treuer Sorge für das Volk entledigt. Sollte ich nun alles Einzelne durchgehen was wir bis zur Auflösung des Parlaments betrieben, so würde das für mich ein beschwerliches Werk sein. Denn ich glaube ich kann von mir und meinen Kameraden sagen daß wir eher gewünscht und gestrebt haben zu heilen und vorwärts zu blicken denn in Wunden zu wühlen und rückwärts zu blicken; einzig dies wollen wir sagen zu unserer eigenen Rechtfertigung um den Grund für die unvermeidliche Nothwendigkeit zu bezeichnen, ja selbst die Pflicht die uns auflag diese letzte große Veränderung herbeizuführen; — ich glaube es wird nicht unpassend sein hierüber ein Wort oder zwei zu sagen. Unsere Herzen und Gedanken waren voll davon jetzt all die schönen und gesetzlichen Mittel in Anwendung zu bringen, durch welche für die Nation die Frucht des Bluts und Guts, die für diese Sache aufgewandt worden, nunmehr zur Reife kommen könnte; und wir dürsteten in unsrer Seele darnach Mittel und Wege zu finden wie wir selber Werkzeuge sein möchten solches zu fördern. Wir beschränkten uns lange Zeit auf Anträge und Gesuche; und wenn wir dann unsere Wünsche in Erinnerung brachten, so hatten wir keine andere Antwort als: «sie würden in Betracht genommen.» Und da wir nun fanden wie das Volk in jedem Winkel des Landes unzufrieden war, und uns wegen Nichterfüllung des Verheißenen zur Rede stellte, da glaubten wir uns selbst verpflichtet den Ruf ehrlicher Männer in dieser Welt aufrecht zu halten. Wir hielten deshalb seit October Zusammenkünfte mit Parlamentsmitgliedern, und treu und aufrichtig baten wir sie ihre Pflicht gegen Gott und Menschen sich zu Herzen zu nehmen, und die guten Dinge, die man erwarte, möchten sie ausführen, sodaß es nicht scheine daß das Heer sie ihnen eingegeben, sondern sie aus eigenem Geist Alles gethan hätten; so zärtlich waren wir für den Ruf des Parlaments. Wie erklärten offen daß sonst das Gericht Gottes, das Misvergnügen des Volks, eine allgemeine Verwirrung erfolgen würde; — vergebens! Als wir nun selbst unter uns in ernstliche Erwägung zogen was uns für ein anderer Weg bliebe, da begannen sie die Volksvertretung und das Wahlgesetz ins Auge zu fassen, und schienen sehr gewillt darüber zu einem Beschluß zu kommen. Wäre dies rein und lauter geschehen,

so hätte uns nichts willkommner sein können. Aber ihre Absicht war dem Volk kein Wahlrecht zu geben; es wäre nur ein Schein gewesen; sie wollten auch durch Neuwahlen das Haus blos wieder vollzählig machen, selber aber fortwährend ihre Sitze behalten. Wir erklärten dagegen unsern Abscheu, unsere Misbilligung; sie aber wollten nun nach dreijähriger Verschleppung Hals über Kopf die Sache abthun und ihre Bill durchbringen. Das fanden wir zwar nicht nach dem Willen Gottes, und doch hing hier das ganze Gewicht der Sache, für welche wir unser Leben gewagt hatten und die uns also am Herzen liegen und theuer sein mußte; und hier war, das sahen wir, kein Bestreben diese Sache zu sichern und zu fördern, sondern sie wollten nur dem unruhig werdenden Heere entgegenarbeiten; wahrlich ich sage euch als wir alles dies sahen und die Macht in Händen hatten, da konnten wir die Dinge nicht diesen monströsen Gang gehen lassen, noch gestatten daß alle unsere Freiheiten weggeworfen würden in die Hände von solchen gegen die wir gefochten hatten; wir kamen vielmehr zuerst unter uns selbst zu diesem Entschluß, daß wenn wir mit Gewalt aus unsern Rechten und Freiheiten wären hinausgeschlagen worden, dann uns die Nothwendigkeit Geduld lehren würde; aber sie selber preiszugeben das würde uns zu den niederträchtigsten Menschen in der Welt machen, die es verdienten zu den Feinden Gottes und seines Volks gerechnet zu werden. Und ich spreche hier vor Gott wie angesichts einiger Männer die jenen Berathungen beiwohnten; der Gedanke an einen Act der Gewalt war etwas Härteres für uns als irgend eine Schlacht die wir je bestanden, ja wir hätten lieber unser Leben aufs Spiel gesetzt, so sehr wünschten wir daß jene Männer ihren Platz mit Ehren verließen. Allein wie wir sahen daß die Sache des Volks Gottes ein verachtet Ding war, da erkannten wir daß andere Hände als die ihrigen für dies Werk verwandt werden müßten. Und da dachten wir es wäre hohe Zeit uns umzusehen und unserer Pflicht inne zu werden. Denn im Parlament gab's bei allen Fragen Parteiung, und nichts wollte mehr recht zu Stande kommen; alle Sorge ward vergessen für das Volk, dem sie es doch verdankten daß sie dort saßen. Ich will nicht sagen daß sie ganz unfähig geworden die Reformation unsers Staats zu vollführen, aber die Reformation der Gesetze wenigstens, deren Zustand jetzt so beklagt wird, förderten sie gar nicht. Wir hatten viele gute Worte darüber gesprochen, aber drei Monate hatten ihnen nicht hingereicht um nur das eine Wort:

Incumbrances klar zu bestimmen! Deswegen hätten wir aber unsere Hände noch nicht gegen sie erhoben; als aber Männer von solchem Schlag ihre Herrschaft immer fortsetzen wollten, als wir aus ihrem eigenen Munde hörten daß sie von der Auflösung des Parlaments nichts wissen wollten, da dachten wir das sei ein Bruch des Vertrauens; denn dazu waren sie nicht erwählt, und sie waren kein eigentliches Parlament mehr, sie hatten mehrmals Gewalt erlitten. Die Nacht vor der Auflösung hatten wir mit etwa zwanzig von ihnen eine Zusammenkunft; ich sagte ihnen im Auftrag des Heers: sie möchten bestimmt erklären was sie im Sinne hätten in Bezug auf die neue Volksvertretung: wäre es recht und billig, so wollten wir uns gern beruhigen; da meinten sie es wäre nichts gut für das Land als die Fortdauer dieses Parlaments. Wir machten in Bezug auf die Ersatzwahlen ihnen den Einwand: daß bestimmt werden müsse wer Wähler und wählbar sein könne; denn die Presbyterianer, welche unsere Sache verlassen oder sich neutral gehalten, dürften jetzt nicht zur Macht kommen, in ihre Hände könnten unsere Angelegenheiten nicht gelegt werden; denn ein Anderes wäre es einen Menschen von anderer Richtung zu dulden und zu lieben, und ein Anderes ihn in die Regierung einzusetzen. Darum sollten sie ihr Amt in die Hände einiger Gutgesinnten niederlegen, die ein Interesse am Volk hätten und der Republik zugethan wären. Das sei nichts Neues, denn das Land sei schon in ähnlichem Wirrwarr gewesen, und wir zeigten ihnen die Vorgänge in der Geschichte. Da wollten sie die Sache beschlafen und mit ihren Freunden besprechen; es war aber beinahe die Hälfte derer anwesend, die gewöhnlich in die Sitzungen gingen; und ihre Führer versprachen daß sie ihre Bill für Neuwahlen nicht vornehmen wollten, ehe sie uns noch einmal gesprochen hätten. Aber am nächsten Morgen hörten wir daß das Haus sich gerade mit jener Bill beschäftigte; wir konnten es nicht glauben daß solche Personen so unwürdig handelten; wir blieben bis es ein zweiter und dritter Bote bestätigte und uns mittheilte daß sie mit höchster Eile verführen, daß sie alle Bestimmungen über die Befähigung zur Wahl ausließen; das hätte geheißen die Freiheiten der Nation hinwegwerfen in die Hände derer die nimmer dafür gefochten hatten; und da dachten wir es sei unsere Pflicht solches nicht zu leiden; und so ward das Haus aufgelöst, eben als der Sprecher die letzte Frage vorlegte. Die Nothwendigkeit unsere Sache zu erhalten trieb uns dazu, und veranlaßte uns

euch auf diesem außerordentlichen Wege zu berufen. Das war die reine Absicht unserer That, nicht wollten wir selber nach der Herrschaft greifen, noch sie der Armee überliefern, nicht für einen Tag; sondern wir wollten sie mit Gottes Hülfe in die Hände von geeigneten Personen legen, die aus allen Theilen des Landes berufen wären. Und so seid ihr berufen worden durch so wundervolle Schickungen als jemals Menschen in so kurzer Zeit erfahren haben. Und wenn einmal der Staat nicht fallen sollte, so werdet ihr's zufrieden sein, daß wir ihn nicht den Händen der Feinde und Schlechten überließen. Er ist nun euch übergeben auf dem Wege der Nothwendigkeit, auf dem Wege der weisen Vorsehung Gottes durch schwache Hände; und da er durch unsere Hände an euch kommt, so werdet ihr es nicht übelnehmen, wenn wir Einiges sagen bei der Niederlegung des Amtes, das nun auf euch ruht. Und wenn das was ich sage ein Auftrag zu sein scheint, so geschieht er in Demuth; und wenn er, der euch ein Diener zu sein meint, der euch nun zur Ausübung der höchsten Gewalt berufen hat, ausspricht was er für euere Pflicht und Aufgabe hält, so hoffen wir daß ihr das gut aufnehmt.

„Ich werde kurz sein, denn ich hoffe es ist in euern Herzen geschrieben Gott zu dienen. Einzig an dies Schriftwort will ich euch erinnern, das lange meine Seele bewegt hat: Juda herrscht jetzt mit Gott und hält Treu und Glauben mit den Heiligen. Vorher heißt es daß in Ephraim Lug und im Hause von Israel Trug wohne. Wie Gott bei uns um Fasten und Danksagen betrogen worden*, darüber haben wir Grund zu klagen. Wahrlich, ihr seid berufen von Gott wie Juda, mit ihm und für ihn zu herrschen, und Treu und Glauben zu halten mit den Heiligen, welche die Werkzeuge eurer Berufung waren. Und wer über Menschen herrscht, sagt die Schrift, der muß gerecht sein und in der Furcht Gottes regieren. Und fürwahr es ist besser für euch zu beten als euch zu rathen daß ihr Gnade und Wahrheit üben möget, daß der Himmel euch Weisheit verleihe, was Tausende von Heiligen heute für euch erflehen. Ich sage es ist besser zu beten als zu rathen; doch ich denke an eine andere Schriftstelle, die recht nützlich ist, obwol sie auf jeden Christenmenschen anwendbar erscheint, wo ihm gerathen wird um Weisheit zu bitten und

* Das Lange Parlament hatte den Buß-, Fast- und Bettag am letzten Mittwoch eines jeden Monats abgeschafft.

gesagt wird was Weisheit ist: sie ist keusch, friedsam, gelinde, sie lässet mit sich reden, ist voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch und ohne Heuchelei. Reinheit, Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit bedürft ihr und den Geist des Friedens, um dem Volk gute Früchte zu bringen, Gnade und Wahrheit walten zu lassen. Ihr sollt gerecht sein gegen den Ungläubigen wie gegen den Gläubigen, denn das ist unsere Pflicht; und ich habe, ich gestehe es, oft gesagt, thöricht vielleicht, daß ich lieber einem Gläubigen als einem Ungläubigen Unrecht thun möchte. Das mag paradox sein, darum hüten wir uns Einem und dem Andern Böses zu thun. O wenn Gott eure Herzen erfüllete mit solch einem Geist wie Moses hatte und Paulus hatte, einem Geist nicht blos für die Gläubigen, sondern fürs ganze Volk! Moses konnte für sie sterben, konnte wünschen um des Volkes willen aus Gottes Buche ausgetilgt zu sein, Paulus konnte wünschen verbannt zu sein von Christo für seine Brüder nach dem Fleisch: so voll von Liebe waren sie für Alle. Ein Zweites ist: zu bitten daß ihr mit den Heiligen Treu und Glauben halten möget, daß ihr mit den Schwächen der Heiligen Nachsicht habt und für alle Menschen mitleidig seid: ja wenn wir nicht auch für die Andersdenkenden, wie die Presbyterianer, das Interesse der Liebe hätten, so würde es uns schwer werden mit den Heiligen gläubig zu sein.

„In meiner Pilgerschaft und manchen Prüfungen ermuthigte mich das Prophetenwort: daß der Herr lässet Wasser quellen in der Wüste und Cedern, Myrten und Oelbäume wachsen in der Wildniß, damit man einsehe seine Hand hat es gethan; so ist uns alle Errettung, alle Befreiung von ihm gekommen; er hat's gethan zum Wohl der ganzen Heerde. Darum sorgt auch ihr für die ganze Heerde. Liebt die Schafe, liebt die Lämmer, liebt Alle, pflegt Alle, kräftigt Alle in jedem guten Ding. Und wenn der ärmste Christ und der verirrteste friedlich und ruhig unter euch zu leben begehrt, ich sage wenn irgend Einer wünscht nur ein Leben der Gottseligkeit und Ehrbarkeit zu führen, laßt ihn beschützet sein! Ich brauche euch nicht zu rathen, viel weniger zu drängen daß ihr für die Ausbreitung des Evangeliums sorgt und die Prediger ermuthigt, die es recht sind und den Geist empfangen haben, der uns den Willen Gottes finden und thun läßt. Ich spreche nicht von einem Predigtamt, das sich selbst vom Papst ableitet und diese Nachfolge für sich beansprucht; die wahre Nachfolge ist durch den Geist; der Geist ist gegeben um rechte Sprecher

von Gottes ewigen Wahrheiten zu machen; das ist die rechte Nachfolge, darin seid ihr von Gott belehrt besser denn ich selber.

„In der That ich habe euch nur noch ein Wort zu sagen, ich zeige vielleicht darin meine Schwachheit: es ist auf dem Wege des Muthes ans Werk zu gehen. Ich bekenne daß ich nimmer solch einen Tag zu sehen gedachte wie dieser ist, wo Christus so anerkannt wird wie heute in diesem Werk. Jesus Christus ward anerkannt durch eure Berufung, und ihr habt ihn anerkannt durch euer bereitwilliges Erscheinen; ihr offenbart, so weit schwache Geschöpfe dies vermögen, daß dies ein Tag der Macht Christi ist; denn er macht sein Volk willig am Tage seiner Macht. Er hat durch soviel Blut und soviel Kampf dies zu einer der großen Errungenschaften gemacht: Sein Volk zur Herrschaft und höchsten Gewalt berufen zu haben. Gott hat euch anerkannt und gemacht daß ihr ihn anerkennt. Vielleicht kennt ihr euch nicht von Angesicht untereinander, denn ihr kommt ja aus allen Theilen des Landes, aber wir sagen euch daß wir uns nicht die Wahl eines Einzigen gestattet haben von dem wir nicht gegründete Hoffnung gehabt daß der Glaube an Jesus Christus und die Liebe zu seinem ganzen Volk und den Heiligen in ihm wohnt. So hat euch, wie Jesaias sagt, Gott für sich selbst bereitet, damit ihr seinen Namen verherrlicht. Denn ihr könnt mit gutem Gewissen schwören daß ihr weder direct noch indirect hierher zu kommen gesucht habt; ihr verhieltet euch passiv dabei, ihr wurdet berufen; betrachtet die Umstände durch die ihr es wurdet, durch welche Kämpfe, durch welches Blut ihr hierher gekommen seid, wo weder ihr, noch ich, noch irgendein lebendiger Mensch drei Monate früher daran gedacht hat eine solche Versammlung zu sehen, welche die Herrschaft und höchste Gewalt dieses Volks übernehmen würde oder lieber zu übernehmen berufen worden. Nie ist das früher auf solche Weise und solchen Männern geschehen. Wenn es Zeit wäre euch mit denen zu vergleichen die durch die Stimmen des Volks berufen werden — — wer kann sagen wie bald Gott das Volk für so etwas geschickt macht? Niemand kann es mehr wünschen als ich; ich wollte sie wären Alle des Herrn Volk, wie gesagt ist: Ich wollte daß Alle im Volk des Herrn Propheten wären! Ich wollte auch daß Alle könnten berufen werden, daß Alle die Sache Jesu Christi anerkenneten. Und gebt mir Erlaubniß zu sagen: Was kann leichter das Volk für die Sache Jesu Christi gewinnen, für die Liebe und Gottseligkeit, und was kann deshalb eine höhere

Pflicht für euch sein die so berufen worden, als ein demüthiges und gottseliges Leben und Wirken? Sodaß sie sehen ihr liebt sie, ihr opfert euch selber, Zeit und Geist, für sie. Ist dies nicht der leichteste Weg sie zur Freiheit zu bringen? Wenigstens werdet ihr sie überführen, daß so wie gottesfürchtige Männer sie aus der Knechtschaft unter der Königsgewalt herausgekämpft haben, so gottesfürchtige Männer sie jetzt in der Furcht Gottes regieren und Alles wohl verwalten. Doch dies ist einige Abschweifung. Ich sage: Erkennt euern Ruf an, denn er ist von Gott. Es ist wunderbar und war nicht vorbedacht. Erst seit kurzem wissen wir davon. Lange hat Gott die Dinge vor unsern Augen verborgen gehalten, sodaß wir hierin nichts sahen bei all unsern Heimsuchungen; — was auch ein Zeugniß für unsere Reinheit und Aufrichtigkeit ist. So seid ihr von Gott berufen. Und was sollten wir erschrecken vor dem Gedanken oder dem Wort, daß dies das Thor ist um einzugehen in die Verheißungen Gottes, die uns geweissagt sind, auf die unsere Herzen hoffen und harren? Wir wissen wer sie sind die mit dem Lamme Krieg führen gegen seine Feinde: ein gläubiges Volk, berufen und auserwählt. Und Gott hat sich auf dem Wege des Kriegs — wir können es sagen ohne uns selbst zu schmeicheln, und ich glaube ihr wißt es — er hat sich gezeigt mit uns und für uns; und sollte er's nun nicht in diesen bürgerlichen und friedlichen Dingen thun? Dies sind keine übeln Vorbedeutungen für den Gott den wir erwarten. Ich denke, es ist etwas vor der Thür; wir stehen an der Schwelle des Eingangs; und darum ziemt es uns das Haupt zu erheben und uns zu ermuthigen im Herrn. Und wir haben gedacht, Einige von uns, daß es unsere Schuldigkeit sei diesen Weg einzuschlagen und nicht unthätig auf die Prophezeiung Daniel's hinzublicken, daß das Reich keinem andern Volk überliefert werden soll. Wahrlich Gott hat es in eure Hände gebracht, indem er unsere Waffen segnete und eure Berufung anerkannte. Der Herr hat unsere Herzen gelenkt das Werkzeug eurer Berufung zu sein, und hat es uns ins Herz gelegt euch die Macht und das Reich zu überliefern. Doch ich überschreite vielleicht hier meine Linie; diese Dinge sind dunkel; ich will nur daß mein und euer Sinn darin geübt werde. Aber wahrlich die Sachen stehen so daß ihr am Saume der Verheißungen steht. Euer Bestreben, eure Arbeit gilt den besten Dingen. Und wie ich schon sonst wol gesagt habe, wenn ich einen Diener erwählen sollte, sei es der geringste Offizier in der Armee oder der

unterste Beamte im Staat, so würde ich immer einen gottseligen Mann nehmen der feste Grundsätze hat, besonders aber wo ein öffentliches Vertrauen für das Amt erforderlich ist. Und würden nur alle Behörden so ernannt, es würde guten Erfolg haben. Sicherlich ist es unsere Pflicht Männer zu erwählen welche den Herrn fürchten und preisen, denn solche hat er bereitet für sich, und er erwartet kein Lob von andern.

„Das führt mir eine andere Schriftstelle zu Gemüth, den herrlichen 68. Psalm, eine ruhmreiche Weissagung, ich bin es überzeugt, der evangelischen Kirchen, es mag sein auch der Juden. Dort heißt es: Er wird sein Volk wiederbringen aus der Tiefe des Meeres, wie er einst Israel durch das Rothe Meer geführt hat. Und es mag sein, wie Einige denken, Gott will die Juden wieder zu ihrem Lande bringen von den Inseln des Meeres, und ihren Erwartungen entsprechen wie aus den Tiefen des Meeres. Aber ich bin gewiß, wenn der Herr die evangelische Kirche aufrichtet, so wird es ein Versammeln des Volks sein aus der Tiefe, aus der Fülle der Wasser: sein Volk wird aus der Menge der Nationen dieser Welt gezogen. Und dieser Psalm ist auch sonst noch herrlich. Groß, sagt er, ist die Schar derer die des Herrn Wort verkündigen. Könige mit ihrem Heere flohen davon, und die zu Hause verweilten theilen die Beute. Und wenn ihr bei den Hürden liegt, doch glänzt ihr als der Tauben Flügel, die wie Silber und Gold flimmern. Und wahrlich der Siegesjubel dieses Psalms ist hoch und groß, und Gott vollendet es. Und der Schluß des Psalms ist eingeschlossen in mein Herz wie in eures: Der Herr erschüttert die Hügel, daß sie beben; der Herr hat auch einen Berg, einen hohen Berg wie der von Basan, und die Streitwagen Gottes sind zwanzigtausend, ja Tausende von Engeln, und Gott will wohnen auf diesem Berg für immer."

Cromwell wiederholte zum Schluß: daß er und das Heer auch ferner dem Werke Gottes und der Obrigkeit dienen würden, die sie als eine von Gott über sie gesetzte betrachteten. Nicht blos das Heer und die Flotte, das ganze Land hätte seine Schritte gutgeheißen. Weil die Verwaltung des Staats keine Unterbrechung gestattete, hätte er sie übernommen und einen Staatsrath eingesetzt, dessen ferneres Bestehen nun von der neuen Versammlung abhänge. Von Zeit zu Zeit würde er sehen welche Wege sie einschlügen und was sie festsetzten.

„Ich habe die Kunst der Rede nicht studirt, ich habe nichts

zu thun mit den Rhetorikern und mit ihrem Geschäft: Worte zu machen; unsere Aufgabe und was Gott uns gebietet ist: Sachen zu sprechen (to speak things)“ — sagt er später selbst einmal. Es ist der Soldat, der Mann der That welcher hier redet, welcher seine Worte aus dem Stegreif setzt wie der Geist ihn treibt; da ist nichts Geschminktes, nichts Gesuchtes, im Gegentheil viel Rauhes, Stoßweises; man sieht die Arbeit die es ihm macht herauszubringen wovon sein Herz voll ist; auch im Druck ist an den Reden nicht gefeilt worden, sie liegen da wie die Ausbrüche einer großen bewegten Seele. Klar und scharf bespricht er die Staatsangelegenheiten, da sieht er die Ereignisse plötzlich im Lichte der Ewigkeit, und nun leihen ihm David und Jesaias ihre kühnsten und schönsten Bilder um Gott in Allem zu verherrlichen; und wenn ihm da die Schweißtropfen auf die von Begeisterung leuchtende Stirn treten, dann entschuldigt er sich wol mit volksthümlicher Zutraulichkeit, daß er mit seinen Reden die Versammlung in einem engen Raum so lange hinhalte, und die Hitze sei so groß! Seine Rede findet ihres Gleichen nicht unter den Thronreden der Könige und den Botschaften der Präsidenten. Aus der die ich eben auszugsweise mitgetheilt lernen wir neben manchen Ideen religiöser Weihe und sittlichen Ernstes, neben der schönen Verbindung von Glaubenseifer und milder Duldung Andersdenkender, die Zustände Englands und Cromwell's An- und Absichten besser als aus einem andern Document kennen. Er wollte für Recht und Freiheit eine bessere Garantie als ein Stückchen Papier; darum konnte er die Wiedereinsetzung des Königs, der sich so oft treulos erwiesen, nicht dulden; er und die Seinen hatten ihr Leben daran gesetzt und wollten ihre Errungenschaften behaupten. Das Lange Parlament hatte sich überlebt, sein zusammengeschrumpfter Rumpf war keine Vertretung des ganzen Volks mehr, doch wollte derselbe für sich eine Oligarchie begründen und seinen Sitz für immer sich anmaßen; es war ein Convent, der alle Gewalt in sich vereinigte; seine Mitglieder kamen nicht zu Ende mit der Reform des Staats, mit der neuen Verfassung, und die Ergänzungswahlen in der Art wie sie vorgeschlagen wurden drohten Männer ins Parlament zu bringen die keine Sympathie für die junge Republik hatten, die wieder die eben ausgefochtnen Kämpfe würden erneuert und das mit Blut Erkaufte, die bürgerliche und religiöse Freiheit würden in Frage gestellt haben. Das zu dulden erschien dem Heer und seinem Führer ein feiger Verrath. So

schritt Cromwell ein. Er wollte möglichst bald eine gute Verfassung, er wollte nicht despotisch herrschen, sondern im Dienste des Volks arbeiten; er wollte seinerseits keine Verfassung octroyiren, ebensowenig aber der siegenden Partei eine octroyiren lassen. So berief er aus den Männern die durch die öffentliche Stimme oder durch die Behörden als gute Christen und gute Bürger des neuen Freistaats bezeichnet wurden, diese Versammlung, der er sofort alle Gewalt übergab; sie sollte eine neue Ordnung der Dinge einrichten, einem vom Volk zu wählenden Parlament den Weg bahnen.

Es war allerdings eine merkwürdige Versammlung dies „kurze Parlament"; die großen Seehelden wie die Führer des Landheeres gehörten ihr an; daneben gelehrte, gesetzeskundige Männer, daneben schlichte Bürger und Bauern, nur durch Gottseligkeit hervorragend. Da saßen Puritaner die ganze Bibelsprüche vor ihre Geschlechtsnamen gesetzt, und Andere die ihre Vornamen aus dem Alten Testament genommen und sich als Habakuk, Hesekiel und Zerubabel begrüßten. Nach einem Mitgliede, dem ehrenhaften londoner Lederhändler Barebone, ward es von Manchen Barebone-Parlament geheißen und dies als Barfüßerparlament gedeutet. Aber die mitunter etwas wunderlichen Heiligen hatten ein Gewissen, auf dessen Stimme sie hörten, sie standen im praktischen Leben und hatten bedacht wie sie ihr eigenes Heil und das des Volks sichern könnten. Sie beteten, aber sie arbeiteten auch. Sie erneuerten den Staatsrath, dessen Präsident Cromwell ward; sie verbesserten das Loos der Gefangnen; sie beschlossen die Aufhebung des Kanzleigerichtshofs, der wegen Langsamkeit und Willkür gleich verrufen war. Dieser Schritt zog ihnen den Haß der Rechtsgelehrten zu, die nun thaten als ob die Heiligen das Mosaische Gesetz einführen und die Eigenthumsverhältnisse in dessen Jubeljahren aufheben wollten, während die wackern Männer doch nur die Ansicht hatten: es wäre gut wenn der Engländer die Gesetze auch kenne, nach denen er leben solle, und darum müsse man statt der unförmlichen Masse von Herkommen und Statuten ein Gesetzbuch haben, welches in der Tasche eines ehrlichen Bürgers Raum finde; ja sie gingen selber ans Werk und fingen mit dem Strafrecht an. In kirchlichen Dingen wollten sie das Patronatsrecht aufheben und den Gemeinden die Wahl der Geistlichen anheimgeben. Die Zehnten sollten gegen Entschädigung abgeschafft werden. Das brachte viele Leute, die sich in ihrem Privatinteresse gekränkt

meinten, gegen das Parlament auf. Auch scheint es daß seine Mitglieder bei ihren Maßregeln der Sinnesart und Bildungsstufe des Volks oder anderer Parteien zu wenig Rechnung trugen, daß Jeder gerade seine Ansicht und seine Weise behaupten wollte. Einige Monate nach der Eröffnung schrieb Cromwell einen Brief an Fleetwood nach Irland, in welchem er sein Herz ausschüttet:

„Lieber Karl, wenn du auch nicht so oft als ich möchte erfährst wie es mit mir steht, so zweifle ich doch nicht an deinen Gebeten um meinetwillen, daß alle meine Schritte dem Evangelium gemäß seien. Wahrlich die Hülfe aller meiner christlichen Freunde hatte ich niemals nöthiger als jetzt. Ich möchte gern daß mein Dienst, so Gott will, von den Heiligen angenommen würde; aber es ist nicht so. Jeder hat sein eigenes Urtheil, Jeder sucht seine besondere Ansicht geltend zu machen, und der Geist der Liebe der mich für Alle beseelt wird kaum von Einigen anerkannt. Ich hoffe ich kann es sagen, mein Leben war ein freiwilliges Opfer, und ich hoffe für sie Alle. Aber es geht wie bei Moses, der die beiden Hebräer zurechtwies: ihr Zorn wandte sich gegen ihn. Doch Gott ist weise, und wird, ich vertraue darauf, offenbar machen daß ich kein Feind bin. O wie leicht wird die Gnade gemisbraucht! Rathe den Freunden mit dir nüchtern und gelassen zu sein. Wenn der Tag des Herrn so nah ist als Manche sagen, wie müßte unsere Mäßigung erscheinen! Wenn Jeder statt zu streiten sich und seine Art durch Liebe und Demuth rechtfertigen wollte, dann würde die Weisheit gerechtfertigt sein von ihren Kindern. Aber ach! — Ich in meinen Anfechtungen bin oft nahe daran zu sagen: O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgendwo Ruhe fände! Siehe so wollte ich mich fern wegmachen und in der Wüste bleiben, ich wollte eilen, daß ich entrünne vor dem Sturmwinde und Wetter! Aber das fürchte ich würde eine Flucht von meiner Seite sein. Und ich danke Gott daß ich noch Etwas habe was mich lebendig erhält, einige Strahlen vom Lichte seines Angesichts, und einige Lauterkeit, die mich über das Urtheil der Menschen erhebt. Entschuldige es daß ich dir so mein Inneres enthülle; bete für mich und laß die Freunde es auch thun. Meine Liebe deiner theuern Frau, die ich herzlich lieb habe, beides nach den Banden des Bluts und nach bester Werthschätzung, und meinen Segen, wenn er etwas werth ist, dem kleinen Knaben!"

Im December konnte das Parlament mit einer Debatte wegen Prüfung und strenger Beaufsichtigung der Geistlichen nicht zu Ende

kommen; es fühlte sich dem Widerstande draußen nicht mehr gewachsen und sah sich nach einem Manne um welcher helfen könne; da fand es den geborenen König, der auch in schwerer Zeit das Volk zu erziehen, Frieden zu stiften, zu ordnen und zu walten Einsicht und Kraft hatte: sie legten ihre Macht in Cromwell's Hände nieder, er sollte der Republik eine Verfassung geben und regieren. Cromwell, tief bewegt, berieth sich mit befreundeten Offizieren und Staatsmännern, und sie kamen überein: daß er unter dem Titel eines Lord-Protectors (Schirmherrn) des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland mit einem Parlament und Staatsrath regieren solle. „Ich würde lieber einen Schäferstab nehmen als das Protectorat; aber da jetzt verhütet werden muß daß die Nation in Verwirrung geräth und dem gemeinsamen Feind zur Beute wird, so will ich mich denn wie Aaron zwischen die Todten und die Lebendigen stellen, bis Gott Allen offenbart was für ein Grund für sie gelegt ist, auf dem sie sich anbauen sollen." Am 16. December fuhr er in feierlichem Aufzug nach Westminster. Er war in schwarzen Sammt gekleidet, um seinen Hut ein breites goldenes Band. „Fünfundfunfzig Jahre alt, das braune Haar nur ergrauend; eine massive Gestalt, ein großer Kopf, eine Warze über der rechten Augenbraue, die Nase von beträchtlicher derbadlermäßiger Gestalt, feste volle Lippen, stolz, streng und doch mit dem Ausdruck zarten Empfindungsreichthums; tiefe Augen, ernst und sinnend unter den buschigen Brauen hervorblickend wie in lebenslänglichem Kummer, und ihn doch nicht für Kummer erachtend, sondern nur für Arbeit und Mühe; im Ganzen ein rechtes edles Löwengesicht und Heldengesicht, und für mich königlich genug." (Carlyle.) General Lambert forderte im Namen des Heeres und Landes Cromwell auf die Regierung zu übernehmen. Dieser ließ die neue Verfassungsurkunde verlesen.

Nach derselben war die gesetzgebende Gewalt beim Parlament; ein Parlamentsbeschluß tritt auch ohne Genehmigung des Protectors nach 20 Tagen in Gesetzeskraft. Alle drei Jahre kommt ein Parlament zusammen; in den ersten fünf Monaten seiner Sitzungen kann es ohne eigene Einwilligung weder vertagt noch aufgelöst werden. Es besteht aus 400 Mitgliedern für England, 30 für Schottland, 30 für Irland. Die verfallenen Burgflecken verlieren ihr Wahlrecht, die Zahl der Vertreter der Grafschaften wird erhöht. Wähler ist wer 200 Pfund beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums besitzt; ausgeschlossen aber ist wer gegen das

Parlament Krieg geführt oder in England rebellirt und noch nicht Beweise eines bessern Sinnes gegeben; auch die Katholiken und die unter dem Deckmantel der Religion ein zügelloses Leben predigen blieben ausgeschlossen; sonst ward volle Religionsfreiheit gewährleistet, nur das Papstthum und Prälatenthum konnte damals noch keine Aufnahme finden. Ohne Bewilligung des Parlaments können keine Steuern ausgeschrieben werden. Die ausübende Gewalt ist beim Lord-Protector; er befehligt Heer und Flotte; die Stärke der letztern ist ihm anheimgestellt, jenes darf nicht über 30000 Mann zählen. Der Protector ist befugt mit fremden Mächten zu unterhandeln, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen; doch bedarf er hier wie bei der Besetzung der höhern Staatsämter der Zustimmung des Parlaments, oder, wenn es nicht versammelt ist, des Staatsraths, wobei eine spätere Genehmigung der Volksvertreter vorbehalten bleibt. Der erste Protector ist Cromwell; seinen Nachfolger wird der Staatsrath ernennen. Das neue Parlament soll an Cromwell's Glückstage, am 3. September (1654) zusammenkommen; bis dahin erhebt der Protector die für den Staatsdienst nöthigen Gelder, und seine Verordnungen haben bis dahin Gesetzeskraft.

Ist nicht diese Verfassung eine echt republikanische, ein Ausdruck der Volksfreiheit, ähnlich der nordamerikanischen? Sind nicht die drei Königreiche in einem Staate verschmolzen? Ist nicht hier die Wahlreform ausgesprochen wie Pitt 130 Jahre später sie anstrebte und unsere Zeit sie durchsetzte? Der Protector hat kaum die Machtbefugnisse eines nordamerikanischen Präsidenten; aber Cromwell, statt in eine Reihe mit Washington gestellt zu werden, ward des Despotismus angeklagt! Damals schwur er die drei Nationen nach Gesetz und Herkommen zu regieren, und wie froh ist er bei der Eröffnung jeden Parlaments in der Hoffnung er werde in Uebereinstimmung mit demselben leben und verwalten können; und wahrlich es ist nicht seine Schuld daß die conservative Partei sich der neuen Ordnung so wenig anschließt, daß redselige Republikaner um ihrer Theorien willen die Verfassung wieder in Frage stellen und damit neue Verwirrungen erwecken, daß 15 offene Verschwörungen und Empörungen und so viele dunkle Complotte ihn zu eigenmächtigen Handlungen nöthigen, welche die unparteiische Geschichte als wirkliche rettende Thaten anzuerkennen hat.

Die neue Verfassung und der Protector wurden vom Ausland anerkannt. Mit Holland schloß er in Folge neuer Seesiege

einen günstigen Frieden. Im Innern befestigte sich seine Verwaltung durch Kraft und Thätigkeit. Das Recht ward ohne Ansehen der Person gehandhabt; nach so vielen Erschütterungen begann der Wohlstand wieder aufzublühen. Für das geistliche Amt ward eine Prüfungscommission eingesetzt, Independenten, Presbyterianer, Wiedertäufer saßen darin, aber es mußten weise und fromme Männer sein; angesehene Puritaner, Geistliche und Nichtgeistliche, wurden in allen Grafschaften zu Commissionen verbunden um über die Prediger zu wachen, die schlechten und unmoralischen zu entfernen, gute einzusetzen. Die Parlamentswahlen wurden im Sommer ausgeschrieben, die Versammlung am festgesetzten Tage eröffnet.

Cromwell's Rede beginnt mit der Größe der Aufgabe des Parlaments, welches die Angelegenheiten dreier Nationen, ja aller christlichen Völker auf seinen Schultern habe. Er gedenkt der göttlichen Schickungen, die in die Herzen aller Guten eingeschrieben sind; er gedenkt des Zwecks der Zusammenkunft: zu heilen und festzusetzen, zu ordnen; geschieht dies jetzt nicht, wann dann? Er betrachtet nun die Lage des Volks in den verflossenen Jahren: Eine Hand wider die andere, Jeder sucht das Seine und will seine Launen durchsetzen; die Verwilderung durch den Krieg hat mehr gewöhnt den Leidenschaften als dem Urtheil zu folgen, alles ist willkürlich geworden. Die geschichtlich erwachsenen Unterschiede der Stände und Berufskreise wurden angefochten, die Gleichmacher wandten ihre Blicke auch auf den Besitz, und wiewol dessen Gleichheit nie von Dauer sein würde, die Stimme die sie forderte war für die Armen eine verlockende, für die Schlechten eine willkommene. In religiösen Dingen aber sollte die Freiheit des Gewissens und der Person jede Irrlehre, jeden Trug und jeden Abfall von Glauben und Tugend vor den Eingriffen der Obrigkeit schützen, und die Axt ward an die Wurzel des geistlichen Amtes gelegt: es sollte widerchristlich, sollte babylonisch sein; und wenn wir früher darunter litten und dagegen stritten daß kein Mann, auch wenn er die Gaben Christi und das beste Zeugniß empfangen hatte, predigen sollte wenn er nicht ordinirt war, so kam es jetzt zum andern Extrem, als ob das geistliche Amt die innere Berufung aufhübe und vernichtete. Außerdem bemächtigte sich die misverstandene Idee der fünften Monarchie vieler tüchtiger Männer von reinem Herzen. Nach dem assyrischen, persischen, griechischen, römischen Reich, welches letztere Karl der Große fortgesetzt, sollte jetzt die

fünfte Monarchie kommen, in welcher Christus selber seine Heiligen regieren werde. „Das ist eine Idee die, ich hoffe es, wir Alle ehren, auf deren Verwirklichung wir harren und hoffen: daß Jesus Christus sein Reich aufrichten wird in unsern Herzen, indem er die Sünden und Lüste unterjocht, die dort herrschen, die jetzt mehr in der Welt herrschen als es in der erwarteten Zeit der Fall sein wird. Und wenn eine größere Fülle des Geistes ausgegossen ist um das Böse zu unterwerfen und immerwährende Rechtschaffenheit zu bringen, dann wird die Herankunft dieser Herrlichkeit sein. Die aber behaupten sie sei schon da, die müssen Zeugniß geben von Gottes Gegenwart; wo sie um jenes Begriffes willen die öffentliche Ordnung stören da müssen sie in Schranken gehalten werden; wo sie friedlich leben und nur der Gerechtigkeit nachtrachten da ermuthige man sie. Und wenn die Obrigkeit, indem sie ein Vergehen straft, durch diese Zucht sie rettet, so wird die Strafe wo ein Anlaß dazu war ein Zeichen nicht des Hasses sondern der Liebe sein. Wären es nur Begriffe, so könnte man's gehen lassen; aber wenn sie zur Praxis kommen, wenn sie behaupten daß Freiheit und Eigenthum keine Zeichen des Reiches Christi wären, wenn sie unsere Gesetze umstürzen und etwa die Mosaischen einführen wollen, dann muß die Obrigkeit die Sache ins Auge fassen, zumal hier jeder umgewandte Stein den Einsturz veranlassen kann. Denn der Feind schläft nicht, die Jesuiten durchschwärmen England und die Bischofssitze sind schon wieder zum voraus besetzt. Das Volk ward zu Hause aufgereizt, während wir mit dem Ausland Krieg hatten, mit Portugal, mit Holland, mit Frankreich.

„Wir fanden ein Heilmittel gegen alles dies in der neuen Verfassung. Sie möge für sich selbst sprechen. Nur das sage ich vor einem Größern als ihr seid: wir beabsichtigten mit derselben nur das Wohl des Volkes. Wir haben Manches gethan und Manches noch im Sinne. Wir wünschen eine Reform der Gesetze, ein gemeinfaßliches Gesetzbuch, und werden euch zu seiner Zeit darüber Vorlage machen, denn wir sind schon am Werk. Wir haben mittlerweile dafür gesorgt daß die Rechtspflege in die Hände redlicher Männer kam. Wir haben für die Kirche gesorgt. Wir waren endlich das Werkzeug um ein freies Parlament zu berufen, welches, Gott sei Dank, wir heute hier sehen. Ich sage ein freies Parlament! Und daß es so bleiben möge das wünschen alle guten Herzen in England, ausgenommen solche unzufriedene Personen

wie die vorher geschilderten. Es war mir lieber als mein Leben daß das Parlament zusammenkam; mehr als mein Leben werde ich es zu erhalten suchen. Was aber die auswärtigen Angelegenheiten angeht, so haben wir ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit Schweden und Dänemark, mit Holland und Portugal, und schließen einen Vertrag mit Frankreich. Keine Nation ist in Europa die nicht ein gutes Einverständniß mit uns wünschte. Freilich fanden wir den Staatsschatz erschöpft und die eingezogenen Güter schon verkauft, sodaß darum die Steuern nöthig waren, die so schwer auf dem Volke liegen. Denn ihr müßt es wissen, wir stehen erst am Thore der Hoffnung, und mit Gottes Segen werden wir eingehen und Frieden und Ruhe finden; aber ihr seid noch nicht hineingegangen! Ihr seid gleich den Juden aus Aegypten herausgeführt, möget ihr nicht um des Unglaubens und Murrens willen in der Wüste bleiben müssen. Das Thor der Hoffnung ist uns aufgethan, und wenn diese Versammlung mit Gottes Segen an ihr Tagewerk geht, so könnt ihr dem Gebäude den Schlußstein einfügen und das Volk glücklich machen. Aber dazu müßt ihr den wirklichen Stand der Dinge kennen und vor Augen haben. Ihr seid jetzt gleich dem Volk unter der Beschneidung, aber noch rauh. Irland verlangt unsere Fürsorge. Der Friede mit den Nachbarn ist eben erst geschlossen, wir müssen zusehen daß er gehalten werde. Wir haben noch nicht Frieden mit Allen; und wenn sie sähen daß wir unsere Angelegenheiten nicht mit Weisheit verwalteten, so würden wir trotz allem Geschehenen nur Unheil haben; denn unsere Feinde haben die Augen offen, und werden wieder aufleben, wenn sie sehen daß wir untereinander uneinig sind. Darum rathe ich euch daß ihr euer Geschäft und euch untereinander wohl verstehen mögt in Liebe und Heiligkeit. Das gebe Gott, dafür sollt ihr mein Gebet haben.

„Das Alles habe ich nicht gesagt als Einer der sich eine Herrschaft über euch anmaßt, sondern als Einer der entschlossen ist mit euch ein Diener des Volks zu sein und in diesen großen Angelegenheiten mit euch für das allgemeine Beste zu arbeiten. Möget ihr eure Freiheit in der Wahl eines Sprechers ausüben und ohne Zeitverlust an euer Werk gehen.“

Das Parlament aber that nicht als ob es kraft einer bestehenden Verfassung berufen worden, welcher gemäß es nun die Gesetze zu geben habe, sondern es fing sofort an die Verfassung selbst in Frage zu stellen und zu untersuchen, ob die Gewalt bei

ihm selbst und bei Einer Person, dem Protector, sein soll; indem es damit seine Befugnisse überschritt und die Fortdauer der Revolution behauptete, welche Cromwell glaubte geschlossen zu haben, nöthigte es denselben zu einer neuen Rede; er hielt sie wieder im gemalten Saal, wohin die Deputirten von den Soldaten gewiesen wurden, welche das Local derselben besetzt hatten.

Er begann damit daß er sie ein freies Parlament genannt und dabei von ihrer Seite die Anerkennung der Verfassung und Regierung vorausgesetzt, durch welche sie berufen worden. Dann stellt er zwei Sätze auf: er habe sich nicht selbst zu der Stelle berufen, die er innehabe, und er habe dafür noch andere Zeugnisse als sein eigenes.

„Ich habe mich nicht selbst zu meiner Stelle berufen, sondern Gott und das Volk haben es gethan, und Gott und das Volk müssen sie mir wieder entziehen, sonst werde ich sie nicht verlassen; ich würde falsch erfunden werden gegen das Vertrauen das Gott in mich gesetzt hat und gegen das Wohl des Volks, wenn ich's thäte."

Er erzählt nun wie er als schlichter Landedelmann im Dienste des Staats als Deputirter und Offizier gearbeitet; wie er gehofft, daß durch den Krieg eine gute Frucht reifte, der Genuß des Friedens und der Freiheit, wie er namentlich nach der Entscheidungsschlacht bei Worcester gedacht, daß jetzt das Parlament für Alle und namentlich für die welche Gut und Blut eingesetzt das Rechte und Wünschenswerthe thun würde. Aber dem war nicht so. „Ich hoffte mich in das Privatleben zurückzuziehen, ich bat um meine Entlassung, und Gott sei Richter zwischen mir und allen Menschen, wenn ich hier lüge. Viele von euch wissen daß ich über die Thatsache nicht lüge; und fragt es sich ob ich nicht doch im Grund meiner Seele anders fühlte, so rufe ich Gott zum Zeugen an, und ich weiß was es heißt vor dem Herrn zu lügen. Daß ich meine Entlassung verlangt, sie mit aufrichtigem Sinne verlangt, ist die Wahrheit; aber ich konnte sie nicht erhalten, denn Viele meinten es würde nicht gut sein." Er erzählt dann wie er die Auflösung des Parlaments betrieben, während dasselbe für immer bleiben und nur Ersatzwahlen anordnen, während es ein beständig tagendes Parlament mit aller Machtbefugniß, auch der ausübenden und richterlichen sein wollte, somit eine Willkürherrschaft der Deputirten; dem sei er entgegengetreten, habe es aufgelöst und eine neue Versammlung berufen, damit er selber seine Gewalt

niederlege und das Volk eine Verfassung erhalte. „Ja, ich wollte meine Gewalt niederlegen, ich sage es in der Gegenwart Gottes, welcher mich gesegnet hat und in Glück und Unglück mit mir war. Vielleicht war es sündig genug die Macht aufzugeben, welche die Vorsehung so klar in meine Hand gelegt, ehe Gott selbst mich sie niederlegen hieß, ehe der edle Zweck unsers Fechtens erreicht und gesichert war. Meine Gewalt war unumschränkt, durch Parlamentsbeschluß war ich Führer aller Truppen; so wollte ich nicht bleiben; ich berief darum die Versammlung, ich suchte sie zusammenzuhalten, aber sie entsagte ihrer Regierungsgewalt und gab sie mir zurück. Ich suchte nichts mehr als eine feste Ordnung für die Zukunft. Meine Gewalt war so unbegrenzt und schrankenlos als zuvor; alle andere Verwaltung war aufgelöst, Alles meiner Willkür übergeben. Die Männer nun, welche es übernahmen eine Verfassung zustandezubringen, pflegten Rath und machten mir Mittheilungen. Sie sagten mir: wenn ich die Regierung nicht übernähme, so würden die Dinge schwerlich zu Bestand und Ordnung kommen, sondern Blutvergießen und Verwirrung wieder ausbrechen. Ich schlug es wieder und wieder ab, nicht complimentmäßig, wie sie wissen und wie Gott weiß. Weil sie mir aber sagten daß meine Gewalt nicht vermehrt, sondern beschränkt und an die Zustimmung des Parlaments und Staatsraths gebunden werde, so nahm ich an. Ich wiederhole es, meine Gewalt war eine willkürliche, die Armee stand unter meinem Befehl und ich war nicht schlecht beliebt bei ihr, nicht schlecht beliebt beim Volk." So habe er denn das Protectorat angenommen, und die Verfassung öffentlich und feierlich beschworen; der Staatsrath habe die Verfassung gehalten und das Parlament berufen.

„Das Zweite ist daß ich nicht für mich selbst zeuge. Ich will nicht auf ihn anspielen der so sagte; aber er, Christus, wird mich anerkennen, wenn die Menschen es nicht thun. Ich habe Zeugnisse, eine Wolke von Zeugnissen, von innen, von außen, von oben! Das Volk hat meinen feierlichen Eid empfangen, keine Provinz hat mich verworfen; viele haben ihre Zustimmung besonders erklärt. So that die ganze Armee, die hier ein Wort zu sagen hatte, denn sie war das Werkzeug gewesen um die Feinde Gottes und des Volkes daniederzuwerfen; und die ganze Staatsverwaltung war damals aufgelöst und Nichts war da um die Dinge in Ordnung zu halten als das Schwert. Aber das Heer selbst — und dies sucht seines Gleichen in der Geschichte —

begehrte daß endlich die Dinge in eine feste Ordnung kämen, daß die Willkür aufhöre, daß die Regierung, wie es die Verfassung vorschreibt, mit begrenzter und beschränkter Gewalt dem Manne übertragen werde dem sie am wenigsten mistrauten und den sie nicht am wenigsten liebten. Dann stimmte die Stadt London bei, und so viele Städte und Dörfer folgten ihrem Beispiel; ja die Richter wollten nur Recht sprechen, nachdem sie die Bestellung dazu von mir erhalten hatten. So ist das ganze Volk in England und viele in Irland und Schottland mein Zeuge. Und ihr selber gebt mir Zeugniß. Ich frage euch: Seid ihr nicht nach meinem Wahlausschreiben gekommen, ist nicht die Verfassung vor der Wahl verlesen und festgesetzt worden, daß die so erwählten Männer kein Recht haben sollten die Verfassung zu ändern insoweit die Regierung nach derselben beim Parlament und einem einzelnen Manne sei? Wenn ich euch darum auch ein freies Parlament nannte, so verstand ich dabei zugleich daß ich Protector war und euch berufen hatte. Und ich glaube daß niemals eine Regierung klarer anerkannt war als die meinige, sodaß die Zustimmung des Volks gewiß hier ebenso gewichtig war als sonst die Erblichkeit. Und nun, daß ihr die Autorität nicht anerkennt, kraft welcher ihr hier sitzet, daß ihr die Verfassung in Frage stellen und wol gar durch Verwerfung derselben euch zeigen wollt, das hat noch andere Männer als mich selbst in Erstaunen gesetzt, und verwirrt und zersetzt die Nation mehr als irgend sonst eine Erfindung der Feinde."

Cromwell unterscheidet nun zwischen dem Wesentlichen der Verfassung und zwischen dem was von den Umständen abhängt: jenes soll als die Frucht von Schweiß und Blut der Nachwelt überliefert werden, dieses mag wechseln. „Daß die Regierung beim Parlamente und einer einzelnen Person sei, dies ist ein Grundsatz, ein Wesentliches, und wenn ich für die einzelne Person spreche, so verfechte ich nicht blos meine Sache, sondern die des Volks, die aller Ehrenmänner, die hierfür ihr Zeugniß abgegeben haben."

„Etwas Unveränderliches, Feststehendes, eine Magna charta muß in jedem Staate sein. Ein solcher Grundsatz ist außer dem eben Erwähnten: daß die Parlamente sich nicht zu immerwährenden machen, nicht beständig wieder zerstören was sie gebaut haben; ein solcher Grundsatz ist die Gewissensfreiheit. Wer sie haben will muß sie geben; leider will jede Sekte sie für sich genießen und wenn sie zur Macht kommt den Andern nicht gewähren. Aber

alles Geld in der Welt hätte das Volk nicht bewogen solch einen Kampf zu kämpfen, wenn ihm jetzt Prälaten oder Presbyterianer seine Freiheit zumessen sollten; denn das hieße das Volk in die Wildniß treiben, wie denn Viele seither Haus und Hof verließen und den Mangel der Einöden der heimischen Fülle vorzogen um in Amerika von geistiger Knechtschaft frei zu sein. Ein anderer Grundsatz betrifft das Heer: ohne Zustimmung des Parlaments kein Sold für dasselbe; aber die Leitung des Heeres in der Hand des Protectors: so wird weder er noch das Parlament eine willkürliche Alleinherrschaft üben. Diese Dinge müssen fest stehen sammt jenem ersten Satz, der die Regierungsgewalt dem Parlament und einem Einzelnen zuspricht; sonst gäbe es eine beständige Aenderung, und niemals Ruhe und Sicherheit, in allem Andern mag man ändern."

„Ich wollte es wäre nicht nöthig gewesen dies auf solche Art euch einzuschärfen; aber die Nothwendigkeit hat kein Gesetz. Eingebildete, ersonnene Nothwendigkeiten freilich sind der größte Trug gegen die göttliche Vorsehung, wenn das Gesetz um jener willen gebrochen wird; aber weil Nothwendigkeiten fälschlich vorgegeben werden, hören andere nicht auf wirkliche zu sein, und so ist mein Fall. Ich habe euch zu sagen: freiwillig diese Verfassung wegzuwerfen, so wie sie ist, wie sie zum Heile des Volks gegeben ward, wie Gott sie anerkannt, die Menschen sie gutgeheißen, — ich würde eher willens sein in mein Grab gelegt und ehrlos eingescharrt zu werden, als daß ich dazu meine Zustimmung gäbe! Unsere Feinde waren mit Gottes Hülfe geschlagen, in Ruhe und Frieden wurdet ihr berufen um des Volks Wohlfahrt sicherzustellen: wie wollt ihr es vor Gott verantworten, wenn ihr jetzt Alles wieder in Frage stellt, und den Fremden das Schauspiel eines Volkes gebt das nicht zu geordneten Zuständen gelangen kann seit zwölf Jahren? Trennung, Zwiespalt, Knechtschaft würden über uns kommen. Was wollt ihr antworten, wenn das Volk euch fragt, warum ihr es in die Verwirrung gestürzt? «Wir redeten und haderten um die Freiheiten Englands!» Die Freiheit, die religiöse wie die politische, ist durch unsere Verfassung so sichergestellt daß die Sache für sich selbst spricht. Und wenn Alles offenbar wird was wir gethan und was ihr verhandelt — und vor Gott gilt kein Privilegium, er kann Alles entdecken und kundmachen — dann wird das Volk euch fragen: Ihr Herren, in welcher Lage sind wir? Wir hofften auf Licht und finden dunkle Finsterniß; wir hofften auf Ruhe nach

zehnjährigem Bürgerkrieg, und sind aufs neue in tiefe Verwirrung hineingetaucht! Ja das wird die Folge sein, wenn der Allmächtige keinen Ausweg findet."

„Ich hätte eine Anerkennung der Verfassung bei der Eröffnung eurer Sitzungen verlangen können; aber was ich damals in gutem Vertrauen unterließ das nöthigt ihr mich nun zu fordern. Da ihr die verfassungsmäßige Obrigkeit, die euch berufen hat, so geringachtet, so habe ich, bis ich versichert bin daß ihr die Grundsätze der Verfassung anerkennt, vor euern Eingang in das Parlamentshaus einen Riegel schieben lassen. Ich bin betrübt, betrübt bis zum Tode, daß dazu Grund ist. Aber es ist Grund dazu, und wenn ihr nicht dem entsprecht was vernünftigerweise verlangt wird, so werde ich für mein Theil thun was mir zukommt, und Rath bei Gott suchen."

Cromwell erklärte nun zum Schluß: er fordere von jedem welcher Mitglied des Parlaments sein wolle eine schriftliche Anerkennung der Verfassung in ihren Grundsätzen. Für alles Weitere hätten sie volle Gewalt der Gesetzgebung, sodaß nach 20 Tagen ihre Beschlüsse auch ohne seine Zustimmung Gesetze seien; er werde gern noch mehr gebunden sein, wo es zum Wohl des Volks gereiche oder im Interesse der Sache sei, für die so lange gekämpft worden.

Die Erklärung ward an demselben Tage von 150 unterzeichnet; ebenso viele folgten bald nach; Einige wollten nicht, Einige begaben sich nach Hause; der Protector ließ sie gehen.

Alle Biographen erzählen daß er damals mit sechs friesischen Hengsten selber fahrend den Wagen umgeworfen; wobei ein Pistol aus seiner Tasche gefallen; — als ob er den Mordanfällen und Verschwörungen, den Preisen, welche die Royalisten auf seinen Kopf gesetzt, sich wehrlos hätte gegenüberstellen sollen! — Am Ende des Jahres starb seine 94jährige Mutter. Sie war ihr Leben lang schlicht und einfach; auch ihr Sohn verschmähte den leichtfertigen Prunk der Höfe und lebte sittenstreng und ernst wie immer. Sie war stets in Sorgen um ihn; vor ihrem Tode segnete sie ihn mit den Worten: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und tröste dich in aller Noth, er gebe dir Kraft zu seiner Ehre und zu des Volkes Wohl große Dinge zu thun. Lieber Sohn, mein Herz bleibt bei dir. Gute Nacht!"

Während Cromwell nach innen und außen wachte und waltete, sodaß, wie der holländische Gesandte schreibt, seine Regierung England

angesehener und gefürchteter bei allen Nationen machte als es je gewesen war, zankte sich das Parlament von Woche zu Woche um Kleinigkeiten, um Nebendinge in der Verfassung mit eiteln Spitzfindigkeiten, verfolgte Socinianer und Quäker, und tastete die Gewissensfreiheit an. Cromwell fand bei diesen Theoretikern keine Unterstützung, er ward ihrer resultatlosen Reden müde, und sah nach dem 3. Februar, wo er sich ihrer entledigen konnte. Aber gibt es nicht auch Mondmonate, und rechnet der Soldat nicht den Monat nach vier Wochen? Er ließ sie schon am 22. Januar 1655 in den gemalten Saal kommen und hielt ihnen im Wesentlichen folgende Ansprache:

„Als ich euch zuerst hier gegenüberstand, da hielt ich jenen Tag für einen der glücklichsten meines Lebens. Gott hatte in zwölfjährigem Krieg dem Volk seine Vorsehung, seine Gnade gezeigt, was die Geschichte niemals wird verleugnen dürfen, und nun hofften wir ihr würdet auf der Grundlage der neuen Verfassung für die Sicherstellung all der Rechte und Freiheiten sorgen, um die wir gerungen hatten. Statt dessen suchtet ihr euch über die Verfassung hinwegzusetzen. Da ließ ich euch die Anerkennung derselben unterschreiben, und dachte nun ihr würdet durch gute Gesetze der Noth des Volks abhelfen und seinen Dank verdienen. Denn als Soldat weiß ich daß einige Schläge und Unsterne am Anfang gar oft den Weg zu großen und glücklichen Erfolgen bahnen. Ich ließ euch volle Freiheit, ich wachte über eure Sicherheit, über die Sicherheit der Nation, deren Diener ich bin. Was habt ihr gethan seitdem? Ich habe nicht gelernt den Redner zu spielen und sage es gerade heraus: Ihr habt nichts gethan. Doch ja: Dornen und Disteln sind unter euerm Schatten gewachsen, um nicht zu sagen von euch großgezogen worden: die auswärtigen und einheimischen Feinde sind ermuthigt worden durch eure erfolglosen Sitzungen, und in der Erwartung wir würden immer noch nicht zu einer festen Staatsordnung gelangen haben sie ihre Complote geschmiedet. Das sind harte Worte, aber die Thatsachen sind so gewiß wie mathematische Sätze; ich spreche nicht nach Vermuthungen, sondern nach Beweisen, und mehr als Einer wird zur Rechenschaft gezogen werden und mit seinem Leben seine Thaten zu verantworten haben. Denn das wache Auge, das über die Sache wacht, welche Gott segnen will, hat die Verwirklichung der Anschläge verhütet, die durch eure Zänkereien, durch eure Unthätigkeit heranreiften. Ja Gott schirmt seine Sache; mag der und jener uns

auch Enthusiasten heißen, die wir in den Ereignissen die Schickungen der Vorsehung erkennen, die religiöse und bürgerliche Freiheit ist im Kriege gewonnen worden, in dieser Frucht sehen wir ein Werk Gottes, die Sache Gottes, und wer gegen diesen Felsen anstößt der wird Schiffbruch leiden und zerscheitern! Ihr aber habt durch eure nutzlosen Sitzungen die Cavaliere veranlaßt das Land wieder mit Blut zu beflecken; sie haben sich Waffen angeschafft, Geld gesammelt, und Karl Stuart hat schon seine Aufträge zur Truppenanwerbung gegeben. In gleicher Weise haben die Levellers ihr Haupt erhoben, ja sie haben sich mit den Cavalieren verbunden, und schon sind die Proclamationen fertig, die bei dem allgemeinen Aufstand sollten veröffentlicht werden. So war das nicht als ihr zusammenkamt, da hielt die Regierung Frieden und Ruhe aufrecht, jetzt aber durch eure Spaltung ist's dahin gekommen, daß Schwarmgeister das Volk verwirren, und daß das Heer um eurer Fahrlässigkeit willen freies Quartier bei Bürgern und Bauern suchen muß, daß auch in seinen Reihen ein Sinn der Unzufriedenheit, der Unordnung genährt wird. Freilich ihr habt ein Recht euch mit andern Dingen zu beschäftigen, wie es einem freisteht spazieren zu gehen; aber ist es weise, wenn er es thut während sein Haus brennt? Habt ihr etwa in religiösen Dingen für die Freiheit derer gesorgt die an Gott und Christus glauben, wie sie auch in einzelnen Lehren oder Gebräuchen voneinander abweichen? O da hängt den Menschen noch ein seltsamer Aussatz an: jeder will seine Finger auf des Bruders Gewissen legen und denselben da drücken. Darum aber haben wir die Schlachten nicht geschlagen; es galt vielmehr die Freiheit von aller Tyrannei, damit die Protestanten aller Art nach eigener Erleuchtung, nach eigenem Gewissen Gott verehren können. Dafür haben Viele Verfolgung und Kerkerqual erlitten, dafür sind Andere in die heulende Wildniß ausgewandert. Müssen nun nicht die so gesund im Glauben sind arbeiten um die Freiheit zu begründen, daß um seines Glaubens willen Niemand bedrückt werde? Gibt es eine größere Heuchelei als die derer welche gegen das Joch der Bischöfe schrieen und jetzt selber Andersdenkende verfolgen? Die Lästerer, die Sittenverderber, die Aufruhrprediger kann die Obrigkeit zur Verantwortung ziehen. So war die Zucht im Heer, daß kein derartiger Mann daselbst geduldet wurde; und so läßt auch die Verfassung die Gewissen frei, und gestattet zugleich gegen das offenbar Schlechte einzuschreiten.

„Worüber hattet ihr zu klagen? Welche Verbesserungsvorschläge habt ihr vor mir begründet? Keine. Und ich hätte gern mich vom Bessern überzeugen lassen. Denn ich habe die Regierung zum Wohl des Volks übernommen, nicht aus Privatinteresse, nicht um Reichthum, um Ehre, oder um meiner Familie willen. Hätte in der Verfassungsurkunde gestanden daß das Protectorat bei meiner Familie erblich sein solle, ich hätte es abgelehnt. Denn ich denke daran wie Gott seinen Willen bei den Juden erklärte; er legte die Regierung in die Hände derer die zur Befreiung des Landes mitgewirkt hatten; ich gedenke der Verheißung Jesaias, daß Gott um einen Anfang zu machen zuerst Führer und Richter eingesetzt, und dachte daß auch jetzt ein Anfang sei und daß Gott mit einem unwürdigen Manne beginne, daß es in der Zukunft aber sein würde wie es ihm am besten scheine, und das werde er einführen. Nach meinem Urtheil spreche ich gegen die Erblichkeit; denn welcher Mensch mag angeben ob er einen Narren zeuge oder einen Weisen? sagt der Prediger; man muß die Männer wählen nicht nach ihrer Abstammung, sondern nach ihrer Liebe zu Gott, zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit.

„Ich sprach das erstemal mit Freuden zu euch, das zweitemal mit Bedauern, diesmal mit Schmerz. Ich sehe unter euch manche Personen, für die ich persönlich mein Leben hingeben könnte; ich könnte wünschen für euch zu sterben, so fern bin ich davon gegen euch persönlich ein unchristlich Herz zu haben. Es liegt schwer auf mir daß ich so zu euch reden mußte. Die Nation hat so viel gelitten; daß sie durch eure seitherigen Sitzungen getäuscht wurde in ihren gerechten Erwartungen, darin liegt etwas das man Fatum nennen möchte, wäre das Wort nicht zu heidnisch. Aber ich bin einmal gemacht Schwierigkeiten zu begegnen, und wäre diese unsere Sache nur eine der Menschen, ich hätte sie mit keinem Finger angerührt, ich wäre längst von allen Geschäften zurückgetreten, wenn ich nicht sähe daß hier Gottes Sache ist. Ist sie dies, so wird sie bestehen, ist sie blos Menschenwerk, so wird sie zusammensinken. Denn was ist die ganze Weltgeschichte und alle Ueberlieferung der Vorzeit anders als eine Offenbarung Gottes, daß er erschüttert und daniederwirft Alles was er nicht selber gepflanzt hat? Nun so laßt auch den Allmächtigen mit uns verfahren. Wenn es von menschlicher Erfindung und Ausführung ist, wenn es ein alter Plan, ein altes Getriebe war die Dinge zu diesem Ausgang zu bringen, wenn sie nicht Geburten der Vor-

sehung sind, dann werden sie zerfallen. Aber wenn der Herr seine Freude an England hat und uns Gutes thun will, dann wird er uns aufrichten. Laßt die Schwierigkeiten sein wie sie wollen, er hat Kraft sie zu bestehen. Und Gott sei Dank, ich bin abgehärtet gegen alle Schwierigkeiten, und ich fand nie daß Gott mir fehlte, wenn ich auf ihn vertraute. Ich kann lachen und singen in meinem Herzen, wenn ich so vor euch rede. Und ob auch Einige meinen daß es ein hartes Ding ist ohne Ermächtigung des Parlaments Abgaben zu erheben, so habe ich ein anderes Argument für das gute Volk dieser Nation, ich frage sie: ob sie lieber ihren Willen haben und dabei zugrunde gehen wollen, als sich in die Nothwendigkeit schicken? Das wird mich entschuldigen. Doch ich würde meinem Vaterland Unrecht thun so etwas vorauszusetzen. Aber, wirft vielleicht Jemand ein, macht denn nicht der Protector solche Nothwendigkeiten, will er nicht sich und seine Familie groß machen? Aber wahrlich, ich weiß nicht was das heißt Nothwendigkeiten machen; nicht blos vor dieser Versammlung, vor der ganzen Welt sage ich: der Mann lebt nicht der mich bezichtigen kann daß ich in diesen großen Revolutionen Nothwendigkeiten gemacht hätte. Ich fordere jeden heraus der es behaupten könnte. Wie Gott gesagt hat: Ich werde meinen Ruhm nicht einem Andern überlassen, so hütet euch in seinem Wirken bei diesen unsern Umwälzungen eine menschliche Arbeit zu sehen; das hieße ihm die Ehre rauben. Denn alle jene Ereignisse waren weise Anordnungen seiner Allmacht, wenn auch seine Werkzeuge ihre Leidenschaften und Schwächen hatten. Laßt uns unsere Sünde in unsern Thaten auf uns selbst nehmen und die Dinge nicht so oberflächlich beurtheilen, als ob kein Gott wäre der auf Erden herrscht!

„Was ihr bei meiner Rede denken mögt überlasse ich Gott; ich schließe mit der Erklärung: Ich erachte mich verbunden durch meine Pflicht gegen Gott und gegen das Volk, wegen seiner Sicherheit und seines Wohls in jeder Hinsicht, ich erachte mich verpflichtet euch zu sagen daß es nicht zum Besten der Nation noch zum öffentlichen Wohle gereicht, wenn ihr noch länger hier bleibt. Und deshalb erkläre ich vor euch daß ich dies Parlament auflöse.“

Das Volk stimmte Cromwell bei. Das Volk hat einen Instinct für das Recht, und weiß danach zu unterscheiden wer einmal sich über Formen hinaussetzt und in welchem Sinne er es thut. Es zahlte die Steuern die Cromwell ausschrieb. Dieser hatte nun für einige Jahre freie Hand sein Vaterland im Innern zu Freiheit

und Ordnung heranzubilden, nach außen groß und ruhmreich zu machen; er vollführte seine Aufgabe mit bewunderswürdiger Genialität. Wo es noth war konnte er Unruhestifter die Strenge des Gesetzes fühlen lassen, ja es ward wol ein außerordentlicher Staatsgerichtshof gebildet; doch bezeugen alle Parteien die Gerechtigkeit des Protectors. Er, der stets von Allem unterrichtet war, liebte es selbst die Royalistenführer wissen zu lassen daß er ihre Plane kenne, um sie dadurch von der Ausführung abzuhalten, wiewol sie im Falle der That härter behandelt wurden als die schwärmerischen Republikaner, die er beständig für sich zu gewinnen suchte und hoffte, deren Keiner hingerichtet ward, sondern wenn es galt Einen oder den Andern unschädlich zu machen, so mußte derselbe Ruhe versprechen oder es war Verbannung oder Verhaftung auf einige Zeit sein Los. Auch nach Irland schrieb er seinem Sohne Heinrich: „Ich glaube daß allerdings manche Personen mit der jetzigen Lage der Dinge wenig zufrieden und dabei bereit sind dies bei erster Gelegenheit zu zeigen; Zeit und Geduld werden aber auf sie wirken und ihnen einen bessern Geist eingeben. Sie werden dann sehen was ihnen jetzt noch verborgen ist, besonders wenn sie von dir in dem Augenblick wo sie uns noch entgegen sind eine gemäßigte und wohlwollende Behandlung erfahren." Und an Fleetwood: „Die schlechten Eifersüchteleien unter uns und der Geist der Verleumdung verwandeln Alles in Galle und Wermut. Mein Herz ist für das Volk, Gott weiß es und wird es zu seiner Zeit kund machen; aber von dort kommen meine Wunden; sie schmerzen mich, aber durch Gottes Gnade entmuthigen sie mich nicht gänzlich. Manche wackere Männer murren über Alles, obwol auch Viele zufrieden sind und täglich zufriedener werden. Der Wille des Herrn wird das Gute fördern."

Um gründlich und dauernd Ruhe zu stiften griff der Protector für einige Jahre zu einer außerordentlichen Maßregel. Er theilte das ganze Reich in zwölf Districte und setzte jedem derselben einen Generalmajor als obersten Verwaltungsbeamten vor. Die Aufgabe und Gewalt dieser Männer war groß: sie hatten für das geistige und leibliche Wohl des Volks zu sorgen, sie waren Zuchtmeister, die in ihrem Herzen Gottesfurcht und Sittenstrenge und in ihrer Hand die bewaffnete Macht der Provinz hatten; sie ermahnten und entsetzten schlechte Prediger, sie luden verdächtige Personen zur Reinigung vor, und konnten verhaften wo diese ungenügend war, sie schlugen die Complote nieder, sie entwaffneten

alle gefährlichen Individuen, sie schritten gegen Immoralitäten ein und verboten mit puritanischer Herbigkeit manche an sich unschuldige Volkslust, weil der Ernst der Zeit es verlangte. Den Royalisten ward eine Einkommensteuer von zehn Procent aufgelegt; sie zahlten sie ruhig. Die Generalmajore hatten Befugnisse zu großer Willkür, aber Cromwell hatte tüchtige Männer gefunden, und so erntete er Vertrauen und Dankbarkeit. Das Volk lebte auch einmal ohne Wettrennen und Hahnenkämpfe, die ihnen nicht so nöthig wie Friede und Ordnung waren. Nach einigen Jahren ließ Cromwell selbst das Institut wieder eingehen; es hatte nur der Noth des Tages begegnen sollen und hatte das Seine gethan. Außerdem gewann Cromwell das ganze Volk und namentlich den Handelsstand dadurch daß er den Gang der Justiz beschleunigte und ihre Kosten verringerte.

Auf religiösem Gebiet war Cromwell der Schirmherr der Gewissensfreiheit. „Unsere Praxis", sagte er 1656 im Parlament, „war der Nation zu zeigen daß alle Sekten die ruhig und friedlich leben volle Gewissensfreiheit genießen sollen; wir dulden sie mit Liebe. Die aber die Religion zu einem Deckmantel für Blut und Waffen, für Complote und Parteiungen machen die werden wir mit Gottes Hülfe daniederhalten. Aber wer seinen Glauben bekennt, sei er Wiedertäufer, Independent oder Presbyterianer, im Namen Gottes ermuthigt sie, fördert sie, laßt ihr Gewissen frei, denn dafür haben wir gekämpft! Alle die an Christum glauben und in diesem Glauben gewiß leben sind Glieder Christi und der Apfel seines Auges. Wer den Glauben hat dem stehe die Form frei, nur daß er selber vorurtheilslos gegen andere Formen sei: — das sind wir Gott und Christus schuldig, und wir werden es zu verantworten haben wenn ein Christ seine Freiheit entbehrt. Aber wenn ein Mann die Form eines andern mit Füßen tritt, wenn z. B. ein Independent den Wiedertäufer verachtet, verspottet, das werde ich nicht dulden, ebensowenig daß ein Presbyterianer seine Weise zum allgemeinen Gesetz mache. Gott lenke Geister und Herzen, daß wir alle Formen gleich halten. Das ist mein Streben. Ich höre deshalb Vorwürfe von beiden Seiten: die Einen nennen mich einen Presbyterianer, die Andern einen Ketzerfreund. Ich ertrage das, kann ich mich doch auch der Zustimmung so Vieler für mein Verfahren erfreuen."

Wenn er die Katholiken nicht emancipirte, so geschah es weil sie als Partei mit den Jesuiten im Bunde gegen die bestehende

Staatsform waren. Er schrieb an Mazarin: daß er deshalb keinen öffentlichen Erlaß zu Gunsten derselben geben könne, daß er aber zwischen den religiösen Anhängern des Papstes und den Verschwörern unterscheide, und daß er mit Freuden sage, er habe viele der Erstern dem Feuer der Verfolgung gegen ihr Gewissen und ihre Habe entrissen; er hoffe zu ihrem Schutz und Wohl noch weiter gehen zu können. Cromwell verkehrte theilnehmend und freundlich mit dem Quäker Fox, ja er hätte die Bitte der Juden um Wiederaufnahme in England gerne gewährt, aber bei dem Widerstand der Geistlichen und der Kaufleute erlangte er für sie nur die Gestattung sich mit Erlaubniß der Regierung im Land aufzuhalten. Nicht umsonst hatte ein Sonett Milton's ihm zugerufen:

Cromwell, du unser Haupt, der du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm, der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
Der Gottes Siegesfahne du geschwungen,
Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
Als deinem Ruhm gerauscht des Darwen Flut,
Und Dunbars Höhn von deinem Preis erklungen,
Und Worcester dir den Lorberkranz gewunden.
Doch zu erobern wird noch viel gefunden,
Dein Heldenthum verlangt der Frieden auch.
Ein neuer Feind will unsere Seele ketten;
O hilf ein frei Gewissen uns erretten
Vor Miethlingswölfen, deren Gott der Bauch.

Was aber die großen Interessen der auswärtigen Politik betrifft, so bekennt auch Villemain daß dieselben nie zuvor mit mehr Ruhm für England geleitet wurden. Cromwell sandte Blake mit einer starken Flotte in das Mittelländische Meer um überall zu erscheinen wo einer Forderung oder einer Beschwerde Englands Nachdruck gegeben werden sollte; und Blake segelte abwechselnd nach Algier, Tunis, Tripolis, Livorno, überall siegreich wo er Widerstand fand, und sich nur zurückziehend wenn gewährt war was er verlangte. Und dies geschah nicht blos in Staatsangelegenheiten, sondern auch bei Forderungen und Klagen einzelner Bürger, und wenn Cromwell sagte er wolle den englischen Namen so groß machen als der römische gewesen sei, so hat er dies bewirkt durch die Sicherheit mit welcher seit jenen Tagen jeder Engländer darauf zählen kann, daß ihm der Staat auch im Auslande sein volles Recht verschafft. Zürich begrüßte Cromwell als Protector nicht

blos Englands sondern aller Protestanten, und er bewies es sofort als die in Piemont von Seiten des turiner Hofs durch eine schreckliche Verfolgung mit wilder Grausamkeit bedrängt wurden. Er sandte ihnen aus seiner Schatulle 2000 Pfund, er schrieb einen Bettag und eine Collecte für sie aus, er wandte sich an alle protestantischen Länder um Unterstützung für sie, er unterzeichnete einen Vertrag mit Frankreich nicht eher als bis der König und Mazarin sich verpflichteten den armen Piemontesen Gerechtigkeit zu verschaffen; thäte Frankreich nichts, so würde er selber mit den Waffen einschreiten. So erwarb er jenen Duldung und freie Religionsübung. — Auch die französischen Protestanten, und Condé an ihrer Spitze, bewarben sich um seine Hülfe; da er aber durch seine ausgesandten Agenten erfuhr wie wenig Kräfte und Aussicht sie bei einem offenen Kampf hatten, so vermied er diesen, und machte auf diplomatischem Wege seinen Einfluß für sie geltend. So namentlich für die Stadt Nimes. In allen Verhandlungen mit Frankreich ist er einem Mazarin an Staatsklugheit gewachsen, an Muth und festem Sinne überlegen; die Franzosen sagen: Mazarin fürchtet Cromwell mehr als den Teufel. Auch die Protestanten in Böhmen, Schlesien, Polen fanden Unterstützung bei ihm, und er faßte die Idee eines großen protestantischen Bundes, dessen Haupt die Republik England sein sollte. Vergebens bewarb sich Spanien um ein Bündniß mit ihm. Freier Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition waren seine stolzen Forderungen; „das heißt die beiden Augen meines Herrn auf einmal verlangen", sagte der spanische Gesandte. Und eine englische Flotte lief nach Westindien aus. Ihr Angriff auf Hispaniola scheiterte, aber Jamaica ward durch sie für England gewonnen, und Gibraltar schon damals von Cromwell als eine englische Besitzung zum voraus bezeichnet.

Wegen der Fortsetzung des spanischen Kriegs berief Cromwell ein Parlament noch vor der in der Verfassung vorgeschriebenen Zeit. Er eröffnete es am 17. September 1656. Die Grundzüge seiner Rede sind folgende: „Ihr sollt nicht Worte, sondern Sachen hören. Es handelt sich zuerst um unser Sein, unsere Erhaltung. Der größte Feind dagegen ist der Spanier; er ist es durch seinen Aberglauben, sein Papstthum, er ist es von Natur und durch die Ereignisse. Kaum daß die erste sogenannte Reformation bei uns eingeführt war, als er die Königin Elisabeth glorreichen Andenkens befehdete, Mordversuche gegen sie veranstaltete und in Irland einfiel.

Jakob machte zwar Frieden, aber wir litten dadurch mehr als durch Spaniens offene Feindschaft. Und wenn wir dann im Langen Parlament und später Genugthuung forderten für das in Westindien vergossene unschuldige Blut unsers Volks, wenn wir Glaubensfreiheit für unsere Bürger forderten, welche dorthin handelten, so konnten wir keine Genugthuung finden, und ein Friede wird überhaupt von ihnen nur so lange gehalten als der Papst dazu Amen sagt. Als man uns unsere gerechten Forderungen abschlug, da hielten wir's für unsere Schuldigkeit durch das Schwert zu erobern was wir auf anderm Wege nicht haben konnten. Dies war stets der Geist der echten Engländer und aller Menschen die einen höhern Sinn haben. Mit Spanien sind wir im Krieg, anderwärts haben wir Frieden, aber Spanien hat die Sache Karl Stuart's zur seinigen gemacht, und wären nur alle Anhänger desselben, die uns den alten Jammer wiederbringen wollen, wären sie erst dort, oder möchten sie hingehen, wir wollten ihnen gern ein Boot leihen, oder wenn ihr sie mit den Waffen hinübertreiben wollt, ich werde euch helfen! Das Interesse aller protestantischen Staaten steht auf unsrer Seite, die Papisten halten zu Spanien, und die Papisten in England waren längst spaniolisirt. Daß die Cavaliere ihnen die Hand reichen, macht unsere Lage gefährlich. Denn dadurch haben wir eine beständige Gärung und offene Empörungen. Aber wenn auch das vorige Parlament davon nichts sehen und hören wollte, es leben noch Männer die gegen jenen Bund ihr Blut einzusetzen entschlossen sind, und ich hoffe das ist auch euer Wille. Zu gleicher Zeit wirkt eine andere Partei gegen die öffentliche Ordnung; sie schreit über Tyrannei und Unterdrückung und verbindet sich mit allem Schaum und Schmutz der Gesellschaft um eine Republik nach ihrem Sinn einzurichten, sie wollten sich nun jüngst Monk's und anderer treuer Offiziere bemächtigen, nach London ziehen, ich sollte im Bett ergriffen oder mein Zimmer mit Pulver in die Luft gesprengt werden. Andere, von seraphischen Begriffen beseelt, die Anhänger der fünften Monarchie, verbanden sich mit diesen; wie Herodes und Pilatus Freunde wurden um Christus zu tödten, so sie um uns zu verderben. Doch will ich nicht annehmen daß sie mit Karl Stuart gemeinsame Sache machten. Seine Anhänger aber können keine Ruhe halten, weil sie keinen Frieden mit Gott haben, und darum war es nöthig die Generalmajore einzusetzen, gegen die freilich manche Leute murren, die aber die Ordnung aufrechterhalten und großes Unheil abgewandt, viel

Gutes gewirkt, das Laster entmuthigt, die Frömmigkeit gefördert haben, und die ich deshalb beibehalte, so lange sie nothwendig sind. Es lassen sich für die zukünftigen Ereignisse die Gesetze nicht vorausmachen, und wenn in stürmischen Tagen nichts geschehen sollte als was den Gesetzen gemäß ist, dann könnte der Nation der Hals abgeschnitten werden, während ihr nach Einigen ausschickt die euch ein Gesetz machen sollen. Wenn der Drang der Umstände es erheischt, müssen auch außerordentliche Mittel angewandt werden. Unsere Sicherheit erheischt also die mannhafte Fortsetzung des spanischen Kriegs. Allerdings sind wir mit Schulden überhäuft, aber deshalb müssen wir ihn rasch und energisch zu Ende führen, und die Feinde im Innern wissen lassen daß wo andere Mittel nicht verfangen am Ende das Schwert hilft. Dabei aber müssen wir volle Gewissensfreiheit gewähren und an die nöthigen Reformen denken. Vor Allem an eine Sittenverbesserung; Unordnung und Schlechtigkeit müssen in Schranken gehalten werden. Wie lang ist es her daß man sich beinah schämen mußte ein Christ zu sein, in Cäsar's Haus und anderwärts; es galt dem Mann für einen Vorwurf, und das Zeichen des Puritaners ward ihm spottweise angeheftet. Wollen wir den Adel erhalten, so dürfen wir nicht dulden daß er der Patron von Liederlichkeit und Verschwendung ist. Werden wir in den Sitten gleichgültig und lau, so sind wir verloren; von ihnen hängt Glück und Freiheit ab. Macht daß die Sünde eine Schande ist, und Gott wird euch segnen, und ihr werdet ein Segen des Volkes sein und dadurch mehr Schaden verhüten und heilen als durch sonst etwas. Allerdings dies geht die Seelen und die Geister an; aber das Gemüth ist der Mensch, und wenn es rein ist, dann ist der Mensch etwas werth, sonst unterscheidet er sich nur dadurch vom Thier daß er mehr Fähigkeit hat Schlechtes zu thun und Unheil anzurichten.

„Eine allgemeine Klage ist dann in der Nation über die Gesetze. Nicht daß man die Ungesetzlichkeit wollte, aber es gibt schlechte Gesetze, und über ihre Handhabung klagt man. Wir haben tüchtige Richter, aber noch manche abscheuliche Gesetze, und die zu ändern steht in eurer Macht. Einen Mann für sechs oder acht Pfennige zu hängen und einen Mörder frei zu lassen — das kommt bei der Handhabung der Gesetze wegen deren schlechten Beschaffenheit vor. Aber daß Menschen um Kleinigkeiten ihr Leben verlieren ist eine Sache die Gott zur Rechenschaft ziehen wird. Und ich wünsche es möge dies auf unserer Nation nicht einen Tag länger liegen

als ihr Gelegenheit habt es abzustellen; gern will ich mit euch dafür wirken, alle edeln Herzen sind mit euch, ich hoffe ihr wollt es besser machen.

„Und nun wenn ich die Stimme eines Engels hätte und begeistert wäre wie die heiligen Menschen Gottes, dann möchte ich frohlocken, wenn ich euch anregte zu thun was das Volk erretten und das Feuer der Zwietracht auslöschen wird; wenn nicht, so fallt ihr und die ganze protestantische Welt in Trümmer. Darum, ich beschwöre euch, zeigt euch als Männer, als Christen. Ein neutraler Geist wird das Werk nicht vollbringen, die Lauen will Gott ausspeien; nur ein gläubiger vertrauensvoller Geist wird's thun. Wenn Menschen durch Zweifel euch entgegen sind, laßt sie gehen, wer die nackte Wahrheit bezweifelt mit dem ist nichts anzufangen. Er hat ein Anderes in seinem Sinn, er spricht: O wenn wir unsere Weisheit anwenden könnten für politische Freiheit, die Religion würde folgen. Solche Männer werden nichts thun. Hätten wir's so weit gebracht, wenn wir auf die Art disputirend gesessen hätten? Zweifelnde, zögernde Männer werden sich nicht zu der Glut entflammen für das Volk, welche nöthig ist um solch eine Sache durchzuführen und allem Widerstand des Teufels und der Schlechten zu begegnen. Welche zu diesem Werk berufen sind denen hängt es nicht ab von Formalitäten, Begriffen und Reden, denn dadurch wird nichts gethan, sondern durch Männer von edlem Herzen, stark durch die Vorsehung, erleuchtet durch das Wort, die Gott besiegelt hat mit dem Blute seines Sohnes und seiner Gläubigen. Darum streitet nicht um unnöthige und unnütze Dinge, die euch von dem so ruhmvollen Werk abziehen. Es ist keine Zeit dazu da um auf jeden Einwurf zu antworten: seht auf Gott und haltet Frieden untereinander. Ich bin durchs Volk zu meiner Stelle berufen, ich habe kein persönliches Interesse, das nicht auch das allgemeine wäre: ich müßte mich verfluchen, Gott würde mich verfluchen, wenn es anders wäre. Ich habe zu viel von Gott gelernt als daß ich ihm gegenüber kühn sein möchte; gegen Menschen kann ich kühn sein. Ich sage wenn Liebe zwischen uns waltet, sodaß das Volk sagt: die sind durch ein gutes Band verknüpft den Ruhm Gottes gegen den allgemeinen Feind auszubreiten, alles Schlechte zu unterdrücken, alles Gottselige zu unterstützen, — ja dann wird das Volk euch segnen. Das wird den gleichgültigen Sinn nicht aufkommen lassen, der unser größter Gegner ist. Darum in der Furcht und im Namen Gottes: geht voran mit reinem Herzen

und mit Liebe, geht voran gegen Alles was wider die großen Zwecke aufsteht, die ich euch geschildert habe, und der Segen Gottes wird mit euch sein!

„Ich las gestern einen Psalm, es wird nicht unziemlich sein daß ich ihn euch erwähne und daß ihr auf ihn achtet. Er beginnt damit, daß Gott vormals dem Lande gnädig gewesen und die Gefangenen befreit, er fragt ob Gott denn nun für immer zürnen wolle, er ruft zu ihm als dem Gott der Erlösung, und sagt dann: «Ich will hören was der Herr reden wird: denn er wird Frieden zusagen seinem Volk und seinen Heiligen; aber laßt sie nicht wieder in Thorheit zurückfallen. Seine Hülfe ist nahe denen die ihn fürchten. O daß seine Ehre in unserm Land wohnen möge! Güte und Treue werden einander begegnen, Friede und Gerechtigkeit sich küssen. Wahrheit wächst auf der Erde und Gerechtigkeit schaut vom Himmel. Ja, der Herr wird geben was gut ist und es wird gedeihen in unserm Lande.» O daß dieser Psalm in unsern Herzen geschrieben wäre, daß wir mit David sagten: «Gott hat es gethan, er hat unsere Sünden vergeben!» Zu ihm mag jedes Volk in der Stunde der Noth kommen, daß er seinen Zorn hinwegnehme. Laßt uns hören, und dann im Parlament berathen, laßt uns ihn um Rath fragen, er wird Frieden zusagen seinem Volk. Wenn wir sein Volk sind, wird er uns Frieden geben und wir werden nicht in Thorheit zurückfallen. Jetzt sind Viele noch bereit einander die Hälse abzuschneiden; aber wenn wir auf den rechten Weg gebracht sind, dann wird unsere Liebe ebenso groß sein als unser Glaube, und wer mit Menschen- und Engelzungen redet und der Liebe nicht hat, der ist nur ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Darum im Namen Gottes wendet euer Herz zu unserm Werk. Und dann werdet ihr Luther's Psalm singen: Eine feste Burg ist unser Gott! Ob der Papst und der Spanier und alle Teufel gegen uns aufstehn, im Namen des Herrn wird es uns doch gelingen! Und wie es weiter heißt: Wir fürchten uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge ins Meer sänken, wenngleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Es strömt ein Quell, der die Stadt Gottes fröhlich macht, und Gott ist in ihr, darum wird sie wohl bleiben. Der Herr der Heerscharen ist mit uns, Gott ist unser Schutz."

Als das Parlament nach seinem Hause ging, stand eine Wache an der Thür und ließ nur diejenigen ein welche ein Certificat des Staatsraths erhalten hatten. Gegen hundert Deputirte sahen sich

ausgeschlossen. Es waren meist jene Republikaner die alle Macht bei einem Nationalconvent sehen wollten und darum gegen Cromwell Opposition machten, er hatte mit ihnen verhandelt, sie konnten aber nicht einsehen wie solche Parlamentsherrschaft damals zu einem Parteikampf mit Worten und dann mit Waffen geführt hätte. Er fürchtete eine Erklärung von ihnen gegen den spanischen Krieg, er fürchtete daß die parlamentarischen Kämpfe von neuem die Royalisten wie die Leveller ermuthigen würden, und so trieb ihn die Nothwendigkeit zu jenem Schritt, gegen welchen die Stimme des Volks nichts einwandte. Der Protest der ausgeschlossenen Deputirten verhallte im Siegesjubel, als die Seehelden ihre reiche Beute nach London sandten, und das Glück der Schlachten war für die Gläubigen ein Gottesurtheil der Bestätigung von Cromwell's Politik. Das Parlament bewilligte das zur Fortsetzung des Kriegs nöthige Geld; als ein Mordversuch gegen den Protector entdeckt ward, ordnete es ein Dankfest an. Cromwell wohnte dem Gottesdienst und Festessen bei, und unterhielt sich dann mit Gesang und Musik, die er sehr liebte. Shakespeare würde ihm schon deshalb, und weil er bei allem Ernst und aller Sittenstrenge doch an einem gesunden Spaß seine Lust hatte, gut gewesen sein. Auch Poesie und Wissenschaft verehrte er. Einseitige Puritaner hatten die Universitäten Oxford und Cambridge aufheben wollen, Cromwell rettete sie. „Groß von Natur", sagt Guizot, „und nun hochgestellt, hatte er Sinn und Geschmack für Alles was durch Geist, Wissen, Ruhm und Erinnerung groß war." Eine Zeit lang war er Rector von Cambridge, und er legte diese Stelle nur nieder, weil er keinen bloßen Ehrenposten dem Namen nach einnehmen wollte, als die Staatsgeschäfte ihm keine Zeit zur besondern Pflege der Hochschule übrig ließen. Rafael's Cartons zu den Teppichen der Sistinischen Kapelle, Compositionen zur Apostelgeschichte, kamen durch Cromwell aus dem Nachlasse des Königs Karl in den Staatsbesitz, neben den Bildwerken des Parthenon aus Phidias' Werkstatt der größte Kunstschatz Englands.

Nachdem das Parlament ein Langes und Breites über den armen Jakob Neyler verhandelt hatte, der sich für Christus ausgab — die Anhänger der fünften Monarchie machten auch damals wieder Pläne um das Königthum des Heilandes auszurufen, als ob es damit gethan wäre —, schlug plötzlich der irische Abgeordnete Jephson vor man solle Cromwell zum König machen. Der Antrag blieb ohne Erfolg. Cromwell fragte jenen wie er dazu komme;

er folge, sagte Jephson, den Eingebungen seines Gewissens, auch auf die Gefahr hin dem Protector zu misfallen. Später legte Alderman Pack eine Schrift auf dem Tische des Hauses nieder, welche den Entwurf einer neuen Verfassung enthielt. Das Parlament beschloß denselben in Berathung zu ziehen, und unter dem Titel eines gehorsamen Gesuchs und Gutachtens ward er von der Majorität gebilligt und dem Protector mitgetheilt. Es sollte ein Oberhaus gebildet werden und Cromwell den Königstitel annehmen. Er erklärte der Deputation daß er darüber erst mit Gott und seinen Freunden zu Rathe gehen müsse. Er legte auf den Namen kein Gewicht, und die Frage nach dem Königstitel verglich er mit der Frage ob er eine Feder auf seinen Hut stecken solle. Doch war zu erwarten daß dadurch viele Royalisten mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt und für ihn gewonnen würden. Er besprach sich bei einer Pfeife Taback mit seinen Offizieren. Allein diese hielten an der Republik fest und selbst sein Schwiegersohn Fleetwood bot seine Entlassung an, weil er nicht Fürstendiener sein könne. In gleichem Sinn kam eine Eingabe vieler Offiziere ans Parlament: sie hielten an der Republik fest, das Haus sollte es auch thun. Cromwell selbst war körperlich leidend, und so gab's von März bis Mai 1657 lange Verhandlungen, indem das Parlament die Annahme oder Verwerfung des ganzen Vorschlags forderte und wiederholt durch Deputationen den Protector zu bestimmen suchte. „Ich habe die spätere Zeit meines Lebens in Stürmen und im Feuer zugebracht", sagte der Protector; „aber ich habe meine Bürde getragen, weil ich sah daß Gottes Hand sie mir auflegte. Ich suche mich in allem Thun nach Gottes Wohlgefallen zu richten, und wenn ich etwas ohne Glauben und Zuversicht aus Fleischeslust und Eigennutz unternähme, so würde es dem Volk und mir zum Fluche gereichen. Was der Entwurf zur Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Freiheit enthält, der ich selbst mein Leben gewidmet habe, erkenne ich dankbar an; ich erkenne die hohe Ehre an, welche das Gutachten mir erweist, aber ich fühle keinen Trieb und Drang in mir den Titel anzunehmen." Whitelocke, Glyn, Fiennes, Lenthall und Andere boten nun ihre Gründe auf, und erörterten wie der Königstitel ein altherkömmlicher sei, wie alle Gesetze sich auf ihn bezögen, wie die Rechte und Freiheiten der Nation damit in Verbindung stünden; nähme der Protector ihn an, so würde er nicht blos einen Wunsch des Volks erfüllen, sondern es würden sich auch die alte und die neue Ver-

fassung leicht verschmelzen; alle Zustände würden sicherer werden; die Befugnisse der Könige wären im Laufe der Jahrhunderte klar begrenzt, die eines Protectors noch unbestimmt; er hätte sich des Volkes Diener genannt, so sollte er nicht dem Vorschlage des Parlaments seine Zustimmung versagen. Cromwell ward dadurch nicht von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt. „Der Name König ist allerdings", sagte er, „kein leerer Titel, sondern er bezeichnet ein Amt, das höchste im Staat, und dieses kann auch durch ein anderes Wort ausgedrückt werden, auf die paar Buchstaben kommt es nicht an, sondern auf die Sache. Der Sinn und Wille des Volks in dieser Frage aber wird von Andern anders dargestellt. Schon zweimal hatte die höchste Obrigkeit im Staat einen andern Namen: Wächter der Freiheiten Englands nannte sich das Lange Parlament, ich heiße Protector; aber die Gesetze werden doch befolgt. Die Richter waren anfangs stutzig, bald aber ward die Rechtspflege so gut, frei und sicher gehandhabt wie in jenen gepriesenen Halcyontagen des Friedens unter Elisabeth. Nicht der Titel als solcher ist mit den Gesetzen verwoben, es kann auch ein anderer Name sich durch sie hinziehen.

„Ich stehe auf dem Platz den ich innehabe; ich nahm ihn ein, nicht sowol in der Hoffnung Gutes zu thun, sondern beseelt von dem Wunsche großen Uebeln vorzubeugen, die ich der Nation drohen sah. Kopfüber rannten wir in Unordnung und Verwirrung hinein, und würden bald zum Blutvergießen gekommen sein; da gab ich denen nach welche wünschten daß ich die Zügel ergriffe. Ein Mann mag auf gesetzlichem Weg einen Platz erstreben wo er Gutes thun kann; ich dachte die drohende Gefahr zu verhüten. Auf den Namen kommt es mir nicht an, ich sollte denken jeder wäre besser als der meinige, jede Person geeigneter als ich. Es gilt Frieden und Freiheit des Volks zu ordnen, das so laut wie je eines danach schreit in feste Zustände zu kommen, und da bin ich bereit euch zu dienen nicht als ein König, sondern als ein Constabler. Denn bei Gott ich habe oft gedacht, ich könnte mein Amt und Geschäft nicht anders bezeichnen als wenn ich mich einem guten Constabler vergliche, der den Frieden seines Kirchspiels aufrecht erhält. Und das war meine Genugthuung in allen Stürmen, daß ihr jetzt Frieden habt."

Cromwell erzählte hierauf seine erste That, wie er die religiös Begeisterten angeworben gegen die Royalisten, wie das zum Sieg geführt, und wie er nichts thun könne was jene Männer und ihre

Gleichgesinnten kränken möchte. Denn es sind keine Söldlinge, sie haben Frauen und Kinder im Volk, sie haben die Sache durchgefochten und darum ein Wort zu sagen; es sind ehrenwerthe gläubige Männer, denen Freiheit und Vaterland am Herzen liegt. Der Königstitel geht ihnen wider die Natur, mein Gewissen macht es mir zur Pflicht euch zu bitten daß ihr sie nicht nöthigt zu dem was ihnen hart ankommt. Ist es eine Schwachheit von ihnen, so habt Geduld damit, das wird selbst den Geist des Ungehorsams ausrotten helfen, der anderwärts spukt; sie aber haben für die gute Sache geblutet und werden stets für Freiheit und Ordnung einstehen.

„Ich bin um Namen und Wörter nicht bedenklich. Ich habe das Wort Gottes zur Richtschnur meines Gewissens, und habe Erfahrungen von der Vorsehung, die uns das Wort in vielen Fällen auslegen. Die Vorsehung hat aber den Königstitel beiseitegelegt; nicht in der Laune und Leidenschaft des Augenblicks ist er verworfen worden, sondern durch viele Berathungen und Schlachten. Und Judas sagt daß die Heiligen auch den befleckten Rock des Fleisches hassen sollen. So etwas kann einen Eindruck auf einen schwachen Mann machen, wie ich bin, wieviel mehr auf schwächere Leute, wenn es deren gibt. Ich will Jericho nicht wieder aufbauen, ich will nicht aufzurichten suchen was die Vorsehung zerstört hat. Wie die Zeiten sind bedürfen wir der Verständigung und des Friedens, ich möchte mich gern dafür opfern, ich möchte lieber in meinem Grabe liegen als euch in irgendetwas hindern das die Ordnung des Staates zu begründen dient. Darum aber sollt ihr Keinen derer verlieren noch beleidigen welche euch dazu helfen.

„Gern möchte ich mich und meine Macht dem zu Füßen legen welcher Wahrheit, Recht und Freiheit sicherstellen könnte für die Gottseligen wie für alle Engländer; ich meine es redlich mit dem Volk; aber man möge mir Erlaubniß geben zu sterben, man möge mir erlauben wie ein todter Mann zu sein, wenn Gott mir Geist, Leben und Kraft hinwegnimmt, die zu solchem Werke nöthig sind."

Später besprach Cromwell die einzelnen Paragraphen des Entwurfs. Eine gute und allgemein anerkannte Verfassung, die jedem das Seine sicherte und religiöse und politische Freiheit gewährte, schien ihm das Endziel aller Kämpfe, und jenes Gutachten ein großer Schritt dazu. Fechten war ihm von Anfang an nicht Zweck sondern Mittel; Zweck war ihm die religiöse und politische Freiheit, und der sang ihm angenehm welcher das Lied der

Verbindung beider anstimmte. Er verlangte da und dort schärfere Bestimmungen für die neue Verfassungsurkunde. Ein Paragraph schloß die öffentlichen Prediger vom Parlament aus; er wollte dafür lieber die angestellten Geistlichen gesetzt wissen. „Denn in unserm Heer waren sie neben ihrem Fechten recht gute Prediger, und es würde mir leid thun, wenn sie nicht ins Parlament kommen sollten, weil sie ihren Regimentern zu predigen pflegten, was doch ein großer Segen war. Es ist Mancher von uns für den es hart wäre deshalb ausgeschlossen zu werden." Er empfahl eine Erwähnung der Reform der Gesetze und der Sitten, eine Anerkennung seiner Anordnungen, denn er glaubte sich um den Staat wohlverdient gemacht und für die Religion mehr gethan zu haben als irgendwer in England.

Endlich schloß Cromwell am 8. Mai die Verhandlungen mit der bestimmten Erklärung, daß er die neue Verfassung mit dem Königstitel nicht annehmen könne. Das Parlament, welches eben im Begriff sei die Freiheiten sicherzustellen, müsse ihm auch hier gestatten nach eigener Ueberzeugung zu handeln. Dasselbe ging nun sein Gesuch und Gutachten nochmals durch und erhob es mit dem Bemerken zum Gesetz, daß Cromwell die Regierung unter dem Namen Protector führen und seinen Nachfolger ernennen solle. Er ward nun noch einmal feierlich eingesetzt (26. Juni 1657), neben Purpurmantel und Scepter auch Bibel und Schwert ihm überreicht; das Parlament vertagte sich bis zum folgenden Januar.

Der neue Sieg, den Blake kurz vor seinem Tode bei Santa-Cruz erfochten, die glücklichen Kämpfe von 6000 Engländern, die mit Turenne in den Niederlanden gegen Spanien stritten, gaben Glanz nach außen und Wohlgefühl im Innern des Staats; Cromwell erfreute sich dabei eines höchst ausgezeichneten Gesandten am französischen Hofe in der Person von Wilhelm Lockhart, den er mit seinem Adlerblick des Menschenkenners hervorgezogen. Er verheirathete seine jüngsten Töchter Marie und Franziska. Er mochte nun auf ein ruhiges Alter hoffen, auf einen constitutionellen gesetzlichen Gang der Dinge in England. Aber schon die Gründung eines Oberhauses hatte große Schwierigkeiten. Cromwell sollte dessen Mitglieder ernennen. Er suchte das Neue mit dem Alten zu verbinden, und neben den parlamentarischen und militärischen Größen seiner Anhänger wollte er die Häupter der Familien sehen, welche früher im Oberhause gewesen und der jetzigen Ordnung der Dinge nicht feindlich waren. Allein selbst der ihm nahestehende

Warwick wollte nicht neben Generalmajor Hewson sitzen, der früher Schuhe gemacht und Zoll für Zoll seine Stellung sich erarbeitet hatte. Außerdem verlor er durch die Berufung ins Oberhaus vierzig ausgezeichnete Mitglieder des Unterhauses, die er dort bald vermissen sollte, und jetzt sollte kein Gewaltstreich mehr die unruhige Opposition ausschließen, sondern wer den Verfassungseid leistete ward zugelassen, und so kamen die Haslerig, Scott und Cooper ins Parlament, nicht ohne Erbitterung und an sich schwer lenksame alte Republikaner, die einen allmächtigen Convent lieber wollten als dieses Protectorat neben dem Parlamente.

Am 20. Januar 1658 hielt Cromwell die Eröffnungsrede, die nun wieder mit dem alten Gruße begann: Mylords and Gentlemen of the house of commons. Er war übrigens krank und übertrug eine nähere Auseinandersetzung der Verhältnisse an Nathaniel Fiennes, während er sich selbst auf wenige Worte beschränkte; sie bezeichneten die Erhaltung der Freiheit, „unserer bürgerlichen Freiheiten als Menschen, unserer geistigen als Christen", als den Zweck des Kriegs, der nun in Frieden erreicht sei. „Wer hätte mitten in unsern Verwirrungen gedacht, daß jemals das Volk Gottes die Freiheit haben würde Gott zu verehren ohne Furcht vor Feinden?"*) Wie ihm das religiöse Interesse immer im Vordergrunde steht, so preist er das Land glücklich, daß es jetzt so tüchtige Geistliche habe, daß ein freies Bekenntniß zum Evangelium sein Ruhm sei. „Ich würde froh sein meine Gebeine zu den eurigen zu legen", schließt Cromwell, indem er sie ermahnt einträchtig zum Wohle des Landes zu arbeiten; nichts Schöneres könne von ihnen gesagt werden als das Wort der Schrift, daß sie die Lücke ausgefüllt und die Wege verbessert, sodaß es gut sei im Lande wohnen.

Aber die Opposition gefiel sich alsbald in Aeußerungen, die andeuteten sie wolle das Haus der Lords nicht anerkennen, und als dies sofort einige Botschaften an das Unterhaus brachte, debattirte dasselbe über die Rechte des andern Hauses, stellte also die

*) „Seltsam: dies scheint Cromwell ein größerer Segen als man hätte hoffen können; für uns ist es eine Freiheit gleich der die gemeinsame Luft zu athmen, eine an die man kaum denkt. So wird Alles in der Welt erlangt und erobert. Erinnere ich mich an Kadmus, wenn ich mit Buchstaben schreibe? Die Welt ist auf den Staub der Helden gebaut; im ernsten Kampf den Tod herausfordernd verschwenderisch eigenen Bluts haben sie gestritten, nun schlafen sie wohl, vergessen von ihren Erben." Carlyle.

Verfassung wieder in Frage. Cromwell glaubte nicht daß dazu jetzt Zeit sei, er berief beide Häuser auf den 25. Januar um ihnen die Lage der Dinge auseinanderzusetzen. „Ich bin", sagte er, „auf einen Wartthurm gesetzt um zu sehen welches Uebel dem Volk verhütet, welches Gute ihm gethan werden kann, damit Beides durch eine Versammlung wie die eurige geschehe. Gefahren drohen uns außen und innen. Denn auf dem Protestantismus beruht nicht blos die Wohlfahrt, sondern die Existenz unsers Staats. Es fragt sich aber jetzt ob die Welt wieder päpstlich werden soll. Der König von Ungarn wird Deutscher Kaiser, der Sohn des Vaters welcher die Protestanten aus Böhmen und Schlesien vertrieb; die Protestanten werden in Polen verfolgt, und die in Italien und der Schweiz werden bald eine Beute der Katholiken sein, da der Papst diese alle zum Bunde vereinigt, während die Protestanten einander befehden: Dänemark steht wider Schweden, Schweden wider Brandenburg, und Holland verkauft unsern Feinden Waffen, leiht ihnen Schiffe. Wenn es gelingt uns vom Baltischen Meer auszuschließen, was wird aus unserm Handel, woher nehmen wir das Material für unsere Schiffe? Noch hält Frankreich die Wage zwischen den Parteien, aber wenn es Frieden schließt, dann wird England dem vereinten Angriff aller seiner Feinde ausgesetzt sein, unter denen Spanien die erste Stelle einnimmt. Karl Stuart aber hat schon in Holland 4000 Infanteristen und 1000 Cavaleristen zu einem Einfall in England bereit. Liberavi animam meam: mögt ihr nun urtheilen ob hier keine Gefahr ist! Wenn ihr auch meint: Was gehen uns die fremden Angelegenheiten an, wir können jetzt ruhen, schlafen und Discussionen halten über was wir wollen, — so habe ich doch diesen Trost vor Gott daß ich euch gesagt habe wie die Sachen stehen. Und nun zu den innern Angelegenheiten! Ich glaube ihr wollt alle gute Patrioten sein. Wir rühmen uns daß wir Engländer sind, wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, aber wir müssen auch thun wie Engländern gebührt und das wirkliche Wohl der Nation erstreben. Aber wir sind in großer Gefahr, und es ist eine wundervolle Gnade Gottes daß bei diesem Zwiespalt der Gemüther wir noch Frieden haben. Unser Kampf hat die Welt in Erstaunen gesetzt; nun aber der Friede errungen worden, so möge Gott der Allmächtige diejenigen ausrotten die ihn wieder zu brechen suchen. Und er wird es thun. Denn wer nicht auch an die Frauen und Kinder denkt, an die Säuglinge, die noch nicht die rechte Hand von der linken unterscheiden können,

der hat das Herz eines Kain, welcher als ein Feind der Menschen gezeichnet war, welchem alle Menschen Feinde waren, und der Zorn und das Gericht Gottes wird solch einen Mann verfolgen bis in sein Grab, wenn nicht bis in die Hölle. Ich sage euch: Sehet das Volk an! Drohet uns nicht ein zweiter Bürgerkrieg? Ist es nicht ein Elend wie jede Sekte und Partei allein die Macht haben will? Es wäre ein köstlich Ding dem Volke, wenn es mit der Ordnung und Regierung zufrieden sein wollte; denn wird eine oder die andere auch einmal schlecht gehandhabt, doch ist es besser als gar keine. Aber wir haben ein Begehren nach Veränderung, und es gibt Leute die nicht blos Wunden schlagen, sondern sie noch aufreißen und darin herumwühlen. Sie fordern die Sekten auf mit dem Schwert ihr Heil zu versuchen und eine gegen die andere zu fechten. Und das Alles inmitten der Cavalierpartei und während viele Royalisten die Spanier in das Land rufen. Und was wehrt dem allen und ist der einzige Damm gegen die Zerstörung? Unsere Armee. Nehmt sie heute hinweg und morgen geht alles durcheinander. Ich weiß ihr seid vernünftige kluge Männer: habt ihr eine andere Verfassungsform, die mehr die Gemüther befriedigen würde als die gegenwärtige? Sie hält noch Frieden und Ruhe aufrecht, sie hindert noch daß das Land ein See voll Blut werde. Und was ist das Los unserer Armee? Die armen unbezahlten Soldaten gehen barfuß in dieser Jahreszeit; und doch meinen sie daß alle Mühe im Gehorsam wohl angewandt sei. Ja wer dafür kein Gefühl hat deß Herz muß so kalt und hart sein wie jetzt das Winterwetter. Ein zweiter Bürgerkrieg bringt dem Volk keine Freiheit, aber die Bewahrung der Verfassung durch das Parlament kann zu ihr führen. Wenn euer Sinn sich auf Anderes richtet, wenn ihr selbst die Verfassung in Frage stellt, seht ihr dann die Gefahren nicht, die doch ein Stein fühlen könnte? Wenn die Armee ihren Sold nicht bekommt, so wird der Theil, welcher in Irland liegt, frei Quartier fordern, und das wird die jüngst erst angesiedelten Engländer dort an den Bettelstab bringen. In Schottland hebt sich der Mittelstand mehr und mehr, aber noch kann er keine zu schwere Last tragen.

„Und wenn wir sehen wie von Spanien, Flandern und der royalistischen Partei Gefahr droht, wollen wir da die Zeit mit Disputiren und Streiten um Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten hinbringen statt die Lebensfrage uns zu Herzen zu nehmen? Wenn wir nicht einträchtig sind, nicht unsere See- und Landmacht erhalten,

dann bleibt uns nichts als was neulich ein thörichtes Buch forderte, dem auch nichts genügte, das am Ende für nichts war als für «eine ordentliche Verwirrung». Männer die ihr Gewissen und ihren Verstand verloren haben, die nicht sagen können was sie denn eigentlich haben wollen, zünden Kohlen an um Andere zu bedrohen. Und sollen wir selber die Zeit verschwenden und den Frieden unterbrechen, den wir seit sechs Jahren genießen? Wir haben Frieden und das Evangelium, laßt uns Ein Herz und Eine Seele haben, um die Rechte des Volks zu bewahren, nicht selber sie zu zerstören. Wenn ihr noch einmal in Krieg und Blut hineinstürzt, so wird die Nation, deren Kräfte erschöpft sind, sinken und versinken. Im Namen Gottes, nehmt dies zu Herzen, und seid taub für alle Zwietracht. Wenn Gott nicht euern Herzen seinen Segen gibt, wenn er euch nicht brüderliche Liebe verleiht, daß ihr alle Gedanken austilgt die eure Seelen betrügen und zur Mishelligkeit verlocken wollen, dann wird man von unserm armen Volke sagen können: Actum est de Anglia. Aber ich traue Gott daß er es dahin nicht kommen läßt, und während ich lebe und Kraft habe, bin ich bereit zu stehen und zu fallen mit euch in dieser vielversprechenden Vereinigung, die uns die neue Verfassung gewährt, und ich hoffe daß nicht der Stolz und nicht der Neid der Menschen sie uns verderben soll. Ich habe geschworen nach den Gesetzen zu regieren und werde meinen Eid halten. Ich habe diese Stelle nicht gesucht, vor Gott, Engeln und Menschen sage ich es, ich habe es nicht gethan. Ihr suchtet mich für sie, ihr berieft mich zu ihr, und da habe ich mit der Verfassung dem Wohle des Volks Treue geschworen. Ich habe euch nichts mehr zu sagen, sondern nur zu beten daß Gott der Allmächtige euch segne."

Die Rede that wenig Wirkung auf Leute die ihre unpraktische Wortmacherei fortsetzten, bis Cromwell sie nicht mehr vor Galgen und Verbannung schützen konnte, weil er todt war. Jetzt tasteten sie die Gültigkeit der Beschlüsse des vorigen Parlaments an, und sofort erhoben die Anhänger der fünften Monarchie so gut wie die Karl Stuart's ihr Haupt, Wühlereien begannen unter dem Heer und in der Hauptstadt, Ormond reiste heimlich in den Provinzen um für den vertriebenen König zu werben. Vergebens suchten einsichtige Männer das Unterhaus auf bessere Wege zu führen und heilsame Gesetzesvorschläge einzubringen. In vierzehn Tagen war die Verwirrung so hoch gestiegen, daß Cromwell, dessen

eigenes Leben bedroht war — „Todtschlag kein Mord!“ hieß eine Schrift die gegen ihn verbreitet wurde — nicht länger säumen konnte. Er ließ am 4. Februar die Gemeinen in das Haus der Lords kommen und hielt ihnen dort seine letzte Rede:

„Ich versprach mir von dem Zusammentritt des Parlaments die größten Segnungen; die Segnungen die ich meine, denen ich stets nachtrachte: Gnade und Wahrheit, Frieden und Gerechtigkeit. Ihr habt mich zu der hohen Stelle berufen, die ich einnehme; kein Mensch lebt der sagen könne daß ich sie gesucht. Aber indem ich die traurige Lage der Nation sah, die sich eben erst vom Bürgerkrieg erholte, dachte ich sie könne durch die neue Verfassung glücklich werden. Und da ich auf euer Gesuch und Gutachten, und ihr hattet die gesetzgebende Gewalt, die Regierung antrat, da hoffte ich ihr würdet sie mir leicht machen. Ich sage es in der Gegenwart Gottes, in Vergleich mit welchem wir nur arme auf Erden kriechende Ameisen sind, — ich wäre froh gewesen am Rande meines Waldes gelebt, eine Heerde Schafe gehütet zu haben, lieber als daß ich solch eine Regierung unternommen hätte. Ich sagte euch: ich würde sie nicht antreten, wenn nicht zwischen mich und das Haus der Gemeinen ein anderes träte, das die Macht hätte Stürmen zu begegnen, und ihr habt mir die Wahl eines solchen gestattet, und ich habe Männer dazu berufen denen ihr überall begegnen könnt, die euch stets die Hand reichen werden; nicht durch ihre Titel oder als Lords haben sie Werth und Geltung, sondern als Christen und Engländer. Es sind Männer von gleichem Rang mit euch, die euch nicht blos die Wage halten, sondern als eine neue Kraft euch beigegeben sind, wenn ihr England und die Religion liebt. Wir haben alle die Verfassung beschworen, und ich dachte ihr würdet nun sorgen daß sie ins Leben träte, ich dachte wir hätten nun einen festen Grund und Boden gewonnen; und da waren keine erblichen Lords und erblichen Könige, sondern zwei Parlamentshäuser und ich. Ich sage nicht was euer Sinn bei euerm Eide war, denn es wäre gegen meine Grundsätze in das Gewissen eines Andern einzugehen, — Gott wird richten zwischen euch und mir. Hättet ihr die Absicht gehabt etwas zu ordnen und festzustellen, ihr hättet es auf dieser Grundlage gethan, und hättet euer Urtheil zum Weiterbauen im Einzelnen angewandt. Aber Gott ist mein Zeuge, man sucht vielmehr im Gegentheil das Heer gegen die Verfassung zu bearbeiten, und ihr seid nicht blos selber in Zwiespalt, sondern habt die ganze Nation hineingebracht,

die in diesen vierzehn Tagen, da ihr hier sitzt, schon in große Verwirrung gerathen ist. Ihr macht Pläne eine neue Art von Republik einzuführen, damit einige Leute Alles am Lenkseile führen könnten; und dafür soll die Armee gewonnen werden. Heißt das dem Volke und dem Verfassungseide treu bleiben? Das ist Gott nicht wohlgefällig, was ihr auch für Vorwände nehmet. Denn solche Pläne und Unternehmungen bezwecken nichts Anderes als daß sie Karl Stuart ein leichtes Spiel machen, und ich halte mich selbst vor Gott verpflichtet zu thun was ich kann um dies zu verhüten. Ja es ist wahr, er hat Streitkräfte zu Gebot um in England einzufallen; ich weiß es von Augenzeugen. Und während dessen bemühen sich Leute in unserer Nähe das Volk in London zu Unruhen, zur Empörung aufzureizen. Aber Gott wird mich stärken, daß ich ihnen zeigen kann, sie haben das üble Theil erwählt. Ihr habt nicht nur die Armee zu verführen gesucht, Einige sind so weit gegangen im Auftrag Karl Stuart's Mannschaften anzuwerben, die jeder Insurrection, die etwa gemacht werde, zur Verfügung stünden. Was kann, da der Feind vor der Thür ist, aus solchem Verfahren entstehen? Blutvergießen und Verwirrung. Und der Grund zu alledem ist: daß ihr nicht mitwirkt für die Verfassung, die ihr selber gegeben habt; und wenn dies der Zweck eurer Sitzungen, dies euer Benehmen ist, dann denke ich ist es hohe Zeit euern Sitzungen ein Ende zu machen. Und ich löse dies Parlament auf. Und laßt Gott Richter sein zwischen mir und euch!"

Die Gefahr muß in der That groß gewesen sein; Niemand wird verkennen daß eine Landung Karl Stuart's in einem Augenblick politischer Parteiung das Zeichen zu einem neuen Bürgerkriege gewesen wäre. „Glaube mir", schreibt Samuel Hartlib, ein Freund Milton's, „daß wenn die Parlamentssitzungen nur noch einige Tage gedauert, Stadt und Land in Blut gebadet worden wären." Cromwell's Energie kam dem zuvor. Er versicherte sich des Heers; die Offiziere, welche er im Whitehallpalast um sich versammelte um ihnen seine Ansichten zu eröffnen, schwuren, von seiner Rede begeistert, mit ihm zu leben und zu sterben. Ebenso verständigte er sich mit dem Lordmayor und dem Gemeinderath von London. Für die Tage der Gefahr wurden die Clubs geschlossen und Harrison, der Schwärmer für das Reich Christi, welches er durch Complote zu begründen meinte, in Gewahrsam gebracht. Die Truppen unter Fleetwood und Monk versicherten

ihre Treue und versprachen dem Protector feierlich ihre Gebete und ihre Waffen zur Förderung der Werke seines Berufs. Die Fäden der Royalistenverschwörungen hielt dieser stets in seiner Hand, und da langjährige Milde nichts gefruchtet hatte, so berief er jetzt gemäß einer Parlamentsacte den hohen Gerichtshof, welcher einige der Rädelsführer hinrichten ließ. Dann sandte er eine Flotte nach den Niederlanden, und seine Hülfstruppen entschieden die Schlacht an den Dünen zu Gunsten Turenne's gegen Spanien; Dünkirchen kam in die Hände der Engländer, und eine glänzende Gesandtschaft Frankreichs wünschte dem Protector Glück zu diesem entscheidenden Siege. Das puritanische England war wieder gerettet, groß stand es wieder mit Schwert und Bibel da, und voll guten Muthes und Vertrauens dachte Cromwell an ein neues Parlament.

Aber in seinem Hause traf ihn Schlag auf Schlag. Seine jüngst vermählte Tochter Franziska ward Witwe; Cromwell tröstete den Großvater ihres Gatten mit Briefen voll Glauben und Liebe, und hatte dann dessen Tod selbst zu beklagen. Sein Lieblingskind Elisabeth, Lady Claypole, erkrankte im Juli; wochenlang saß er an ihrem Bette; sie starb am 6. August. Er selbst war 59 Jahre alt geworden. Er hatte eine Last seit langen Jahren tragen müssen, die nach seinem eigenen Bekenntniß für einen Menschen zu schwer war; Kopf, Herz und Arm hatten bei Tag und Nacht nur dann Ruhe gefunden, wenn er seine Sorgen im Gebet auf den Ewigen warf, der für ihn sorgte. Einige Tage nach Elisabeth's Hinscheiden fühlte er sich selber unwohl. Villemain sagt, „es sei ein sehenswerthes Schauspiel einen Heuchler, der zugleich Schwärmer (!) auf dem Todbette zu beobachten, wo Freimuth oder Schwäche die innere Stimme laut werden lassen", — aber er kann uns davon nichts erzählen; „es scheint nicht", setzt er bald hinzu, „daß Cromwell aus der Rolle gefallen; er fragte seinen Kaplan, ob es möglich sei aus der Gnade zu fallen, und als dieser es verneinte, rief er: Nun dann bin ich sicher, denn ich weiß gewiß daß ich einmal in der Gnade war!" Als ob ein Satz, der für einen Heuchler doch nur eine dogmatische Phrase sein kann, diesem die Stimme des Gewissens beschwichtigen könnte! Ein Kammerdiener Cromwell's, der während seiner letzten Tage um ihn war, hat dieselben geschildert; folgen wir seinen schlichten Aufzeichnungen, so wenden wir wol mit Carlyle das schöne Schiller'sche Wort von der untergehenden Sonne auf ihn an: So stirbt ein Held, anbetungswürdig!

Als er die Todesnachricht Elisabeth's hörte, lag er selber an Gicht danieder. Er verlangte nach seiner Bibel und ließ sich aus dem Philipperbrief vorlesen: „Nicht sage ich das des Mangels halber; denn ich habe gelernt, bei welchem ich bin mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den der mich mächtig machet, Christus." „Die Stelle", sprach er, „hat mir einst das Leben gerettet, als mein Erstgeborener starb; damals ging ein Schwert durch meine Seele. Ja, Paulus hatte es gelernt, aber was soll ich thun? Es ist eine harte Lection für mich. Doch sein Christus ist auch mein Christus." Er schien sich wieder zu erholen, aber gegen Ende des Monats bannte ihn ein Fieber ans Bett. Tausende beteten für ihn öffentlich und im Stillen. In seinen Phantasien wie in lichten Augenblicken sprach er viel vom Bunde mit Gott. „Liebt nicht die Welt, lebt christlich, bleibt im Bunde des Heilandes", sagte er zu Weib und Kindern. „Kann mich denn Niemand aus der Gefahr erretten?" seufzte er ein andermal; — „Menschen können nichts thun, Gott kann thun was er will." Er redete Worte des Gerichts über sich selbst im Sinne jener Selbstvernichtung bis zur Wurzel, welche Fichte vom Menschen verlangt, damit nur Gott in ihm übrigbleibe. „Es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" wiederholte er mehrmals; „aber der hat mich erfüllt mit der Zuversicht auf seine Gnade, und ich habe den Mittler in Christus gefunden. Ich bin ein armer Sünder, aber ich liebe Gott, oder vielmehr Gott liebt mich. Ich bin ein Eroberer und ein Sieger durch den Heiland, der mir Kraft gibt."

Ein fürchterlicher Sturm wüthete am 30. August; das Volk sah in ihm den Verkündiger von Cromwells's Tod, den die erregten Wellen auch den fernsten Küsten ansagen sollten. Am Tage nach seiner zweiten Installation als Protector hatte er den Namen seines Nachfolgers auf einen Zettel geschrieben und eingesiegelt. Das Blatt war nicht zu finden. Thurloe, sein Geheimschreiber, unternahm es ihn zu fragen. Aber da ward sein Fieber heftig, man konnte keine rechte Antwort erhalten, es schien als ob er bei dem Namen Richard Ja gesagt. Dann richtete er sich mitten im Sturm auf um zu beten: „Herr, ob ich schon ein armes und sündiges Geschöpf bin, so stehe ich doch im Bunde mit dir durch die Gnade; und ich will, ich werde zu dir kommen. Unwürdig

wie ich war, hast du mich zum schwachen Werkzeug erkoren deinem Volke Gutes zu thun in deinem Dienst. Viele haben einen zu großen Werth auf mich gesetzt, obwol Andere meinen Tod wünschen und sich dessen erfreuen werden. Herr, was du immer über mich beschlossen hast, fahre fort und gehe voran dem Volke Gutes zu thun. Gib ihnen Festigkeit des Urtheils, Ein Herz und wechselseitige Liebe. Rette sie, und mit ihnen das Werk der Reformation, und verherrliche den Namen Christi in der Welt. Lehre sie, die zu viel auf deine Werkzeuge sehen, sich mehr auf dich verlassen. Verzeihe denen die den Staub eines armen Wurms mit Füßen treten wollen, denn auch sie sind dein Volk. Verzeih die Thorheit dieses kurzen Gebets um Jesu willen, und gib uns eine gute Nacht, wenn es dir wohlgefällt. Amen."

Hatte Cromwell am Anfang der Krankheit gesagt: „Herr, du weißt es, wenn ich zu leben wünsche, so ist es um deine Werke zu verkündigen und deine Ehre auszubreiten", so sagte er nun am 2. September: „Ich möchte gern noch leben üm Gott und seinem Volk zu dienen, aber mein Werk ist gethan und Gott wird mit dem Volke sein." Er starb am 3. September, am Tage der Siege von Dunbar und Worcester. „Hört auf zu weinen", sprach sein Kaplan Sterry; „an seinem Siegestage sollte er die himmlische Krone empfangen. Er war auf Erden euer Protector, und wird euch nun, wo er zur Rechten Christi sitzet, noch besser schützen." Fauconberg, der Gatte Maria's, schrieb an seinen Schwager Heinrich Cromwell: „Die Bestürzung des ganzen Volks ist unaussprechlich, alle Herzen sind zerrissen und wie versunken. Mein armes Weib — ich weiß nicht was auf Erden mit ihr anzufangen. Wenn sie beruhigt scheint, bricht sie wieder in eine Leidenschaft aus, die ihr das Herz zersprengt."

Heinrich Cromwell war als Statthalter in Irland; Thurloe schrieb ihm: „Der Protector ist gestern um die vierte Stunde nach Mittag gestorben. Ich vermag nicht zu reden noch zu schreiben, so grausam, so unerwartet ist der Schlag, der uns betroffen, so unbegreiflich diese Schickung der göttlichen Vorsehung. Bedenkt man wer es ist der gestorben, die Zeit, den Augenblick, da ihn der Herr zu sich gerufen, und noch andere Umstände, so bleibt nichts übrig als in den Staub gebeugt mit zitternder Lippe zu bekennen: Dies ist des Allmächtigen Walten. Die Betrübniß beim Heer und beim ganzen Volk ist unbeschreiblich. Des Protectors Name ist schon geheiligt. Nie wurde für einen Menschen so viel

gebetet als für ihn während seiner Krankheit: die Frommen kamen täglich zusammen den Herrn anzuflehen. Doch er ist nun eingegangen in den Himmel, balsamirt mit den Thränen seines Volks und auf den Flügeln der Gebete der Heiligen."

Die Geschichte rechtfertigte sein Verfahren, rechtfertigt unsere Auffassung des Helden. Nach seinem Tode bricht die Parteiung aus, welche er niedergehalten, und zeigt die allgemeine Rathlosigkeit daß er allein der rechte Mann des Rathes und der That gewesen, daß keiner seiner Gegner fähig war die Zügel zu ergreifen, und daß die Lehrzeit Englands zur Selbstregierung noch nicht umgelaufen war. Blut und Thränen, die ihm Cromwell gern erspart hätte, brachten das Volk zur Einsicht und zur Reife. Auf die Tage der Rathlosigkeit, von denen Dahlmann ein sprechendes Bild entworfen, folgen die Tage des Druckes und der Erniedrigung unter der Restauration, wo die Könige in französischem Solde standen um im Innern des Landes eine politische und religiöse Tyrannei ausüben zu können, Tage des Unglücks und der nationalen Schmach, die Macaulay treffend gezeichnet. Eine neue Revolution war nöthig, und nun konnte Wilhelm von Oranien vollenden was Cromwell begonnen und sein Leben lang aufrecht erhalten, die Sicherstellung der religiösen und politischen Freiheit.

Die Restauration suchte übrigens ihren Muth an dem todten Cromwell zu kühlen, da ihr der lebendige zu mächtig gewesen. Er, seine ehrwürdige Mutter, seine Tochter Brigitte, der Admiral Blake und andere große Todten wurden ausgegraben, ihre halbvermoderten Leichname nach Tyburn geschleift und dort an den Galgen gehängt. Mit frivolem Scherz ergötzten sich die Cavaliere an dem schrecklichen Schauspiel.

Cromwell war ein Mann im vollen Sinn des Worts. Er war eine Natur voll Kraft und Demuth zugleich, und der klare Blick und die tiefe Begeisterung, welche ihn persönlich in die Höhe brachten, führten zugleich seine Sache, sein Volk zum Sieg. Aber am Siegestag der Freiheit hielt er die Nothwendigkeit der Ordnung fest, und statt wie Napoleon die unruhigen Köpfe mit der Idee des Ruhmes zu berauschen und in der Fremde die Trophäen des Eroberers aufzupflanzen, um am Ende die Nationen gegen sich aufzurufen und fern dem Vaterlande zu sterben, trachtete Cromwell mit gesunder Mäßigung Englands Frieden im Innern durch eine neue freie Verfassung zu gründen, und nur als ein Zuchtmeister zur Freiheit griff er eigenmächtig ein, wenn die Führer

der Parteien Gesetz und Ordnung immer wieder in Frage stellten. Nimmt man ihn für einen selbstsüchtigen Heuchler, so wird die ganze Geschichte seiner Zeit unverständlich; sie ist klar, wenn man den Genius in ihm anerkennt, wenn man der Reinheit seines Herzens, der Echtheit seines Glaubens vertraut. Er sah sich durch die Erfolge der Thaten, in welchen er ein Gottesurtheil erblickte, und durch die Stimme des Volks zur Herrschaft berufen, und er folgte dem Gebot der Nothwendigkeit, wenn er von dem schweren Dienst nicht abließ und den gefährlichen Posten behauptete. Wol nie war so wie bei ihm mit der entschlossenen Energie des Soldaten und dem realistischen Sinn des Staatsmanns diese Innigkeit der Gefühle, diese Tiefe der Religiosität und der schwärmerischen Glaubensbegeisterung verbunden. Lerne man auch von seinem nun naturgetreu gezeichneten Bilde, daß nicht irdische Schlauheit, nicht heimtückische Künste eines kleinlichen Egoismus, sondern der Muth einer festen Ueberzeugung, die Lauterkeit des Herzens und ein unerschütterliches Gottvertrauen die Bedingung der Geistesgröße und ihrer weitgreifenden Wirkungen sind! Was uns gefehlt hat im 16., im 17., im 19. Jahrhundert, das ist:

Ein Cromwell für Deutschland!

Deutsche Geisteshelden im Elsaß.

Oeffentlicher Vortrag gehalten in München am 5. Januar 1871.

Der herrliche Gau, den der Oberrhein zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen durchströmt, ist nach der Natur des Landes wie des Volkes durchaus eins; nur Gewaltthat konnte hier eine Scheidung vollziehen; darum freuen wir uns alle der endlichen Wiederherstellung; und wie die Trennung unsere Zwietracht und Zersplitterung und damit die Fremdherrschaft besiegelt hatte, so wird uns das neugewonnene Elsaß zur Bürgschaft daß unser vieljähriges Ringen nach Einheit und Selbstbestimmung nun von dauerndem heilvollem Erfolge gekrönt ist. Blicken wir auf die Vergangenheit zurück, so können wir den Beitrag nicht missen den das Elsaß unserer Culturentwickelung gebracht hat; wandern wir an der stattlichen Reihe seiner Geisteshelden vorüber, so wird das zum Gang durch die Geschichte unserer Bildung, Kunst und Literatur, und indem wir sehen was wir dem Elsaß verdanken, verstehen wir warum er uns so teuer und unentbehrlich ist.

In Weißenburg geschah der erste Schlag, von dort kam die erste herzerhebende Siegeskunde; dort tritt uns auch die erste deutsche Dichterpersönlichkeit namhaft entgegen. Die Germanen waren für das Christentum und suchten es sich innerlich anzueignen, und wie das älteste gothische Schriftdenkmal die Bibelüberübersetzung des Ulfilas ist, so wußten Sachsen und Franken im 9. Jahrhundert das Evangelium dadurch heimisch zu machen daß sie das Leben und die Worte Jesu in ihrer Muttersprache und zwar in dichterischer Form vortrugen. Ein sächsischer Bauer nahm die Weise des alten Heldengesangs, welche die sinnschweren Worte der Verszeile durch den gleichen Anfangsbuchstaben verbindet, wie wir heute noch Haus und Hof, Leib und Leben, Mann und Maus verknüpfen; der Heiland ward zum Volkskönig, welcher lehrend und wirkend einhergeht und dann am Kreuze sich für die Seinen opfert.

Ein fränkischer Mönch, Otfried von Weißenburg, schrieb sein Gedicht Christus in der Reimstrophe die das lateinische Kirchenlied bot. Wie Karl der Große das Vaterländische und Religiöse mit der antiken Bildung verband, so auch Otfried. Er spiegelt uns die Zeit wo Klöster die ersten Herde der Cultur waren und Licht und Wärme um sich verbreiteten, wie Fulda und St.-Gallen, Freising und Tegernsee. Erquicklicher klingt ein weltfreudiger Ton der Poesie im sächsischen Gedicht, während Otfried lehrhaft ist und seine Empfindungen und Betrachtungen an die Stelle anschaulicher Fülle der Erzählung setzt; aber dafür hat er die Kunstform des Mittelalters und der neueren Zeit bei uns eingeführt. Das Gemüth, das nun in der Menschheit vorwaltet, verlangte in der Poesie statt der antiken Rhythmenplastik die musikalische Weise des Reims; gleichzeitig haben ihn die Araber im Morgenland, die Kelten im Abendland; durch diese kam er in den lateinischen Kirchengesang; auch Deutschland würde ihn erfunden haben, wäre er nicht schon dagewesen; Otfried's Verdienst ist es, daß er ihn sogleich in einem großen Werke anwandte und dadurch maßgebend ward. Wie Klopstock's Messias an der Schwelle der neuern, so steht Otfried's Christ an der Pforte der mittelalterlichen Dichtung.

Nach den Geistlichen traten die Ritter in den Vordergrund, Waffenruhm und Ehrenrechte gaben ihnen Glanz, auf ihren Burgen gewannen sie Muße zur Bildung und zum Gesang. In den Kreuzzügen stellten sie ihre Kraft in den Dienst der Religion, im Wechselverkehr der Völker erhob sich eine gemeinsame Sitte, und verpflichtet zum Schutz der Unschuldigen und Schwachen machten sie bald die Frauen durch ihre Huldigung zum Mittelpunkt des Lebens und zu seiner Zierde. Das sänftigte die starken Männer, ein Hauch von Frühlingsmilde weht durch die rauhe eiserne Zeit. Minne heißt aller Tugenden ein Hort, Minne das süße Träumen und Sinnen von der Geliebten, das sehnende Denken an sie. Frühling und Liebe verschmelzen in einem Liebesfrühling der Nation, und überall erklingen die Minnelieder wie Nachtigallgesang. „Der Nachtigallen der sind viel", sagt Gottfried von Straßburg:

Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen frohen Muth
Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt, sie würde stumpf und hohl
Und käme außer allen Schwang
Ohne den holden Minnesang.

Als dessen Chorführer preist Gottfried einen Dichter von Hagenau:

Der aller Töne höchsten Fug
Versiegelt auf der Zunge trug,
Daß wohl des Orpheus süßer Sang
Aus seinem Munde wiederklang.

Man hat ihn in Reinmar dem Aeltern erkannt. Gewiß ist daß in der Schätzung des kundigen Zeitgenossen ein Minnesänger aus dem Elsaß unter denen hervorragt die aus echtem Herzensdrang und feinsinniger Formvollendung den Ton anstimmten, den dann Hunderte und Tausende nachahmten und wie eine Sache der guten Gesellschaft mitmachten. Auch Walther von der Vogelweide sagt von Reinmar: Die Frauen seien ihm ewig Dank schuldig und wenn er auch nichts weiter gesungen als das eine Lied:

O wohl dir, Weib, welch reines Wort!
Wie sanft es doch zu hören und zu nennen ist!
Lobwerthres lebt an keinem Ort,
Wenn dein Gemüth der Güte nicht vergißt.
Dein Lob mit Reden Niemand ganz vollenden kann;
Wen du in Treuen pflegest wohl, der ist ein sel'ger Mann,
Und mag gar gerne leben.
Aller Welt verleihst du hohen Muth: magst du nicht auch mir ein wenig
Freude geben?

Wir kommen zu Gottfried von Straßburg selbst. Er ist ein Meister jener höfischen Kunst der Erzählung, welche sich im Mittelalter so vertheilte, daß die Kelten den Stoff lieferten, die Romanen ihn formten, die Deutschen ihn ideal vertieften, durch Seelenmalerei und Gefühlsausdruck zu menschlich allgemeiner Bedeutung erhoben. So Wolfram von Eschenbach in der Gralsage, so Gottfried mit Tristan und Isolde. „Wer nie von Liebesleid gewußt wußt' auch von Liebesfreude nie", von dieser Ueberzeugung aus will Gottfried singen sich selber zu Trauer und Trost und denen, „die zusammen hegen in einer Brust das süße Leid, die bittre Lust, das Herzensglück, die bange Noth, das selige Leben, leiden Tod". Der sinnenfreudige weltgewandte Tristan ist doch durch Geburt und Namen ein Schmerzenreich; die Mutter hat im Arm ihres todwunden Geliebten geruht, und ist bei der Geburt des Kindes gestorben. Als jugendlicher Held im Dienst seines Vaterlandes hat er Morolt von Irland bezwungen, aber von dem Sterbenden vernommen daß er des Sieges nicht froh sein werde, weil Niemand die ihm geschlagene Wunde heilen könne denn Isolde, die Nichte Morolt's, die diesem das Schwert gesalbt habe. Als

Harfner verkleidet läßt er sich an Irlands Küste aussetzen, und sein Saitenspiel rührt die schöne Königstochter, daß sie Hülfe gewährt. Er wagt den Blick nicht zu ihr zu erheben, aber empfiehlt sie seinem Oheim, dem König Marke von Cornwallis, zur Gemahlin. Er wird ausgesandt für diesen um sie zu werben, da tödtet er den Drachen, für dessen Ueberwinder ihre Hand verheißen war; aber wie er aus der Betäubung nach dem Kampf erwacht ist, da steht sie mit seinem gezückten Schwerte vor ihm, denn sie hat in dessen Scharte den Splitter hineingepaßt, den sie aus dem Haupte Morolt's gezogen; das Gefühl der Verwandtenpflicht, der Blutrache streitet in ihrer Brust mit der Liebe und Dankbarkeit für Tristan, wie in dessen Herz die Leidenschaft für sie mit der Treue für den Oheim und König. Er hat sie im Drachensieg verdient, und auf der Meerfahrt credenzt sie ohne es zu wollen ihm den Minnebecher, der ihre Seele ewig an Marke binden sollte; wir bedürfen dieses Symbols kaum, so reizend, ergreifend und fein hat der Dichter die unwiderstehliche Macht der Liebe in ihrem Werden und Wachsen geschildert. Die Schuld der beiden ist nun daß sie nicht offen ihre Liebe bekennen und eher das Leben opfern als von einander lassen, sondern daß sie den König täuschen, daß Isolde sich mit ihm vermählt und die Geliebte Tristan's bleibt. Die Fährlichkeiten die sie zu bestehen haben, die Listen die sie anwenden um einander zu genießen, ihr wonniges Leben in der Waldeinsamkeit, in der Minnegrotte, sind mit allem Zauber der Poesie umwoben, aber wir müssen vergessen daß es ein ehebrecherisches Glück ist. Endlich wird Tristan verbannt, und am Hof des Herzogs von Arundel meint dessen Schwester Isolde Weißhand es gelte ihr, wenn er singt: Isolde hold, Isolde mein, mir Tod und Leben bist du allein! Die gegenwärtige Lust, die sie ihm bietet, kämpft mit der Treue für die entfernte Geliebte, deren Bild ihm nicht gestattet daß er ein anderes Weib berührt. Von einem Speere getroffen sendet er nach seiner Isolde, daß sie ihn heile, aber sie kann ihre eigene Seele nur im Kuß auf seine bleichen Lippen aushauchen. Ein Grab umschließt beide, Rose und Rebe sprießen aus demselben empor und verzweigen sich untrennbar.

Daß auch die Lieder, aus denen das deutsche Volksepos erwuchs, im Elsaß gesungen wurden, beweist nicht blos die Sage von Walther und Hildegunde, die dessen Kampf mit den Nibelungenrecken von Burgund in den Vogesen localisirt; auch der alte Hildebrand erinnert im Nibelungenliede daran, wenn er dem grim-

men Hagen höhnisch zuruft: Nun wer war's der auf dem Schilde vor dem Wasgensteine saß? Und Hagen's Burg wird in das Elsaß gesetzt. — Die aus der Urzeit stammende Thiersage, die bei den Griechen und Römern zur lehrhaften Fabel ward, ist bei uns um ihrer selbst willen mit dem Herzensantheil am Thun und Treiben der Thiere gepflegt worden, und es ist daraus in Niederdeutschland das Epos vom Reinhard oder Reinecke Fuchs ersprossen, an dessen wohlgefügtem Bau selbst Goethe nichts zu ändern fand. Aber diese Ausbildung war eine allmähliche, und einen wichtigen Beitrag dazu lieferte der Elsässer Heinrich der Glichesere, der schon bestrebt war verschiedene Abenteuer zum Ganzen zu verbinden. Da weiß bereits der Fuchs den Bären und den Kater, die ihn zu Hofe laden, in den gespaltenen Baumstamm und in die Schlinge der Pfaffenköchin zu senden; er folgt dann dem Dachse und behauptet nur deshalb ausgeblieben zu sein um dem kranken Löwen Heilung zu bringen. Der König soll ein Huhn essen, und der Eber muß sich den Speck ausschneiden lassen um es zu braten; der König soll in der Haut des Wolfs mit der Bibermütze auf dem Kopf unter einem Bärenfell schwitzen; Biber, Bär, Wolf werden darum geschunden. So rächt sich der Fuchs an seinen Feinden; und der Löwe wird wirklich gesund; eine Ameise, die ihm ins Ohr gekrochen war, wird durch die Wärme veranlaßt wieder herauszuschlüpfen.

Neben den Burgen der Ritter blühten die Städte empor. In ihnen erhielt sich die deutsche Gemeindefreiheit, in ihnen geschah den Republiken des Alterthums gegenüber der weltgeschichtliche Fortschritt daß die Arbeit ihre Ehre fand, daß nach seiner Arbeit der Bürger in der Zunftgenossenschaft Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gewann. Straßburg stand in der ersten Reihe der deutschen Städte, und der religiöse Zug der Zeit, das Aufstreben der Seele nach dem Himmlischen und Unendlichen, fand hier einen Ausdruck herrlichster Art in dem Münster, nachdem die Entwickelung des gothischen Stils in Neuweiler, Schlettstadt, Colmar vorausgegangen war. Die Façade, die Erwin von Steinbach schuf, ist wohl die vollendetste unter allen, weil hier die deutsche Weise mit der vorwaltenden Höhenrichtung und die französische mit herrschenden Horizontallinien und der großen runden Fensterrose in so wunderbaren Einklang gesetzt sind, daß wir uns mächtig angeregt und erhoben, doch zugleich beruhigt und befriedigt fühlen.

Und nun sollen die rechten Prediger für solchen Dom nicht fehlen. Im deutschen Bürgerthum regte sich der Gegensatz gegen die Veräußerlichung und den Verfall der Kirche zuerst bei den Gottesfreunden im Elsaß dadurch daß sie von unverständlichen Satzungen an das religiöse Bewußtsein der eigenen Seele, von Ceremonien und Formeln an das Gemüth sich wandten um in seiner Innerlichkeit und Stille das Göttliche zu vernehmen, es zu erleben, das Walten der ewigen Liebe zu erfahren und sich zu ihr emporzuheben. Da trat Meister Eckhart als Prediger im Elsaß auf, einer der tiefsten und gewaltigsten Geister unserer Nation, und von ihm befeuert und erleuchtet ward nachher Tauler in Straßburg sein Nachfolger.

Für Eckhart ist Gott das eine wahre Sein, das sich in Allem offenbart, das Eine, das in ihm selber quellend ist; er nimmt die Wahrheit des Pantheismus auf, daß Gott allen Dingen einwohnt, daß Alles in ihm und durch ihn ersteht und besteht, aber berichtigt und ergänzt den Pantheismus dadurch daß Gott auch über der Welt in ihm selber lebt, ja er nennt ihn das ewige Ich. Gott ist die sich selbst erfassende Vernunft, das Wort das sich selber ausspricht immerdar; er fließt aus in alle Creatur und bleibt doch in sich, wie die Seele in allen Gliedern des Leibes gegenwärtig und doch bei sich selbst, für sich selbstbewußt ist. Die Seele, von Gott ausgehend, findet nicht Ruhe bis sie wieder zu ihrem Ursprung gelangt, Gott wartet nur daß das Herz sich ihm aufthue um in dasselbe einzukehren; denn er vollendet sich selbst, wenn das von ihm Ausgeflossene sich wieder zu ihm zurückwendet; dann findet er den Widerschein seiner selbst in der Creatur, und sie hat ihr Wesen in ihm, beide ruhen in einander, und ihr gegenseitiges Lieben ist der heilige Geist. Will die Seele zu Gott dem höchsten Gut gelangen und selig werden, so muß sie sich aus der Zerstreutheit sammeln, sie muß nicht sich selber suchen, vielmehr die Selbstsucht überwinden und sich dem Ewigen hingeben, dann geht Gott in sie ein und lebt in ihr wie sie in ihm. Darum hat Gott die Welt geschaffen, daß er in der Seele geboren werde; wenn unser Wille mit Gott eins geworden, dann wird der ewige Sohn in uns geboren, Gott selbst in uns lebendig; und es ist Gott werther daß er in jeder Seele geistig geboren werde, denn daß er leiblich in Maria's Schoße lag. In jedem guten Gedanken und Werk werden wir neu geboren in Gott; die aber meinen mit Fasten und Kasteiungen die göttliche Gelassenheit zu erlangen sie sind innerlich

Esel. Daß Gott in Allem erkannt und geliebt werde, daß der Mensch in seinem Willen mit ihm eins sei, das ist das Wahre, das ist das Heil.

Ein Laie, der Straßburger Bürger Rutmann Merswin, schrieb das Buch von den neun Felsen, den Stufen der Reinigung, auf welchen die Gottesfreunde emporklimmen um der Flut der Sünde zu entrinnen. Er sagt: Was die heilige Schrift von Christo spricht das gilt von jedem Menschen, der in seinem Gemüth mit Gott sich einiget; dadurch will er dasselbe was Gott will und ist Gottes Sohn geworden. Von der Ergebung und Gelassenheit dieses Mannes gibt ein schönes Zeugniß das Gebet, das er in Anfechtungen der Krankheit sprach: Meiner Natur ist dies Leiden gar widerwärtig, darum so bitte ich Dich, mein Gott, daß Du Dich nicht an sie kehrest und nicht thuest was sie begehrt; vollbring Du Deinen liebsten Willen, es thue ihr wohl oder weh.

Ein Laie war es der den Prediger Tauler darauf hinwies wie er allzu äußerlich rede, weil er selbst noch nicht mit Gott eins geworden. Von da an sprach Tauler im Geiste Eckhart's voll hoher Gesinnung und tiefen Gemüths, wie ein Prophet des neuen Bundes, indem er in allen Begegnissen des Lebens auf jene alldurchwaltende Gegenwart Gottes hindeutet, die wir die sittliche Weltordnung nennen. Leid und Freude lehrte er ruhig hinnehmen, aber er warnte vor härenen Hemden und Stachelgürteln; die bringen uns den Frieden nicht, der wird uns durch Gottergebenheit und Nächstenliebe. In sich einförmig wirkt das ewige Wesen alles Mannichfaltige. Alle Dinge sind ein Sichergießen, aber alle Ausgänge sind um des Wiedereingangs willen. Der tiefe Grund der Seele ist Gott selbst, darum zieht er sie in das Allerinnerste, und sie hat nun Ruhe und Seligkeit in ihm. Wenn die Seele eigensüchtig sich selbst im Auge hat, sieht sie Gott nicht; wenn sie sich selbst entwird und alle Dinge verläßt, so findet sie sich selbst wieder in Gott, und wenn sie ihn recht erkennt, dann sieht sie sich selbst und alle Dinge in ihm. Die Seele muß in sich, dem Tempel Gottes, die Wechslertische umstoßen und allein den Herrn wohnen lassen, sie muß rein und lauter sein, dann ist sie des Ewigen Spiegel und schauet ihn im eigenen Wesen. Der Liebe, die keines Lohnes begehrt, spendet Gott sich selbst zum Lohne. Der Wille der sich ihm ergiebt geht ein in die ewige Freiheit, es wirkt nun das ewige Wesen in ihm und durch ihn, der Geist verschmilzt mit

Gottes Geist. Das Einswerden mit Gott in der Erkenntniß und Liebe ist der Wiedereingang der Welt in ihren ewigen Ursprung, ist die Geburt des ewigen Worts in der Seele. Daß diese Geburt außer mir geschehe, was hilft es mir? daran liegt Alles daß sie in mir geschehe. Sie geschah vorbildlich und urbildlich in Christus; darum so wir ihn anziehen geht die Weisheit und Liebe des Vaters in uns ein und wir sind durch ihn erlöst und eins geworden mit Gott. Sein Reich das ist er selbst mit seinem Reichthum; er will in allen seinen Werken sich selbst und daß die Seele mit allen ihren Kräften in ihm sich wiederfinde und selig sei.

Diese Prediger sind die Erzväter der deutschen Philosophie, und ebenso die Begründer der deutschen Prosa geworden, wie Otfried die Reimform in der Poesie festgestellt hatte. Auch sie wollten daß uns das Christenthum nichts Fremdes sei, sie entwickelten die Religion aus der Natur Gottes und des Menschen selbst, und über alle Formeln, Satzungen und Ceremonien hinaus sahen sie das Heil in der freien befreienden Wahrheit und in der lebendigen belebenden Liebe, und damit sind sie ein Vorbild bis auf den heutigen Tag, und wenn aus den Kämpfen und Wirren unserer Zeit auf kirchlichem Gebiet nicht der Verfall, sondern der Sieg des Christenthums hervorgehen soll, so wird es im Anschluß an sie auf ihrem Wege geschehen.

Geistlichkeit, Ritterthum, Bürgerthum standen im Mittelalter neben einander und traten nacheinander in der Literatur hervor. Den Minnesängern auf den Burgen folgten die Meistersänger in den Städten, ehrsam, gottesfürchtig, aber starr und steif in der Form; es war ein handwerksmäßiges Dichten und Musiciren nach den Regeln der Tabulatur, aber doch immer ein Band zwischen dem Leben und der Kunst, während der eigentliche Quell der echten Poesie im Volkslied fortsprudelte. Colmar war durch seine Meistersänger berühmt. Doch mehr als die Poesie war es die Bildnerei und Malerei, durch welche das Handwerk in die Kunst empor wuchs und das Bürgerthum lernte ein Gemüthsideal zu gestalten, das eigene Empfinden wie den Gedankengehalt und die charakteristische Bedeutung des religiösen Gegenstandes auszuprägen, vom Meister des Kölner Dombildes bis zu Dürer und Holbein hin. Auf diesem Wege berühren wir die Colmarer Malerschule, in welcher Martin Schön oder Schongauer mit seiner ernsten Milde und seinem edlen Ebenmaße waltet; ich möchte sagen daß die Seelenstimmung der Gottesfreunde durch ihn Gestalt

gewinnt, mag er die Maria im Rosenhag malen oder den Heiland auf seinem Leidens- und Todesgang. Er ist zugleich Kupferstecher und zeigt zuerst wie die deutschen Künstler im Unterschied von den großräumigen, der Oeffentlichkeit angehörenden Werken der Italiener den Reichthum ihrer Phantasie durch die Vervielfältigung vieler kleiner Compositionen in das Haus, in die Familienstube hineintragen und diese damit künstlerisch weihen.

Die neue Zeit brach an mit dem Verlangen daß an die Stelle der Standesbildung, der Ordens- und Zunftgenossenschaft, der Schulüberlieferung der freie Mensch trete, der seine Persönlichkeit als solche geltend macht und einer allgemein menschlichen oder humanen Bildung theilhaftig wird. Zur Klärung der gärenden Bewegung schien in sie das Licht des griechisch-römischen Alterthums hinein: Dichter und Geschichtschreiber schildern dort Menschen von harmonischer Bildung und natürlicher Gesittung, Philosophen suchen und finden die Wahrheit ohne dogmatische Gebundenheit mit eigener Geisteskraft. So sah man das Reinmenschliche im Alterthum, und darum nannten sich diejenigen Humanisten welche dasselbe wiedererweckten und zum Elemente einer neuen Cultur machten. Von Italien ging diese Wiederherstellung der Wissenschaft aus, während die religiöse Reformation ihre Anfänger und Vollender in Deutschland hatte. Den Häuptern unserer Humanisten, Reuchlin von Pforzheim und Erasmus von Rotterdam steht der Elsässer Wimpheling würdig zur Seite, wie sie bemüht das Reich der Erkenntniß zu erweitern und für die Jugendbildung zu sorgen. Er gründete eine gelehrte Gesellschaft in Schlettstadt, von welcher Erasmus sagte: sie zähle so viele geistige Heroen, daß selbst der Bauch des troianischen Pferdes nicht für sie ausgereicht hätte. Einer ähnlichen Gesellschaft öffnete in Straßburg der Canonicus Wolf sein Haus; „da war ein Symposion der Weisen, er selbst der Wirth der Philosophen“, schreibt Graf Pico von Mirandola. In Straßburg wirkte der humanistisch gebildete Staatsmann Jakob Sturm von Sturmeck für die Reformation wie für die Pflege der Wissenschaft; aus der von ihm gegründeten gelehrten Schule, die sein Namensvetter Johannes Sturm leitete, ist dann die Universität erwachsen, deren Erneuung und Fortbildung im deutschen Geiste die Morgengabe des deutschen Volkes an das wiedergewonnene Elsaß sein wird.

Hiermit steht im Zusammenhang, daß Straßburg und Hagenau zu den ersten Pflanzstätten der Buchdruckerkunst

gehörten. Wimpheling bewahrte die deutsche Gesinnung bei der Pflege der lateinischen Sprache. Wie Hutten behielt er seinen deutschen Namen bei, im Anschluß an Tacitus wandte er seinen Fleiß auf die deutsche Geschichte, und bekämpfte die damals zuerst auftauchende Behauptung daß das linke Rheinufer zu Frankreich gehöre. Ihm folgte Beatus Rhenanus, und später Schöpflin und Schilter als treue Hüter und Forscher der deutschen Sitte, der deutschen Sprache im Elsaß, hochangesehen bis auf diesen Tag. Und in Ensisheim steht ja auch die Wurzel jener edlen Nachblüte der neulateinischen Poesie, die sich glanzvoll in München entfaltete: dort war Jakob Balde geboren, der Friedenssänger im Dreißigjährigen Kriege, der selbst auch noch in der Jesuitenkutte die Forderung stellte: Suche vor allem dich selbst zu haben und im festen Herzen deiner gewiß zu sein!

Die Reformation fand unter Anderen in Bucer einen ihrer vorzüglichsten. Wortführer. Er ging aus dem Humanistenkreise hervor, mit Sickingen befreundet und von diesem beschützt. Luther's Auftreten zu Worms gewann sein Herz. Er war auf das Wesentliche gerichtet, er hätte gern mit Cardinal Contarini die Kirchenspaltung vermieden, die Kirchenverbesserung zu einer allgemeinen für die ganze Christenheit gemacht, er war stets bestrebt zwischen den Wittenbergern und Schweizern Frieden zu stiften, die gemeinsame Wahrheit höher zu stellen als einzelne trennende Meinungen, die Religion höher als den Wortstreit um Satzungen.

So heiliger Ernst es den Menschen um ihren Glauben war, so daß sie Gut und Blut dafür einsetzten, es herrschte doch eine unbändige Lachlust in dem damaligen Geschlecht, dem sich die Widersprüche im Kampf einer alten und neuen Welt zugleich als komische Verkehrtheiten darstellten, die man mit heiterer Ueberlegenheit ausbeutete, wie das auf die umfassendste und ungeheuerlichste Weise der Franzose Rabelais, am reinsten und kunstvollendetsten der Spanier Cervantes gethan. Für Deutschland hat das Elsaß die komischen Talente, die Humoristen gestellt. Dort hatte schon im fünfzehnten Jahrhundert Sebastian Brant, auch einer der Humanisten, 113 Narrensorten eingeladen in das Narrenschiff, wie er sein Buch nennt, weil Karren und Wagen die Thoren alle nicht fassen können. Das Herkommen der höfischen Sitte, die Zucht der Kirche sind durchbrochen, aber die Triebe der Natur lassen sich noch ungezügelt gehen, die Freiheit hat noch nicht in sich selber das Maß gefunden, und daher treten die selt-

samsten Auswüchse und Wunderlichkeiten zu Tage; aber die Menschen sollen ihre Thorheit erkennen und auf die rechte Bahn der sittlichen Selbstbestimmung gebracht werden. Da sitzt der flitterbunte Putznarr neben dem schäbigen Geiznarren, da hält der Bettelmönch Knochen von Bileams Esel feil, und der Autor schließt als Büchernarr in die verspottete Welt sich selber ein, der er die Sackpfeife bläst, weil sie die Harfe nicht hören will. Geiler von Kaisersberg hielt im Dom zu Straßburg Predigten über das Narrenschiff. Eifernd für das Seelenheil des Volks nahm er volksthümliche Derbheit in seine Sprache auf, brachte den Schwank auf die Kanzel, und suchte mit Witz und Spott nachzuhelfen, wenn der Ernst und die ruhige Mahnung nicht ausreichten. Murner wandte sich gegen die reformatorischen Neuerungen, die Bilderstürmerei, das Einreißen der Schranken, das der Pöbelhaftigkeit Thor und Thür öffnet, das Nachplappern der Schlagwörter von Freiheit und Glauben. Er beschwor den großen lutherischen Narren, und ward dafür von Fischart als Murrnarr und miauzender Kater behandelt. In der Schelmenzunft gesellt er den spiegelguckerischen Weiberknechten die eisenfresserischen Fluchmäuler, die Rockverdiener, die aufschneiderischen Strohbartflechter, die Ohrenmelker, die den Leuten sagen was sie gern hören, die Kerbholzredner, die adelig versprechen was sie bäuerlich nicht halten wollen, die Kothrüttler, die Zutrinker, die wie die Gänse nachtrinken ohne Durst. Er schimpft wo Brant lachend die Wahrheit sagt, und hat die eigene dünkelhafte Händelsucht nicht weggescherzt, sondern widerwillig verrathen. Fischart dagegen läßt im tollsten Lachen und bittersten Spott den goldgediegenen Grund seines eigenen Gemüthes erkennen, und steht als echter Humorist auf der Seite des freien Geistes. Er beleuchtet im Bienenkorb die Hummelzellen und Hurnausnester der Pfaffen, und wendet sich im vierhörnigen Jesuitenhütlein gegen die Jesuwider und Sauiter, die Schüler von Ignazius Lugiovoll. Der Teufel hat ihren Hut zum rechten Füllhorn der Schelmerei zusammengesetzt, außen schwarz wie Höllenpech, innen rot wie Höllenfeuer, mit Herzensfalschheit und Schmeichelworten, mit Redeschlauheit und Ränken ausstaffirt, daß der Satan selbst über dies sein Meisterstück erschrickt. Fischart bearbeitete den Gargantua von Rabelais in seiner affenteuerlichen, naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung; die ausschweifenden Gedankenverbindungen treiben zu wunderlichen Wortbildungen, Wortspielen und halsbrechenden Perioden, im krausen Tanz

seiner Sprache führen die Narren aller Zeit ihren Fasching auf. Er ergötzt uns durch drollige Komik, wenn er in der Flohhatz die Feindschaft des schönen Geschlechts schildert mit den kleinen hüpfenden Petzsielind, Schleichinsthal, Zupfsieseck und Zwicksie. Er hebt sich höher im glückhaften Schiff, wenn die Züricher nach Straßburg zum Schützenfeste kommen mit einem Topf voll Brei, den sie daheim gekocht und noch so warm zu den Straßburgern bringen daß die sich den Mund daran verbrennen; das soll sie zur Bundestreue mahnen, und beweisen wie schnell die Züricher auch mit einer Hülfe in der Noth bereit sein können. Die Schilderung der Rheinfahrt ist prächtig, die eifrige Ruderkraft der Männer, ihr patriotischer Sinn und Mutterwitz zeigt das Bürgerthum in seiner ganzen Tüchtigkeit.

Nichts ist daß man den Adler führt,
Wenn man des Adlers Muth nicht spürt!

So ruft Fischart seinen lieben Deutschen zu, und ermahnt sie nicht vom Ruhm und der Größe der Ahnen zehren zu wollen, sondern selber Recht und Macht zu behaupten.

Was Recht hat der jung Adler doch,
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch,
Wie sie frei wohnten in Bergesklüften
Und frei regierten in den Lüften,
Und er sitzt gefesselt auf den Stangen,
Muß was der Mensch nur will ihm fangen?

Aufrecht, treu, redlich, einig und standhaft
Das gewinnt und erhält Leut' und Landschaft.
Gott stärk dem edlen deutschen Geblüt
Solch' angererbt deutsch Adlergemüth!

Im Dreißigjährigen Kriege, den der Jesuitismus heraufbeschworen, verging dem deutschen Volke das Lachen. Moscherosch zwar eiferte noch mit ergötzlichem Spott gegen die neumodische Verwelschung in Sprache und Sitte. Aber die Fremden, Franzosen und Schweden, schlossen den Frieden zu ihren Gunsten auf Kosten des Reichs; ein Theil des Elsasses ward jetzt schon abgerissen, und Ludwig XIV. wußte mit Gewalt und List sich des anderen zu bemächtigen. „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Messias gesehen", predigte ein gotteslästernder Bischof, als die Franzosen in Straßburg einzogen; dafür durfte er die Protestanten aus dem Münster ver-

drängen, die dort noch einmal sich an Gott mit dem Chorale wandten: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!“ Und in allen Drangsalen hat das protestantische Volk seine Gesittung und Sprache bewahrt. Aber für die gebildeten Stände trat der Zwiespalt ein, daß nun ihr politischer Schwerpunkt in Paris lag, und sie sich der französischen Sprache bedienen mußten, wenn sie am öffentlichen Leben des Ganzen Antheil nehmen, wenn sie die Vortheile des Verkehrs genießen wollten, die ihnen ein Großstaat bot. Und so standen nicht einzelne hervorragende namhafte Männer unter unseren Dichtern und Philosophen der neueren Zeit, aber es war die Art des Landes und der Geist des Volkes was am Beginn der classischen Epoche unserer Literatur die Atmosphäre bot, in welcher ihre Blüte zum Aufbrechen kam. Goethe war, noch befangen in der akademischen, correct französischen Bildung Leipzigs, als Student nach Straßburg gezogen. Da, als er vor dem Münster stand, ging zuerst wieder in seiner Seele das Verständniß der Gothik auf, und in begeisterten Worten verkündigte er die Herrlichkeit der deutschen Baukunst und ihres Meisters Erwin von Steinbach. Herder gesellte sich zu ihm und seinen mitstrebenden Genossen, und brachte ihnen zum Bewußtsein, daß die Poesie eine Naturgabe, ein Besitzthum der Menschheit sei, daß sie nicht nach Regeln gemacht werde, sondern frisch aus dem Herzen hervorquelle, daß wir in den Volksliedern die Stimme der Völker selbst hören, deren Seele sich melodisch in ihnen offenbart. Und so sammelte denn Goethe die einfachen Volkslieder im Elsaß, und seitdem steht er selbst wie ein wiedergeborener Volkssänger unter uns, der den geheimnißvollen Zauber der Naturpoesie künstlerisch adelte und vollendete. Dort im Elsaß kam der Genius Shakespeare's über ihn, und wie er den deutschen Stil in der Architektur erkannt hatte, so fand er denselben nun selbst für das Drama; dort begannen bereits in seinem Geiste die beiden großen Werke Gestalt zu gewinnen, die diesen deutschen Stil begründeten und vollendeten, der Göz und der Faust. Und wie die Liebe seine wunderbaren Jugendlieder erweckt hatte, so nahm später die deutsche Poesie bereits Besitz vom Elsaß, als er in seinem Leben das liebliche Idyll des Sesenheimer Pfarrhauses schrieb.

Die Elsässer selbst machten die französische Revolution mit, und in Straßburg war es wo Rouget de L'Isle gleichfalls den Melodien des deutschen Volksliedes lauschte, und aus einer Ballade vom Grafen mit der Nonne und dem venetianischen Glase das

Motiv gewann, das er kampfbegeisternd in der Marseillaise durchbildete. Die Elsässer erhielten die Befreiung von allen feudalen Lasten, das Gefühl einem großen Staat anzugehören hob sie über die kleinstaatlichen Nachbarn empor, und ersetzte ihnen den Verband mit Deutschland, von dem sie keinen besonderen Begriff, nach dem sie noch weniger Sehnsucht bekommen konnten, wenn Männer, welche mit Wort und That für unseres Vaterlandes Einheit und Freiheit wirkten, bei ihnen als Flüchtlinge Schutz suchen mußten. Mehr noch in der vorgoethe'schen, Gellert'schen Weise dichtete Pfeffel in Colmar. Früh erblindet widmete er sich doch der Erziehung und kleidete seine Lehren der Weisheit und Tugend in Erzählungen und Fabeln ein, tüchtig und freimüthig in der Gesinnung, volksverständlich klar in der Sprache. Und so war auch der deutsche Geist in dem Pfarrer Oberlin wirksam, wenn der, statt revolutionär socialistische Theorien auszubrüten, in dem verwilderten Steinthal seine arme Gemeinde zu Arbeitsamkeit, Gesittung und Wohlstand führte, indem er Landbau und Gewerbe verknüpfte. Protestantische Theologen überhaupt, wie sie in deutscher Sprache predigten, so erhielten sie den Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft; Schmidt und Reuß sind auch diesseits des Rheins ehrenvoll bekannt und hochgeachtet. Ein genialer Naturforscher und Techniker, Karl August Steinheil von Rappoltsweiler, berühmt unter den Begründern der elektrischen Telegraphie, fand bei uns in München eine neue Heimat. Andere Gelehrte, Willm und Bartholmeß, übernahmen das Vermittleramt des Grenzlandes in dem Sinne daß sie in französischer Sprache die Franzosen mit der deutschen Philosophie bekannt machten. Aehnlich haben Erkmann und Chatrian das glänzende Elend der Napoleonischen Kriegsherrlichkeit, die Leiden des Volkes bei dem Ruhm der Heere nach Art der deutschen Dorfgeschichten französisch geschildert, während Alexander Weil seine Elsässer Erzählungen deutsch schrieb. Die Gebrüder Stöber sammelten die deutschen Sagen und dichteten neue Lieder, bald mundartlich wie die nahverwandten allemannischen Gedichte Hebel's, bald in der Schriftsprache durch sinnige Auffassung der Natur und Geschichte mit Uhland und der schwäbischen Schule wetteifernd. Sie fordern die Menschen diesseits und jenseits des Rheines auf, daß sie einander die Bruderhand reichen, und wenn das Straßburger Münster in der Sternennacht nach dem von Freiburg hinüberschaut, so heißt es:

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längst vergangne Welt;
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
Und wisset was das Heil gebunden hält.

Und der Drechslermeister Daniel Hirtz von Straßburg steigt zum Münsterthurm empor, und wie da rechts und links am Rhein Land und Leute so ganz gleich erscheinen, ruft er muthig hoffend aus:

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmal.

So glühe und leuchte sie denn, erhelle den Kopf und erwärme das Herz, daß wieder wie in alten Zeiten die deutschen Geisteshelden im deutschen Elsaß auferstehen mitzuwandeln, ja voranzuschreiten im großen Entwicklungsgange unseres Volkes zum Wohl der Menschheit. Vielfach hatte man uns die Rolle der spätern Griechen zugedacht, als Poeten und Gelehrte oder Schulmeister des übrigen Europas zu vegetiren, während die Staatsmacht wie damals bei den Römern so jetzt bei Frankreich wäre. Gottlob es ist anders gekommen. Die Griechen sind nach kurzer Blüte untergegangen, weil sie durch die Perserkriege wohl zwar zu herrlichen Thaten vereinigt wurden, dann aber ihre Stämme nicht verstanden den festgefügten Bundesstaat auch für den Frieden zu errichten. Wir gründen das neue Reich, trotz vaterlandsloser Römlinge und socialistischer Quacksalber, wenn wir auch Einem oder dem Andern das Gelüste nicht wehren können eigenhändig seinen Namen an einen Schandpfahl in der deutschen Geschichte zu schlagen wir gründen das neue Reich, und wir dürfen nun die Brüder jenseits des Rheins in dasselbe hereinziehen, weil wir ihnen statt des französischen den deutschen Großstaat bieten können. Kommt es zu neuen Kämpfen, so werden ihre Kleber und Kellermann unsere Schlachten schlagen; kommt es zu gedeihlichem Frieden, so werden auch heute noch Murrende in ihren Kindern und Kindeskindern die Stunde segnen die sie uns wiedergewonnen hat, durch die sie sich selber wiedergegeben worden sind. Nehmen wir es zum Zeichen daß einer der besten Kämpfer für das neuerstehende Deutschland, daß der Geschichtschreiber Ludwig Häusser aus dem Elsaß zu uns herüberkam. Es ist die geistige, politische, religiöse Freiheit welche jeden Gegensatz versöhnen und uns zu dauerndem Heil vereinigen wird.

Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben.

Ein Friedensbrief an Ernst Renan.

(Deutsche Revue 1888.)

Hochgeehrter Herr!

Ich habe oft der schönen Stunden gedacht, da wir im Frühling 1867 zu Paris auf Ihrer gastlichen Stube uns über so manche Lebensfrage der Menschheit besprachen und verständigten, Sie, der Kenner deutscher Wissenschaft, und ich, der Sohn einer französischen Familie, die um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertrieben, in Deutschland eine neue Heimat gefunden, durch deutsche Frauen deutsches Blut und deutsche Gesittung in sich aufgenommen, sodaß ich mich stets als Deutscher fühlte und in Schiller und Goethe, in Kant und Hegel die Führer meiner Geistesbildung hatte. Aber wie Sie war ich nach französischer Art bestrebt die Ergebnisse der Forschung nicht blos für Bibliotheken oder Gelehrte, sondern für das Leben und das Volk darzustellen. Damals drohte kriegerischer Zusammenstoß der beiden Nationen, aber wir freuten uns wie die Gewitterwolken sich verzogen, und hofften auf einen friedlichen Wetteifer in der Lösung der großen Culturaufgaben, die der Menschheit gesteckt sind. Hatte doch Deutschland von Frankreich die Aufklärung des 18. Jahrhunderts in sich aufgenommen und vertieft, sodaß Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Kant das Werk Voltaire's, Rousseau's, Diderot's im Dichten und Denken auf vollendende Weise für die Weltlitteratur weiter führten, während Frankreich die große That politischer Befreiung und die staatliche Begründung der Menschenrechte übernahm, welche bestehen bleibt, auch wenn blutige Greuel und wilde Kriege die Entwickelung

der Menschheit unterbrachen. Und als nach dem Kriege und dem Sturze der Napoleonischen Gewaltherrschaft Deutschlands Zustände nicht so Gestalt gewannen wie das Volk es verdient hatte, da blickte es — nicht grollend über harten Druck, sondern gemeinsame Freiheit hoffend — jahrelang nach Frankreich hinüber, und nahm von dort den Anstoß zu neuer Erhebung, zu unverdrossenem Ringen nach Einigung und volksthümlich liberaler Gestaltung des öffentlichen Lebens, die ihm endlich zuteil geworden. In der romantischen Poesie Frankreichs, in der Philosophie Cousin's sehen wir wie deutscher Einfluß wirksam war. Gastfreundlich begrüßten einander die Männer der Kunst und Wissenschaft und tauschten die Ergebnisse der Erkenntniß und des Fleißes neidlos freudig.

Uns war es unverständlich, wenn leitende Staatsmänner in Frankreich misgünstig sahen und nicht dulden wollten daß Italien und Deutschland zu Nationalstaaten wuchsen, wie das Frankreich und England längst gelungen war; wir zogen in den Krieg der uns darum aufgedrungen ward, und hatten die große Gnade der Vorsehung daß auf dem Schlachtfeld im Ausland, nicht in revolutionärem blutigem Kampf auf heimischem Boden die Neubegründung des deutschen Reichs in einen freien Bundesstaat durch friedliches Zusammenwirken von Volk und Fürsten gewonnen ward. Durch die Schlacht von Sedan war auch Frankreich der Herr seines Geschickes, und die von so vielen Männern ersehnte Republik ward zum dritten Mal aufgerichtet.

Noch war der Friede nicht geschlossen als ich den vierten Band meines Werkes über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung schrieb, in welchem ich, das Zeitalter der Renaissance schildernd, mit wärmerer Anerkennung als in Deutschland gewöhnlich war den Werth der französischen classischen Litteratur, eines Corneille, Racine, Molière ebenso hervorhob, wie ich in dem folgenden Bande die Bedeutung Voltaire's, Diderot's, Victor Hugo's, George Sand's ins helle Licht stellte. Damals, im November 1870, schrieb ich in der Vorrede: „Ich hoffe für Frankreich eine Auferstehung durch Selbsterkenntniß und sittliche Zucht, durch die Schule der Selbstverwaltung im Gemeindeleben. Es wird wieder Friede werden. Germanen und Romanen haben von einander zu lernen, einander zu ergänzen."

Mit diesem Gedanken stand und stehe ich nicht allein, er ist der verbreitetste in Deutschland. So oft auch nach Maßgabe des französischen Volkscharakters, besonders nach den Zeitungsstimmen

und dem lauten Straßenlärm von Paris, die Nothwendigkeit eines neuen Krieges behauptet wird, wir haben jedes Jahr gesegnet das ohne solchen vorüberging, in der Hoffnung daß es die furchtbare Gefahr eines blutigen Zusammenstoßes vermindere, das kostbare Gut des Friedens im Volksbewußtsein erhöhe. Und manchmal will es uns bedünken als ob dies wirklich der Fall sei. Symptome genug ließen erkennen daß die Mehrzahl der Franzosen den Streit nicht suche, in das wüste Revanchegeschrei nicht einstimme, Mishandlungen Deutscher misbillige und Freiheit und Wohlstand im Innern durch ruhige Friedensarbeit verlange; doch es schien daß die Bürger eingeschüchtert seien durch die Lärmmacher der Boulevards, als ob der den Feinden Frankreichs dienstbar sei wer ein Wort der Versöhnung rede. Aber wo sind denn Frankreichs Feinde? In Deutschland nicht. Deutschland hat eine große Errungenschaft sich dauernd anzueignen, in neue Zustände sich einzuleben, das Reich zu erhalten und im Innern auszubauen, — welchen Gewinn sollte ihm ein Krieg bringen? Er würde die organische Fortentwickelung gefährden, und vor allem: er würde unsägliches Leid für Millionen deutscher Herzen herbeiführen, da nicht gedungene Söldlinge, sondern die wehrhafte Jugend und Manneskraft des ganzen Volkes unter Waffen steht, ins Feld zieht, und dabei also nicht blos die zur Ernährung der Familie nöthige Arbeit unterbrochen wird und materielle Noth in die Familien einzieht, sondern auch die Sorge und Angst der Mütter und Frauen, der Geschwister und Kinder um die zum Kampf Ziehenden, die Thränen um die Verwundeten und Gefallenen, die zerrütteten Lebensverhältnisse, die zerstörten Lebensgenossenschaften in Betracht kommen. Und in Frankreich ist es nicht viel anders, auch dort wird der Kampf zum Volkskrieg, und nicht die Schreier von Paris, sondern die Männer und Jünglinge aus allen Provinzen werden ins Feld rücken, und wenn sie gleich den Deutschen in Waffenlust und Thatenmuth der Wunden nicht achten, die Zurückbleibenden in der Heimat werden es thun.

Und wenn es ein Kampf wäre den ein paar Schlachten rasch entschieden, dem dann der Friede folgte! Aber ist daran zu denken? Wird nicht auf beiden Seiten der erste Verlust nur doppelte Anstrengung hervorrufen, wird nicht der Geschlagene die letzte Kraft aufwenden, den letzten Mann und letzten Thaler dransetzen, und wird nicht der Sieger um endlich dauernde Ruhe zu bekommen den Besiegten auf das furchtbarste bedrücken und für Men-

schenalter unschädlich zu machen trachten? Und der Erfolg? Auch der Sieger wird schwach und wund das Feld verlassen, Wohlstand, Gesittung, Bildung werden für Jahre geschädigt sein.

Für Deutschland steht im Kriege das neuerrungene Reich selber auf dem Spiel, für Frankreich nicht minder die Republik. Oder glauben Sie nicht daß eine an der Grenze verlorene Schlacht die Commune mit allen Schrecken und Greueln wieder in Paris im Gefolge hat? Oder glauben Sie nicht daß der siegreiche Feldherr wie ein Napoleon das Heft in der Hand behalten und das Volk wieder mit Ruhm trösten wird für die verlorene Freiheit?

Ich hoffe ein Mann wie Carnot wird auch daran denken.

Uns in Deutschland machte es einen für Frankreich üblen Eindruck, als um pöbelhaften Straßentumults willen den Gebildeten die Aufführung eines deutschen Musikdramas versagt ward. Wo bleibt da die Autorität der Regierung? Und bald mußten wir lesen daß den gemäßigten Republikanern die Wahl eines Präsidenten nach ihrem Sinn unmöglich ward, weil einige revolutionäre Rotten mit Barrikaden drohten, wenn Ferry ernannt werde. Da ging wie ein rettender Stern der Name Carnot's aus der Urne hervor. Und wer in Europa die Verbindung von Freiheit und Ordnung für die nothwendige Grundlage des Staates und der Wohlfahrt ansieht war freudig von der Kunde bewegt, als aus dem Gegensatz und Kampf der Parteien eine überwältigende Mehrheit nach einem Manne verlangte der redlich und besonnen das Steuer der Republik für das gesammte Volk ergriffe. Es wird in der französischen wie in der deutschen Litteratur viel Misbrauch mit dem Princip physischer Vererbung getrieben. Selber ein Problem, das für den Materialisten schwer löslich erscheint, solange ihm der Organismus nur für ein Haufwerk blind wirkender Atome ohne Zweck und ordnende Kraft gilt, soll sie das Mittel sein um dunkle Zusammenhänge zu erhellen, ist aber in der That nur eine übereinkömmliche Phrase. Viel verständlicher und der Geschichte würdiger dünkt mir die Fortpflanzung einer Sinnesrichtung innerhalb der Familie durch Vorbild und Erziehung, im Geist des Hauses, wie ihn die römische und die englische Aristokratie ja bewährt hat; und so dachte ich an Carnot's Großvater, der den Sieg für die Ideen des 18. Jahrhunderts organisirt und als Verbannter in Deutschland gastliche Aufnahme und hohe Achtung gefunden; so dachte ich an einen andern Carnot, der zur Zeit der St.-Simonisten für die Hebung der zahlreichsten und ärmsten

Klasse zu organischem Fortschritt der Menschheit mit geistvollen Aufsätzen eingetreten, ich dachte dem Atheismus und dem Dogmatismus gegenüber an das Bekenntniß der Gottes- und Menschenliebe, an das der Vorname Sadi anklingt, der Name des persischen Dichters, der Maß- und Geistesklarheit in sich trug und lehrte. Und wie nun Carnot der Enkel mit deutscher Sprache und Bildung vertraut ist, sollte er nicht seinen Ruhm in der Erhaltung der Republik in Frankreich und des Friedens mit Deutschland suchen? Seine Botschaft an die Volksvertreter hat das Wort des Friedens ausgesprochen, der das Verlangen Frankreichs sei und eine Aera fruchttragender Thätigkeit erschließen werde.

Da fragte ich mich: ob es nicht an der Zeit sei daß diesseits und jenseits der Vogesen Männer des Geistes und des Wortes sich verständigten, um die Unverständigen oder Bethörten, um die von der Leidenschaft des Hasses und Rache Verblendeten aufzuklären über die Gefahren und Aufgaben der Gegenwart, Culturaufgaben die uns gemeinsam sind und die wir nur im Zusammenwirken der Culturvölker zu lösen im Stande sind. „Die Macht ist bei der Wahrheit!“ Dieser schöne Spruch Muhammed's gibt mir den Muth die oben erwähnte Frage an Sie zu richten, von Ihnen zu hören wie Sie darüber denken. Ich gestehe daß ich einen neuen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nicht erleben möchte; ich meine daß auch Sie den Abend Ihres ruhmreichen Lebens in Frieden ungestörter wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit widmen wollen. Sollte es nicht an der Zeit sein solches offen zu bekennen? Können wirklich die Einsichtigen in Frankreich vergessen wie in der ersten Revolution der ganze Staat von den Schreckensmännern, die sich auf die Gassenpolitiker von Paris stützten, besiegt und beherrscht ward? Können Sie vergessen daß das zum Despotismus eines Soldaten führte? Wollen auch die Einsichtigen und Bessern den Krieg, so müssen wir uns in das Unabänderliche fügen. Aber wie Boulanger beseitigt werden konnte, wie sich Gegenstimmen erhoben als Deroulède sich mit dem reactionären Russenthum verbrüderte, da schien es uns daß es hohe Zeit sei offen und ehrlich zur Aufklärung des Volkes zu wirken.

Ist es denn unmöglich den Franzosen klar zu machen daß uns ein Krieg aufgedrungen ward, weil das deutsche Einheitsstreben die Mainlinie nicht überschreiten sollte, weil jesuitischer Einfluß den deutschen Geist zu überwinden hoffte? Die Ehre des französischen Volkes ist nicht gekränkt, wenn der Sieger wiedererlangt,

wiedererhält was ihm, da er schwach war, entrissen worden war. Frankreich hat als Preis seines Mitwirkens für die Einigung Italiens das französisch redende Savoyen erlangt, wir haben es ihm gegönnt. Vielleicht gliedern die Niederlande, die einst zum Deutschen Reich gehörten, soweit sie französisch reden, sich an Frankreich, der deutsch sprechende Norden an Deutschland sich an — freiwillig im Laufe der Zeit. Wie ganz anders war die Invasion der Franzosen in Deutschland zu Napoleon's Tagen als die der Deutschen in Frankreich! Und doch hatte Deutschland keine Rachegedanken, doch ward Frankreich in seiner nationalen Größe nicht beschränkt. Vielmehr sah Deutschland auf die Entwickelung Frankreichs theilnehmend hin, und die freisinnigen Männer beider Nationen, Dichter und Denker, wetteiferten in gemeinsamem Ringen für die politischen Fortschritte wie für die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Kein Volk misgönnte dem andern seine Gaben und Güter, aber jedes nahm freudig die Errungenschaft des andern auf, und ein Alexander von Humboldt war so heimisch in Paris wie in Berlin.

In Kunst und Wissenschaft haben wir einen neutralen Boden freundlichen Zusammenwirkens, das erkennt auch Ihr College, Jules Zeller, in seinem Briefe an den Herausgeber dieser Zeitschrift an, und wir begrüßen dankbar freudig die französischen Bücher und Aufsätze, die über Herder, über Goethe, über unsere Geistesentwickelung überhaupt auch jüngst erschienen sind. Auf dem Gebiete der Naturforschung zumal reichen sich Deutsche und Franzosen die Freundeshand. Von da aus lassen Sie uns in gegenseitiger Achtung ein Beispiel der Verständigung geben, daß die Leidenschaften auch in andern Kreisen der friedlichen Ausgleichung weichen. Jedes Wort das ein Franzose in solchem Sinne spricht wird herzlich von uns aufgenommen und erwidert.

Sind denn nicht die Franken von Osten über den Rhein gegangen, und nannte sich Ihr Vaterland nicht nach ihnen? Sind die Burgunder nicht Germanen gewesen, nicht Karl der Hammer und Karl der Große? Opus francigenum, Frankenarbeit nannte man im Mittelalter den gothischen Stil, der in und um Paris sich entwickelte und in Deutschland aufgenommen ward und fortblühte, ein Werk des gemeinsamen fränkischen Geistes diesseits und jenseits der Vogesen. Kelten, Römer, Germanen sind in Ihrem Lande zusammengeflossen, aber der fränkische Geist ist tonangebend geworden, während der Formensinn der Romanen in

Staat, Sitte, Kunst ihm zur Seite stand, die Beweglichkeit, Erfindungs- und Neuerungslust der Gallier ihm vielfach die Initiative erringen half. Deutschland ist langsamer, innerlicher, individualistischer in seiner Entwickelung, aber es hat die romantische Epik des Mittelalters psychologisch feiner durchgebildet und ideal vertieft, es hat die Anregung, welche Abälard im Mittelalter und Descartes in der neuern Zeit gegeben, durch Albertus Magnus, durch Leibniz und Kant reicher entwickelt, und Frankreich hat den antikisirenden Formalismus seiner Poesie mit Hülfe des deutschen Geistes gebrochen und zu freier Entfaltung hingetrieben, es hat deutsche Gedankenarbeit sich gern angeeignet. Sie selbst, hochgeehrter Herr, haben das Beispiel einer internationalen Thätigkeit, einer Verschmelzung germanischen, tief dringenden, muthigen Forschersinnes und romanischen Stiles und leicht gestaltenden Formtalentes gegeben.

So weist uns die Geschichte auf das Bündniß Frankreichs und Deutschlands hin; und statt es zu schließen sollen wir einander zerfleischen, und sollen selbst dafür arbeiten daß das noch halb barbarische Slawenthum an unsere Stelle in Europa tritt? Sollen wir wirklich der Culturdünger sein für die nordische Gewaltherrschaft? Denn daß diese, wenn Deutschland und Frankreich in furchtbar verheerendem Kriege ihre Kraft selber gebrochen, nun viel mehr als nach dem Sturz Napoleon's eine europäische Dictatur sich anmaßen und das Moskowiterthum an die Stelle unserer Bildung und Gesittung setzen möchte, wer könnte sich dagegen verblenden?

Vielleicht aber träumt man in Frankreich davon im Verein mit Rußland uns zu überwältigen; aber dann steht ja der Weltkrieg bevor, dann tritt Oesterreich-Ungarn, tritt Italien auf unsere Seite, Europa wird zum Schlachtfeld, und die Menschheit muß durch ein Meer von Blut einem neuen Morgen zuwandeln. Vielleicht daß der Mammonismus, der Materialismus des Kopfes und des Herzens, der gottesleugnerische Zug nicht blos in der Socialdemokratie eine solche Erschütterung der Seelen durch den Zusammenbruch rein äußerlich glänzenden Wohllebens herausfordert um die Einkehr der Menschen in ihren wahren Lebensgrund, die Einsicht in ihre sittlich-religiöse Bestimmung herbeizuführen. Die Nachwelt wird dann von einem großen Gottesgericht zu reden haben. Die Klugen dieser Welt werden solch eine Kassandrastimme belächeln; mich drängt mein Gewissen dazu daß ich sie nicht in mir verschließe.

Wie viel schöner und würdiger wäre es doch, wenn Frank-

reich und Deutschland sich die Hand reichten um die orientalische Frage durch einen freien Bund der Balkanstaaten zu lösen, und Rußland darauf hinwiesen in Asien, wo es civilisatorisch wirken kann, seine Macht weiter zu entfalten, in Persien statt in Konstantinopel das offene Meer zu suchen! Ein europäischer Staatenbund im Dienste der Bildung und Gesittung, jedes Volk seiner Eigenart und seiner Wohlfahrt sicher und froh; — welch anderes Bild als die Selbstzerfleischung zweier stammverwandter Nationen!

Vor uns stehen die edelsten Culturaufgaben, welche unsere vereinte Kraft erfordern.

Zunächst die sociale Frage. Ein Goethe, ein Fichte sind ihr ebenso gut bei uns in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahe getreten wie Saint-Simon und Fourier und Ihre geniale Freundin George Sand in Frankreich. Es galt unsern Dichtern und Denkern mehr um den Inhalt als um die Form der Verfassung: Wohlstand, Bildung, Freiheit sollten jedem Bürger möglich gemacht, ein jeder sollte nach seinen Anlagen erzogen werden, nach seiner Begabung sich seinen Beruf wählen, in genossenschaftlichen Bündnissen sollte die Arbeit organisirt, jeder Arbeit ihr Lohn werden. Ein christlicher Socialismus erkennt die Brüderlichkeit aller Menschen an, ihm ist jeder ein Kind Gottes, wir sind allzumal Glieder eines Leibes; wenn eins leidet, leiden die andern mit; im Wohl des Ganzen ist das Wohl des Einzelnen begründet; ein atheistischer, naturalistischer Socialismus von heute aber ruft die gemeinen Leidenschaften, den Neid, die Selbstsucht wach, und an der Stelle der herrlichen Mannichfaltigkeit aller Kräfte, an der Stelle beglückender Selbstbestimmung und freier Kraftbethätigung will er gemeinsam umfassende Arbeitskasernen errichten, wo der communistische Aufseher jedem sein Werk vorschreibt und seinen Unterhalt zumißt. Da ergibt sich nun die große Culturaufgabe: die bethörte Masse aufzuklären über die Bestimmung des Menschen, über die schauerliche Oede und Langeweile die über eine communistische Gesellschaft kommen würde, über die Knechtschaft in die sie gerathen würde, über das Unvermögen derselben im Wettkampf auf dem Weltmarkt mit frei arbeitenden Völkern. Aber ebenso nothwendig ist es die Besitzlosen oder Armen vor Noth und Elend sicherzustellen, Hülfe in Krankheit und Arbeitslosigkeit nicht blos als ein Almosen zu spenden, sondern durch eigene Mitthätigkeit in der Genossenschaft jedem zu sichern, für den Invaliden der Arbeit wie für den des Krieges zu sorgen, und jedem die Möglichkeit eines menschen-

würdigen Daseins durch Erziehung und Bildung zu gewähren, die Möglichkeit daß er durch Geschick, Fleiß, Sparsamkeit zu Besitz und Wohlstand gelange. Ich sage: die Möglichkeit. Denn Wohlstand, Freiheit, Bildung wollen durch eigene Kraft errungen sein; da gilt das Goethe'sche Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast erwirb es um es zu besitzen!“ Freiheit ist Selbstbestimmung, die kann kein anderer für uns vollziehen; Bildung ist Entfaltung der eigenen Natur, ist Aneignung des von andern Geleisteten, die kann uns niemand schenken, die müssen wir selbst vollenden.

Ich denke das Deutsche Reich hat vor allen seine Friedensmission dadurch erwiesen daß es die sociale Frage in Angriff genommen; die Botschaft des Kaisers an die Nation, die Maßregeln des großen Kanzlers in diesem Sinne gehören zu den bahnbrechenden Thaten der Gegenwart, und freudig sehen wir wie auch andere Völker diesen Weg einschlagen. Wenn diese Versicherung gegen Unfall, Noth, Krankheit und Altersschwäche durch das Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitnehmern durchgeführt ist, hat die bestehende Gesellschaft Recht und Pflicht jeden Angriff eines revolutionären Communismus, eines auf Umsturz des Staates sinnenden Socialismus auch mit Waffengewalt niederzuschmettern. Denn in unsern freien Verfassungen sind alle zur Mitwirkung am Staate berufen, und ist die künstlerisch fortbildende Reform an die Stelle der zerstörenden Gewalt gesetzt.

Wohl sind auch in Deutschland gar manche der Ansicht daß auch hier die Geschichte nicht durch die Vernunft, sondern durch Selbstsucht, Leidenschaft und Gewalt gemacht werde; so werde es zu einem Umsturze der bestehenden Ordnung kommen, und erst aus dem Chaos und aus der communistischen Ungestalt des Lebens heraus werde ein neuer Kosmos sich bilden, aus einem Meere von Blut und Elend erst eine schönere Welt sich emporringen. Gewiß, wenn die heutigen Leiter der Gesellschaft, die politischen und geistigen Führer des Volkes rath- und thatlos zusehen wollten! Aber wir wollen es nicht, die Hand ist ans Werk gelegt, und diese große Befreiungsthat der Menschheit, dieser Kampf und Sieg über die materielle und geistige Noth wie über die Irrlehren und verkehrten Anschläge und Umsturzdrohungen innerhalb der Gesellschaft, die Rettung und Ausbreitung der Cultur ist als die große Culturaufgabe erkannt, und sie ist zu lösen, wenn die edelsten und besten Kräfte der Culturvölker im Herzen Europas, wenn namentlich Deutschland und Frankreich sich dazu verbinden, dafür

gemeinsam wirken statt einander zu zerfleischen, statt Leid und Noth allgemein zu machen sie lindern und überwinden. Das Gerechte in den Forderungen der Socialdemokratie zu verwirklichen, das Thörichte und Verderbliche auszuschneiden, durch hülfreiche Liebe wie durch den Ernst und die Strenge des Gesetzes unser gemeinsames Leben zu erhalten, den Genuß der idealen wie der materiellen Güter allen in dem Maße zu bieten wie sie sich sie verdienen wollen, das Wohl des Ganzen mit der Freiheit des Einzelnen in Einklang zu bringen — das ist die menschenwürdige Aufgabe des neuen Jahrhunderts, der wir heute den Boden bereiten, für die wir heute einstehen und das Volk erziehen und berufen sollen, — welch eine andere Aufgabe als die eines Rachekrieges ohne ethische Ziele, ohne einen ersichtlichen würdigen Preis für das ungeheure Ringen und die furchtbaren Zerstörungen, die er zweifellos mit sich bringt!

Fühlt man denn in Frankreich nicht allmählich die Milliarde, die das Land alljährlich aufbringen muß um die Zinsen zu zahlen für die enormen Summen der Kriegskosten und Kriegsrüstungen? Wir in Deutschland tragen die schwere Rüstung nicht aus Lust an Soldatenspielerei, sondern im Gefühl der Nothwendigkeit, weil uns ein Doppelangriff von Frankreich und Rußland droht, den dort täglich und stündlich die Presse predigt, — ich will hoffen eine Bande von Schreibern thut es, die wenig zu verlieren haben. Aber im übrigen Europa besteht die Besorgniß daß der Straßenkampf verblendeter Hitzköpfe in Paris das besonnenere Frankreich wieder einmal besiegen und fortreißen könnte. Wir Deutschen sagen uns daß auch die Schulung in den Waffen das Volk erzieht, Geistesgegenwart, pünktliche Pflichterfüllung, Einordnung in ein großes Ganzes dem Gefühl des Muthes gesellt; aber wir sagen uns auch: wenn ein Teil des für Kriegsrüstung gebrauchten Geldes in Deutschland und Frankreich aufgewandt würde um die Volkserziehung und Berufsbildung der ärmern Klassen zu fördern, die mit keinem väterlichen Erbe gesegneten Arbeiter mit Erwerbsmitteln zu unterstützen und für Waisen, Witwen und Altersschwache zu sorgen, so würden wir in der Lösung der socialen Frage, soweit sie rein materiell, eine Magenfrage ist, rasch weiter kommen. Aber Sie sehen daß diese Culturaufgabe also nur in friedlichem Zusammenwirken der Culturnationen gelöst werden kann. Und die Lösung, meine ich, drängt in Frankreich wenigstens ebenso sehr wie in Deutschland. Oder sind die Schrecken

und Greuel der Commune vergessen? Sind die Elemente nicht mehr vorhanden die einen neuen Ausbruch drohen?

Diese Greuel und Schrecken sind so entsetzlich geworden, weil der Mensch nicht von Brot allein lebt, weil die sociale Frage nicht blos eine des Magens, sondern auch des Herzens und des Kopfes ist. Als im römischen Kaiserthum die Noth auch groß war, da predigte das Christenthum den Armen das Evangelium, die frohe Kunde der Kindschaft Gottes, das Reich Gottes, das im Gemüthe und im Willen gewonnen wird, das Heil, das im Frieden der Seele liegt, die nicht in der Fülle irdischer Genüsse, sondern in der Ruhe des Gewissens ihr Wohl sucht; das Christenthum lehrte das irdische Leben nicht für das einzige, sondern für die Schule der Ewigkeit ansehen. Es verwies auf den Vater im Himmel, ohne den kein Sperling vom Dach und kein Haar vom Menschenhaupte fällt. Und indem es den Reichen Mildthätigkeit predigte und die Barmherzigkeit zu einer Tugend machte, die nicht blos in Privatwohlthätigkeit, sondern in Gemeindeanstalten sich zu bewähren hätte, bot es auch den Armen keinen Stein statt des Brotes, sondern mit dem Brote das Wort Gottes.

Und heute? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt", so lautet die neue Lehre der Socialdemokratie. Der Materialismus des Kopfes und Herzens ist an die Stelle des Idealismus der Liebe getreten, das Geld ist zum Gott geworden, in den äußern Genuß wird das Glück gesetzt, Haß und Neid gegen die mit Glücksgütern Gesegnetern zernagen die Gemüther der nicht an den Wurm in dem glänzenden Schein des Apfels, nicht an die Sorgen, Schmerzen und Gefahren im Hause des Reichen Denkenden. Die Religion wird von den starken Geistern verworfen und verhöhnt als ein Beschwichtigungsmittel für die Schwachen und Feigen; ihre Lehren seien ja von der Wissenschaft längst überwunden, und der Dienst der Ceremonien sei hohl und eitel. Und wahrlich, wäre der Mensch nur ein Sinnenwesen, so wäre er ja das unvollkommenste und unglücklichste Thier, indem er das Ziel niemals erreichen könnte, das die Phantasie ihm vorspiegelt, indem die idealen Güter, die das Leben lebenswerth machen, sich in Illusionen auflösten, und zu dem leiblichen Leiden des Augenblicks auch die Erinnerung und die Furcht vor Noth und Schmerz und die Qualen der Seele in ihrer Unbefriedigung hinzukämen. Daß die Welt dann besser nicht da wäre, sagt der Pessimismus mit Recht, und während er sie sich verekelt regt sich

in aktiven Menschen der Drang nach Lust und Glück, und sie lassen den Kampf ums Dasein als Naturgesetz gelten, demgemäß sie nun alle Mittel der Zerstörung als das Recht des Stärkern für sich in Anspruch nehmen, zu Dynamit und Petroleum greifen; das Sittengesetz steht ja im Fabelbuch, und Gelehrte haben ja die sittliche Weltordnung für ein Märchen erklärt! Ist es ein Wunder daß solch theoretischer Selbstverthierung die praktische nachfolgt? Ich wundere mich nur daß sie ihr nicht auf dem Fuße folgt, daß doch die edlen Instincte in der Menschenbrust stärker sind als die falschen Theorien des irrlichterirenden Verstandes; so sind immer nur wenige schlimm genug um durch Verbrechen, durch Raub und Mord jene Lehre zu bethätigen. So unterscheiden ja auch die Gebildeten den praktischen Materialismus vom theoretischen, und die Nachwirkung der Erziehung, die sittliche Atmosphäre, in der sie leben, und der innere Drang einer edlen Natur, des unverlorenen Seelenadels, läßt sie wohlwollend und recht handeln und dem Sittengebot folgen. Aber lehrt man erst die Kinder und die geistig und leiblich Verwahrlosten: daß nur die Materie wirklich, daß Freiheit, Gewissen, Gott nur Wahngebilde und ins Fabelbuch geschrieben seien, so geht die böse Saat auf und schießt ins Kraut, und da es kein Jenseits gibt, so soll das Diesseits in ungebundenem Naturdrange rücksichtslos genossen werden!

Seit Jahren ist in Deutschland die innere Mission wirksam um vom Evangelium aus durch Liebeswerke, durch Trost und Belehrung der verwahrlosten Kinder, der verirrten Männer und Frauen sich anzunehmen, Leib und Seele zu retten, und zur Ehre der strenggläubigen, am Augustinisch-Lutherischen Dogma von Sünde und Erlösung durch den Glauben an Jesus und seinen Opfertod festhaltenden Theologen sei es gesagt, daß sie mit gutem Beispiele vorangehen und erfolgreich wirken. Aber sind nicht vielfach die Gebildeten, die sich an die Naturwissenschaft Haltenden dadurch aus den Kirchen hinaus gepredigt worden, daß man die Religion, die doch Sache des Herzens, Ergebung in Gott und Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen, Versöhnung und ein Leben der Liebe ist, daß man die Religion, sage ich, mit Lehrsätzen über Welt- und Menschenschöpfung, über böse Dämonen, über Wundererzählungen verknüpft, denen die Ergebnisse der Naturforschung unserer Tage widersprechen, denen die Vernunft ihre Zustimmung versagt? Stimmen Sie da mit Strauß überein

daß die Wissenden und Gläubigen verschiedene Wege gehen und nur einander dulden sollen, oder sehen Sie mit mir eines der tiefsten Leiden und Gebrechen unserer Zeit darin daß sich eine Kluft bildet und befestigt zwischen großen Kreisen des Volkes, die schon jetzt einander nicht mehr recht verstehen, und daß Kopf und Herz bei so vielen tüchtigen Menschen nicht mehr im Einklang sind?

Ich habe versucht in meinem Buch von der sittlichen Weltordnung dem Materialismus zum Trotz gerade von den Thatsachen der Erfahrung aus, von der Naturwissenschaft wie von unserm Freiheitsbewußtsein, unserm Gewissen und unsern moralischen Urtheilen aus, darzuthun daß der Naturmechanismus die Grundlage und zwar die nothwendige Bedingung für ein ideales Reich des Geistes, das Gute, Wahre, Schöne bildet, daß dies uns auf die ursprüngliche Einheit alles Seins hinweist, das aber nicht ein blos objectives, gegenständliches sein kann, sondern auch als ein subjectives, bei sich selbst seiendes, selbstbewußt wollendes gedacht werden muß, wenn wir daraus die ganze und volle Wirklichkeit erklären wollen. Wenn Strauß im „neuen Glauben" behauptet die Welt sei zwar nicht von Vernunft, aber doch auf Vernunft angelegt, der innerste Kern des Universums sei Weisheit und Güte, so erwidere ich: auf Vernunft anlegen kann nicht die Unvernunft, sondern nur ein vernünftiger Wille, und Weisheit und Güte kennzeichnen das Wesen des Geistes! So ist ein Wille der Liebe, der aber zugleich Natur, Urkraft, sich selbst erfassende Realität ist, das Princip der Welt, ihr sowohl einwohnend als über ihr bei sich selbst. So überwinden wir die Einseitigkeit und bewahren die Wahrheit des Pantheismus wie des Deismus, und gewinnen die Idee eines lebendigen Gottes, welche die Intelligenz wie das Gewissen, das Gemüth wie den Verstand befriedigt.

Und hier sagen wir weiter: Soll der Glaube selig machen, so darf nichts als Glaubenssatz aufgestellt werden, dessen beseligende Kraft nicht jeder in eigener Seele erfahren kann. Sind das, wie Sie gewiß mit mir sagen, die eigenen Worte Jesu, so soll uns an ihnen genügen, so soll uns dasselbe Recht gewährt und dieselbe Pflicht geboten sein wie den Kirchenvätern: diese Worte Jesu ebenso in Zusammenhang mit der Natur- und Geisteswissenschaft der Gegenwart zu bringen, wie die Kirchenväter sie mit der Philosophie und Kosmologie der Griechen verbanden um eine

befriedigende Lehre von Gott und Welt daraus zu entwickeln. Das, hochgeehrter Herr, dünkt mir unsere Aufgabe. Wer die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts für ihm genügend erachtet der bleibe bei ihnen, aber er verwechsele sie nicht mit der Religion Jesu und verschließe denen die Pforte des Christenthums nicht denen jene nicht genügen, die sie im Widerspruch mit Ergebnissen der Wissenschaft finden und darum ihre Weltanschauung so begründen daß sie die sittlichen, religiösen Wahrheiten des Evangeliums mit den Gesetzen der Natur und den Normen der Vernunft zum Aufbau einer neuen Weltanschauung verbinden.

Von Cromwell und seinen Soldaten habe ich einmal nach Carlyle's genialer Auffassung gesagt: „Sie fürchteten Gott, sonst niemand." Wohl uns, wenn der Ausspruch Bismarck's in seiner neuen großen Friedensrede von der Zukunft ebenso wahr erfunden wird: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt — und die Gottesfurcht ist es schon die uns den Frieden lieben und pflegen läßt." Leider konnte bald darauf Bebel im Reichstag verkündigen: alle großen Geister seit Jahrtausenden seien Atheisten. So will die Kleinheit sich groß machen, so brüstet sich die Unwissenheit oder die eben so schlimme Halbbildung mit der vermeintlichen Weisheit der Thoren, die in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott. Bebel weiß schwerlich viel von Platon und Aristoteles, von Leibniz und Kant, von Kepler und Newton, aber er kann sich auf die frechen und frivolen Declamationen von Feuilletonisten berufen, die seit Jahren die Volksseele vergiften — ohne es zu wollen, indem sie ihre Geistesfreiheit damit zu bezeugen meinen daß sie nur an sich selbst glauben. Den Unglauben aber habe ich noch nimmer große Thaten in der Geschichte verrichten sehen, während der Glaubensmuth zu allen Zeiten Siege erfochten und Völker emporgehoben hat. Und ich freue mich des Widerhalls den Bismarck's kühnes Wort in den Herzen von Millionen gefunden hat, und ich hoffe daß es auch Zweifelnde oder Gleichgültige zum Nachdenken und zur Selbstbesinnung führt. Kann doch der Mensch sich gar nicht als endlich auffassen ohne den Gedanken des Unendlichen mitzudenken, in welchem er lebt und webt, und das kleiner wäre als das Endliche, wenn es nicht bei sich selbst wäre.

So wenden wir uns wieder wie Schleiermacher in Bezug auf die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern wie an die Autoritätsgläubigen des Materialismus, die verführten

Halbgebildeten und Ungebildeten; wir lassen uns die Thatsachen der innern wie der äußern Erfahrung nicht wegleugnen, unsere sittliche Verantwortung so wenig wie die Unzerbrechlichkeit der Naturgesetze; wir lassen dem Verstand und dem Herzen sein Recht und können nun, während das Herz durch Liebeswerke gewonnen wird, auch dem Verstande der Socialdemokratie eine bessere Nahrung bieten als unverständliche Dogmen oder jene materialistischen Doctrinen, mit denen die Pfaffen des Atheismus das Welträthsel doch nicht lösen.

Sollen wir diese große Culturarbeit vollenden, sollen wir Glauben und Wissen versöhnen ohne sie zu beeinträchtigen, und die Kluft ausfüllen, welche Männer und Frauen, Gebildete und Ungebildete, Naturalisten und kirchliche Christen scheidet und dadurch noch bedenklicher wird daß auch die politischen Parteien ihre Gegensätze verschärfen, indem die Liberalen unkirchlich, ja oft ungläubig, die Conservativen kirchlich und bekenntnißtreu zu sein pflegen? Ich glaube es ist unsere Pflicht, ich glaube die Zukunft der Völker beruht auf dem gemeinsamen Nationalbewußtsein, auf einem gemeinsamen Glauben, dessen Lehre man auch glauben kann, dessen Formen den wissenschaftlichen Widerspruch und Zweifel nicht herausfordern. Ich weiß daß ich mit dieser Ansicht und mit dem Wirken in diesem Sinn keine große Genossenschaft habe, vor der Hand haben die kirchlichen hier, die Gleichgültigen oder Glaubenslosen dort die Mehrzahl für sich. Aber es finden sich doch auch schöne Zeichen der Zeit, und je schwerer die Aufgaben desto größer die Pflicht. Damit daß sie die Masse des Volkes auf die Religion hinweist ohne selber religiös zu sein kommt die obere Schicht der Gesellschaft nicht weiter. Man kann Christ sein ohne das Bekenntniß von Trient oder von Augsburg zu beschwören, solche Christen waren ja die Apostel selbst. Die christliche Religion ist das gottinnige Leben der Liebe, ist der Eingang der mit Gott Versöhnten in sein Reich, das mitten unter uns ist, wenn auch seine Vollendung in der Zukunft liegt. Von hier aus, von Jesu eigenen Worten und seinem vorbildlichen Leben aus wollen wir versuchen die neue Weltanschauung im wissenschaftlichen Kampfe mit den bestehenden widerstrebenden kirchlichen Mächten wie mit den irreligiösen Richtungen der Gegenwart auszubilden und den religiösen Frieden unter mannichfachen Formen der Bekenntnisse zum Gemeingut des Volkes zu machen. Dazu bedürfen wir den Frieden. Seine Segnungen werden auch dem materiellen Wohle

zugute kommen; Ackerbau, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft werden zur Blüte gelangen, wenn erst wieder das Vermögen des Volkes mehr auf die Werke des Aufbauens als des Zerstörens verwandt wird.

Sollte es unmöglich sein in Frankreich, wo der Präsident, wo so viele Staatsmänner und vorzügliche Zeitungen sich als Freunde des Friedens bekennen, nun die Hetzer schweigen zu heißen und offen die Fahne der Versöhnung zu erheben? Sie weht längst in Deutschland. Der Kaiser, der Kanzler, der Reichstag, die Männer der Wissenschaft wie der Arbeit wollen den Frieden, sagen das offen und laut. Doch in Frankreich hören wir stets die Nothwendigkeit oder Unabwendbarkeit eines Krieges besprechen, wenn auch augenblickliche Friedensbetheuerungen daran geknüpft werden. Der Krieg ist nicht nöthig um der Großmachtstellung Frankreichs willen, die ist ja unbestritten, und wir Deutsche sind nicht eifersüchtig auf die Stärke und Bedeutung der Nachbarvölker, wir gönnen ihnen gern ihre Ehre. Frankreich hat allerdings mehrmals, aber unter Gewaltherrschern, seine Macht, sein politisches Uebergewicht gebraucht um auf die Nachbarn zu drücken; der Staat und Ludwig XIV. wie Napoleon haben dafür gebüßt; ihr Beispiel lockt uns nicht, würde uns warnen, wenn es der Warnung bedürfte. Starker Druck von außen, von Ost und West, war nöthig um das Volk von Denkern auch zu einem Volke in Waffen zu machen, um die auseinanderstrebenden individualistischen Theile zu einem Ganzen zusammenzupressen. Darauf hat jüngst ja auch Bismarck hingewiesen, der Druck ist nothwendig gewesen um das Band zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich unzerreißbar zu machen, das germanische Doppelreich zu befestigen. Aber nun will Deutschland erhalten was es hat, und es genügt ihm das was es hat. Ja, wenn in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich eine edle Lebensidee verwirklicht, ein menschheitliches Culturziel erreicht werden könnte, dann möchte man den Schrecken nicht ansehen und durch das rothe Meer von Blut in das gelobte Land der Freiheit, Bildung und Gesittung einziehen; aber so droht das Blutmeer die idealen Güter zu verschlingen!

Wohin kommen wir, wenn der Haß fortwuchert, wo bleibt das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts, die gemeinsame Errungenschaft Englands, Frankreichs, Deutschlands? Damals sang Klopstock: „Ein Jahrhundert nur noch, und es herrscht das Vernunftrecht vor dem Schwertrecht!“ Damals sang Schiller:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernstes, in thatenreicher Stille,
Der reiffte Sohn der Zeit;
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Und statt das Vernunftrecht auszubilden soll Europa sich wieder auf das Schwertrecht stellen? Statt des Palmenzweiges die Brandfackel schwingen und die Verwilderung der Natur wieder herbeiführen? Wir wollen es anders. Ich hoffe auch Sie, auch Frankreich!

Und so lassen Sie uns die Hand reichen mit dem herrlichen Worte eines großen Franzosen! Gleichzeitig mit unsern Dichtern sprach Mirabeau: „Unsere Schlachten sind die Worte der Wahrheit, unsere Feinde sind verzeihliche Vorurtheile, unsere Siege werden nicht grausam sein, unsere Triumphe von denen selbst gesegnet werden die ihnen folgen müssen. Die Geschichte hat nur zu oft nichts erzählt als Thaten wilder Thiere, unter denen man in weiten Zwischenräumen einige Helden unterscheidet; es ist uns vergönnt zu hoffen daß wir die Geschichte der Menschen anfangen, die Geschichte von Brüdern, die geboren um sich wechselseitig glücklich zu machen sogar im Widerspruche noch übereinstimmen, weil ihr Ziel dasselbe und nur ihr Mittel verschieden ist. Wehe dem der eine reine Entwickelung stört und dem traurigen Zufall ungewisser Ereignisse das Schicksal der Welt überliefert, das nicht mehr zweifelhaft sein kann, wenn wir alle alles von der Gerechtigkeit und der Vernunft erwarten wollen!"

München, im Februar 1888.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

M. Carriere.

Börne.

(Allgemeine deutsche Biographie.)

Ludwig Börne, geboren den 6. (nicht 18. oder 2.) Mai 1786, gestorben den 12. Februar 1837. Ein Tagesschriftsteller ersten Ranges, der die Leiden und Forderungen seiner Zeit abspiegelte und seine Eindrücke und Einfälle mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit in einer Mischung von Witz und Wehmuth aussprach, die ihnen ein dauerndes künstlerisches Gepräge gab. Etwas rascher als in der Nation vollzog sich in ihm, dem Einzelnen, der Uebergang Deutschlands von einer blos literarischen zur vorwiegend politischen Existenz; im Kampf erhitzte er sich von spielendem Humor zu verbitterter Leidenschaftlichkeit und schloß mit elegischem Ernst sein Tagewerk ehe das Ziel erreicht war, doch von den mitlebenden Parteigenossen und der nachstrebenden Jugend dafür gewiß nicht unter seinem Verdienst bewundert und verehrt. Die Licht- und Schattenseiten seines Wesens, sein günstiger und nachtheiliger Einfluß stehen im engsten Zusammenhang mit der Geschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts.

Als Löb Baruch ward er in Frankfurt am Main geboren. Vater und Großvater waren jüdische Geschäftsmänner, als finanzielle Agenten an kleinern Höfen thätig. Er erblickte das Licht in jener engen Gasse mit den nach vorn überragenden hohen dunkeln Häusern, in denen damals die Juden wohnen mußten, deren Ehen noch jährlich auf 14 beschränkt blieben, deren Stellung in der Gesellschaft eine gedrückte und verachtete war. Im eigenen Hause ward der Knabe durch manche Kränkung in sich selbst zurückgescheucht und in der talmudistischen Ueberlieferung erzogen; doch suchte ein verständiger Hauslehrer ihn humaner auszubilden, und seine hervorstechenden Anlagen wie seine körperliche Schwäch-

lichkeit wurden der Anlaß daß er studiren sollte. Mit dem vierzehnten Jahre kam er in ein Institut des Professor Hetzel in Gießen und damit in ein freieres behaglich angeregteres Leben; ja dies wurde ihm bald in viel reicherm Maße zu Theil, da er gegen Ende 1802 in das Haus des angesehenen Arztes Marcus Herz in Berlin aufgenommen wurde um unter dessen Leitung einen medicinischen Cursus an den klinischen Anstalten zu beginnen. Herz starb bereits 1803, und es war mehr die geistige Atmosphäre Berlins und die gesellige Bildung eines Hauses, in welchem W. von Humboldt und Fr. Schlegel verkehrten, als die Naturwissenschaft was auf Börne einflußreich ward. Es kam hinzu daß er für die damals achtunddreißigjährige Frau Henriette Herz mit der hinreißenden Gewalt einer ersten Neigung sich entbrannt fühlte. Sie war durch ihre strahlende junonische Schönheit wie durch ihren Geist berühmt, er schrieb bald in sein Tagebuch daß er sie ganz anders als seine Mutter oder seine Schwester liebe; Verstand und Gefühl stockten in seiner Brust, er wünschte sich den Tod und war doch von ihrer Nähe beseligt; er gestand nach dem Tode ihres Mannes der Witwe seine Empfindungen; „nach Jahren wollen wir von der jetzigen Zeit sprechen", sagte sie begütigend; er suchte sich Arsenik zu verschaffen, beruhigte sich aber allmählich, und fand nun eine mütterliche Freundin in der Angebeteten, die ihm, als er sich 1804 nach Halle begab, Aufnahme bei Reil verschaffte. Die Stellen seines Tagebuchs, die dies Verhältniß betreffen, sind sammt den Briefen von der Universität an Frau Herz erhalten und 1861 („Briefe des jungen Börne", Leipzig, F. A. Brockhaus) gedruckt worden; von leidenschaftlichem Stammeln zu Klarheit übergehend zeigen sie in der Verwebung des weichen Gefühls mit dem Launenspiel der Gedanken bereits das große Talent des Darstellers. Wenn ihn dann bei Reil's Vorträgen die Ausblicke in das Ganze der Natur besonders anzogen, so hörte er bei F. A. Wolf, bei Steffens und Schleiermacher philologische und philosophische Vorträge. So ward er in Berlin und Halle von freierer, im besten Sinn deutscher Bildung berührt und behielt lange Zeit eine Vorliebe für Preußen, für Friedrich den Großen.

Börne entschloß sich 1807 in Heidelberg Kameralistik zu studiren, da die Eroberung Frankfurts durch die Franzosen den Juden unter dem Fürst-Primas und spätern Großherzog es möglich machte das Bürgerrecht und damit eine Staatsanstellung

zu erlangen. Er ging dann nach Gießen und promovirte unter Leitung von Professor Crome, der ihn zugleich in die Literatur einführte, indem er Börne's Dissertation „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets“ in seine Zeitschrift „Germanien“ (Band III) aufnahm. In Harl's Zeitschrift „Kameral-Correspondent“ erschien 1809 Börne's Abhandlung „Von dem Gelde“. Börne erhielt 1811 eine Anstellung als Polizeiactuar in Frankfurt. Die Befreiungskriege gegen Napoleon erregten ihn zu patriotischen Aufsätzen im „Frankfurter Journal“; aber als der Senat wieder die Regierung der Stadt übernahm, da wurden die Juden wieder zurückgedrängt und der Actuarius mit einer Pension von 400 Gulden entlassen. So empfand er an sich das Geschick des siegreichen Vaterlandes, das um seine Hoffnung auf Einheit und Freiheit schmählich betrogen ward, während das besiegte Frankreich sich einer parlamentarischen Verfassung und des Fortgenusses der socialen Errungenschaften der Revolution erfreute. Er galt als Gesinnungsgenosse von Arndt und Görres, und knüpfte auch persönliche Beziehungen mit diesen an. Die Judengemeinde hatte die Emancipation, die man ihr ohne weiteres wieder entzog, um 140000 Gulden erworben. Börne entwarf für sie eine „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt“ (Rödelheim, W. Heidenheim, 1816); sein Vater, einer der Vorsteher der jüdischen Gemeinde, war Mitglied einer Deputation an den Wiener Kongreß, der auch die Gleichstellung für die Zukunft zusicherte. Eine Flugschrift „Für die Juden“ erschien dem Vater zu scharf, sodaß er sie nicht in die Oeffentlichkeit gelangen ließ; vielleicht ist einiges in die Blätter übergegangen die Börne gegen die Posse „Unser Verkehr“ erscheinen ließ. Er selber aber war den Lehren und Gebräuchen des orthodoxen Judenthums entfrembet und einem rationalen Deismus zugethan, wie ihn aufgeklärte christliche Geistliche predigen; er wollte nun als deutscher Schriftsteller wirken und nach keiner Seite beschränkt sein; 1818 trat er in der Stille zum Christenthum über und nannte sich Ludwig Börne.

Er stellte sich nun dem mattherzigen Zustand der Belletristik mit seiner Zeitschrift entgegen, die vom Juli 1818 bis Ende 1821 in zwanglosen Heften erschien: „Die Wage, Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst.“ Hier machten vornehmlich die Theaterrecensionen Aufsehen. Die scharfe Kritik die er an den Schauspielern und Dichtern übte, die Feinheit mit der er das

Vorzügliche einer Darstellerin wie der Lindner, einer Sängerin wie der Sontag bewunderte, reizte zunächst die Leser an, die dann bald zur Betrachtung geführt wurden daß die echte dramatische Kunst nur in der Luft der Freiheit gedeihe. Wenn dann der Tell Schiller's stolzer, trotziger, gebietender sein sollte, wenn Shakespeare's Hamlet wegen seiner Thatlosigkeit ausgeputzt wurde wie ein träumerischer Schulknabe, so sah man bereits daß der moralisirend politische Eifer die ästhetische Einsicht beeinträchtigte. Am bedeutendsten in literarischer Hinsicht ist die Bekämpfung der sogenannten Schicksalstragödie. Börne weist namentlich bei Houwald das Sinnlose in der Erfindung, das Geschmacklose in der blümelnden Diction nach, während er in Grillparzer den echten Dichter erkennt. Wenn der Dichter den Menschen der Macht des Schicksals unterwirft, so muß dies eine sittliche Nothwendigkeit sein, keine blinde Naturgewalt; vollends im Wahnsinn, in der Willkür des Bewußtlosen einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen schien ihm eine arge Verwirrung; die Forderung daß das Schicksal nicht als ein äußerliches Verhängniß walte, sondern durch den Charakter selber und durch seine Thaten bereitet werde, lag nahe, doch hat er diese Folgerung nicht gezogen. Ueberhaupt möchte ich bemerken, daß die beliebte Vergleichung mit Lessing's „Hamburger Dramaturgie" nicht Stich hält, noch weniger die der beiden Schriftsteller überhaupt. Denn abgesehen davon daß Lessing poetische Meisterwerke schuf, er war auch in der Kritik weit wissenschaftlicher als Börne, er folgte weit weniger seinen Einfällen, seine Urtheile ruhten neben umfassenderer Literaturkenntniß auf einer philosophischen Bildung, deren Börne ermangelte, und führten zur Begründung allgemeiner Principien, von denen dieser nichts weiß. Doch hatte Gentz nicht Unrecht, wenn er an Rahel schrieb: daß seit Lessing keine solchen Theaterkritiken erschienen, indem er die „Wage" überhaupt als das Geistreichste, Witzigste der damaligen Journalistik pries; und Rahel setzt vortrefflich hinzu: „Er ist scharf, tief, gründlich wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz gelassen wie einer der guten Alten, empört wie man soll über Schlechtes in der Kunst, und so gewiß ich lebe ein sehr rechtschaffener Mensch." Börne ist hier wie überall ganz subjectiv. Die herausfordernde Gelegenheit treibt ihn zur Darstellung, er gibt seine Eindrücke, die Gedanken, die in ihm aufblitzen, er spitzt dieselben zu treffenden Pfeilen, er hat Gefallen an blendenden Antithesen, die oft nur halb richtig sind, und

wie Jean Paul und Lessing veranschaulicht er gern den Gedanken durch ein Bild und sucht die Invective durch einen Witz erheiternd zu machen. Damit leitete er den Feuilletonstil ein, dem es dann mehr auf die eigene Geistreichheit ankommt, die er um eine Sache spielen läßt, als auf die Sache selbst; Börne konnte es, weil er ein edler Mensch war; die Nachahmer schlachteten ihrer Eitelkeit auch was sie nicht verstanden zum Opfer.

Ein anderes Element war der Kampf mit der Censur. Das trieb ihn die politischen Spitzen unerwartet hervorbrechen oder sie unter humoristischer Hülle andeutungsweise hervorschimmern zu lassen; das führte zu einem Stil der Anspielungen, der den Leser reizt den verbotenen Gedankengang selber einzuschlagen. Wahrhaftigkeit ist die Grundbedingung jeder Geistesgröße; ohne sie kann der Mensch seine Eigenthümlichkeit nicht geltend machen; das fühlte Börne und lehrte die Kunst ein Orginalschriftsteller zu werden, indem er rieth ganz rücksichtslos seine Empfindungen und Urtheile niederzuschreiben. Er vergaß daß wir das Eigenartige zum Allgemeinmenschlichen läutern, uns mit der Errungenschaft der Menschheit in Zusammenhang setzen, unsere Ideen an den Ergebnissen der Wissenschaft prüfen und mit den höchsten Principien in Einklang bringen sollen. Er blieb aphoristisch, er kam weder zu einer Kunstschöpfung noch zu einer größern wissenschaftlichen That. Es wäre ungerecht eines oder das andere zu fordern, aber viel ungerechter war es wie er die herrschenden Meister in beidem verkannte und schmähte. Er legte den politischen Parteimaßstab an Goethe und Hegel, und hatte keinen Sinn für die plastische Durchbildung und harmonische Vollendung, für die aus den Kämpfen und Stürmen gewonnene Ruhe des Dichters, da er selber nur in der Erregung des Momentes schrieb; er hatte keinen Sinn für die in sich geschlossene Systematik und logische Entwickelung des Denkers, da er selber nur in Aphorismen sich äußerte. Er verstieg sich bis zur der Phrase: „Goethe ist der gereimte Knecht, Hegel der ungereimte.“ Er hätte es tadeln mögen daß beide eifriger bestrebt waren das Bestehende gut zu deuten, das Gute zu erhalten, das Vernünftige im Wirklichen zu begreifen, als das Volk zum Weiterschreiten und zum Kampf gegen die hemmenden Gewalten aufzurufen; aber er durfte nicht verkennen wie der Dichter des Faust, Werther, Wilhelm Meister mit Grund sich unsern geistigen Befreier nennen konnte, wie der Philosoph in der Rechtsphilosophie die Rechtsöffentlichkeit

und die Volksvertretung für nothwendig erklärt hatte. Hätte er ein paar Jahre länger gelebt, wie würde er sich gewundert haben daß die freiheitlichen Elemente der Hegel'schen Lehren tonangebend und leitend für die voranbrängende Bewegung in Deutschland wurden! Man denke nur an Ruge's „Hallische Jahrbücher"!

Während Börne mancherlei Händel, die ihm Schauspieler anzettelten, mit Muth und Witz erledigte, hatten die politischen Betrachtungen in den ersten Heften der „Wage" so viel Anklang gefunden daß ihm der Antrag ward das „Staats-Ristretto", welches nun den Namen „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" erhielt, zu redigiren. Er that es zu Anfang 1819 vier Monate; die „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" schildern den fortlaufenden Krieg den er hier führte mit all seinen Listen, Neckereien, Kleinlichkeiten; er verstand es in ernster Sache die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Der Censor hieß Severus, und war Börne's College im Polizeiamt gewesen. Wir denken mit Zorn zurück an die Unwürdigkeiten, die allerorten in Deutschland so viele Jahre noch mehr durch unwissende als durch böswillige Beamte der deutsche Geist erleiden mußte. Börne versuchte es mit einer Wochenschrift „Die Zeitschwingen" im benachbarten Offenbach; das war noch das Gute der Kleinstaaterei daß oft über der nahen Grenze ein besserer Wind wehte oder hier geduldet ward was dort untersagt war. Allein die Bundestagsgesandten erwirkten bald von der darmstädter Regierung die Unterdrückung des Blattes, und Börne selbst hielt es für gut eine Rheinreise zu unternehmen. Bald nachher ging er auf einige Zeit nach Paris, war aber den Winter über wieder in Frankfurt. Am 22. März 1820 ward er plötzlich auf preußische Requisition gefänglich eingezogen und saß 14 Tage auf der Hauptwache, bis seine Unschuld an den Tag kam. In Darmstadt waren nämlich aufrührerische Schriften ausgestreut worden, und der Verbreiter hatte die Autorschaft ihm zugeschoben, den er zu Paris in Sicherheit wähnte.

Mittlerweile war Cotta auf Börne's glänzende schriftstellerische Begabung aufmerksam geworden und lud ihn nach Stuttgart ein um ihn für seine Blätter zu gewinnen, für die er dann thätig war; wir verdanken dieser Fahrt seine reizende Humoreske von der deutschen Postschnecke, die ihm zum Sinnbild der langsamen Fortbewegung des Volkes ward. Bis Juni 1822 lebte er abwechselnd in Frankfurt, München, Stuttgart; hier soll ihm der schwäbische Diplomat Kölle zum „Eßkünstler" gesessen haben.

Dann ging er zum zweiten male nach Paris. Die scharf und fein ausgearbeiteten Schilderungen dieser Stadt im fünften Band seiner gesammelten Schriften waren eine Frucht dieses Aufenthalts. Eine Freundin leistete ihm Gesellschaft; sie ist später als die Adressatin der Briefe aus Paris und durch Heine's Buch über Börne bekannt geworden.

Börne hatte Madame Jeanette Wohl kennen gelernt als sie ein eheliches Verhältniß mit dem Rentier Otten gelöst, das ihr keine Befriedigung gewährte; — sie hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen. Das geistreiche Gespräch zog beide zueinander hin, die gleiche Empfindungsweise knüpfte einen Seelenbund eigenthümlicher Art, wärmer als Freundschaft zu sein pflegt, und doch nicht die volle Liebe, sondern jene seltene sogenannte Platonische, welche die Gemüther verbindet ohne die Sinne zu überwältigen und zur organischen Vermählung zu führen. Es scheint daß ihr die Rücksicht auf eine altgläubige Mutter die Ehe mit dem Christen verbot, die auch für sie die Taufe erfordert hätte. Ihr Zimmer gewährte ihm den Hafen der Familie bei den Verdrießlichkeiten des öffentlichen und literarischen Lebens, sie war seine Trösterin, Ermuthigerin, und ward bald die Pflegerin, welche seine Kränklichkeit bedurfte. Auf der Rückreise von Paris hatte er 1824 in Heidelberg einen Blutsturz; er erholte sich langsam, seine Lunge blieb angegriffen, so daß er den Sommer gewöhnlich in Bad Ems zubringen sollte. Er ward schwerhörig. Sein Siechthum bedurfte den Comfort an den er gewöhnt war, und erschwerte es ihm von seiner Feder zu leben.

Börne blieb auf diese Weise von seinem Vater abhängig, und dieser hätte ihn gern in einer Stellung zu Wien gesehen, die ihm Geld und Ehre geboten, aber das Opfer seiner Gesinnung auferlegt hätte. Schon 1821 begannen die Verhandlungen, Metternich und Gentz wußten das Talent zu schätzen. Er sollte mit Rang und Gehalt eines kaiserlichen Rathes in Wien leben ohne zu einem bestimmten Dienst verpflichtet zu sein; ja es ward ihm Censurfreiheit zugesichert. Allein er sah daß gerade dies ihn zu seinem eigenen Censor machen mußte, und daß seine Feder für erkauft gegolten hätte auch wo er aus Ueberzeugung ein mildes oder anerkennendes Wort über österreichische Zustände schreiben würde. Er sah Wien nicht, sondern begleitete 1825 seinen Vater nur eine Strecke weit und kehrte nach Frankfurt zurück. Sein

Vater starb und hinterließ ihm eine Rente, die ihm seine Unabhängigkeit sicherte.

Im Jahre 1825 hielt er im Frankfurter Museum die berühmte Denkrede auf Jean Paul, die im Stuttgarter Morgenblatt erschien und mit seiner Erlaubniß in Erlangen besonders gedruckt wurde. Der politische Freisinn, das warme Gefühl, der reiche Witz dieses Dichters hatten ihm stets als Vorbild vorgeleuchtet, ohne daß auch bei ihm die Verquickung des Rührenden und Lächerlichen und die Bilderspielerei in der Rede zur Manier geworden wäre; so preist er mit Begeisterung den Geist und das Herz des Dichters, der Freiheit und Gleichheit gepredigt, der das Trösteramt der Poesie für die Armen und Unglücklichen so edel geübt; von den Romanen, ihren Ideen, ihrem Kunstwerth wird nicht gesprochen. Nicht diesen größern Werken, Jean Paul's humoristischen und satirischen Kleinbildern zeitgenössischen Lebens hat Börne selbst nachgeeifert. Einige dieser Art sind bereits genannt; das köstlichste „Der Narr im weißen Schwan", dem beliebten Frankfurter Gasthaus, ist eine Perle unserer Literatur. Dem jungen Freunde, der aus einer Reihe von Blättern der Oberpostamtszeitung die ganze Misère der deutschen Zustände in einer ergötzlichen Blumenlese veranschaulicht, stellt er den ältern Beamten gegenüber, einen Mann wie Deutschland viele hatte, die sich dem Staat auch in der Reactionszeit nicht entzogen, sondern in ihrem Beruf das Rechte thaten, gute Verwalter, pflichtgetreue Richter, auf die Zukunft hoffende, für sie ruhig arbeitende Ehrenmänner. Börne läßt ihn auf den Werth der Bildung hindeuten, die Deutschland in den friedlich beschränkten Tagen ohne öffentliches Leben doch gewonnen hat; er läßt ihn sagen: „Vieles mag uns mangeln, wir haben eins das uns Alles ersetzt: die Freiheit des Gedankens! ... Heinrich lachte ... Ja die Freiheit des Gedankens! Was nützt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürfen es sagen daß deutsche Wissenschaft und Kunst hoch über französischer stehe, daß Shakespeare mehr sei als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu denken. Oft wird die That durch den Willen beschränkt, aber so gewiß der Schatten dem Licht folgt, so gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen wird geschehen, früher oder später, wenn wir nur das Rechte und wenn wir es standhaft wollen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden und dann auf Jahrtausende gegründet sein." — „Baron, Präsident, Hofrath! Darum also zufrieden?

Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!" sagt Heinrich, als er erfährt wer der Mitunterredner war. Dieser Schluß stört uns nicht, wir verargen es auch Börne dem Kämpfer nicht, wenn er in der Hitze des Gefechts die Vorzüge des Gegners nicht ins Licht setzte; aber wie wohlthuend ist doch hier die allseitige Gerechtigkeit, eben weil sie in der Kunst das Rechte ist!

Im Jahre 1827 besuchte Börne Berlin, 1828 Hamburg. Hier übernahm der Buchhändler Campe den Verlag seiner gesammelten Schriften; zur Sammlung selbst war er dort angetrieben worden. Er war eben eine Celebrität, und ward in Frankfurt von Durchreisenden besucht; so von Heine, der den damaligen Verkehr mit ihm trefflich beschrieben hat. Den Eindruck seiner gesammelten Schriften schildert Gutzkow nach eigenen Erlebnissen. „Vornehmlich auf die Jugend wirkte er bezaubernd. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspective in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freie Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Krystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat. Verklungene Debatten sah man hier wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir uns gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, zu verlieren fürchten mußten." Man denke an Clauren's Vergißmeinnicht und an die Theecirkel um das Lämpchen der Dresdner Abendzeitung, und man wird die erfrischende Zugluft zu schätzen wissen auch da wo die mehr verleugneten als aufgelösten Gesetze zu Recht bestehen blieben.

Als die Julirevolution ausbrach war Börne nach einem neuen Blutsturz leidend im Taunusbad Soden. Das Tagebuch über den dortigen Aufenthalt macht im 8. Band den Schluß der gesammelten Schriften. Es zeigt gerade in den Betrachtungen über Goethe's und Schiller's Briefwechsel weit mehr die Schranke als die Tüchtigkeit Börne's. Er beklagt bei beiden den Mangel an Witz, als ob die Xenien nie gedichtet worden, und macht dabei die für ihn selbst charakteristische Bemerkung: „Das Lob braucht und verträgt den Witz nicht, der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunstwerke." — Das

politische Glaubensbekenntniß Börne's gipfelt in der Frage: „Ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden daß sie die Freiheit wahre und schütze wie der Becher den Wein, oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden als er bedarf seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz es ist die Frage: ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?" Er entschied sich für das letztere. Das Zuvielregieren war ihm verhaßt, und man muß sich daran erinnern wie lange den Deutschen der Staat vornehmlich durch die polizeiliche Beschränkung der eigenwilligen Bewegung empfindlich geworden, und wie unter der kleinlichen Bevormundung sich das ideale Freiheitsbewußtsein gebildet, das in der staatlichen Ordnung nicht sowol ein Gut, ein Mittel zur Erreichung hoher gemeinsamer Zwecke, sondern ein nothwendiges Uebel zur Abwehr von Verbrechen und Willkür sah, um Börne's Worte zu würdigen, daß erst eine gewaltsame Entfesselung vorhergehen müsse, ehe eine neue menschenwürdige Gesellschaft möglich werde; „Freiheit geht nur aus Anarchie hervor". So drängte es ihn nach Paris zu reisen, wo das Volk den Thron der Bourbonen umgestürzt und das Signal einer Erhebung für ganz Europa gegeben hatte. Er schrieb vortreffliche Briefe, und die, welche er auf der Reise und seit Spätherbst 1830 den Winter über an seine Freundin nach Frankfurt sandte, waren so geistreich und gaben ein so treues Bild wie die Fortbewegung der Juliwelle nach Belgien, Polen, Italien, Deutschland sein Gemüth erregte, wie er die Tagesereignisse in der Politik, in der Literatur, das Theater und da vornehmlich Victor Hugo's Dramen und die Sängerin Malibran mit seinem Herzensantheil und seinen witzigen Bemerkungen begleitete, daß der Gedanke nahe lag sie zu vervollständigen und zu veröffentlichen, sie als einen Gärungsstoff in die deutsche Nation zu werfen. So erschienen zwei Bände „Briefe aus Paris". Sie machten großes Aufsehen. Den Einen gefiel der kühne Radicalismus, die satirische Lauge, die an Juvenal und Swift erinnerte, den Andern gaben die leidenschaftlichen Schmähungen Anstoß, die Deutschland im Contrast mit dem verherrlichten Frankreich mishandelten; sie sollten aufstacheln, zürnende Liebe hatte sie eingegeben; aber wenn nicht blos die Geduld als Göttin der Schildkröten und der Deutschen angerufen ward, nicht blos Goethe als der graue Staar im deutschen

Auge bezeichnet war, ein bischen Horn, das man beseitigen müsse, wenn von der Drehkrankheit der deutschen Schafheerde und ihrer Lakaiennatur geredet ward, wenn er die Behandlung des Bürgermeisters Behr in Würzburg nicht schändlich nennen wollte, das wäre zu matt, sondern deutsch, wenn er nicht blos Gewalt predigte um die Republik einzuführen, sondern auch die Göttinger Aufständischen tadelte daß sie nicht die Bibliothek verbrannt, oder den Satz aufstellte daß ein Volk seinen König verjagen möge dessen Nase ihm nicht gefällt, so ging das andern über den Spaß, und es erfolgten von Meyer und Wurm in Hamburg, von Wilibald Alexis in Berlin grobe Antworten, die dann Börne in den folgenden Bänden mit einem Register von Schimpfworten erwiderte. In welchem Ton er angegriffen war beweist der Titel des Schriftchens „Gegen Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Briefsteller aus Paris"; Gabriel Rießer schrieb dagegen: „Börne und die Juden" (Altenburg 1831). Börne selbst behauptet daß nur der Schmerz der Liebe ihn angetrieben habe die Mäßigung, die immer noch in seiner Gesinnung sei, aus seinen Briefen zu verbannen. Auf einer Reise im westlichen Deutschland — er hatte am 27. Mai 1832 dem Hambacher Fest beigewohnt — sei ihm die Theilnahme der Freisinnigen huldigend entgegengekommen — in der Pfalz, in Baden war es geschehen —; er habe den Boden aufgewühlt, in den man nun die Saat streuen könne; er müsse das Volk schelten wie ein Kind um es auf den rechten Weg zu bringen. Wenn dann die Zeit komme daß seine Vorwürfe nicht mehr passen, werde er sie gern zurücknehmen. „Ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen zugleich ein Deutscher und ein Jude geboren zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren die Sklaverei kennen gelernt, darum liebe und verstehe ich die Freiheit mehr und besser als ihr. Weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse, darum genügt mir nur das große Vaterland so weit seine Sprache klingt."

Im 5. und 6. Band ist Börne der Anwalt der in Deutschland Verfolgten geworden; Berichte über allerlei Unwürdigkeiten, Nörgeleien, Brutalitäten laufen bei ihm ein, und ohne sie weiter zu prüfen sendet er sie mit seinen ätzenden Bemerkungen in die Oeffentlichkeit hinaus; er ist der Buchführer aller Niederträchtigkeiten und Abgeschmacktheiten der Reaction. Man kann überhaupt sagen daß er die Würde des freien Mannes gegenüber einer

kleinlichen bevormundenden Machthaberei vertreten hat, gereizt, bitter, leidenschaftlich, ja, aber weder ohne Grund noch ohne Erfolg. Gervinus war Börne heftig entgegengetreten, weil derselbe ohne erreichbare Ziele ruhig zu erstreben mit wildem Radicalismus Revolution gepredigt und die besonnene Reform, die maßhaltende Kraft, die das gute Alte wahrt und das gute Neue daran entwickelt, für verwerfliche Halbheit erklärt habe, und wir leiden heute noch daran daß so viele die Freisinnigkeit nur in der Opposition gegen die Regierung sehen, auch wenn diese die liberalen Ideen ausführt. Aber in der Geschichte des 19. Jahrhunderts bekannte Gervinus selbst: wie sehr man diese leichtbewegliche Literatur hinter die ernste Arbeit der deutschen Wissenschaft in Hegel und Schleiermacher, Savigny und Grimm zurücksetzen möge, man müsse doch eingestehen daß in den großen Kämpfen und fortschreitenden Strebungen der Zeit ohne die kecken und neckischen Scharmützel dieser Plänkler die schwerwuchtige Phalanx nur spät oder kaum zum Gefecht gekommen.

Börne's leidender Zustand veranlaßte seine Freundin nach Paris zu ziehen. Mit einem gleichgesinnten Manne Namens Strauß verheirathet widmete sie sich der Pflege und Erheiterung des verehrten Freundes. Die Anzüglichkeiten die Heine hiergegen äußerte widerrief derselbe nach einem Duell mit Strauß. Börne hatte es getadelt daß Heine dem demagogischen Wühlen und dem Verkehr mit den Flüchtlingen sich entziehe, daß ihm die Kunst höher stehe als die Politik, daß er in der Freiheit und Wahrheit nur das Schöne liebe. Das konnte der Dichter sich gefallen lassen. Er that es und stellte seinen sinnlichen Hellenismus dem grämlichen Nazarenerthum Börne's, und der einseitigen Betonung der Gesinnungstüchtigkeit das Stichwort Tendenzbär gegenüber: kein Talent, doch ein Charakter. Wenn er von Börne sagte: „Er war kein olympischer Gott, kein Heros, aber er war ein guter Schriftsteller und großer Patriot", und wenn er ihn mit dem Engländer William Hazlitt, dem Franzosen Paul Courier zusammenstellte, so wird man heute darin nicht mehr eine Herabsetzung, sondern eine recht ehrenvolle Zusammenstellung finden.

Selbst die freisinnige Kritik auf religiösem Gebiet, wie sie David Friedrich Strauß übte, war Börne bedenklich, weil er meinte daß sie von der politischen Arbeit abziehe; er selber aber gab einer religiösen Stimmung Raum, die einen verklärenden Schimmer über seine letzten Lebensjahre voll körperlichen Leidens

und schmerzlicher Empfindung der Weltlage warf. Die Verbindung von politischem Radicalismus und religiöser Glut in den Worten eines Gläubigen von Lamennais machte tiefen Eindruck auf ihn; er übersetzte das Buch im Ton der Bibelsprache. Er schrieb selbst französisch in dem Réformateur, den Raspail herausgab, religiöse und politische Betrachtungen ineinanderwebend, so daß er selbst der Hinwendung zum Katholicismus verdächtigt wurde. Man muß Gott fürchten um die Menschen nicht zu fürchten, das war sein Grundsatz. Er gab selber drei Hefte einer Zeitschrift heraus, die er wie seine erste betitelte: „La balance." Er wollte deutschen und französischen Geist darin vermitteln, die Franzosen zum Verständniß des deutschen Wesens anleiten. Ich erwähne die Parallele zwischen Uhland und Béranger. „Das deutsche Wesen", sagt er, „gleicht den Hochalpen, sie haben das reinste Licht, andere Länder mehr Sonnenwärme; dort sind die Quellen der großen Gedankenströme. Den Deutschen eignet die schöpferische, den Franzosen die anwendende Kraft des Geistes; die deutschen Ideen und Erfindungen werden von andern Völkern nutzbar gemacht. Die Franzosen sind liebenswürdiger, die Deutschen achtungswerther. Die Lektüre von Béranger's Liedern würde den Kampfzorn der Deutschen entwaffnen, wenn sie feindlich in Frankreich einfielen; wenn die Franzosen durch Kriegslust und durch Nationaleitelkeit noch einmal sich gegen Deutschland wenden, mögen sie von Uhland lernen daß ein Volk welches seinen Ruhm in die Gerechtigkeit setzt niemals unterjocht wird, und daß seine Freundschaft vortheilhafter ist als der Sieg selbst." Deutsches Gemüth und französischer Verstand, französische Energie im Zerstören des Verrotteten und deutscher Sinn im Aufbauen sollten einträchtig zusammenwirken zum Wohl der Menschheit, das war Börne's Ideal. Er wollte nicht daß unter dem Deckmantel des Deutschthums die Grundsätze der Freiheit als Franzosenthum bekämpft und verleugnet würden. Da Wolfgang Menzel, über dessen Gallofobie er in der Balance einen Artikel gebracht, ihn beschuldigte daß er unter der Maske der Freiheit nur das Franzosenthum ausbreite, griff er, „müde wie ein Jagdhund", noch einmal zur Feder, „nicht mit Dinte wie andere, sondern mit Blut und Nervensaft schreibend", seinen Schwanengesang oder sein politisches Testament, eine schwermüthige Ruhe über die energische Leidenschaft ausbreitend; „Menzel der Franzosenfresser" ward sein Meisterwerk. Die Sache der Nationalität und der Humanität, Individualismus und Freiheitsliebe sollten im Einklang stehen,

das war sein Ziel. Er wiederholte deutsch was er hierüber in französischer Sprache geschrieben, er widerlegte den Gegner gründlich und erklärte sich gegen alle welche die Vaterlandsliebe zum Deckmantel nahmen um den Bund der Männer zu bekämpfen die in allen Nationen gegen die Drangsale der Menschheit streiten. Indem er sich rechtfertigte, zog er die Summe seines Denkens und Wollens.

Börne starb in Folge einer Grippe an seinem Brustleiden den 12. Februar 1837. Er ward auf dem Père Lachaise zu Paris bestattet. Venedey und Raspail sprachen an seinem Grabe; der Bildhauer David modellierte sein Bild und ein Relief, Frankreich und Deutschland unter dem Segen der Freiheit sich die Hand bietend, für sein Denkmal. Das beste Bildniß Börne's ist von Moritz Oppenheim in Frankfurt gemalt; es stellt ihn im Schlafrock und im Arbeitssessel dar und liegt den Kupferstichen zu Grunde. An seinem Geburtshaus trägt die noch stehende Ostseite, die aber wol bald verschwinden wird, eine Gedenktafel ihm zu Ehren.

Peter Cornelius.

(Deutscher Plutarch 1880.)

Hoheit des Sinns, Tiefe und Ernst der Lebensansicht sind die Grundbedingungen des großen Stils; die Kraft des Charakters gibt der Energie der Handführung ihr Gepräge; das feste Herz ist der Quell der echten Kunst. Das hat sich auch an Cornelius bewährt. Wie Klopstock in unserer Poesie gab er in der Malerei den Ton an, indem er die drei Elemente unserer Bildung, das nationale, das christliche, das antike, mit sicherm Griff zusammenfaßte und stets den Geist in Waffen rief; aber wenn Klopstock nur als Lyriker das Feld behauptete, so war Cornelius wesentlich Epiker und Dramatiker; er vermochte es seine Gedanken zu versinnlichen, schwungvoll kühn und formbestimmt in seinen Anschauungen, aber ein Bahnbrecher und Anfänger, nicht ein abschließender Vollender wie Rafael oder Michel Angelo, ein Anfänger freilich der den größern Nachfolger noch nicht gefunden hat. Auch er gehört zu den Männern die in schwerer Zeit den Glauben an das Ideal aufrecht hielten und das deutsche Wesen von der Ausländerei zur Selbstbestimmung beriefen, die uns ein Volksbewußtsein wiedergewannen und wie Schiller und Fichte geistige Befreier und Herolde neuer nationaler Größe waren.

Er ward in Düsseldorf als Sohn des dortigen Galerieinspectors Alois Cornelius am 23. September 1783 geboren. Der Vater malte Porträts und Altarbilder. War der Knabe ungeberdig, so trug ihn die Mutter in den Antikensaal, wo die alten Göttergestalten ihn beschwichtigten. Früh fing er zu zeichnen an, und als ein Hausfreund dem Peterchen in der einen Hand eine Silbermünze, in der andern ein Stück schwarze Kreide hinhielt,

griff er nach der letztern. Der Vater gab ihm Köpfe von Rafael, Kupferstiche von Marc Anton zur Vorlage; früh erfaßte er im Umriß das Hauptsächlichste und übte sich im Ausschneiden von Figuren so geschickt, daß ein alter Genoß des Vaters bei der Betrachtung seiner Erstlingsversuche ausrief: „Nehmt mir das Kind in Acht, das wird ein Ueberflieger!" Dem war die Wahrsagung eine Ermunterung und Mahnung zugleich. Nach dem Besuch der Volksschule, die ihn wenig über die Anfangsgründe des Lernens hinausbrachte, kam er im zwölften Jahre zum Kunstunterricht an die Düsseldorfer Akademie, die damals Peter Langer leitete, ein Anhänger der französischen Schule David's, der die Eigenart des Jünglings nicht verstand und es für besser hielt, wenn er ein Handwerk lerne. Daß Cornelius das Handwerk der Kunst, die sichere Leichtigkeit des Zeichnens und Malens, sein Leben lang minder innehatte, als er im idealen Gebiet, in der poesievollen Innerlichkeit des Schaffens mächtig war, ist nicht zu leugnen, und als das Schicksal ihm eine frühe Selbständigkeit auferlegte, entsprach dies seinem Charakter, war aber der technischen Schulung und Durchbildung nachtheilig. Er sagt selbst in eigenhändigen Aufzeichnungen: „Ich verlor meinen Vater als ich im achtzehnten Jahre war" — noch nicht einmal, 1799! —; „ein älterer Bruder und ich mußten nun die Geschäfte und Obliegenheiten einer zahlreichen Familie übernehmen. Es war damals als meiner Mutter der Antrag gemacht wurde: ob es nicht besser wäre, wenn ich statt der Malerei das Gewerbe der Goldschmiede ergriffe, weil erstens die Kunst zu erlernen so viel Zeit koste und weil andererseits es so viele Maler schon gebe. Die wackere Mutter lehnte alles entschieden ab. Mich selbst ergriff eine ungewöhnliche Begeisterung. Durch das Zutrauen der Mutter und durch den Gedanken, daß es möglich wäre der geliebten Kunst abgewandt zu werden, gespornt, machte ich Schritte in der Kunst, die damals viel mehr versprachen als ich geworden bin. Es gab nicht leicht eine Gattung der Malerei in der ich mich nicht geübt, wenn es verlangt wurde. Es waren oft geringfügige Aufträge, Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen, Bildnisse, denen ich eine Kunstweihe zu geben trachtete, theils aus angeborenem Trieb, theils durch des Vaters Lehre, welcher immer sagte, daß wenn man sich bemühe alles was man mache aufs Beste zu machen, man auch bei allem etwas lernen könne."

Der Jüngling suchte nun mehr Nahrung für Geist und Phantasie in der Bibel, bei den Dichtern Goethe, Schiller und Jean

Paul, als daß er durch das Studium der Natur das Auge und den Farbensinn mit jener Lust an der Erscheinungswelt geübt hätte, die sonst ein Erbtheil der bildenden Künstler zu sein pflegt. Er lebte mehr in der Innerlichkeit, sprach mehr von dem was er gedacht und gefühlt als was er gesehen, und versuchte dies dichterisch auch in Versen auszudrücken. Der Denker und Dichter war und blieb in ihm mächtig, auch wenn er sich später nicht in Worten, sondern in Formen äußerte. Die Noth des Hauses und des Vaterlandes, auf dem der Druck der Fremdherrschaft lastete, drängte ihn in sich zurück, bis er sein Herz ausschüttete, als er mit dem Kaufmannssohne Flemming von Neuß einen schwärmerischen Freundschaftsbund geschlossen. Unter einer Linde in Flemming's Garten hatten sie einander Treue geschworen; Briefe und Gedichte sind aus dem Jahre 1802—3 erhalten. Sie nannten einander Plato und Rafael; der schwächere Genoß hat sich später in ein Grafenthum hineingeträumt und ist in Größenwahn verkommen, der stärkere hat sich zu sonniger Höhe emporgerungen. „In meiner Jugend", schrieb er dem Freunde, „schuf mir meine feurige Phantasie ein Ideal von der Welt, von der Menschheit und ihrem glücklichen Zustand, das mit der Metamorphose (Ovid's) vom goldnen Zeitalter übereinstimmte. Kurz aber schön war dieser Traum. Die eiserne Hand des Schicksals rüttelte mich früh aus dem sanften Schlaf der unbefangenen Jugend. Als ein Knabe sah ich mich schon unter Menschen, mußte da schon mein warmfühlendes Herz nach der kalten Leiste ihrer wechselnden Laune fügen. Da sammelte ich schon eine artige Dosis Menschenkenntniß auf Kosten meiner Ruhe, meiner Glückseligkeit. Du kamst und rettetest den sinkenden Glauben an wahre Seelengröße."

Wie in seiner erregten Phantasie von Anfang an das Antike und das Christliche nebeneinander waltet, wie er das Grab Vergil's am Posilippo und die unterirdischen Grotten bei Bajä zusammenbringt mit dem Segen des Papstes in der Peterskirche, das zeigt folgende Briefstelle: „Italien ist jetzt mein einziger Gedanke. Ach, Freund, das Wort lockt alle jene seligen Träume meiner früheren Jugend in meiner Seele zurück. O ich sehe Rafael's Madonnen, des großen Leonardo Abendmahl! Der Vorwelt stolze Trümmer thürmen sich vor meinem Blick gigantisch auf. Des Landes liebliche Töchter bringen uns von jenen Hügeln ewig duftendes Grün: denn stets umblüht in frischer Kühlung Palme und Myrte das einsame Grab von Italiens hohem Sänger. Jetzt aber folge ich

dem Scheine meiner Fackel in Pluto's nachtumhülltes Reich. Ha, was seh' ich in des Abgrunds Säumen? Der Dichter und der Künstler Phantasien, der Urwelt Pracht, die Zeit der Götter und der Helden, eingehüllt in den Mantel ewiger Nacht. Hier hebt sich aus den Fluten eine stolze Stadt, und dort entqualmt der Glutstrom laut brausend in Hephästos' feurigem Reich. Unzählig Volk seh' ich in malerischen Gruppen in Andacht hingegossen vor dem dreimal heiligen Gott. O rührend großer Anblick von der höchsten Lehre höchstem Triumph! Hier seh ich den König und den Bettler im Staub hingestreckt; Groll und Rache tritt nicht zwischen Mensch und Mensch; verzeihend sinkt Verzeihung flehend der Feind an Feindes Seite vor der Gottheit in den Staub."

Ein anderer Brief wird zum Gebet: „Ich flehe nicht um eitel Gold und welkenden Lorber; nicht vorüberrauschende Freuden der Sinne sind mein Wunsch. Aber im Staube bitte ich dich, o Herr, laß nicht siegen den Staub über deinen Geist! Hemme die große That nicht in ihrem Beginnen. So schufst du dies Herz nach himmlischen Thaten sich sehnend, in der Demuth groß und in unendlicher Liebe zu dir. Und so führtest du und erhieltest es in den tausend Labyrinthen des Lebens. So führtest du einst die Söhne Israels durch die Fluten des Meeres, denn sie sollten erblicken die längst ersehnten Ufer. Darum Muth, Columbus, im Reiche himmlischer Wahrheit!"

Solch begeisterter künstlerischer Idealismus ringt denn in einem andern Briefe mit dem Druck der Verhältnisse: „Die göttlichen Antiken und die ewiggroße Natur müssen gleich schützenden Genien mir immer zur Seite stehen. Nur blos das Höchste, was je alte und neue Kunst hervorbrachten, müssen jetzt das Muster meines täglichen Lebens sein; keine unwürdige, den Künstlergeist abstumpfende Arbeit müsse mehr die glücklichsten Ideen in ihrer Geburt ersticken. Keine centnerschwere Last, an die Fittiche des Geistes gehaftet, müßte seinen kühnen Flug im schönsten Steigen unterbrechen. Frei und fessellos muß der Künstler in der Kunst nie endenden Regionen dem niedrig Irdischen kraftvoll enteilen! Doch wie kann das der Künstler, der durch niedrige Bedürfnisse des alltäglichen Lebens gehemmt wird? Ich gebe zu daß er in seinem Beginnen etwas dürftig sein muß; denn eben dadurch schließt er sich fester an seine Kunst. Sie gibt ihm den Trost und die Freude im Unglück, läßt ihn in ihr heiligstes Heiligthum schauen; und so wie zwei Liebende dann am unzertrennlichsten sind, je mehr

Mühen und Schwierigkeiten sich ihnen auf der Bahn zum gewünschten Ziel entgegenwälzen, also umfaßt der Künstler inniger und fester die keusche Geliebte, je mehr der Sturm des Schicksals ihm sie zu entreißen droht.“

In solcher Prosa spricht sich das angespannte, hochfliegende, edle Wesen von Cornelius schwungvoller und klarer aus als in den Versen; die sind ziemlich nüchtern, mögen sie nun Charaden machen, ein ländliches Fest schildern oder den Umsturz der Freundschaftslinde in Flemming's Garten betrauern. Sie ist gefallen wie ein Held, aber mit ihr ward uns viel Theueres entrissen; doch soll das Herz still sein und dem Schicksal zeigen daß es eigene unverlierbare Schätze in sich trägt. Das wird in fünf Stanzen des Breitern ausgeführt; der Schluß lautet:

Mit Kraft und Lieb' das Edele umfassen,
Nicht zittern, wenn des Schicksals Stürme dräun!
Verachtung dem Tyrann! zu klein zum Hassen;
Und nie dem eitlen Wahne Rauchwerk streun!
So wandern wir getrost denn unsre Straßen,
Ein jeder soll am andern sich erfreun;
Und wenn von außen Stürm' und Donner wüthen,
Im stillen Innern keimen edle Blüten.

Der Tyrann ist Napoleon. Die Verse sind datirt 1805. Der Freund wollte aus der Rheinprovinz, die unter französischer Herrschaft stand, sich entfernen und unter preußischer Fahne für die Befreiung des Vaterlandes fechten.

Die künstlerischen Arbeiten von Cornelius entsprachen diesem begeisterten Idealismus wenig; dazu muß eben in der Malerei zu viel gelernt werden, und der künftige Meister hatte in jenen Lehrjahren weder einen maßgebenden Führer noch selbst die eigenthümliche Formensprache für seine innern Anschauungen gefunden. Er besaß schöpferischen Formensinn wie wenige und die größten Meister, und früh lebte in ihm das Gefühl daß jeder Gehalt seine Gestalt bedinge, daß deshalb das bloße Copiren der äußern Form selbst bei der Schönheit der Antike den Aufschwung des Geistes lähmen und ihn durch Nachahmung verknechten könne; aber die Uebung von Auge und Hand und das Studium der Natur um Lebenswahrheit zu gewinnen verursachen es daß der Maler einen weitern Weg zu durchwandern hat als der Dichter, sodaß wir aus der Frühjugend von Cornelius nichts haben was den Räubern oder dem Werther und Götz annähernd zur Seite zu stellen wäre.

Ein Rafael, umgeben von freudig aufblühender Kunst, fand von früh an die beste Förderung seines Genies; ein Cornelius, nach einer Zeit des Verfalls zum Reformator berufen, konnte nicht wie die sonnenbeglückten Pflanzen auf nahrungsreichem Boden rasch und froh aufschießen und blühen; er mußte mit der Macht des Willens im Kampf gegen Wind und Wetter sich was er bedurfte selbst erobern. „Wir haben den Kopf voll Poesie, aber wir können's nicht machen", sagt er selbst einem jüngern Freunde.

Durch die Vermittelung von Walraff in Köln ward ihm der Auftrag zutheil in der Kuppel der Quirinskirche zu Neuß Gestalten der Apostel, Evangelisten und Cardinaltugenden grau in grau auszuführen (1806—8); sie sind einer Restauration zum Opfer gefallen; sie zeigten noch keinen Einfluß altdeutscher Meister, sondern ein Anlehnen an Rafael, von dem er meinte man könne ihn nach jedem Kupfer studiren. Ein Oelbild, die Erfindung der Weberei, zeigt noch die Weise der Zopfzeit das wirkliche Leben mit der Symbolik der griechischen Mythologie zu bezeichnen: Pallas Athene lehrt eine Jungfrau weben, einige Mädchen sehen zu, eine Alte schert ein Schaf um für den Stoff der Wolle zu sorgen. Von größerm Interesse ist die Anregung die Cornelius jetzt schon durch Goethe empfing. Die Brüder Boisserée besuchten den jungen Maler und erzählten ihm wie ein Kölner Namens Hoffmann zweimal den Preis gewonnen, den die weimarer Kunstfreunde ausgesetzt, und nun den Auftrag habe einen Plafond für die Herzogin zu malen und selbst nach Weimar zu kommen. Cornelius schreibt: „Goethe hat im Sinn die Kunst noch auf eine höhere Stufe zu stellen; sie sollte nicht allein zum Herzen, sondern auch zum Verstande sprechen; sie sollte nicht allein vergnügen und erschüttern, sie sollte auch belehren. Denn die Menschheit würde nie so abstract werden daß sie alle sinnliche und bildliche Mittel zu ihrer Veredelung entbehren könnte. Darum will er auch immer daß ein Bild sich selbst ausspricht, sodaß jeder Unbefangene, wenn er auch die Geschichte nicht kennt, den Sinn des Bildes gleich erkennt und dann seine Resultate ziehen kann. Auf diese Art würde die Kunst mit der Philosophie verwandt werden und dann immer mit ihr Hand in Hand gehen; sie würde wichtig, gemeinnützig und am Ende der Menschheit ganz unentbehrlich werden. Um diesen großen und schönen Plan auszuführen muß er einen jungen talentvollen Künstler um sich haben; er muß ihn gleichsam zu diesem hohen Endzweck bilden und fähig machen. O mein Plato! Wie

der der ersten Liebe würdige Gegenstand immer vor der Phantasie des platonisch liebenden Jünglings in der Jugend blühender Schönheit schwebt, also umschweben diese Bilder unaufhörlich meine Phantasie. O wenn es dem durch Leiden geprüften Rafael vergönnt wurde im echten Sinn ein Wiederaufhelfer der gesunkenen Kunst zu werden! Und selber für das Hohe unterliegen ist für den edeln Sinn ein himmlisch edles Siegen!"

So trat denn Cornelius in den Wettkampf ein. Dreißig Dukaten als der Preis für die beste Lösung einer Aufgabe — das war die einzige Anregung die damals die bildende Kunst Deutschlands unter Goethe's Einfluß von einem Freundeskreise erhielt; sie wollten zu einem gehaltvollen, der Poesie ebenbürtigen Streben die in Verfall gerathene Malerei emporführen. Odysseus in der Höhle Polyphem's war in dem Momente dargestellt wo er vor dem trunken hinsinkenden Riesen sich Niemand nennt und Niemand zuletzt verzehrt werden soll. Goethe lobte die Zeichnung; der Inhalt sei mit Fleiß zusammengedacht, aber Verstöße in der Anatomie und Proportion vorhanden; dem talentvollen jungen Mann sei ein guter Rathgeber zu wünschen; seine Gedanken hätten eine für die bildende Kunst nicht ganz passende Richtung. Auch 1804 betheiligte sich Cornelius an der Aufgabe: das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt. Die Sündflut oder eine Ueberschwemmung hatten die meisten zum Gegenstand genommen, Cornelius ein strandendes Schiff. Goethe rühmte die Fülle glücklicher Motive, den Fortschritt in der Zeichnung; aber eine Sündflut erhielt den Preis. Mit Darstellungen aus dem Leben des Hercules kam er 1805 zu spät; die Zeichnungen bieten großartige Züge. So auch Moses am Felsenquell und der Segen Jakob's; sie sind wohldurchdacht, die Umrisse fein und zart ausgeführt. Zwei Oelgemälde mit je 7 der 14 Nothhelfer im Oratorium der Barmherzigen Schwestern zu Essen zeigen das Bestreben individueller Charakterisirung, aber in deutlicher Anlehnung an Guido Reni, Rafael, Correggio bei den weiblichen, an Dürer, Michel Angelo, Rubens bei den männlichen Figuren; die Formen haben dadurch etwas Flaues; der Suchende, Strebende hat sich noch nicht selbst gefunden.

Im Jahre 1809 verlor Cornelius mit dem Tode der Mutter das Band das ihn an die Heimat knüpfte; auf dem Wege nach Italien machte er indeß in Frankfurt Halt, da auch zu einer Reise nach Paris die Geldmittel fehlten. Zwei neue Freunde hatte er

gewonnen, die Maler Mosler und Haller; ein Brief des erstern enthält die bedeutsame Stelle (September 1809): „Ich bin begierig zu sehen und zu wissen was Du unter Dürer'scher Art verstehst, nach welcher, wie Du sagst, Dein Bestreben seine Richtung nimmt. Glühend und strenge — willkommen! Das bedürfen wir gegen die laulich liederliche Nachlässigkeit! So geziemts dem Deutschen. Wohl Dir, wohl uns, wenn Dir diese Glut aus dem Herzen quillt! Laß uns soviel möglich die Gemüther der Mitgeborenen, die sich aus der Gemeinheit emporzuheben im Stande sind, an uns ketten!" Die altkölnischen Gemälde wie die aus der niederländischen Schule van Eyck's, welche die Französische Revolution aus Klöstern und Kirchen der Rheinlande in die Boisserée'sche Sammlung brachte, sie hatten auf Cornelius eine stille nachhaltige Wirkung geübt; das Auge war ihm durch sie für Dürer aufgegangen, in dem er nun ein Vorbild seiner Natur erkannte.

Dalberg waltete damals als Fürst-Primas in Frankfurt, ein Freund von Kunst und Wissenschaft; in seinem Auftrag malte Cornelius eine Heilige Familie in Oel, die dort sich im städtischen Museum befindet. Auf Maria's Schoße steht der Christusknabe; vor ihm kniet der kleine Johannes an einem Korb voll Früchten, den seine hinter ihm stehende Mutter herbeigetragen hat; er reicht dem Gespielen eine Traube; Jesus aber weist ihn auf den Engel hin, der etwas zurückstehend sie mit Harfenspiel erquickt. Förster sieht als Thema des Bildes die Aufforderung die Kunst als Schöpferin reinster Freude zu ehren und zu pflegen. Schlichte Innigkeit waltet im Ganzen, das natürlich Gemüthliche statt kirchlicher Feierlichkeit. Sorgfältige Naturstudien und im lichten Colorit eine harmonische Haltung; romantischer Hauch ohne Süßlichkeit; Einwirkung altdeutscher Gemälde auf das Herz des Künstlers, aber keine Nachahmung derselben ist sichtbar. Entwürfe für einen Festtransparent und zum Schmuck eines Saals zeigen daneben wieder das Bestreben durch die Symbolik der griechischen Mythe die Ideen der Ehre, der Liebe, der Kunst lebendig zu veranschaulichen. Der Fürst-Primas wollte dem jungen Künstler ein Reisestipendium nach Rom geben, aber er sollte sich die französische Manier des Hofmalers Kaufmann zum Muster nehmen; dankbar bescheiden lehnte er das Anerbieten ab. Im Anschluß an die deutsche Poesie hoffte er die Theilnahme des Volks für die deutsche Kunst zu gewinnen.

Damals waren zwei Werke erschienen die im Zusammenbruch des Reichs unter den wuchtigen Schlägen Napoleon's Geist und

Herz erquickten: aus Herder's Nachlaß sein Cid und der erste Theil des Faust, den Goethe endlich abgeschlossen, und der nun gleich den Jugendschriften des Dichters die Gebildeten der Nation elektrisirte. Wiewol ihm der Cid prächtigen Stoff zu malerischen Darstellungen gewährt hätte, bei Cornelius überwog der Gedanke daß sein ersteres größeres Werk rein deutschen Ursprungs sein sollte, daß er seinen Namen an die gewaltigste Dichtung des größten deutschen Dichters unter den Lebenden knüpfen konnte. Da gaben ihm nun Dürer's Holzschnitte und Kupferstiche, die der Zeit angehören in welcher die Faustsage spielt, nicht blos für das Costüm die besten Anhaltspunkte; auch für die Ausführung, die Ausprägung der Charaktere in festen mit der Feder gezeichneten Umrissen und leichter Modellirung in fein schattirten Linien wurden sie ihm Vorbild, und wir dürfen sagen, daß er damals wie ein wiedergeborener Dürer erschien an origineller Stärke und Fülle der Phantasie, an Schärfe und Bestimmtheit der Form für das innere Wesen und die Empfindung, an Unbekümmertheit um das Schöne um seiner selbst willen; es sollte ungesucht zur Wahrheit sich einfinden, aber es versagte sich auch manchmal dem Eckigen, Schroffen, Phantastischen. Uebertreibungen, Verzeichnungen an Martha und den Burschen in Auerbach's Keller, das Hinübergleiten vom Humor des Dichters zur Caricatur, dafür aber bei Faust, Gretchen, Mephistopheles auch schon die erste Offenbarung der typenschöpferischen Kraft des Meisters, der diesen genialen Gebilden der Poesie jene sichtbare Gestalt gab welche sich unauslöschlich dem Volksgemüth einprägte, und von welcher spätere Künstler nur zu ihrem Schaden abgewichen sind. Ein Mitspielen und Mitwirken des Hintergrundes wie bei Dürer heimelt uns in natursinnigen Zügen an. Leugnen aber läßt sich nicht daß der Maler sein Werk in die Denk- und Empfindungsweise der Sage zurückversetzt, während Goethe diese zum Gefäße seines eigenen Fühlens und Strebens und damit zum idealen Abbilde unsers Jahrhunderts gemacht; und das mochte der Dichter spüren, wenn er später kein volles Wohlgefallen mehr an den Zeichnungen fand. Als ihm die Brüder Boisserée die in Frankfurt ausgeführten Blätter vorlegten, sagte er zu dem Kunstfreunde: „Da sehen Sie einmal, Meyer, die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf! Der wird's noch weit bringen, wenn er nur erst die Stufen gewahr wird die noch über ihm liegen!“ Goethe's Brief aber macht dem Schreiber wie dem Empfänger alle Ehre; auch heute wissen wir nichts Besseres zu sagen. Da heißt es:

„Die Momente sind gut gewählt, die Darstellungen derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowol im Einzelnen als Ganzen muß Bewunderung erregen. Da Sie sich in eine Welt versetzt sehen die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig wie Sie sich darin so rühmlich finden, nicht allein was das Costüm und sonstige Aeußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Element immer freier bewegen werden. Nur vor Einem Nachtheil nehmen Sie sich in Acht. Die deutsche Kunstwelt des 16. Jahrhunderts, die Ihren Werken als eine zweite Naturwelt zu Grunde liegt, kann in sich nicht für vollkommen gehalten werden. Sie ging ihrer Entwickelung entgegen, die sie aber niemals so, wie es der transalpinischen geglückt, völlig erreicht hat. Indem Sie also Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen, so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welchen die trefflichsten Anlagen sich in Ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen. Zunächst würde ich Ihnen rathen die Ihnen gewiß schon bekannten Steinabdrücke des in München befindlichen Erbauungsbuchs so fleißig als möglich zu studiren, weil nach meiner Ueberzeugung Albrecht Dürer sich nirgends so frei, so geistreich, groß und schön bewiesen wie in diesen gleichsam extemporirten Blättern. Lassen Sie ja die gleichzeitigen Italiener sich empfohlen sein, und so werden sich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln und Sie werden im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflösen und darstellen. Daß die Reinlichkeit und Leichtigkeit Ihrer Feder und die große Gewandtheit im Technischen die Bewunderung aller derer erregt welche Ihre Blätter sehen, darf ich wohl kaum erwähnen. Fahren Sie fort auf diesem Wege alle Liebhaber zu erfreuen, mich aber besonders, der ich durch meine Dichtung Sie angeregt Ihre Einbildungskraft in die Regionen hin zu wenden und darin so musterhaft zu verharren.“

Zum deutschen Wahrheitssinn die Schönheit und Großheit der Antike und der italienischen Renaissance: das war ja Goethe's eigene Losung, und wie sehr Cornelius auf seine Weise ihr folgte das bezeugen seine Schöpfungen für die Glyptothek in München und im Campo santo in Berlin. Er antwortete dem Dichter:

„Obschon ich mir selbst sagen durfte daß diese Blätter zum wenigsten zarte und schwache, aber doch lebendige Schößlinge desjenigen Lebenskeimes sind den Eure Excellenz mit reichen Händen in alle bessern und gesunden Herzen unserer Nation ausgestreut haben, so fühle ich doch mit wahrer Demuth daß sie noch eines freundlichen und warmen Himmels sowie einer schützenden und stützenden Hand bedürfen, wenn sie nur einigermaßen die würdigen Dienerinnen und Begleiterinnen von Dero Dichtungen dürfen genannt werden." Goethe's Brief hat ihm den Glauben an sich selbst wiedergegeben, besser als dürftige Worte sollen künftige Thaten beweisen daß die herrlichen Worte auf guten Boden gefallen. In Italien hofft er, von Goethe's Dichtungen begeistert, umgeben von der Schönheit der Natur und Kunst, in der Fortsetzung des Faust, in Bildern zum Tasso ein Werk zu schaffen, das wie ein Schatten Goethe's lebendigen göttlichen Gestalten folgen dürfe. „Albrecht Dürer's Randzeichnungen habe ich von dem Tag an da ich mein Werk begann in meiner Werkstätte. Damals da ich das Wesen dieser Kunstgattung zu ergründen strebte, schien es mir nöthig in einer Zeit, wo man so gern alles Höhere und Tiefere ausgleichen möchte, nicht im mindesten mit dieser schlechten Seite unsers Zeitgeistes zu capituliren, sondern ihm streng und mit offener Stirn den Krieg anzukündigen, zumal da Eure Excellenz dieses in der Poesie mit dem besten Erfolg gethan und uns die herrlichsten Blüten der Menschheit aller Zeiten aufs neueste vorgeführt." Diese Worte bekunden das Selbstbewußtsein mit welchem der junge Mann allem Flauen und Aeußerlichen den Krieg erklärte, ein Selbstbewußtsein das man wol als Reflexion der künstlerischen Naivetät tadelnd gegenüberstellt, wenn man vergißt daß darin der Anbruch eines Weltalters des Geistes auch bei den Künstlern nach den Weltaltern der Natur und des Gemüths sich ankündigt. Wie Dürer mit seiner Gemüthskraft so legt Cornelius mit bewußter Absicht den ethischen Maßstab an die Dinge und weiß das sittliche Ideal gleich ihm vor allen zu bekennen.

In Frankfurt bildeten neben den Kunstgenossen, dem Maler Xeller und dem Kupferstecher Barth, der witzige joviale Malß, Bruder vom Verfasser des Bürgerkapitäns, und die Familie des Buchhändlers Friedrich Wenner einen Kreis anregender Geselligkeit für Cornelius. Eine Taunuswanderung, die sie zusammen unternommen, hat Cornelius mit Laune beschrieben und illustrirt. Da lesen wir einige Worte über die Deutschheit, die den Durchbruch

des Nationalgefühls bei dem Maler bekunden, wie es die jüngern Romantiker, die Kleist, Arnim, Grimm, Arndt, Görres, in der Literatur in sich erlebten und im Volk erweckten. Es wird ihm wohl bei dem heitern Ernst der vaterländischen Art; er zweifelt daß die indische, die italienische Natur ihn so ansprechen könnte wie die heimische: „Ihr wahres Wesen steht doch hoch und herrlich da und kann von den kleinen Wellen unserer Zeit nicht überwältigt werden. Dafür aber ist sie auch für viele eine Hieroglyphe, wie alle Machwerke über die Herrlichkeit des Rheins beweisen; es ist alles so geschminkt, dürftig und nervenschwach.“ Den Schluß der Schilderung macht ein Gedicht: wie der Adler im blauen Meere sich wiegt, so erheben wir uns über die Sorgen des niedern Lebens; wie die Bäume des Waldes zusammen wachsen, sind wir treu vereint.

So wie auf jenen Felsenrücken
Die Mauern stehen fest und breit,
So wollen wir uns nimmer bücken
Vor schaler schnöder Eitelkeit.
Und soll auch alles von uns weichen
Und wir allein wie jene stehn,
So sind doch wir die Freudereichen
Auf unsern freien Bergeshöhn!

Wenner übernahm den Verlag der Faustbilder, die er stechen ließ; an Cornelius zahlte er ein Honorar von 100 Louisdor für 12 Blätter, und damit unternahm dieser die italienische Reise um in Rom das Werk zu vollenden. Vom Herbst 1811—19 weilte er jenseit der Alpen.

„Den einzigen Tag, den ich in Florenz zubrachte, gäb' ich nicht für viele Jahre meines Lebens hin. Hier thaten sich mir zum ersten mal alle Herrlichkeiten Italiens auf. So hab' ich mir ganz das alte Florenz gedacht, in allem groß, ernst und schön. Zwei kleine Bildchen von Rafael kommen nicht aus meiner Seele (wol Ezechiel und Madonna della Sedia). Hätte er nur diese gemacht, so wäre er schon der erste Maler der Welt.“ So schrieb er an Wenner. In Rom begrüßte er sofort die kunstliebenden Klosterbrüder, und Overbeck führte ihn alsbald zu den Gemälden Fiesole's. Er schrieb an Barth und Mosler: „Durch die Betrachtung dieser Bilder ist mir die Kunst, und durch diese wieder die Religion in solchem Lichte erschienen wie zuvor noch nie. Es war eine Anschauung deren Geist sofort in der Seele wurzelt.

Wie das Buch des ewigen Lebens uns die Freiheit offenbart, so befreundet und im innersten Geiste verwandt sprach diese Welt mich an, einfach wie aus der Kindheit oder ehe man durch außen verworren, in sich selbst bewußtlos das Beste erkennt, und wie es nach allen Labyrinthen wieder herausgefunden wird, und dann der Sinn dafür nicht erloschen ist. Mir ist als wenn ich zu dieser klaren Ueberzeugung des Wahren bis jetzt noch nie gelangt, noch nie mit mir selbst darüber so einig gewesen wäre."

Eine kleine Schar jugendlicher deutscher Künstler, Overbeck an ihrer Spitze, hatte sich von den übrigen, den Hellenisten, abgesondert und den Namen Nazarener davongetragen. Bei der Einkehr in das deutsche Wesen war den Romantikern das Auge fürs Mittelalter aufgegangen, und wie aus der Verflachung der Aufklärung gerade in der Noth der Zeit auch das religiöse Gefühl wieder erwachte und ein mystischer Sinn sich auf das Ewige richtete, da lernte man einsehen wie die Herzenseinfalt und Frömmigkeit der alten Meister sich im innig schlichten Seelensausdruck ihrer Werke spiegelt, man lernte diese Empfindung über die sinnlichen Reize und über das prunkende Machwerk in den Bildern des 18. Jahrhunderts stellen, und Friedrich Schlegel lehrte daß die erste Quelle der Kunst im Gefühl liege, daß die begeisterte Hingabe an den Gegenstand, die Gläubigkeit der alten Künstler die Mutter ihrer Werke sei. Da schrieb Wackenroder die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Die Betrachtung eines Gemäldes war ihm wie ein Gebet, er verwies auf die Empfindung der alten Meister; nicht Nachahmung, das eigene Herz sei die Quelle der Meisterschaft, der Künstler müsse glauben was er darstelle. Vollkommen wahre Worte, die nun der Klosterbruder nicht dazu verwandte die Jugend auf das eigene Leben, auf die Gegenwart zu verweisen; sondern auf die mittelalterliche Frömmigkeit und Auffassungsweise deutete er hin, sodaß sie der eigenen Zeit vergessend, sich der Vergangenheit in die Arme warf. Wackenroder wandte sich direct an die Jugend, welche eine heilige Ehrfurcht vor der verflossenen Zeit in einem stillen unaufgeblühten Herzen trage, und hieß sie vor der Kunst niederknien und ihr die Huldigung einer unbegrenzten Liebe darbringen. Dies zündete im Gemüth eines norddeutschen Predigersohns, und Overbeck ging nach Wien, um sich zum Maler solchen Sinnes auszubilden. Als er mit einigen Genossen die auf der Akademie gelehrte Weise, mochte sie die Antike nachahmen oder in Farbeneffecten prunken, für

Götzendienst erklärte, ward er mit denselben vom Besuch der Anstalt ausgeschlossen. Sie gingen 1810 nach Rom, mietheten sich im kleinen verlassenen Kloster San-Isidoro ein und führten dort ein entsagungsvoll stilles Leben im Anschluß an die altchristliche Kunst, an Giotto und Fiesole, während Thorwaldsen seine antiken Götterbilder schuf und Rauch sich zu freier Meisterschaft entwickelte. Gegen die Vernachlässigung des Gedankens und der geistigen Charakteristik hatte schon Carstens die Einsicht gewonnen und in seinen Compositionen bewährt: daß eine poetische Idee die Grundlage jedes Werks sein müsse, daß die Malerei in der Darstellung des Seelenlebens ihre Aufgabe finde. Die von der Straße aufgegriffenen Modelle, die man bald antik, bald biblisch costümirte, und Stellungen machen, Gesichter schneiden ließ um sie zu copiren, die Wachspüppchen, die man in der Camera obscura zu einer Scene arrangirte und pikant beleuchtete, dies Kunsttreiben am Ende des 18. Jahrhunderts reichte dazu nicht mehr aus. Wenn aber Carstens seine Stoffe aus der Antike nahm, so wiesen die Romantiker wieder auf die Bibel, auf das dem Volksgemüth Vertraute; und wenn die Kunst volksthümlich werden sollte, so mußte nicht schon der Stoff voraussetzen daß wir uns eine besondere Bildung, eine fremde Anschauungsweise angeeignet, vielmehr mußte er im eigenen Herzen empfunden und dem allgemeinen Verständniß zugänglich sein. Dem religiösen Zug der Zeit folgten die Jünglinge und waren mit Recht der Ueberzeugung daß man glauben und fühlen müsse was man gut darstellen wolle. Cornelius trat bei ihnen ein und brachte zu dem Element der sinnigen Milde, das Overbeck vertrat, die Stärke des Geistes und Willens, die ihm eignete; wie der schwertbewehrte feurige Paulus stand er nach einem Worte von König Ludwig neben dem sanftinnigen Johannes. Er selbst schrieb noch in spätern Jahren: „Es ist mir unmöglich den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthaltes in Rom in kurzen und dürftigen Notizen darzustellen. Aber ich darf sagen es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche nicht blos von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen waren von allem was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes darbot, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität in allen bessern Gemüthern so tief aufregte."

Gegenüber der äußerlichen Handfertigkeit in der Malerei legten die Jünglinge den Nachdruck auf Erfindung und Zeichnung, und

meinten wol daß der Ausdruck des Innern, des Gedankens und der Empfindung beeinträchtigt werde, wenn die Trefflichkeit der Ausführung oder der Reiz des Colorits das Auge fesselt. Sie hatten recht, wenn solches auf Kosten des Gehalts geschieht; aber wir bleiben unbefriedigt, wenn das Aeußere des Machwerks nicht genügt; die wahre Kunst ist Harmonie von Seele und Erscheinung, volle Sättigung des ideal Gedachten mit realer Naturwahrheit. Overbeck's Bund der Kirche mit den Künsten blieb eine Untermalung, seine Bleistiftzeichnungen zu den Evangelien drückten seine Sinnesart am besten aus, und wenn es damals sprichwörtlich war: „vor allem das Geistige der Kunst anzustreben, das Technische, das Malen werde sich schon von selber geben", so hat sich das auch an Cornelius gerächt.

Es war wiederum eine richtige Ansicht der Jünglinge daß ein directer Anschluß an die Gipfelpunkte, an Michel Angelo und Rafael, diese doch nicht erreichen, geschweige überbieten könne, daß mit wiederholender Nachahmung auch des Besten einer frühern Zeit der Gegenwart nicht geholfen werde. Sie gingen deshalb zu den Ursprüngen der christlichen Kunst zurück; sie studirten die Auffassung, die Motive der Altdeutschen, der Sienesen, Fiesole's, um von da aus den Fortschritt zu eigener Art und Kunst zu thun. Dabei konnte es nicht fehlen daß schwächere Genossen meinten es sei die Tiefe der frommen Empfindung und das Ergreifende in ihrer Darstellung bei jenen Anfängen nothwendig verknüpft mit der noch mangelnden Technik, mit der Vernachlässigung der Perspective, mit der unzulänglichen Durchbildung in Modellirung und Colorit, als ob das Kindliche der Seele sich in kindischem Stammeln und Lallen offenbaren müsse. Solcher Schwäche und Verirrung gegenüber sprach Goethe das Bannwort über die christlich-patriotische neu-altdeutsche Kunst, über die Lust sich rückwärts zu bilden, in den Schoß der Mutter heimzukehren und so eine neue Epoche zu gründen. Cornelius war aber nicht blos mit seinem an Dürer's Kraft geschulten Formensinn nach Rom gekommen; ihn hielt auch eine Reise nach Orvieto, die ihn monatelang an das Studium Luca Signorelli's fesselte, und die Geistesverwandtschaft mit Michel Angelo an den Gipfeln der Renaissance fest.

Aber sogleich am Anfang des römischen Aufenthalts machte sich der Einfluß der Klosterbrüder geltend. Er schrieb im Frühling 1812 an Mosler: es sei zwar in Italien an Kunstmitteln viel zu holen, „aber auch viel Verführung ist hier, und zwar die

feinste in Rafael selbst. In dieser liegt das größte Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht. Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man sieht daß ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenem mächtigen Engel am Throne Gottes geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte." Das, meinte man, sei Rafael geworden als er die Weise Perugino's verließ, als er unter dem Einfluß Michel Angelo's und der Antike die Schule von Athen, die Psychebilder, die Apostelbilder der Tapeten und die Verklärung Christi geschaffen, weil er hier nicht im Dienste der kirchlichen Ueberlieferung stand, sondern die freie Bahn in die Geschichtsmalerei und in die Weltfreudigkeit brach. Die Kunst sollte — statt der Religion und Philosophie verbündet das Gemüth auf ihre eigene Weise zu erheben und die Versöhnung des Göttlichen und Weltlichen gerade in der Lebensvollendung der Schönheit, den Stoff wie die Darstellungsmittel beherrschend, sinnlich zu veranschaulichen — vielmehr der kirchlichen Andacht dienstbar und an die Ueberlieferung gebunden der Lust am heitern Sinnenschein, am Farbenglanz entsagen. Das war das nazarenisch Befangene. Cornelius ward auch dadurch ins Freie gerettet daß er seinen Faust zu Ende führte.

Als Einleitung zu jener Briefstelle über Rafael schrieb er über sich selbst: daß in den drückenden Verhältnissen des frühern Lebens der Ruf zum Kampf und durch den Kampf zum Sieg gelegen habe; nun stehe er gedemüthigt vor seinem Glück und frage sich wie er in den Prüfungen bestanden, die der Himmel allen denjenigen auferlegt die er zu etwas gebrauchen will. Er kommt sich unwürdig der Liebe und der Erwartungen des Vaterlandes vor. „Ich glaube Gott will allen sogenannten edeln Glauben an uns selbst zerstören, damit wir in dem Glauben an ihn desto stärker werden; denn es ist mir klar daß dergleichen Eigenschaften in mir, die ich für große Tugenden hielt, wahre Verschanzungen des Teufels waren, die mich dem Abgrund des entsetzlichen Verderbens zuführten, und ohne Gnade von oben wäre ich ewig verloren gewesen, und wäre es noch. Auch will ich nicht mehr die Zeit anklagen und die Menschen, solang' ich noch einen Kläger in mir selbst fühle. O besäße ich nur all das Gute und Herrliche, das geliebt wird von Menschenherzen unter der ganzen Sonne, wär' ich nur halb derjenige, wonach sich das Vaterland sehnt! Es liegt nicht an der Welt, es liegt in uns; hätten wir so viel Glauben, so viel Liebe als ein Herz fassen kann zu denjenigen Dingen die

noth thun, wir würden Berge versetzen." Bei aller Anerkennung des sittlichen Ernstes in dieser Selbstprüfung und Beichte an den fernen Freund werden wir doch nicht zugeben daß Kraftgefühl, Trotz gegen das Falsche und Gemeine, Hoffnung auf große Thaten und Ruhmliebe an sich schon „Verschanzungen des Teufels" seien und gebrochen werden sollen; aber die Gefahr daß sie zu Selbstsucht, Hochmuth, Ueberhebung führen liegt in ihnen. Dagegen hatte auch Cornelius zu kämpfen, wie er das Tragische erfahren mußte, das daraus folgt, wenn jemand die eigene noch so bedeutende Weise für die allein wahre und einzig berechtigte hält. Er schrieb einmal an Overbeck: „Es ist wahr, daß ein Wechsel von Glück und Unglück, von Freud' und Leid, übermäßigem Lob und Anerkennung, zu großem Tadel und Verkennung endlich in meiner in Liebe verwöhnten, von Haß und Neid zum Mistrauen gereizten Seele hohe und tiefe Abgründe gebildet, wovon ein Wesen wie das Deine sich keinen Begriff machen kann. Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen! Ich will Dir Deinen schönen heiligen Frieden nicht nehmen."

Aber gerade diese trotzige Kraft bewahrte Cornelius vor der Schwächlichkeit und Einseitigkeit vieler seiner Genossen, und machte ihn zum Hauptmann der römischen Schar, wie man ihn bald und gern mit Bezug auf seinen Namensvetter in der Apostelgeschichte hieß. Statt der Mönchslegenden und Heiligen zeichnete er an seinem Faust weiter, entwarf neben biblischen Darstellungen seine Nibelungenbilder in reckenhaft typischer Mächtigkeit, und der Frieden der Seele, den er im Kampf errang, spiegelte sich wie bei Dante selbst in der Schilderung von dessen Paradies.

Die neuen Faustblätter sind bereits ein entschiedener Fortschritt: Valentin's Tod, Gretchen in der Kirche, Mephistopheles und Faust auf den Zauberpferden am Rabenstein vorübersausend, die Schlußscene, wo Mephistopheles den Faust von der Geliebten hinwegreißt und neben der Betenden die Stimme von oben: Ist gerettet! durch den Engel mit dem Palmenzweig versinnlicht: diese Blätter zeigen den Fortgang vom Epischen oder Lyrischen zum Dramatischen und wissen einen Höhepunkt der Handlung in wohlgegliederter Gruppe ergreifend festzuhalten. Das Titelblatt endlich baut in der Art der Arabesken von Dürer's Gebetbuch das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel in geistvoller Phantastik und sinnigem Humor als Umrahmung der Widmung an Goethe meisterhaft vor uns auf.

Von der Hagen hatte das Nibelungenlied in einer Erneuung leicht lesbar gemacht, die Romantiker wiesen auf das Nationalgedicht die Jugend hin: es war neben den Domen des Mittelalters das mächtigste Zeugniß von deutscher Art und Kunst; Cornelius folgte dem Zug der Zeit und des eigenen Herzens, wenn er die Gestalten des Liedes zu veranschaulichen trachtete. Wie wir in den Erstlingswerken Shakespeare's und Schiller's etwas hünenhaft Gewaltiges finden, wo die Kraftsprache dem Stoff angemessen ist, so in den Nibelungenblättern von Cornelius. Auch hier tritt kühn und schroff hervor was er anstrebt, aber in den Formen ist manches ungefüger und härter als nöthig, und neben den verzeichneten Pferden ist der Scherz mit Bären und Küchenjungen plumper als ergötzlich. Aber das typenschöpferische Vermögen bewährt sich auch hier; wie Siegfried und Dietrich von Bern, der grimme Hagen und der alte Zuchtmeister Hildebrand aussahen — wir wissen es seitdem; wir wüßten es auch von Brunhild, wenn ihr die deutsche Bearbeitung der Sage gerecht worden wäre. Wie Siegfried, den Todespfeil in der Brust, den Schild gegen den wegspringenden Hagen schwingt das wird stets als ein echter Ausdruck nordischen Heldenthums sich behaupten; und wie Cornelius eine Reihe von Scenen des Liedes auf dem Titelblatt zusammenfaßt und unten um die wenigen Ueberlebenden die Leichen der Erschlagenen aufschichtet und einen erschütternden Klagegesang veranschaulicht, das zeigt wie der Meister nun seinen Stil gefunden hat; eine eigene aus deutscher Wurzel hervorgewachsene, in Italien zur Blüte gekommene Kernhaftigkeit tritt uns vor Augen. Cornelius zeichnete auch jetzt noch den Kupferstechern Strich für Strich vor; er erweckte den Cartonstich der Alten, Dürer's und Marc Anton's wieder; nicht farbige Wirkung, sondern Bestimmtheit der Form sollte erzielt werden. Barth, Amsler, Lips, später vor allen E. E. Schäffer und Thäter haben sich darin bewährt.

Nur im Vorbeigehen gedenken wir kleiner Bildchen in deutschen Taschenbüchern, um des täglichen Brotes willen in Frankfurt und noch in Rom gezeichnet; statt des Gefälligen, das man zu fordern berechtigt ist, zeigt sich Ungeschick und Härte; man spürt auch hier wie der Meister innerlich alles groß anschaut was in dem dürftigen Format kleinlich wird. Er selbst klagte daß in Deutschland nichts Grandioses, vielmehr das Duodezformat verlangt werde; „was sich über ihr Spießbürgerliches hinüber- und hinausarbeiten will ist ihnen unbequem, weil nicht bei einer Pfeife

Taback und einer Tasse Thee die Sache kann genossen werden; und das Außerordentliche wird beinahe wie das Unordentliche behandelt. Das nenn' ich Philisterei." Wohl. Aber auch der leichte Lebensgenuß und das Spiel der Anmuth hat sein Recht neben dem Ernst der großen That und der Feierlichkeit der religiösen Erhebung.

Cornelius hatte schon im ersten römischen Jahre nach Hause geschrieben: „Ein deutscher Maler sollte nicht aus seinem Vaterlande gehen! Ich fühl' es mit Schmerz und Freude daß ich ein Deutscher bis ins innerste Lebensmark bin." Als Deutschland gegen Napoleon sich erhob, dachte er sofort von Rom in die Heimat zu gehen und theil an ihrer Befreiung zu nehmen. Aber ein Paß ward ihm versagt, und man konnte nicht durch Italien reisen ohne sich „den lumpigsten Plackereien" auszusetzen. Er schrieb am 20. October 1813 an Wenner nach Frankfurt: „Ich will nun an nichts denken als wie ich meine babylonische Gefangenschaft so würdig als möglich benutze; denn am Ende gehört zu allem guter Muth und tapfere Beharrlichkeit. Mehr kann der Mensch nicht als sein Leben und all seine Kraft an seine liebste heiligste Ueberzeugung setzen. Jeder aber thut's nach seiner Art, seiner Umgebung, seiner Natur gemäß. Alles was ich nun hier thun kann mag in diesem großen Augenblick unnützer, überflüssiger erscheinen als es in der That ist. Denn wenn die Freiheit, die jetzt gewiß und wahrhaftig errungen werden wird, würdig soll genossen und den künftigen Zeiten gesichert werden, so muß der Genius der Nation in allen Dingen durchdringen bis ins unterste Glied. Denn nicht große Armeen, Festungen und Bollwerke sind der Schutz des Volkes, sondern sein Glaube, seine Gesinnung. Dies ist die innerste Kraft, die nach außen wirkt und schafft und belebt auf alle Weise und in jeder Sache; und kein Ding ist da gering zu achten, denn es ist ein lebendiges Glied am lebendigen Körper. Daß beinahe alles in unserm Vaterland anders werden muß, wenn es der Zeit und dem Sinn des Volkes gemäß sein soll, begreift ein jeder. Doch jeder kann nicht zu jedem tauglich sein und den Quell des Uebels so eigentlich aufspüren. Ich kann's in keiner Sache, aber in meiner Kunst kann ich's! Ich sehe deutlich wo es hier fehlt. Die Vorsehung hat mir hier einen großen Wirkungskreis angewiesen. Möge es ihr doch auch gefallen daß ich nur einen Stein zu den Grundfesten eines deutschen Kunsttempels lege, so werde ich mich in der Ueberzeugung nicht ganz vergeblich gelebt zu haben befriedigt fühlen."

Das sind Worte von echtem Schrot und Korn, und sie gelten noch heut uns allen nach der endlichen Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs, wenn es bestehen und gedeihen soll. Fichte's Reden an die deutsche Nation hatten ähnlich gelautet; der gleiche Hochsinn beseelte den Idealismus des Denkers und des Künstlers. Der Maler Xeller schrieb 1815 dem Kupferstecher Barth: „Cornelius baut alles auf den wiedergebornen Geist unsrer Nation, und in diesem Glauben spricht er in prophetischem Eifer wie ein Apostel der Kunst.“ Zeugniß davon gibt uns ein Brief an Görres, der durch seinen Rheinischen Mercur eine Macht geworden war und die öffentliche Meinung herrschend lenkte. Daß dieser sich um einen Ehrengehalt für Cornelius am preußischen Hofe bemüht hatte, gab dem Künstler Anlaß sein Herz ihm auszuschütten. Der Brief vom 3. November 1814 ist wie ein Manifest, das der aufstrebende Meister im Hochgefühl des Berufenen erlassen hat. „Die Kunst soll das Salz der Erde sein! Sie werden es für höchst wünschenswerth halten, wenn dieselbe in unserm Vaterland in ihrer alten Kraft, Schönheit und Einfalt erwachte und mit dem wiedergeborenen Geist der Nation gleichen Schritt hielte, ihrer starken aber dunkeln Sehnsucht nach oben still, klar und liebend entgegenkäme, keine Kraft brechend, aber jede ordnend, lenkend zum höchsten Einen, als die Aufgabe alles Bildenden, so wie es die wahre Kunst zu allen Zeiten unter allen edeln Völkern auch gethan. Unser Vaterland steht auf einem Punkte wo es einer solchen Kunst nicht entbehren sollte; sie könnte ein mächtiges Organ zu Trefflichem sein. Daß aber solche wieder gleich einem Phönix aus ihrer Asche entstehen kann, daran zweifle ich nicht im mindesten; der Keim liegt tief in der deutschen mütterlichen Erde und der Frühling naht, — erstens und vor allem dieses! Zweitens glaube ich daß Gott sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen will um von ihr aus ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über der Erde zu verbreiten. Drittens daß die Nation frei ist, frei durch eigne Kraft und Tugend, und durch den Gott der sie verliehen; sie kennt die Kraft und sehnt sich nach den Urquellen in allem Positiven, will dieses theure einzige Gut nicht mehr verlieren und hat eine herzliche Freude an jeder Frucht, die aus ihrem Schoße hervorgeht. Viertens es hat eine kleine Anzahl deutscher Künstler, gleichsam durch eine göttliche Erleuchtung von der wahren Hoheit und Göttlichkeit ihrer Kunst durchdrungen, angefangen die verwachsene Bahn zu ihrem heiligen Tempel zu

reinigen, um dem vorzuarbeiten der da kommen wird um sein Inneres zu säubern von Käufern und Verkäufern. Dieses Häuflein harrt auf eine würdige Veranlassung und brennt vor Begierde der Welt zu zeigen daß die Kunst jetzt wie einst herrlich ins Leben zu treten vermag, wenn sie nur aufhören will eine feile Dienerin üppiger Großen, eine Krämerin und niedrige Modezofe zu sein, wenn sie, durch eine mächtige Liebe überwältigt, einherwandeln will in Knechtsgestalt, mit keinem andern Schmuck als dem der Liebe, der Reinheit und der Kraft des Glaubens, als den wahren Adelsbriefen ihrer göttlichen Abkunft."

Was der freien Entwickelung der Kunst furchtbar entgegenstehe, fragt Cornelius weiter, und vergißt den erloschenen Sinn für sie im Volk seit den jammervollen Tagen des dreißigjährigen Kriegs; er nennt zuerst den Mangel an Organen höherer Art bei unsern Fürsten und Großen, während ihn bald deutsche Könige in ihren Dienst berufen sollten, und bespricht dann zweitens den Lügengeist der modernen Kunst überhaupt, die mit ihrem Eklekticismus ganz wohl zu der Schwäche und Nichtigkeit der herrschenden Klassen stimme; er eifert gegen die damaligen fatalen Kunstakademien und deren „lederne Vorstände, die nur sich, ihre maschinenmäßige Richtigkeit und weiter nichts zum Ziel haben und alles was der Staat für die Kunst thun will in ihre Kanäle zu lenken wissen, wo es sich in ihren Schaum und Rauch auflöst". Was er aber für das unfehlbare Mittel hält der deutschen Kunst einen neuen Aufschwung zu geben, würdig der großen Zeit und des Geistes der Nation, das ist nichts anderes „als die Wiedereinführung der Frescomalerei, so wie sie zu Zeiten des großen Giotto bis auf den göttlichen Rafael war". Er fährt fort: „Seit ich die Werke dieser Zeit gesehen, mich mit ihnen vertraut gemacht und sie mit denen unsrer Vorfahren verglichen, muß ich zwar gestehen daß letztere Kunst eine zum wenigsten eben so hohe, reine und wahre, vielleicht noch tiefere und gewiß eigenthümlichere Intention hat; aber in Hinsicht der erstern muß ich denen beipflichten die der Meinung sind daß solche sich in ihrer Natur freier, vollkommner und größer entwickelt hat. Nebst der außerordentlichen und wahren Aufmunterung, welche die Kunst durch die lebhafte Theilnahme der ganzen Nation genoß, und nebst andern äußerlichen Ursachen halte ich die Frescomalerei für die erste die dieses bewirkte. Natürlich setze ich innere voraus; denn ist der Geist Gottes nicht mit der Kunst, so helfen alle andern Mittel nichts

und die größten Anstrengungen und Aufmunterungen sind nichts als Tand. Diesen Geist also vorausgesetzt ist die Frescomalerei so recht geeignet alle Elemente der Kunst aufs Freieste und Größte in sich aufzunehmen, und statt auf dem Wege des leeren Eklekticismus blos unvereinbare Aeußerlichkeiten vereinen zu wollen zieht sie wie in einen Brennpunkt die von Gott ausströmenden Lebensstrahlen zu einem glühenden Brand zusammen, der wohlthätig die Welt erleuchtet und erwärmt. Und in geistiger und körperlicher Hinsicht gehören ihre Werke demjenigen Flecken der Erde so eigentlich an wo sie entstanden sind; sie sind mit Gott, Natur und der Zeit und dem umgebenden Leben im schönsten Einklang, und kein gebildeter Barbar führt sie weg; sie gleichen einem edeln trefflichen Mann, dessen Kraft und hoher Werth der Menschheit im allgemeinen ein Segen, eine Freude ist; doch gehört der schönste, wirksamste Theil, die zärtlichste Beziehung seines Lebens einem kleinern nähern Kreise gewählter Herzen an, die ihn so eigentlich denn doch besitzen. So wäre denn zur Beförderung eines guten Anfangs dieser Sache nichts wünschenswerther als daß man denjenigen welche die Wahrheit in der Kunst mit tapferm Herzen ergriffen und im Kampf ihre Kräfte vermehrt und gebildet, dasjenige Vertrauen schenkte was sie verdienen, und so vereinte Kräfte ihrem einstimmigen Wunsche gemäß zu einer großen würdigen Arbeit in einem öffentlichen Gebäude irgendeiner deutschen Stadt gebrauche. Das öffentliche Leben ist ja so arm an allem edeln Schmuck, und so viel Talent und Kraft verzehrt sich in unbefriedigter Sehnsucht nach Thätigkeit und Anerkennung; denn was hilft's daß ein Licht unter einem Scheffel brenne, und es soll leuchten vor der Welt; denn es ist Finsterniß genug in derselben. Käme aber mein Vorschlag in Erfüllung, so glaube ich voraussagen zu dürfen daß dieses gleichsam das Flammenzeichen auf den Bergen zu einem edeln Aufruhr in der Kunst gäbe; dann würden sich in kurzem Kräfte zeigen, die man unserm bescheidenen Volk in dieser Kunst nicht zugetraut; Schulen würden entstehen im alten Geist, die ihre wahrhaft hohe Kunst mit wirksamer Kraft ins Herz der Nation, ins volle Menschenleben ergössen und es schmückten, sodaß von den Wänden der hohen Dome, der stillen Kapellen und einsamen Klöster, der Rath- und Kaufhäuser und Hallen herab nur vaterländisch befreundete Gestalten in neuerstandner frischer Lebensfülle, in holder Farbensprache auch dem Geschlechte sagten: daß der alte Glaube, die alte Liebe und mit ihnen die alte Kraft

der Väter wieder erwacht sei, und der Herr unser Gott wieder ausgesöhnt sei mit seinem Volke."

So hatte Cornelius überall die höchste Aufgabe, die edelste Wirkung der Kunst im Auge; doch ehe wir betrachten wie sich sein Programm erfüllte und nicht erfüllte, werfen wir noch einen Blick auf die kleinern Arbeiten jener Jahre. Sie waren neben der vaterländischen Dichtung der Religion gewidmet: aber nicht so sehr der lyrische Fiesole, wie bei Overbeck, als die mehr epischen Florentiner, Masaccio, Filippino Lippi, Ghirlandajo und Signorelli, waren seine Ausgangspunkte. Die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen, Scenen aus der Kindheit Jesu, eine Heilige Familie, der Abschied der Familien von Jesus und Johannes vor der Flucht nach Aegypten, dann diese selbst boten ihm den Stoff zu Oelgemälden. Vornehmlich aber vertiefte er sich in die Leidensgeschichte des Heilands, und hier entstanden Zeichnungen edelster Art, eine Kreuzabnahme, und zwei Grablegungen; eine dritte führte er in Oel für Thorwaldsen aus. Von der Zeichnung, im Besitze von Mumm in Frankfurt, sagt Förster mit vollem Rechte: „Die Formen sind im großen, einfach edeln Stil der italienischen Kunst gehalten; die Ausführung auf bräunlichem Papier mit der Feder und mit aufgesetzten Goldlichtern übertrifft an Feinheit und Vollendung alles was mir von neuen Künstlern bekannt ist." Jener altdeutsche Zug der feinsten Durchbildung aller Details, wie wir ihn bei Jan van Eyck, bei Holbein bewundern, bekundet hier zugleich die seelenvolle Innigkeit mit welcher Cornelius dem Gegenstande sich hingab. Vortrefflich in der Composition des Ganzen und im Ausdruck des Einzelnen ist auch die Zeichnung vom Abschied des Apostels Paulus von den Ephesern, empfindungsvoll ohne weichliche Gefühlseligkeit, allgemein verständlich, männlich gesund. — Aber auch Shakespeare, den Schlegel bei uns so meisterlich einbürgerte, zog der Zeichner in seine Kreise. Romeo und Julia beschäftigten ihn, und neben verschiedenen Skizzen entwarf er das von Schäffer gestochene Blatt, das die Liebenden im Tode, in dessen verklärender Ruhe zeigt gegenüber der leidvollen Bewegung der Lebenden; mit Recht ist hier der italienische Stil an die Stelle des nach Albrecht Dürer gebildeten deutschen im Faust und in den Nibelungen getreten, zum Wahrheitssinn ist die Liebe der formalen Schönheit gekommen. Wenn Cornelius gern behauptete daß die Kunst eine Fabel sei, bei der es nicht auf die äußere Wahrscheinlichkeit, sondern auf die innere Wahrheit

ankomme, so lag ihm wol dabei wie bei jenen Schöpfungen die Goethe'sche Fassung des Gedankens im Sinn: „Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit; der gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht."

Cornelius hatte eine Römerin geheirathet und hatte in der Sorge für Weib und Kind schwere Tage durchgemacht; fieberkrank einen Winter lang lag er, wie Xeller sich ausdrückte, auch im Kampf seiner wilden Natur mit seinem idealen Streben. „Durch Kreuz kam er zu Gott, und so hat er gewiß den Schlüssel und den rechten Weg gefunden. Ich wollte ich könnte ihn aus seiner Gefangenschaft erlösen, wie er jetzt Rom nennt." Damals schrieb er einem scheidenden Landsmann ins Gedenkbuch:

Kommt Ihr zurück ins Vaterland, so grüßet, Freund,
Die Guten alle, die noch mein gedenken.
Auf freien Höhn, im dunkeln heil'gen Wald,
Beim Rauschen deutscher Ströme denkt an mich.
Doch kommt Ihr an den schönen stolzen Rhein,
So grüßt den Alten, rufet meinen Namen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth,
Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heimath.
Und tretet Ihr zu Cöllen in den Dom,
O so gedenket meiner vor dem Herrn,
Auf daß ich heimgelang' ins Land der Väter.

Doch bevor dieser Wunsch sich ihm erfüllte bot ihm Rom selbst Gelegenheit seine dortige Bildungszeit, seine Wanderjahre mit einem Meisterstück abzuschließen und das ersehnte Gebiet der Verheißung zu betreten, die monumentale Malerei im Frescostil wieder zu beleben. Der preußische Generalconsul Bartholdy war 1815 nach Rom gekommen und ebenso einsichtsvoll wie hochsinnig entschloß er sich den jungen Künstlern Gelegenheit zu einem größern gemeinsamen Werk zu geben, einige seiner Wohnzimmer im Palast Zuccari künstlerisch ausschmücken zu lassen. Cornelius erklärte sich mit seinen Freunden bereit historische Bilder auf die Wände zu malen, wenn ihnen nur die Farben und der tägliche Unterhalt während der Arbeit gestellt würden. Neuer Zuzug junger Maler war aus Deutschland gekommen, unter ihnen Philipp Veit und Wilhelm Schadow; mit diesen und Overbeck ging Cornelius ans Werk. Der jüdischen Confession des Bestellers entsprechend ward

ein alttestamentlicher Gegenstand gewählt, die Geschichte Joseph's. Overbeck malte wie diesen die Brüder verkaufen, Schadow wie sie dem alten Jakob das blutige Gewand bringen, Veit Joseph's Versuchung, Cornelius auf einer der Wände das Doppelbild wie Joseph Pharao's Traum deutet, und wie er sich seinen Brüdern zu erkennen gibt. Cornelius gab den Ton an, und wie sehr er auf die Freunde einwirkte das zeigen besonders die sinnbildlichen Familiengruppen, eine Mutter mit verschmachtenden und mit lebenstrotzenden Kindern, die sieben magern und fetten Jahre darstellend, welche Overbeck und Veit ausführten und mit so kraftvollen Linien in den Raum hineincomponirten, daß man mehr seine als ihre Art zu sehen glaubt.

Mit der Traumdeutung gemahnt Cornelius selbst an die Loggien Rafael's; aber da ist mehr heitere Anmuth, bei ihm mehr großartiger Ernst. Auf dem andern Bilde stürzt Benjamin jubelnd an die Brust Joseph's, während die andern Brüder überrascht voll Angst und Reue zurückfahren oder Versöhnung suchend in die Knie sinken. Nichts Schroffes oder Gewaltsames stört uns hier; alle Motive sind schlicht empfunden, phrasenlos klar ausgedrückt, jedes Besondere für sich bedeutsam und zugleich vom Geist des Ganzen beseelt und eingegliedert. Zum genialen Entwurf kamen sorgfältige Naturstudien für die Ausführung, und so zeigt das Bild auch in der Farbe eine Sorgfalt und Harmonie wie kaum ein späteres Gemälde von Cornelius; ein Hauch italienischer Schönheitsfreude weht über der deutschen Kraft. Man spürt wie wohl es dem Maler war endlich in lebensgroßen Gestalten im monumentalen Stil sich auszusprechen; das Fresco, das die rasch entschlossene Arbeit fordert und auf Composition und Charakter den Nachdruck legen heißt, war in der That seine naturgemäße Darstellungsweise.

Der erste wohlgelungene Schritt reizte zur Nachfolge. Der Marchese Massimi beschloß seine Villa mit Darstellungen zu den italienischen Epikern ausschmücken zu lassen; Cornelius sollte Dante, Overbeck Tasso, der aus Wien neu heranberufene Julius Schnorr den Ariost übernehmen. Sie thaten es, nur daß für Cornelius, da er nach Deutschland heimkehrte, später Veit und Koch eintraten. Die Skizzen zum Himmel hat Cornelius entworfen und für einige die Cartons gezeichnet; das Paradies sollte die gewölbte Decke zieren, für den Berg der Reinigung und die Hölle waren die Seitenwände bestimmt, und es ist für immer zu bedauern, daß Cornelius das furchtbar Gewaltige des Bösen wie die Erhebung

und Läuterung aus Nacht zum Licht nicht auch so vorzüglich veranschaulicht hat wie den Frieden, die ruhige Milde der Seligen. War doch Dante mehr als Goethe und Shakespeare für ihn der congeniale Poet mit seiner Feuerseele, seinem Tiefsinn, seiner so religiösen wie geistig freien kühnen Lebensansicht, seiner schneidigen, realistisch-packenden Charakteristik! Die Zeichnungen zum Paradies hat Döllinger herausgegeben. Es sind stets einzelne Gruppen von Seligen, wie sie der Dichter nach Maßgabe ihrer besondern Tugenden in die himmlischen Sphären vertheilt hat. Da sind Männer die um des Ruhmes willen edle Thaten vollbracht, oder Männer und Frauen welche die irdische Liebe zur himmlischen geläutert haben; da kommen die leuchtenden Lehrer der Wissenschaft, dann die Kriegshelden des Glaubens, bis Dante mit Beatrice vor drei Apostel tritt, welche Glaube, Hoffnung, Liebe repräsentiren, Petrus, Jakobus, Johannes, oder vor Adam und Stephanus, welche Sünde und versöhnenden Tod, vor Moses und Paulus, welche Gesetz und Gnade veranschaulichen. In der Mitte des Ganzen schaut Maria zum dreieinigen Gott empor, vor ihr kniet der heilige Bernhard neben Dante in Anbetung. Feierlich wie ein religiöser Hymnus wirkt das Ganze; jede Gestalt spricht für sich und drückt in seliger Ruhe die Stimmung, die Geistesart aus, welche der Dichter ihr zugetheilt. Rafael mit seiner Disputa, aber nicht minder auch Signorelli mit der Schilderung des Paradieses im Dom zu Orvieto haben hier dem Künstler vorgeschwebt; er hat eine Art von mittlerer Stellung zwischen beiden, und doch seine deutsche Eigenthümlichkeit nicht geopfert; wir gewahren wie auch das Majestätische seine Anmuth hat und strenger Ernst mit klarer Milde sich paart.

Zur Heimkehr ins Vaterland für Cornelius wirkten der Kronprinz Ludwig von Baiern und der preußische Gesandte Niebuhr zusammen. Der berühmte Historiker war im October 1816 nach Rom gekommen, und rasch erkannte er in Cornelius den bedeutendsten unter den jungen Künstlern; er war ihm zuerst Gönner und Förderer, dann treuer Freund; das prächtige Titelblatt der Nibelungen ist ihm „in unbegrenzter Liebe und Dankbarkeit“ gewidmet. Bald nannte er den „wundervollen Zeichner“ den reichsten unter den interessanten und liebenswürdigen Menschen, die er im Kreise der Maler gefunden: „sein Sinn in der Kunst geht ganz in die Tiefe und auf das Einfältige und Große.“ In Niebuhr's Briefen wird dann folgende schöne Geschichte erzählt, die uns zu

weitern Betrachtungen hinüberleitet: „Bunsen wohnt oben im Palast Caffarelli und über dem Palatin. Als wir nach Mitternacht auf der Loggia standen, sahen wir den Jupiter funkeln, als schaue er auf seinen Tarpeischen Fels. Es wurden Gesundheiten getrunken. Ich sagte zu Thorwaldsen: laßt uns die Gesundheit des alten Jupiter trinken! Von ganzem Herzen gern, antwortete er. Einige stutzten. Cornelius stieß mit an und erwiderte uns.“ Unter Niebuhr's Führung ist es geschehen daß Cornelius sich so rasch in das griechische Alterthum hineinarbeitete, als ihm der Auftrag zu den Glyptothekgemälden ward. Ein andermal heißt es: „Cornelius ist so wenig ein Zelot, daß er, als wir mit ihm über seine Lieblingsidee ein Jüngstes Gericht zu malen redeten, uns zwar abschlug Luther in die Himmelsglorie zu versetzen, weil er das ja nicht dürfe; aber er solle dem Teufel die deutsche Bibel entgegenhalten und dieser davor zurückweichen.“ Nehmen wir hierzu ein anderes Wort: „Cornelius ist ein inniger Enthusiast für Goethe; Goethe hat keinen inspirirt wie ihn.“ Gerade diese beiden Stellen vereint widerlegen die von ultramontaner oder irreligiöser Seite verbreiteten Meinungen, welche auf dem Jüngsten Gericht in der Ludwigskirche zu München in einem Kopf neben den heuchlerischen Mönchen den Luther und in dem vor dem Satan knienden Schlemmer den Goethe erkennen möchten. Es ist eine Beleidigung gegen Cornelius das in sein Bild hineinzutragen.

Seine gesunde Natur bewahrte Cornelius, wir dürfen dabei wieder an Niebuhr's Einfluß denken, vor der Verirrung der Nazarener in ihrer Verleugnung der Antike, in der sie nur ein sinnliches Heidenthum sahen, und vor dem Glauben durch Rückkehr zum Mittelalter in Fühlen und Denken das Heil der Gegenwart zu finden, und so wissentlich oder unwissentlich mit manchem Romantiker der Literatur, Friedrich Schlegel an der Spitze, in den Dienst jener Reaction zu treten, welche die frische Blüte des deutschen Geistes knickte. Die Hinneigung zum Katholicismus, bei A. W. Schlegel nur „prédilection d'artiste“, führte seinen Bruder Friedrich bereits 1808 in den Schoß der römischen Kirche. Novalis pries das Mittelalter, wo ein heiliger Sinn geherrscht, gegenüber der Verderbtheit fortschreitender Cultur. Da fand auch Overbeck 1813 daß der katholische Cultus für ihn der befriedigendste und naturgemäßeste sei, und darüber wird niemand mit ihm rechten; im Gegentheil, wie Herder bei dem Uebertritt Stolberg's daran erinnerte daß auch Katholiken Christen sind, so wird eine humane

Bildung es jedem gestatten daß er sich dem Bekenntniß und Ritus offen anschließt die seiner Sinnesart am besten entsprechen. Als aber beide Schadow dem Beispiele Overbeck's folgten, und rasch nacheinander viele schwächere Geister meinten sie müßten die Reformation verleugnen um bessere Maler zu werden, so erklärte sich Cornelius bestimmt dagegen. Es ist das zornige Wort von ihm überliefert und auch später als echt bestätigt worden: „Wenn jetzt noch ein Lutheraner oder Reformirter katholisch wird, dann werd' ich Protestant!" „Sie wußten nicht was sie thaten", äußerte Niebuhr von den Uebergetretenen. Er, der überzeugt war Deutschland trete nun in der Kunst in eine ähnliche neue Epoche wie die unserer aufblühenden Literatur im 18. Jahrhundert war, durchschaute das Gefährliche und Beengende in dem kastenhaft sich abschließenden Nazarenerthum, und schrieb die scharfe Kritik desselben: „Dies ganze Leben der Künstler hier taugt nichts, es ist grundverderblich. Ihre ganze Lage ist falsch, sie machen hier einen vornehmen Stand aus, sie werden blind und schief für alle Verhältnisse der Welt, so dünkelvoll und eitel. Nur in einer mannichfach und reich geordneten bürgerlichen Gesellschaft kann ein Künstler, der nicht ein Wunder ist wie Cornelius, ein gesunder Mensch bleiben." Um so eifriger trachtete er dem „frischen und mächtigen, von aller Beschränktheit freien Geist" eine Stellung im Vaterland zu verschaffen. In Briefen an Savigny, an Nicolovius, in amtlichen Berichten wünschte er mit Bezug auf die Bilder in den Zimmern Bartholdy's, daß den jungen Künstlern, vornehmlich dem besten unter ihnen, Aufträge monumentaler Malerei in Deutschland zutheil werden möchten.

Indeß die Jahresfeier der Leipziger Befreiungsschlacht fand die Künstler noch zusammen in Rom. Friedrich Rückert war anwesend und begrüßte sie in einem Gedichte, weil sie entsagungsbereit und nur auf das Höchste gerichtet ein Octoberfeuer für das Vaterland angezündet, dessen Glut bis über die Alpen hinüberleuchte:

Wie sich diese Flamme nennet?
Diese Flamme nennt sich Kunst!
Und von allem was da brennet
Kenn' ich keine höh're Brunst.
Denn es ist, wo aufgegangen
Rechter Art ist dieser Brand,
Alles drin mit inbefangen:
Tugend, Gott und Vaterland

Dann kam im Januar 1819 Kronprinz Ludwig von Baiern nach Rom, bereits entschlossen der deutschen Kunst ein Schirmherr zu werden, bereits beschäftigt mit dem Bau der Glyptothek, die den Schätzen antiker Plastik eine würdige Stätte bereiten sollte. Mit Freude sah er die Fresken in Bartholdy's Hause und erkannte in Cornelius den rechten Mann für seine künstlerischen Plane, und für Cornelius war es die Erfüllung seiner Lebenswünsche, als er den Antrag erhielt einige Säle der Glyptothek mit Decken- und Wandgemälden der griechischen Götter- und Heldensagen zu schmücken. Als der Fürst Ende April abreiste, veranstalteten ihm die Künstler ein Fest in reich decorirtem Saal; drei große Transparente mit Sockelbildern wurden nach den Ideen von Cornelius ausgeführt. Unter deutscher Eiche thronte an der Rückwand die Poesie zwischen den andern Künsten, deren fürstliche Schutzherren wie die Gesetzgeber Moses, Solon, Numa, Karl der Große an den Seitenwänden dargestellt waren; Hercules den Augiasstall reinigend, Simson die Philister besiegend symbolisirten in biblischer und hellenischer Sage die Hoffnung der Jugend. Rückert ließ die Muse den Gast feiern und die Bilder erläutern. Von München aus dankte der Heimgekehrte in einem Gedicht, in welchem er ausführt wie die Künstler apostelgleich nach Deutschland kommen und das Evangelium des Schönen verbreiten sollen. Da heißt es — auch für den Fürsten eine erfüllte Weissagung:

Wie zum freudig schattenreichen Baume
Einst der Same wird, der ausgestreut,
Geht das Schöne, was nur einem Traume
Gleich, verklärend in die Wirklichkeit.

Und mit seinen lebensfrischen Aesten
Wölbt der Baum sich über Deutschland ganz,
Und von Nord nach Süd, von Ost nach Westen
Wird die Heimat überstrahlt von Glanz.

Tiefe feste Wurzeln wird er schlagen
In dem ganzen deutschen Vaterland;
In der Zukunft Ferne wird er ragen,
Wenn des Staatsmanns Werk schon längst verschwand.

Den König hat sein Wirken für die Kunst unsterblich gemacht; manches in seiner Politik gereichte dem Volk weniger zum Segen und ist vorübergegangen, aber seine Kunstschöpfungen dauern.

Niebuhr hatte indeß seine Bemühungen fortgesetzt Cornelius

für Preußen zu gewinnen, und als es sich um das Directorium der düsseldorfer Kunstakademie handelte, verfaßte er einen Bericht an den Minister Altenstein, der gleich ehrenvoll für den Gesandten wie für den Künstler war. Darin heißt es: „Einen Ausspruch, von dem man wie von seinem Dasein gewiß sein kann daß wenigstens das nächste Geschlecht ihn allgemein bekennen wird, darf man getrost äußern, ehe er noch die allgemeine Stimme sein kann: Cornelius ist unter den Malern was Goethe unter unsern Dichtern ist. Sein Verstand ist ebenso vorzüglich wie sein Genie und Talent, er zeichnet sich aus durch die seltenste Richtigkeit der Beurtheilung über alles was ihm so vor den Geist tritt daß es möglich ist ohne Gelehrsamkeit es zu durchschauen, und ich glaube daß sein Urtheil nie falsch sein wird, wenn eine auch ganz fremde Sache klar dargestellt ihm vorliegt; er ist in keinen Vorurtheilen befangen und durch und durch von lebendiger Wahrheitsliebe beseelt. Mit diesen Eigenschaften verbindet er die welche zum Erfolg des Wirkens von Mensch auf Mensch die wichtigsten sind. Daß er frei von dem leisesten Neid ist, folgt bei einer schönen Seele unmittelbar aus dem stillen Bewußtsein, welches er von dem was er ist haben muß. Er ist aber nicht nur dies, sondern voll Liebe und voll Eifers den jüngsten Künstlern mit Rath und That zu elfen. Solche die redlich Belehrung suchen sind freilich bei der herrschenden Sinnesart unserer Zeit und hier, wo die meisten so hinkommen daß sie sich schon etwas zu sein dünken, nicht zahlreich. Wird Cornelius auf die Stelle gesetzt wo er mit der Muße freier Bewegung, die dem großen Künstler nothwendig gelassen werden muß, der Meister einer echten Kunstschule sein kann, so wird er mit doppelter Lebenskraft schaffen und wirken, weil er sich dann ganz glücklich fühlen wird. Ich setze voraus daß nicht der Nichtkünstler dem großen Künstler vorschreiben und einrichten werde wie der Schüler zum Maler gebildet werden soll, sondern daß man sich darauf verlassen wird daß der glücklich gefundene, ein heilig gewissenhafter Mann, voll Liebe für die Sache und unbesorgt ob ihn ein Schüler übertreffen könne, das wissen und nach Wissen und Gewissen es bewirken werde; und ich verbürge meine Ehre und Wort, daß der Erfolg diese Versicherung rechtfertigen wird, daß niemand mehr als er und keiner von dem ich weiß wie er zum Director einer Kunstschule geeignet ist.“ — In der That hat der Erfolg Niebuhr gerechtfertigt. Die Zusammenstellung mit Goethe freilich finden wir nicht recht passend; so allseitig und

herrlich hat Cornelius den geistigen Gehalt des Jahrhunderts nicht ausgedrückt; so formvollendet und durchgebildet wie die des Dichters sind seine Werke nicht, und stets war das Große, Gewaltige vor dem naiv Graziösen, das Epische vor dem Lyrischen seine Stärke. Noch lieber würden wir bei ihm an einen Vergleich mit Schiller denken, hätte er wie dieser volksverständlich gewirkt; der energische Wille, das Gewissen war bei beiden eine begeisternde und maßgebende Muse, und das bewußte Schaffen überwog das unbewußt und unwillkürlich aufquellende, der Denker war im Maler wie im Dichter mächtig. Und das hat Niebuhr schön hervorgehoben wie die künstlerische Größe auf der menschlichen ruht; ohne Tiefe und Fülle des Geistes und ohne den Ernst der Gesinnung finden wir überhaupt keins der Häupter im Reich des Schönen, und das geniale Subject, das sich nicht selber ein Gesetz ist, wird, selbst begabt wie Byron und Heine, der Tragik dieser Begabung innewerden.

Cornelius hatte die Reise nach München angetreten, als Niebuhr den Auftrag erhielt ihn zum Director für Düsseldorf zu berufen. Langsam hatte er sich in Italien eingelebt, oft nach dem Vaterland sich heimgesehnt, aber der stillwirkende Zauber des Alterthums und der Meisterwerke der italienischen Malerei übte mit der Bildungsatmosphäre der dort lebenden Männer der deutschen Wissenschaft gerade damals, wo ihn die Entwürfe für die Glyptothek beschäftigten, ihren heilsamen Einfluß auf seine Seele, und so schrieb er mit schwerem und frohem Herzen scheidend einen Seufzer in der Sprache des Landes nieder: O Italia mia! vero paradiso terrestro! Solo del seno tuo nacque quel armonioso complesso del divino bello e del grande e maiestuoso nell' arte. Con umilità ma anche con orgoglio mi stimo l'ultimo dei tuoi discipoli.

Im October 1819 erhielt Cornelius in München den Ruf nach Düsseldorf und die Einladung einen Saal im berliner Schauspielhaus zu malen. Das letztere lehnte er ab angesichts der Verpflichtungen die er für den Kronprinzen von Baiern eingegangen. Die Anstellung in Düsseldorf gestattete ihm für die Sommermonate 1820 und 1821 nach München zu reisen und dort die übernommenen Frescomalereien auszuführen. Er sollte mit seinen hierfür gefertigten Zeichnungen und zur Berathung über die Organisation der rheinischen Kunstanstalt nach Berlin kommen, und leistete

Folge, indem er zugleich mittheilte daß ihm auch die Leitung der münchener Akademie angetragen worden, worauf er aber bei seinen Beziehungen zum preußischen Staat verzichtete. Die Cartons der münchener Malereien trug er diesem an, und so kamen sie in Besitz desselben und sind jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, die wesentlich für sie und für die Entwürfe zum Campo santo erbaut worden ist.

Cornelius machte zu Anfang 1820 einen mehrmonatlichen Besuch in Berlin, wo er so freundlich empfangen ward daß er hoffte sein Gestirn werde ihn einmal für die Dauer dorthin führen. Vom Nazarenerthum hatte er sich ja zur Antike gewandt und so war er einem Schinkel und Rauch näher getreten, und er merkte kaum daß er eine Gegnerschaft fand, wenn er sich als Reformator der Kunst und durch die Kunst ansah. Er kehrte nach München zurück und arbeitete dort für die Glyptothek, während es mit den düsseldorfer Einrichtungen sehr langsam ging. Manchmal sehnte er sich nach dem unabhängigen Leben in Rom zurück, er zweifelte ob er der Doppelstellung gewachsen sei, und fragte bei Overbeck an, ob derselbe nicht statt seiner nach Düsseldorf gehen wolle, da die münchener Arbeit für ihn selbst viel umfassender werde als er gedacht. „Ich habe mit Dir und unsern Freunden noch Großes im Sinn und es sind keine Luftschlösser. Alle jene seligen Träume werden noch wahr. Und wenn die schöne Zeit unsrer jugendlichen Vereinigung, alle jene Ahnungen, der überschwängliche Drang und die Begeisterung mit der Blüthensaat des Frühlings zu vergleichen ist, so kündigten die schwüle Luft und die Gewitter einen reichen Sommer an.“

Schon hatte das Malen in der Glyptothek begonnen und Cornelius in Schlotthauer und Clemens Zimmermann Gehülfen für den Göttersaal gefunden, wo auch Peter und Heinrich Heß sowie Heideck sich gelegentlich versuchten, und von Berlin aus trafen Karl Stürmer und Hermann Stilke als erste Schüler bei ihm ein; im October 1821 ging er mit diesen nach Düsseldorf. Die paar Jahre der Doppelstellung waren wol die glücklichste Zeit. Im Winter zeichnete er in Düsseldorf die Cartons, die er im Sommer in München mit den Schülern ausführte. Herman Grimm hat sehr richtig bemerkt: „Nichts fesselte Ludwig und Cornelius aneinander als gegenseitiges höchstes Vertrauen; weder hatte der eine zu gehorchen noch der andre zu befehlen, sondern nur beide zu wünschen; jeder glaubte im andern den Mann ent-

deckt zu haben dessen er bedurfte. Man athmete vorahnend den Duft einer Zukunft ein, die sich alle Tage erschließen konnte. Wenn Cornelius von Düsseldorf nach München zog oder von da an den Rhein zurückging, so umgab ihn als königl. preußischen Akademiedirector in Baiern eine Unabhängigkeit die er später nicht mehr besaß." Und in Preußen wußte man daß er jeden Augenblick in München eine bleibende Stätte haben konnte. Nur wollte Cornelius keine Stellung zwischen Langer und Klenze oder unter der Oberherrschaft des letztern. Der Kronprinz aber schrieb ihm: „Wenn unter den andern Künstlern auch mancher wackere darunter, ist doch kein Cornelius da, dessen Genie auf Adlersfittichen mächtig der Sonne zudringt; einzig ist er! ... Wüßten Sie, was ich alles für die Kunst vorhabe, wenn ich den Thron besteigen sollte — doch ich schweige."

Cornelius wirkte durch seine Persönlichkeit, sein Beispiel, seine Lehre höchst anregend auf die deutsche Jugend. Und in der Kunst ja schienen die großen Hoffnungen der Nation sich zu erfüllen; hier beargwöhnte man den Aufschwung der Ideen nicht, hier verkümmerten keine Karlsbader Beschlüsse wie in der Politik und in der Literatur ein freudiges Wachsthum, eine naturgemäße Entfaltung; vielmehr wetteiferten hier der Kronprinz von Preußen mit dem von Baiern in offener Anerkennung des Schönen in der Gegenwart, in kühner Hoffnung für die Zukunft.

Cornelius warnte seine Jünger davor sich allzu eng den Dichtern anzuschließen und nur wiederholend darzustellen was diese bereits (besser) auf ihre Weise gethan; man solle sein ganzes Leben von ihnen durchdringen lassen, an ihrem Feuer sich erwärmen, dann aber Religion, Sage und Geschichte selbständig erfassen und bildnerisch gestalten. Er empfahl das Studium des classischen Alterthums als das beste Heilmittel gegen jede magere Sentimentalität, Madonnen- und Undinenschwärmerei. Die Weltgeschichte sollte als eine einige betrachtet, Griechenthum, Christenthum, Deutschthum aufs innigste verschmolzen sein. Kein Fachwerk! Die Kunst duldet keine Trennung, sie ist ein Ganzes und kann nicht stückweise erfaßt werden. Es kommt alles darauf an wie eine Sache genommen wird; das Leben hat nicht nur materielle Wahrheit, es hat auch Poesie. Die Poesie des Lebens, die Bedeutung der Sache muß ergriffen werden! — Nicht blos in München, auch am Rhein sollte eine monumentale Kunst erstehen. Götzenberger, Stilke, Schorn, Anschütz, Ernst Förster, dann die

jüngern und größern Talente, Kaulbach und Eberle umgaben den Meister, und in der Aula zu Düsseldorf, im Assisensaal zu Koblenz, auf den Schlössern der Freiherren vom Stein und Plessen, des Grafen Spee wurden bald symbolische, bald der Sage und Geschichte gewidmete Werke unter Cornelius' Leitung entworfen, von seinen Schülern an den Wänden ausgeführt. Förster schrieb schon damals: „Hier ist es wo sich der Werth einer lebendigen Schule gegen das regelrechte Akademiewesen zeigt, hier wo der Meister jeden Einzelnen, seine Fähigkeiten und Neigungen abmessend, leitet und so den Durchbruch seiner Eigenthümlichkeit herbeiführt, und wo jeder an der Arbeit des andern Ermunterung und Anregung findet. So leben wir innig verbunden durch einen Meister, der uns in jedem als treuester Leitstern vorangeht, dessen Werke unserer Phantasie ein weites Feld aufthun und uns zeigen daß die Wahrheit und die Schönheit, wie sie das Leben selbst hat, nur in der Tiefe der Auffassung desselben und ihre Quelle somit im Gemüthe liegt. Und das erscheint ihm vor allem wesentlich daß ein bestimmter Zweck sich an die Arbeit eines jeden knüpfe, damit nicht fruchtlos in das Blaue hinein gemalt werde, wobei gar zu leicht ein gefälliger Selbstbetrug erwächst und Flauheit das Gepräge gibt. Nichts wird verschmäht, und wäre es eine Processionsfahne oder noch Geringeres, und wäre der Lohn noch so unbedeutend. Soll die Kunst das Leben durchdringen, so muß sie es von allen Seiten, sonst bleibt sie dem Volke fremd."

In München ging Cornelius mit dem Willen und Bewußtsein an das Werk daß hier etwas Neues für die Kunstübung und etwas Großes für die Mit- und Nachwelt geschaffen werden sollte. Eine Reihenfolge von Bildern sollte im Zusammenhange mit dem bestimmten Raum wie ein organischer Schmuck aus ihm hervorblühen, die Bedeutung des Gebäudes sinnvoll darlegen, und alles untereinander durch eine Idee verbunden sein: es galt nicht etwa nur dem Auge zu schmeicheln oder das Gefühl angenehm zu berühren, sondern den Geist zu befriedigen durch die gedankenreiche Auffassung und die erhabene Gestaltung. In Italien hatte Cornelius, der als Dürer's Jünger hingekommen, die antike Plastik und die großräumigen Frescogemälde vor sich gehabt, die seit Giotto dort geschaffen und von Michel Angelo und Rafael zur Vollendung gebracht waren. Wie Goethe studirte er beides, das Alterthum und die italienische Renaissance, und blieb Er selbst und Deutsch. Die Welt der griechischen Sage ward im deutschen

Geiste wiedergeboren; die Kraft des Gedankens und der energischen Charakteristik ersetzen was an Anmuth der Form, an Wohllaut der Farbe abgeht, ähnlich wie Voß durch Schwung und Stärke des Ausdrucks den Homer im Deutschen uns nahe gebracht, wenn er auch den leichten Fluß und die mühelose Grazie des Griechischen nicht erreichte. Es sind eher erzgegossene Nibelungenrecken als marmorschimmernde hellenische Helden und Götter, wodurch Cornelius mit eindringlicher Mächtigkeit seinen Sinn offenbart.

Die Glyptothek ist ihrer Bestimmung nach ein Tempel des griechischen Geistes, ein Museum antiker Götter- und Heldengestalten in Erz und Marmor. In stiller Sammlung soll der Beschauer die Plastik auf ihn wirken lassen; Gemälde an den Wänden würden die Aufmerksamkeit theilen. Aber als Ruhepunkte zwischen die griechischen und römischen Bildwerke wurden zwei Säle und ein Verbindungsgang angelegt, durch den man ursprünglich eintreten sollte; und hier war die Stätte für Cornelius. Er konnte sachgemäß keinen andern Stoff wählen als die Götter- und Heldensagen von Hellas. Während aber der Bildhauer vorzugsweise seine Kunst an der ruhenden Einzelgestalt zeigt, die er wie eine Welt für sich in selbstgenugsamer Hoheit hinstellt und von allen Seiten dem Beschauer zu einem befriedigten Anblick formt, erhält die Malerei, welche nur eine Seite und nur den Schein der Körperlichkeit geben kann, die weitere Aufgabe in mannichfaltigen Gruppen den Reichthum des Lebens zu zeigen, die Gestalten in Wechselwirkung untereinander und mit der umgebenden Natur und damit eine bewegtere Handlung im Ausdruck besonderer Stimmungen darzustellen.

Wir treten in den Göttersaal. Der Maler nimmt im Sinne der neuern deutschen Wissenschaft die Mythologie nicht als ein bloßes Fabelwesen voll bunter Spiele der Einbildungskraft, sondern als eine phantasievolle Gestaltung religiöser Wahrheit, die ewige Geltung hat. An der gewölbten Decke zeigt er uns das Walten der Gottheit im Reiche der Natur; die drei Seitenwandbilder versinnlichen sie als Trägerin der sittlichen Weltordnung in ihrer Beziehung zu den Menschen. Wenn die Griechen selbst von einem Zeus des Meeres und der Unterwelt reden, so liegt die Erkenntniß nahe daß der Dreiverein von Brüdern, welche die Schöpfung durchwalten, Zeus auf und über der Erde, Poseidon im Meer, Hades in der Unterwelt, daß diese Trias, sage ich, die in ihrer Offenbarung und in ihrem Wirken sich unterscheidende

eine und gemeinsame göttliche Wesenheit darstellt, und demgemäß erheben wir uns mit vielen der größten Geister des Alterthums zu dem Bewußtsein daß die vielen Götter das nach der Mannichfaltigkeit des Lebens entfaltete Eine Göttliche, die Personificationen seiner besondern Kräfte und Erscheinungen sind.

Die Liebe ist die erste und höchste Lebensoffenbarung; sie hält die Elemente einigend zusammen, die aus dem dunkeln Urgrunde sich scheiden. Den Eros bezeichnet ein alter Spruch als den erstgeborenen der Götter. Cornelius stellt ihn in den Mittel- und Anfangspunkt der Deckenbilder wie er vier Thiere lenkt und beherrscht, welche die vier Elemente versinnlichen: der Adler des Zeus die himmlische Region des Lichtes und Feuers, der Pfau der Götterkönigin Here die Luft, der Delphin das Wasser, der Cerberus die Unterwelt und die Erde die sie birgt. Weiter abwärts, von sich ausbreitenden Radien umsäumt, gesellen sich den vier Elementen die Tages- und die Jahreszeiten, auf deren Bestand und Wechsel das Naturleben beruht: dem Licht ist Sommer und Mittag beigeordnet, der finstern Erde Nacht und Winter, dem lebenerzeugenden flüssigen Elemente Morgen und Frühling, der Luft Abend und Herbst. Die Hore des Frühlings erscheint mit Eros und Psyche, die den Lenz der Gefühle im Erwachen der Jugendliebe darstellen, und darunter erhebt sich auf einem Zweigespann, begleitet von den Thauschwestern, die Morgenröthe um den Tag heraufzuführen; kleinere Bildchen daneben zeigen Auroras Erwachen und ihr Gebet um Unsterblichkeit für den geliebten Tithonos. Nereiden und Tritonen in den einrahmenden Arabesken erinnern wieder an das Wasser. Den Sommer veranschaulicht die Göttin der reifenden Saat, Demeter, in des Zephyr's Geleit, und den Mittag Apollon auf dem Sonnenwagen; kleinere Seitenbildchen zeigen Verwandlungen aus seinem Kreis: Daphne, die zum Lorber wird, Leukothea, Klytia und Hyacinth, aus denen Weihrauchstaude, Sonnenblume und Hyacinthe hervorsprießen; die Arabesken lassen den Genius des Gesangs zwischen Mänaden, Greifen, Tigern und Amoretten erscheinen. Den Herbst stellt der Bacchus der Weinlese dar; ihm gesellt sich als Abend die Mondgöttin mit dem Abendstern und der Dämmerung; die Seitenbildchen bringen die Mondgöttin mit Endymion, und sie, die Artemis, als Jagdgöttin mit Aktäon; in der Arabeske eine Jagd. Endlich schmückt sich die Hore des Winters zur Festfreude, während die Nacht unter ihr schwebt, mohnbekränzt, schleierumwallt, langsam

dahinfahrend mit ihren Zwillingskindern Schlaf und Tod; den Wagen ziehen Eulen und Traumgestalten; in den Seitenbildern spinnen die Schicksalsgöttinnen den Lebensfaden und thronen Hekate und Nemesis, die Nothwendigkeit und die vergeltende Macht des Maßes, sammt dem Gotte des Schweigens, dessen Füllhorn andeutet wie alle Dinge gedeihen in der geheimnißvollen Stille der Nacht; die Arabesken zeigen die Drachen der Finsterniß im Kampf mit den Genien des Lichts und die Liebesnächte von Zeus und Alkmene, von Eros und Psyche; — das Walten der Nacht mit seinem Ernst und seiner Freude, seinem Schrecken und Segen ist sinnvoll erschöpfend geschildert, und das alles steht unter der Herrschaft der Liebe, wie Eros hoch oben den Cerberus bändigend waltet.

Die Wand unter Luft und Abend hat das Fenster; die drei andern Wände veranschaulichen das Göttliche in geistiger Hinsicht, die Religion als Band zwischen Gott und Menschen. Dem Licht und Tag entspricht der Olymp; Zeus und Here thronen unter den Göttern, zu denen Herakles herantritt, der Mensch welcher das göttliche Gesetz in freiwilliger Dienstbarkeit erfüllt und sich dadurch den Himmel verdient, wo ihm Hebe den Trank der Unsterblichkeit reicht. Dem Element des Wassers schließt das Reich des Poseidon sich an, Tritonen und Nereiden um ihn und seine Gemahlin, neben dem Arion, der die Laute schlagend von einem Delphin durch die Wellen getragen wird, ein Bild wie die göttliche Gnade rettend des Menschen sich annimmt. Unter der Nacht und Erde entfaltet sich das Todtenreich; Orpheus fordert seine Gemahlin wieder vor Pluton's und Persephone's Thron; die Macht der Liebe überwindet die Schrecken des Todes. Die Größe des Malers bekundet sich auf diesen drei Bildern vornehmlich dadurch daß er die Götter der drei Regionen nicht situationslos nebeneinander hinstellte, sondern daß er eine Handlung fand, die unter ihnen vorgeht und zum belebenden Mittelpunkt für das Ganze wird; so gewann er eine gemeinsame Grundstimmung für alle Figuren und motivirte die Bewegung der Seelen wie der Leiber. Und diese Handlung veranschaulicht die sittliche Weltordnung. Doch sind nicht alle Bilder von gleichem Werth, namentlich nicht in der Ausführung. Römische Zeichnungen sind erhalten, auf welchen der Olymp und die Unterwelt noch in ein breiteres Mittelbild und zwei schmale Seitenbilder durch breite Arabeskenstreifen gesondert sind; mit Recht und Glück vereinte sie der Meister, als er die Cartons

zeichnete, umbildend und erweiternd zu dem in sich geschlossenen Ganzen. Dabei aber hat die Wasserwelt gelitten. Auf der Zeichnung braust Poseidon's Gespann herrlich bewegt heran, und in kühner Lust umschlingen sich Tritonen und Nereiden; die flüssig bewegten Formen sind vorhanden, die das rege Wellenleben fordert, aber die Ausführung in Fresco und bereits der Cartons vermissen läßt; die Malerei der Schülerhände ist hier besonders roh und hart. Auch der Olymp steht malerisch nicht auf der Höhe, welche Phidias und Praxiteles mit ihren plastischen Idealen erreicht haben, und der trunkene Silen, der Faun sammt ihren Böcken wären besser außerhalb geblieben. Aber des höchsten Preises ist die Unterwelt würdig. Der erhabene Ernst in dem thronenden Götterpaare der Mitte, eben zum Erbarmen sich neigend, der sein Sehnen und Verlangen singende Orpheus, und die aus dem Helldunkel lieblich wieder ins lichte Leben blickende Eurydike, dann rechts die bei der Musik entschlummernden Erinnyen und die ruhenden Danaiden, links die majestätisch strengen Todtenrichter mit den Schatten vor ihnen im Verhör; das ist alles für sich so charakteristisch und zugleich so frei und edel dem Rhythmus des Ganzen eingeordnet, die friedlich dunkle Stimmung auch malerisch so gelungen, daß wir hier, vielleicht nicht völlig in der Ausführung, gewiß aber in der Composition ein Gemälde haben von dem Michel Angelo und Rafael neidlos anerkennen würden daß es an ihre Schöpfungen heranreicht.

Anton Springer hat einmal geäußert: „Es klingt wie Ironie, wenn man behauptet die Lektüre des in Programmen veröffentlichten Inhaltes, welchen die Gemälde von Cornelius darstellen, gewährt kaum einen mindern Genuß als die Anschauung derselben, und doch ist es verhältnißmäßig wahr." Wahr in dem Sinn daß Cornelius als der erste große Maler im Weltalter des Geistes die Bedeutung seiner Aufgabe klar durchdachte und die entscheidenden Momente sicher erfaßte und phantasievoll ordnete; die dem Raum sich anschließende reiche Entfaltung der Idee fesselt den Verstand wie das Auge des Beschauers; der geistige Organismus gewinnt durch die architektonische Anordnung eine symmetrische Gliederung, eine sichtbare Verwirklichung, und auf dieser Grundlage bewegt sich das freie Spiel des Lebens. In diesem Anschluß der Malerei an die Baukunst und den Bau ist Cornelius den Meistern der italienischen Renaissance vollkommen ebenbürtig. Das ist auch im Heldensaal der Fall. Und sehr wohl that der Künstler,

daß er sich nicht die Argonauten und Thebaner zu der Troianersage aufdrängen ließ, sondern in der Ilias und dem was mit ihr zusammenhängt den repräsentirenden Gipfelpunkt erkannte und veranschaulichte. Auch Goethe schrieb: „Jedermann wird bekennen daß Sie sich in jene großartigen Welt- und Menschenereignisse hineingedacht, daß Sie deren wichtigen symbolischen Gehalt im Einzelnen wohl gefühlt, sich in Erfüllung (Erfindung?) des Darzustellenden glücklich, in Zusammenbildung des Ganzen meisterhaft erwiesen." Früh dachte Cornelius an die Veröffentlichung der Glyptothekbilder; Schäffer stach Nacht und Unterwelt, Merz die Zerstörung Troias, aber zweimal gerieth das Unternehmen in Stocken; erst die Photographie machte das Ganze zum Gemeingut; in München bot Böttiger den Cyklus in kleinen Blättern nach den Originalen, während die Photographische Gesellschaft in Berlin die dort erhaltenen Cartons, vornehmlich aller großen Wandgemälde, in entsprechend großem Formate treu und wirksam herausgab.

Die kleine Vorhalle zwischen Götter- und Heldensaal ist dem Prometheus gewidmet; That, Schuld, Erlösung, das Geschick der Menschheit ist hier abgespiegelt. Zugleich ist Prometheus der Urkünstler: er formt auf dem ersten Bilde den Menschen und diesen beseelt die Göttin der Weisheit. Das zweite Bild zeigt Pandora, die Allbegabte, das Weib; sie nimmt den Deckel von dem Gefäß, in welchem die Uebel verborgen waren, die sich nun über die Erde verbreiten. Der Mythus erinnert an Eva und den Sündenfall. Auf dem dritten Bilde wird Prometheus von Herakles aus seinen Fesseln erlöst. Im Heldensaal ist die Ilias dargestellt wie sie als Grundbuch des Hellenenthums dessen Geschichte im mythischen Spiegel schauen läßt. Die Mitte der gewölbten Decke nimmt die Hochzeit der Thetis ein: Peleus umarmt die geliebte Gattin, während im Hintergrunde Eris den Apfel für die Schönste bringt. Das Bild ist von keuschestem Liebreiz, von edelster Anmuth. Grau in Grau folgen in kleinem Maßstab herrliche Compositionen: das Urtheil des Paris, Helena's Hochzeit, Helena's Entführung, das Opfer der Iphigenia. Dann wieder etwas tiefer acht größere farbige Gemälde, Scenen aus der Ilias, in welcher die Haupthelden der Achäer und Troer in irgendeiner für jeden bedeutenden Situation nacheinander herantreten. Die Arabesken zwischen ihnen umrahmen sie durch die Schilderung anderer Mythen aus verschiedenen Sagenkreisen, in die sie der Phantasie den Blick eröff-

nen, wie ja auch das Homerische Epos thut. Von den drei großen Wandgemälden ist das erste dem Zorn des Achilleus gewidmet; als er das Schwert gegen Agamemnon ziehen will, faßt ihn Pallas am blonden Haar. Vor Agamemnon kniet bittend der Priester Chryses, seine Tochter sitzt indeß bereits abreisefertig auf einem Maulthier. Im Hintergrunde der Todespfeile versendende Apollon und die brennenden Scheiterhaufen. So ist mehreres was sich successiv begeben zu einem Moment zusammengefaßt; nur der langgestreckte Achilleus sammt der Göttin ist unschön. Viel gewaltiger ist der Kampf um den Leichnam des Patroklos, ein stürmisches drangvolles Schlachtgemälde voll heroischen Feuers; Achilleus, der im Hintergrunde mit Athene in das Streitgetümmel hineinrufend erscheint, findet dadurch wie bei Homer seine Verherrlichung daß sein Wort die rettende Entscheidung für die Griechen bringt. Aber noch ergreifender ist das Bild von Trojas Untergang. Das Pathos ist groß und echt wie in einer Tragödie Shakespeare's. In des Gemäldes Mitte sitzt unten die alte Hekabe, einer Niobe gleich, wie versteint von ungeheurem Schmerz. Angstvoll umklammern sie ihre Töchter. Andromache sinkt links neben ihr in Ohnmacht, da der wilde Neoptolemos ihr und Hektor's Söhnlein in die Flammen schleudert; rechts lagert in sich zusammengesunken der erschlagene Priamos; hinter ihm sucht Helena's schöner Leib sich an einer Säule aufrecht zu halten, während Menelaos nach Polyxena langt, Agamemnon nach der Mitte hin Kassandra fassen will. So die Mittelgruppe. Rechts von ihr sehen wir im Hintergrunde das hölzerne Pferd und die griechischen Feldherren, wie sie die Siegesbeute verlosen, links aber den Aeneas, wie er, den Sohn an der Hand, die heimischen Götter und den alten Vater von dannen trägt. So eröffnet sich uns der Blick auf Rom, die Perspective auf den Fortschritt des geschichtlichen Lebens aus der Zerstörung. Und wunderbar herrlich ragt die Gestalt Kassandra's, der Seherin, in der Mitte des Ganzen hervor; ebenbürtig der dichterischen Darstellung im Agamemnon von Aeschylos verkündet sie den Spruch des Schicksals wie eine Sühne für das Leid der Gegenwart, über das sie sich und uns erhebt. Vor diesem Meisterwerk war es wo König Ludwig das erste von ihm verliehene Kreuz des Kronordens am Sylvestertag 1825 dem Künstler mit den Worten an die Brust heftete: man pflegt Helden auf dem Schauplatz ihrer Thaten zu Rittern zu schlagen.

Schon damals ward in Raczynski's Buch über die neuere

deutsche Kunst das maßgebende Wort gesprochen: „Cornelius faßt stets den Grundgedanken in seiner einfachsten Wesenheit auf und bildet ihn in den wichtigsten Motiven aus, die er gedrängt nebeneinanderstellt und zu einem Ganzen zu verbinden sucht; dadurch erreicht er eine große Bedeutsamkeit und Tiefe der Darstellung, und das Aeußerliche seiner Composition hat aus demselben Grunde stets einen durchgeführten Ernst und läßt nichts Unwesentliches zu. Deshalb spart er auch den Raum, ja er verfällt zuweilen ins Allzugedrängte." Cornelius versetzt uns aber sofort in den Schwer- und Mittelpunkt der Sache; er weiß mit wenigem viel zu sagen, und die Strenge, mit welcher er das Wesentliche ergreift, verzehrt — zu sehr — alles Beiherspielende, Zufällige, sodaß die Nebenfiguren, die Züge individuellen Lebens, durch die uns Rafael entzückt, in denen Schnorr glücklicher ist als in der Hauptsache, bei Cornelius kaum vorkommen. Diese architektonische Strenge, die nur das Bedeutende und dies ganz gibt, ist sein Wesen und sein Ziel. Ja mit diesem Architektonischen scheint mir seine Lust am Symbolisiren wie seine Stärke in den cyklischen monumentalen Werken zusammenzuhängen, selbst dies daß seine Charaktere wenig bildnißartig sind, mehr der schöpferischen Innerlichkeit als der Anschauung der Natur zu entstammen scheinen; sie sind typische Gattungsmenschen.

In München war indeß durch Langer's Tod die Stelle des Akademiedirectors erledigt worden. Der Kronprinz schrieb im August 1824 an Cornelius: „Sie wissen, an sich bin ich von Kunstakademien kein Freund; aber unter Cornelius' Leitung da ist es eine ganz andere Sache! Ich sehe sie da als eine große Kunstschule an, und welche! Welchen Aufschwung wird die Malerei in Baiern bekommen! Wie es Menschen gibt die zu Herrschern geboren sind, so Cornelius zum Haupt einer Malerschule. Des rechtschaffenen Mannes und herrlichen Künstlers sehr gewogner Ludwig, Kronprinz." Der Kronprinz hatte indeß einigen Widerstand zu besiegen, weil auch Cornelius in jener traurigen Zeit der Verfolgung edler Männer, die ein einiges freies Deutschland wollten, zu den Verdächtigen gehörte. König Max I. mußte darüber beruhigt werden, daß in den Acten der Mainzer Commission gegen demagogische Umtriebe der Name Cornelius nicht vorkomme. Dieser äußerte beim Scheiden von Düsseldorf, wie E. Förster uns überliefert: „Giotto's Wirksamkeit erkennt man durch ganz Italien. Ich will kein preußischer Künstler sein, sondern dem deutschen

Vaterland angehören. Tauge ich zu etwas, so ist es dieses: den Grund zu legen zu dem Baue, den andere herrlicher weiter führen mögen. Auch München wird mich nicht für immer fesseln."

Im October 1825 ward Ludwig König von Baiern. „Cornelius ganz unser, ganz mein!" wiederholte er freudig, und dieser stellte sofort den Antrag die besten künstlerischen Kräfte vornehmlich der römischen Genossenschaft nach München zu berufen. So kamen Schnorr und H. Heß an die Akademie. Er forderte für diese auch einen wissenschaftlich gebildeten Secretär: „Im Getümmel einer großen Thätigkeit artet die Kunst leicht in eine handwerksmäßige Oberflächlichkeit aus; sie pflegt sich dann ganz vom intellectuellen Leben abzusondern und in bedeutungslose Leerheit, Gemeinheit und Manier zu versinken. Jede Kunstschule bedarf eines Lehrers der Kunstgeschichte, Mythologie, Italienischen Poesie, vornehmlich des Dante."

„Ich will eine Stadt aus München machen, die dem Vaterland zur Ehre gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat." König Ludwig I. hat dies sein Wort wahr gemacht, und wenn ihn immerhin Ehrgeiz leitete, so ist das ja ein Zeichen historischer Mission daß persönliche Leidenschaft eines Mannes mit der Forderung der Zeit, mit dem Gemeinwohl zusammentrifft. Energisch, arbeitsam, ein guter Rechner und Haushalter hat er mit kleinen Mitteln Großes vollbracht, während mit größern Friedrich Wilhelm IV. nur viel Kleineres vollendete und es bei geistreichen Velleitäten verblieb. Daß Ludwig manchmal hart, rücksichtslos, willkürlich verfuhr, ist ihm gemeinsam mit vielen Männern der That; zu bedauern wird es immer sein daß er nach der Julirevolution einer kirchlich-politischen Reaction sich in die Arme warf, von deren Trägern, als er sie endlich — zu spät — von sich stieß, er selber bekennt: „Wie ihr gen mich wart dessen gibt's kein Gleichniß!" Man tadelt so viel Gemachtes in München; aber es ist da und verwächst allmählich mit den nachfolgenden Bildungen. Vier Kirchen, die Bauten für Kunstsammlungen, die Bibliothek und Universität sind allerdings eine versteinerte Stilgeschichte der architektonischen Formen Griechenlands und Roms, des Mittelalters, der Renaissance; aber sind sie nicht gerade damit ein Denkmal ihrer Zeit, die sich in das Verständniß der Vorzeit allseitig hineinfühlte und die Formen der Vergangenheit für die Zwecke der Gegenwart einsichts- und geschmackvoll verwerthete? Gerade so ward die Grundlage

neuen eigenen Schaffens gelegt. Das Mädchen aus der Fremde hat Schiller sogar seine idealistische Poesie genannt, als sie sich die Herzen des Volks eroberte; so trat auch eine idealistische Kunst etwas hart, streng und fremdartig auf den Markt des Tags, und der Sinn ward durch sie geweckt und geläutert, um nun auch das Gewöhnliche, dem Gebrauch des Lebens Gewidmete künstlerisch zu gestalten und die Natur mit dem Auge des Geistes anzuschauen, in ihrer Wirklichkeit die geistige Wahrheit auszuprägen. Der König wollte nur sehen was er gepflegt, nicht was von selber anderweitig neben ihm aufsproßte; er wollte fertig haben was er angeordnet; er spornte zu Hast und raschem Abschluß des Begonnenen, drängte seinem Volk eine Cultur auf, die dem später zum Heil gereichte, eine Kunstbildung, die den Wohlstand erhöhte, die Hauptstadt zum Anziehungspunkt für Tausende machte; und als sein Sohn Max II. auch Männer der Wissenschaft und Dichtkunst berief und beide pflegte, ward die Stadt der Sitz eines aufgeklärten und freisinnigen deutschen Bürgerthums und hat so und behauptet ihre Bedeutung neben der Hauptstadt des Reichs.

Einige Jahre war Cornelius der leitende Genius in allen Kunstsachen Baierns, aber er war es nicht so lange und nicht so ausschließlich als man gewöhnlich annimmt. Zwar die Maler Heß, Schraudolph, Fischer in den Kirchen und Schnorr im Palaste wirkten, wenn auch nach eigener Weise, einträchtig mit ihm zusammen, und seine Schüler waren ihm theils ausführende Gehülfen, theils verschaffte er ihnen Aufträge für eigene Arbeiten, wie Bilder der bairischen Geschichte unter den Arkaden, Bilder zu deutschen Dichtern im Residenzschloß. Aber die Architekten kreuzten seine Bahn, nicht erst Gärtner, sein Nachfolger in der Vorstandschaft der Akademie, auch und früher schon Klenze, der von Anfang an mit ihm um den entscheidenden Einfluß rang. Für hervorragende Männer bedarf es keiner niedrigen Beweggründe, sondern nur des berechtigten Dranges die eigene Sache, die eigene Ansicht, den eigenen Willen durchzusetzen, nur des berechtigten Ehrgeizes nach der ersten Stelle zu streben, um bei abweichenden Principien miteinander in Streit zu gerathen. Klenze, der Architekt, wollte daß die innere Ausschmückung der Pinakothek, der königlichen Gemächer nach seinem Plan ausgeführt werde, Cornelius, der Maler, sah in den Innenräumen des Baues die Wände für die Bilder die er mit seinen Schülern malen wollte; Klenze, mehr Römer als Grieche, hielt streng an der Antike und

ihrer Renaissance fest, Cornelius kam als der Hauptmann jener deutsch-christlichen Künstlerschar, die von den Romantikern inspirirt ward. Gefälligkeit, spielender Reiz der Form, heiterer Glanz der Farbe und stimmungsvolle Harmonie ihrer Töne war das Ziel von Cornelius nicht; ihm galt es um gedankentiefe Composition, um typische Charaktere in scharfen festen Linien, und er stand nicht blos dem Modegeschmack schroff und unerbittlich entgegen, auch Goethe hatte bei manchem seiner Werke zu klagen es wolle dem Gemüth kein rechtes Behagen geben; auch der junge Schwind bedauerte den unmenschlichen Stolz, mit welchem der Meister nur seine Weise gelten ließ und das Publikum lieber zurückstieß als es zu sich entgegenkommend heranzog. Bei der Pinakothek nun war es stillschweigende Uebereinkunft daß Cornelius eine Galerie längs der Südseite, die sogenannten Loggien, mit Darstellungen aus der Geschichte der Malerei schmücken sollte; die Verzierung der Bildersäle war Klenze's Sache. Es war im Mai 1827 als der König über einen Voranschlag zu diesen letztern Decorationen ein Gutachten von Cornelius verlangte. Dieser nun fand den Schmuck von Stuccatur und Gold an der Decke, von Seide an den Wänden zu prunkend, zu glänzend für Oelgemälde; er fand die geforderte Summe „für vergängliche Zierrathen, für nichtssagenden handwerksmäßigen Schmuck ganz ungeheuerlich" und setzte ihnen den Spruch der Griechen entgegen: „Wir achten nicht Gold und Glanz, sondern allein Weisheit und Kunst." Man wird das dem Maler nicht verargen, aber auch den Baumeister nicht schmähen dürfen, der sich dadurch gekränkt fand. Minder zu billigen war es, wenn dieser nun mit Clemens Zimmermann einen Vertrag über die Ausführung der Skizzen von Cornelius für die Loggien abschloß, den der König genehmigte, da ja Zimmermann von Cornelius früher als Gehülfe herangezogen und an der Akademie angestellt war. Cornelius fühlte die Kränkung mehr um seiner Schule als um seiner selbst willen. Er schrieb dem König: daß er gedacht habe er solle unter seinen Schülern die für eine oder die andere seiner kleinen Zeichnungen geeigneten auswählen um dieselben malerisch auszuführen. Seine Wirksamkeit als Künstler habe er mit der als Lehrer aufs innigste verbunden, und nur so sei es ihm gelungen der Kunst neues Leben einzuflößen. Wenn gar Zimmermann bei der Hofbauintendanz (bei Klenze!) reclamiren dürfe, sobald die Compositionen den Arabeskenstil der Rafael'schen Loggien überschreiten sollten, so verböten ihm Ehre und Ge-

wissen sich solcher Contractsbedingung zu fügen. „Ich bin", fährt er fort, „ganz damit einverstanden daß die Bilder leicht und arabeskenartig gehalten werden sollen; doch alles wahrhaft Leichte, Heitere und Phantastische muß aus der Tiefe und Fülle des Gefühls, der Phantasie, ja des reichsten und gediegensten Ernstes hervorgehen." Solle die Leichtigkeit nicht oberflächlich und werthlos werden, so müsse sie das Ergebniß eines dem Heiligsten und Größten geweihten Lebens sein. Nur der Dichter des Faust konnte so tief anmuthige, leichte und liebliche Lieder dichten, nur der Maler der Stanzen konnte die Loggien concipiren. Er beschwor den König: das junge Kunsttreiben nicht zu gefährden, was geschehe, wenn er nicht mit seinen Schülern zusammen arbeite. Er wollte lieber auf sein Honorar verzichten, wenn die Malerei mehr als bei Zimmermann koste. Er schloß seinen Brief: „Frevler Leichtsinn oder ein böser Dämon liegt hier im Hintergrund. Sollte es je meinen Feinden gelingen mich aus dem Herzen meines Königs zu verdrängen, so wird es mein größter Stolz, meine reinste Freude sein, daß ich keine anderen Schätze mit mir nehme als die durch die hohe Gnade Eurer Majestät mir so reiche Erinnerung, daß edle Herzen mir nachschlagen werden, keiner aber sagen wird: dieser war ein unwürdiger Diener eines großgesinnten Fürsten." Cornelius hatte außer Acht gelassen daß Ludwig I. neben „gerecht" auch „beharrlich" zum Wahlspruch genommen, und seine Fürstlichkeit darein setzte einmal Beschlossenes und Genehmigtes auch durchzuführen. Er konnte jetzt nur mit wenigen Gehülfen weiter arbeiten, die Schüler mußten eigene Wege einschlagen.

Wenn er, wenn Schnorr und Heß mit begabten und bereits ausgebildeten jungen Malern gemeinsam arbeiteten, diese den Entwurf dem Meister ausführen halfen, so war das eine schöne segensreiche Lehrthätigkeit; aber ein anderes war die Akademie. Dort kamen die auswärts beschäftigten Lehrer selten hin, und keine technische Tradition oder Lehrmethode bestand; die Schüler studirten nicht nach den alten Meistern, und so sehr Cornelius sie auf die Natur verwies, er selber hatte sich gewöhnt diese mit dem Auge des Stilisirenden anzusehen; das Malen vollends war die Stärke keines der aus Rom Berufenen. Gerade was in der Kunst lehr- und lernbar ist wurde damals in der Akademie vernachlässigt; und manches Talent ist dadurch verkümmert, weil es der technischen Durchbildung ermangelnd blieb, während schwächere Geister

sich in sektenhaften Hochmuth einspannen. Pecht, der damals selber die Akademie als Schüler besuchte, schließt seine tadelnde Kritik stark auftragend mit den drastischen Worten: „Ich habe nie mehr eine solche visionäre, von der Wirklichkeit so völlig abstrahirende Existenz gesehn, in der sich hier eine ganze Menschenklasse hineingelebt, es wäre denn etwa 1848 in Frankfurt beim Parlament."

Etwas besser gewiß hätten indeß die geeigneten Schüler an Cornelius' Loggien der Pinakothek gemalt, als es Zimmermann so trocken wie hart vollführte. Jede der 25 Loggien hat eine Kuppel und eine Lunette an der Wand; von den beiden Endpunkten aus sind je zwölf dem Entwicklungsgang der italienischen und der außeritalienischen Malerei gewidmet; Rafael nimmt die Mitte ein. Die decorative Arabeske ist der Ausgangspunkt der Composition; an sie reihen sich symbolische oder mythologische Gestalten oder Gruppen, welche Geist und Weise eines Künstlers veranschaulichen, sodann Züge aus seinem Leben, anekdotische Ereignisse, auch diese mehr andeutend behandelt, sodaß ein sinniges Phantasiespiel das Grundgepräge des Ganzen bleibt. Wie viel Gedankenreiches und Anmuthiges Cornelius auch hier geschaffen das genießt man erst recht, wenn man das Kupferstichwerk von Merz zur Hand nimmt. Michel Angelo meißelt mit einer Lampe auf dem Hut an seinem Moses; auf der andern Seite steigt der Papst zu ihm hinan, während er die Decke der Sixtina malt; in der Mitte der Kuppel umschlingen sich die drei Künste; zwischen den Bildern seiner Thätigkeit wird eine sternengekränzte Gestalt von einer Sphinx zum Himmel getragen, und eine andere ruht keulenbewehrt auf einem Löwen: die geistige Wucht und Erhabenheit seiner Ideen, das Gewaltige seiner Formgebung wird so angedeutet. Die Lunette zeigt ihn als Baumeister mit dem Modell der Kuppel für die Peterskirche, die griechische und die christliche Poesie stehen ihm zur Seite. Oder Rubens nimmt den Schleier von der Isisstatue; Prometheus und Bacchus bezeichnen seine feurige Schöpferkraft und die sinnliche Fülle seiner Malerei. Häufig klingt der Stil der Darstellung leise an die Eigenthümlichkeit der so geschilderten Künstler an. Die Grazien zügeln und schmücken den Pegasus; der Genius der Menschheit trägt die Kunst empor, welche die Flamme des Opferaltars auf seiner Hand unterhält: diese Gedanken, welche die Geschichte der deutschen Malerei einleiten, gelten für das Ganze und sind ein Selbstbekenntniß des Meisters.

Cornelius hatte 1828 mit seinen Schülern die lustige Fahrt zur Feier der Grundsteinlegung von Dürer's Standbild nach Nürnberg gemacht; „das soll unser Wartburgfest werden!" hatte er gesagt. Gern stand er auch in München in gastlichem Hause bei Sang und Becherklang oder bei größern Gelagen inmitten der Künstler und Kunstfreunde. Da erscholl dann das Lied Clemens Brentano's in der Weise des Prinzen Eugenius:

Peter Cornelius, der edle Ritter,
Wollt' dem König wieder kriegen
Stadt und Festung am Parnaß;
Er ließ schlagen die Perücken,
Riß die Zöpfe aus den Rücken,
Steckt' den Krahnen in das Faß.

Die Philister rücken heran zur Schlacht, aber die Musen auf der Schanze spielen auf zum Tanze:

Peter Cornelius auf der Rechten
Thät vereint den Lorbeer flechten
Mit General und Corporal.
König Ludwig schritt auf und nieder:
Malet brav, ihr deutschen Brüder,
Greift die Kunst recht herzhaft an!

Noch dachte man nicht, daß der Schlußvers wie ein Orakel lautete: König Ludwig, der Peter war dein!

Der Auftrag die Ludwigskirche von 1830—1840 auszumalen tröstete den Künstler 1829 über die Pinakothekslogien. Er träumte von einer gemalten divina comedia, der Darstellung der christlichen Ideen und ihrer Geschichte in der ganzen Kirche und den angeschlossenen Kreuzgängen; es war ihm wie der Schmerz der ersten verlorenen Liebe daß er dies Epos der bildenden Kunst beschränken sollte; er gelobte dereinst das Ganze zu entwerfen wie er sich's vorgesetzt, und wir haben es, wenn wir die Entwürfe für das Campo santo in Berlin mit heranziehen. Auf Querhaus und Chor angewiesen hielt er sich an die Gedanken der Schöpfung und Erlösung, des Gerichts und der Heiligung; die biblische Geschichte im Langhaus zu erzählen mußte er entsagen. Die Gemälde sind mehr dogmatisch als religiös, mehr die bildliche Darstellung objectiver kirchlicher Lehrsätze als die Schilderung des persönlichen Geisteslebens in seiner Gottinnigkeit, als die subjective Einigung des Endlichen und Unendlichen in der Liebe. Die

Bedeutung der Geburt und des Todes Jesu für die Welt werden betont vor süßer Mutterlust und holder Kindesunschuld, vor bitterm Seelenschmerz und sieghaft duldender Seelengröße. Mehr aus Reflexion als aus dem Gemüth geboren ermangeln die Bilder jener Wärme und ergreifenden Unmittelbarkeit, so gut gedacht und componirt sie sind. „Die Ludwigskirche", sagte er zu E. Förster, „ist die Kirche der Zukunft; von meiner Hand wird sie nichts enthalten wozu nicht jeder Protestant, so lange er noch Christ ist, sich mit Ueberzeugung bekennen kann. Ich möchte mich auch nicht einmal in den alten Formen ausdrücken, aber freilich was ich Neues bringe muß mit dem Alten naturwüchsig verbunden sein wie der junge Zweig mit Ast, Stamm und Wurzel." Förster nannte ihn den großen protestantischen Künstler; „Sie verstehen mich!" erwiderte er. „Gott bewahre Sie vor geistigem Hochmuth und vor Lieblosigkeit, in meinen Augen fast die einzige Sünde", schrieb er seiner Freundin Emilie Linder, als diese katholisch geworden; er hoffe sie werde nicht aufhören eine Evangelische zu sein. In Overbeck sah er den rechten Christen; aber „das übrige bigote Volk wird mir immer mehr zuwider", äußerte er bald darauf in Rom.

Der Grundriß der Ludwigskirche ist das lateinische Kreuz. Wir stehen in der Mitte und haben über uns im Deckengewölbe den Himmel, vor uns an den Bogen über der abschließenden Wand die Schöpfung, an dieser Wand selbst über dem Altar das Jüngste Gericht, rechts und links an den abschließenden Wänden der Kreuzflügel die Geburt und den Tod Christi, und an der Decke die Evangelisten und Kirchenväter. Die Darstellung der Seligen im Himmel ordnet edle Männer und Frauen nach ihren Geistesrichtungen und Thaten in würdevoller Anmuth und feierlichem Beglücktsein nach Dante's Vorgang. Gottvater als Weltschöpfer, umschwebt von Engeln, die seine Macht, seine Weisheit, seine Kunst respräsentiren, thront auf der Feste des Himmels, die Erde ist seiner Füße Schemel, und er weist mit erhobenen Armen der Sonne und dem Mond die Bahn. Ich gedenke der Worte Goethe's: „wie das All mit Machtgeberde in die Wirklichkeiten brach", und werde sowol an den Zeus von Phidias wie an Michel Angelo's Jehova erinnert. Cornelius dürfte sich neben beide wagen! — Die Darstellung der Geburt und des Todes Jesu zeigt uns zuerst das Kind auf Maria's Schoß, zugleich von den Königen und von den Hirten verehrt, selbstbewußt die Arme ausbreitend wie zur

Umfassung der Welt. Bei der Kreuzigung sodann liegt der Nachdruck darauf wie am Kreuz die Buße Versöhnung, die Liebe Trost, aber auch die Spötter und Missethäter ihr Gericht finden, und wie es bereits den Heiden zu tagen beginnt.

Um das Jüngste Gericht zu zeichnen war Cornelius 1833 nach Rom gegangen. „Ich darf Ihnen sagen", schreibt er an Emilie Linder, „daß ich eine selige Zeit, die Hochzeit, die Erfüllung meiner heiligsten Wünsche hier feire. Wie wenige Menschen erlangen ein solches Glück! O wäre ich ein Salbader, wie würde ich's den Deutschen dann sagen können daß ich tief ergriffen bin und ganz erfüllt von dieser hohen Sendung! O ersprießliches Gethue, warum kann ich dich nicht lernen? Vielleicht weil jede Art von Wind mir um die Nase gestrichen. Die Leute sehen's mir an daß ich nicht sagen kann: sauer ist süß und süß ist sauer! Sie sehen mir gleich an daß ich sagen werde: der Gesang der Nachtigall gefällt mir besser als das Gekrächz der Dohle." Indeß zur Künstlerwonne des Schaffens kam bitteres Leid. Cornelius stand am Sterbebett der Gattin und erfuhr von den Freunden den Tod der Schwester. Da schrieb er: „Welch ein Schatz ist ein tiefer unheilbarer Schmerz! Er bringt uns mehr als die höchste Beseligung, die dieses arme Leben bieten kann, dem Heiligen nah; er ist treu, unablässig, er führt uns in die Einsamkeit, in uns selbst!" So war denn sein Weltgerichtsbild ihm ein Trost im Leid, ein Schmerzenskind. Aus eigener Erfahrung zeichnete er den Spruch auf: „Wenn es seltenen Geistern in Poesie und Kunst gegeben war sich in ihren Werken nach den verschiedensten Richtungen mit Leichtigkeit zu bewegen, so hat es doch bei vielen die Meinung erzeugt als hätten diese Männer zu allen Zeiten alles nach Belieben schaffen können, während es doch — eine gewisse Universalität des Geistes zugegeben — Ergebnisse ihrer Entwicklungsmomente aus den daraus nothwendig hervorgehenden Stimmungen waren." Auch einige Verse des Meisters drücken seine Stimmung aus:

Die Engel tragen Schwerter in den Händen,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine.
In süßer Wollust darf die Kunst nicht enden,
Sie naht sich streitend für das Höchste, Reine.

Wir können das Jüngste Gericht von Cornelius betrachten als die täglich und stündlich im Hinblick auf Christus sich vollziehende Scheidung von Gut und Böse, als die immerwährende

Strafe die das Laster in sich selbst empfängt, als die innerliche Beseligung der Tugend. Kein besonderer Moment ist gewählt, wie Michel Angelo selbst in weltrichterlicher Strenge seiner Zeit das erschütternde Bild des Augenblicks entgegenhält da Christus das furchtbare Wort der Verdammung gegen die Sünder zornvoll schleudert; vielmehr werden alle Momente in Gedanken zusammengefaßt und nebeneinander dargelegt; die Composition ist dadurch nicht dramatisch, sondern episch, die einzelnen Figuren aber sind lyrisch im Ausdruck ihrer Empfindung. Christus thront ruhig inmitten der obern Hälfte, mit der Rechten die Seligen empfangend, mit der Linken die unbußfertigen Uebelthäter abweisend; ihm zu Seiten Maria und Johannes nebst Heiligen des Alten und Neuen Bundes, wie in Rafael's Disputa, feierlich edle Gestalten, über denen die Engel mit den Passionswerkzeugen schweben. Im mittlern Raum unter Christus erdröhnen die Posaunen und schlägt ein Engel das Buch des Lebens auf, und wieder unter diesem auf der Erde steht schwertgerüstet Michael die Guten und die Bösen scheidend. So tritt die Symmetrie des Werkes klar hervor. Zur Linken von Christus nun werden die Verdammten von Engeln und Teufeln hinabgestürzt, unter ihnen die gekrönte Tyrannei des Herodes, vermuthen wir, mit Bezug auf die unschuldigen Kinder, die gerade ihm gegenüber freudig emporschweben. Vor der Höllenpforte thront Satanas, die Füße auf die Häupter der Verräther Judas und Segest gestemmt. Vor ihm, neben ihm empfangen Schlemmer, Gewaltthätige, Buhlerinnen und Heuchler das Gericht, alle trefflich in Gestalt und Ausdruck charakterisirt. Auf der andern Seite Liebende, die neu erwacht für die Ewigkeit sich wiederfinden, und dann der aufschwebende Reigen der Seligen in lieblichem Rhythmus ihrer wonnigen Bewegungen, Dante und Fiesole unter ihnen. Die tiefsinnige Composition, der Reichthum ihrer Motive, die contrastvolle und doch so klar versöhnte Schönheit der Linien genießt man besser angesichts des Cartons oder des Kupferstichs als vor dem Gemälde, einem der umfangreichsten die es gibt. Denn es ist hart und bunt in der Farbe, ohne Helldunkel, ohne Licht und Schattenmassen, ohne stimmungsvolle Beleuchtung. Der Meister hat es eigenhändig von 1836—40 ausgeführt, während er die andern Bilder seinen Gehülfen überließ.

Im Jahre 1836 war Cornelius schwer krank; dann führte er wiederum in einer Römerin eine sorgsame treffliche Hausfrau heim. Im Herbst 1838 machte er eine Reise nach Paris und

fand dort bei den Künstlern wie bei dem König Louis Philipp ehrenvolle Aufnahme. 1839 wohnte er der Enthüllung von Thorwaldsen's Schillerdenkmal zu Stuttgart bei.

In München selbst wurden gegnerische Stimmen laut. In einem Artikel des Kunstblattes über Klenze's Aphorismen wird offen ausgesprochen: „Was Cornelius betrifft so glauben wir daß dieser Künstler mit seinen ausgezeichneten Gaben weit Größeres geleistet haben würde, wenn er die Errungenschaft vergangener Zeiten höher geachtet und die sinnlichen Darstellungsmittel sich in der Art angeeignet hätte wie er die Fähigkeit dazu in den ersten Gemälden im Göttersaale der Glyptothek bewährt hat. In seinen spätern Werken hat sich diese Vernachlässigung gerächt.“ Es fehlte neben ihm in München an hervorragenden Vertretern der realistischen coloristischen Richtung, an einer Pflege naiver Wiedergabe der Natur; der eine Rottmann gewährt unter den Nachfolgern und Zeitgenossen von Cornelius noch heute eine volle Befriedigung, weil er auf künstlerische Totalität angelegt war und über der Zeichnung die Farbe, über dem Geist das Sinnliche nicht vernachlässigte. Sollen wir Cornelius tadeln daß er seine Gabe einseitig ausbildete, da er auf diesem Wege so Vorzügliches leistete? Aber seine Grenze liegt hier neben seiner Größe. Das Höchste bei ihm ist die dichterische Conception, das Sublime des Gedankens, der architektonische Aufbau der Composition und die Kraft typische Charaktere zu schaffen, die man nicht wieder vergißt; der Umriß ist das Unübertreffliche; minder schon befriedigt die Modellirung, welche die Muskeln mitunter hervortreten läßt als wären sie von Erz oder Holz, nicht lebendiges Fleisch unter der weichen verschiebbaren Haut; in dritter Reihe steht erst das Colorit, der Sinn für Licht- und Schattenmassen, für Farbenharmonie, für einen dem Stoff entsprechenden Gesammtton des Gemäldes. Cornelius dachte in Formen, in Linien, nicht in Farben; darum sind seine Zeichnungen das Gewaltigste wie das Erfreulichste. Die großen Meister der Renaissance hatten in der Harmonie des Sinnlichen und Geistigen das Schöne als das Vollendete geleistet.

Cornelius sagte einmal zu Riedel in Rom: „Sie haben vollkommen erreicht was ich mein Leben lang mit größter Anstrengung vermieden habe“, als dieser auf der Schulter eines badenden Mädchens das Sonnenlicht so hell und warm gemalt hatte daß man glaubte es sei durch das Fenster ein Strahl auf das Bild gefallen. Allerdings sind coloristische Kunststücke nicht das Wesen der Kunst,

und wer um ihretwillen Gehalt und Seele hintansetzt der ist noch unzulänglicher als wer das reizend Holde, Sinnerfreuende der farbigen Erscheinung geringschätzt. Cornelius sagte selbst: daß er die Kunst geübt und geliebt, die Künste verachtet habe; Woltmann bemerkt dazu: „In diesem männlichen Bekenntniß ist seine Stärke und seine Schwäche enthalten. Er hat eben auch als Künste verachtet was wesentlich zur Kunst selbst gehört." Warum fesselt uns in Rom vor allem die Sixtinische Kapelle und die Stanza della segnatura? Weil sie auch meisterhaft gemalt sind, weil Michel Angelo die Hülfsarbeiter vom Gerüst jagte und alles selber machte, weil Rafael die Disputa, die Schule von Athen eigenhändig ausführte, während die Bilder in andern Zimmern des Vaticans nach seinen Entwürfen von seinen Schülern hergestellt sind. Die monumentalen Werke von Cornelius, Schnorr, Kaulbach sind leider zum großen Theil als Copien geboren; die originale Kraft der Meister liegt im Carton, in dem was Hülfsmittel sein sollte, statt im vollendeten Gemälde.

Cornelius mußte gewahren daß der König kühl gegen ihn ward. Da wagte der Architekt Gärtner, der Erbauer der Ludwigskirche, eine Mishandlung des Malers, indem er um das Jüngste Gericht eine Einfassung mit denselben Farben (Blau, Gelb, Zinnober) machen ließ die vornehmlich im Gemälde selbst vorhanden sind, sodaß sie keinen abschließenden Gegensatz bilden können. Es war eine neue Mishandlung, wenn ein Gerüst für Vergolder und Anstreicher, das den Gesammteindruck des Bildes störte, nicht weggenommen ward, ehe der König das fertige Bild zu sehen kam, obwol Cornelius solches gefordert hatte. Es geschah noch Aergeres; es erinnert daran wie einmal Michel Angelo zornig von Rom fortging, als ihm ein Stallknecht den Zutritt zu Papst Julius II. verweigert hatte. Förster erzählt in seinem Gedenkbuch: „Es war an einem der ersten Tage im August 1840, als ich in der Ludwigsstraße mit Cornelius zusammentraf, der sehr aufgeregt war. Mir ist etwas begegnet, sagte er, worauf ich nicht gefaßt war. Ich sah von fern den König mit Gärtner in der Ludwigsstraße gehen und beeilte mich ihnen zu folgen. Aber der Thürsteher, der Thürsteher! verwehrte mir, mir! den Eintritt «auf Befehl des Herrn Oberbauraths und Seiner Majestät». Auf die Bemerkung daß das Verbot wol nur dem Publikum gelte, nicht mir, da ich ja die Bilder gemacht um deretwillen der König gekommen, sagte er: «Nein, ausdrücklich Sie soll ich nicht einlassen!» Sie sehen, Förster,

die Zeit ist gekommen von der ich schon einst in Düsseldorf gesprochen, als ich den Ruf nach München angenommen: Ich bin nicht für immer an Baiern gebunden."

Cornelius war zum Weggehen entschlossen, er knüpfte sofort mit Preußen an, und schrieb an König Ludwig: „Gott lenkt die Herzen der Könige. Es war eine schöne Zeit als er mir das Herz Eurer Majestät mit entschiedener Gnade zuwandte. Aller Anfang ist schwer; aber durch den Strahl der königlichen Gnade wurde ein neuer Frühling der Kunst hervorgerufen. Allein Gott lenkt die Herzen der Könige, und es gefiel ihm das Herz Eurer Majestät gegen mich zu verschließen. Es sei fern von mir darüber zu murren und mit meinem König und Herrn, meinem größten Wohlthäter zu rechten. Nur sei mir vergönnt, daß diese hohe Gnade allein mich hier fesselte, mich begeisterte, und antrieb alles zu schaffen was nur immer in meinen Kräften lag; daß ohne diese königliche Huld München für mich ein Grab ist. Ohne sie würde ich hier in Schwermuth versinken; ich würde den Glauben an mich selbst und mit ihm alle schöpferische Kraft verlieren, sodaß ich bald von der Mittelmäßigkeit überflügelt, ein Spott, eine Augenweide des Neides würde, der gleißend schon so lange mich zu untergraben bemüht war. Tief fühlte ich schon lange die Wahrheit dieser Betrachtung, und sie führte mich zu der Ueberzeugung daß meine Mission in München vollkommen erfüllt ist, und daß ich nur meiner Bestimmung Genüge leiste, indem ich jetzt dem Rufe zu einem neuen Wirkungskreise anderwärts folge. Aber nun, da ich scheiden soll, wie tritt da alles was Eure Majestät für mich gethan haben so groß und glanzreich vor meine Seele! Wie segne ich die Stunde da die Vorsehung mich der erhabenen Person Eurer Majestät entgegenführte: für mich eine ewig heilige Erinnerung. Ich wäre untröstlich ohne das Bewußtsein daß ich Eurer Majestät und der Kunst alle meine Kräfte, mein Talent, mein ganzes Leben mit Ernst und Liebe geweiht habe. Vielleicht wird die Zeit und meine Entfernung mich und meine hiesige Wirksamkeit einmal wieder in diesem Lichte erscheinen lassen. Möchte aber jetzt ein freundlicher Widerschein der frühern Huld mir das Scheiden erleichtern! Ich würde es als ein segenbringendes, glückliches Augurium deuten und meine neue Bahn mit größerer Freude und Zuversicht betreten. So würde ein schönes Verhältniß auf eine würdige Weise sich lösen und der Alltäglichkeit das Mittel genommen es schadenfroh in ihre dunkeln Kreise hinabzuziehen."

Diese edelsinnig kundgegebene Bitte blieb ohne Erwiderung. Vielmehr ward Förster ins Cabinet beschieden. Ich lasse ihn selbst erzählen: „Ohne viele Umwege kam der König auf die Ludwigskirche zu sprechen. «Was sagen Sie zu den Malereien zu dem Jüngsten Gericht?» — «Ich kann nur wiederholen», ewiderte ich, «was ich öffentlich ausgesprochen: es ist ein großes, höchst bedeutungsvolles Werk, und was man daran vermissen könnte ist viel geringer als was man daran besitzt.» — «Aber Sie müssen zugeben: Cornelius ist kein großer Maler.» — «Dann, Majestät, ist er mehr als das, er ist ein großer Künstler, ja der größte der lebenden.» — «Aber ein Maler muß malen können, sonst kann ich ihn nicht brauchen!» — «Das ist sehr beklagenswerth, und Cornelius geht und wir werden es schwer empfinden, denn schon seine Gegenwart hält die Kunst auf der Höhe und scheucht vor Irrwegen zurück; wir büßen viel ein, aber Eure Majestät verlieren eine Perle aus Ihrer Krone.» — Das war für des Königs Anschauungen zu viel. Er wurde sehr heftig: «Nicht an Cornelius ist die Kunst in München gebunden! Ich, ich der König bin die Kunst in München!» Und so leidenschaftlich wurde er daß, offenbar erschreckt durch seine laute Stimme und besorgt für ihn, die Königin ins Zimmer trat." — Als dann auch Schnorr München verließ, als Rottmann und Schwanthaler starben und Kaulbach in Berlin arbeitete, da sah der König seufzend ein daß Förster recht gehabt.

Künstler und Kunstfreunde ließen es sich nicht nehmen dem Meister bei Vollendung der Malereien in der Ludwigskirche ein glänzendes Fest zu veranstalten. Er sprach in kräftiger Rede über die deutsche Kunst, die aus dem Staube der Schule wieder ins Leben eingetreten sei. „Alles was die Menschheit thut und erhebt, ihre Beziehungen zu Gott, ihre Thaten, die Zeugniß geben von der Liebe zu Fürst und Vaterland, der Aufschwung hoher Dichtung, der tiefe Sinn, die Heiterkeit der hellenischen Mythen, das bunte Spiel der Phantasie, das Wirken hoher Meister, die Kunst und ihre Beschützer: das alles sollte in Tempeln und Palästen, in Museen und Hallen entstehen — und es entstand! Möchte der Genius der Kunst seine Schwingen über das geliebte München immer herrlicher entfalten und seinen milden Glanz über das gesammte Vaterland verbreiten, auf dessen Gedeihen wir anstoßen. Unsere Losung sei: das Vaterland!" Dann gab Cornelius noch seinen Wahlspruch zum Besten:

Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang.
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,
Drum wird mir nicht bang.

Später feierte die Gesellschaft der Zwanglosen, aus Dichtern und Freunden der Poesie bestehend, seinen Abschied; den Abschluß mancher poetischen Grüße machte ein Sonett von Friedrich Thiersch:

Du wirst auch noch so fern uns nahe sein,
Denn wo Du seist Du wirst Dir selber gleichen,
Und was Du thust wird unser Herz erreichen.
Du wirst mit Deines Geistes Zauberschein
Das Vaterland bis zu des Nordens Auen
Ein Hort der Mannheit und der Kunst bethauen.

Auch die Akademie der Künste betheuerte dem Scheidenden die fortdauernde geistige Gemeinschaft. Den Gegnern, die ihm München verleidet, widmete er selbst folgende Verse:

Pflügt nun das Feld in langen Zügen!
Ich eile auf dem Hippogryph davon.
Melkt nur die Kuh! Ich lass' euch das Vergnügen;
Mir wird ein anderer, ein schönrer Lohn.
Ihr konntet zwar durch Künste mich besiegen,
Allein die Kunst sie spricht euch Hohn.
Ich trinke Göttertrank in vollen Zügen,
Gönn' euch die Milch im schweren Thon.
Mich zu verderben wird euch nicht gelingen,
Ich schüttle schon den Staub von meinen Füßen,
Und ihr verstrickt euch bald in eigne Schlingen,
Denn jede Schuld rächt sich hienieden!
In eigner Grube werdet ihr sie büßen,
Denn schleichend nahen schon die Eumeniden!

Auswärts wußte man nicht daß der Bruch so hart gewesen; man glaubte Friedrich Wilhelm IV. habe nach seiner Thronbesteigung die Initiative ergriffen und Cornelius so wie Schelling, Tieck, Rückert zu sich berufen. Allein die Documente liegen vor daß Cornelius selbst den ersten Schritt gethan. Er schrieb am 15. August 1840 an den preußischen König, daß dessen Thronbesteigung mit dem wichtigsten Beschluß seines Lebens so wunderbarer Weise zusammentreffe um darin einen Wink der Vorsehung erkennen zu lassen. Er sei aus Preußen nach Baiern übergesiedelt

um seinem Schaffensdrang zu genügen; jetzt werde er gern zurückkehren um seine Gaben, seine Erfahrungen in Berlin zu verwerthen. Zugleich empfahl er Genelli, einen hochbegabten Mann, der manche Verkehrtheit und jugendliche Ueberschwänglichkeit schwer gebüßt und bereut, und jung genug sei das Versäumte nachzuholen; Schinkel werde Näheres sagen und Compositionen dieses Meisters vorlegen. Dies Schreiben sandte Cornelius seinem Freund Bunsen, der damals Gesandter in der Schweiz war. Bunsen befürwortete es beim König mit dem Bemerken: von Cornelius stamme die europäische Blüte Münchens, er sei der dirigirende Geist einer historischen Malerschule, der die Jugend zu begeistern wisse. „Schinkel, Rauch, Cornelius, Mendelssohn! Welch ein Viergespann!" „Der geistreiche Monarch", schrieb A. von Humboldt sofort in dessen Auftrag an Cornelius, „fühlt zu lebhaft den Wunsch den Glanz seiner Regierung dadurch zu begründen daß er die großen Geister seiner Zeit, die Schöpfer erhabener Kunstwerke um sich versammelt, seinem Lande zueignet, als daß er nicht die innigste Freude empfunden habe bei den Hoffnungen, zu denen das erwähnte Schreiben berechtige." Cornelius solle sich mit Bunsen über die Bedingungen seiner neuen Lage in Berlin, über die Prosa des Lebens und der Verhältnisse verständigen. Cornelius erklärt diesem seine Antwort sei: „Hier bin ich, mein König, verfüge über mich nach deinem Wohlgefallen! Meine erste und einzige Bitte ist um Arbeit, eine Arbeit wo ich aus ganzem Holze schneiden kann. Ich darf es aussprechen, mein Geist ist noch nicht erschöpft, sondern es öffnen sich mir immer neue Regionen. Ich trage mich lange mit meinen Gedanken herum, bis sie in der Seele zur Darstellung gereift sind, die dann um so rascher erfolgt. Es handelt sich um eine große christliche Conception, die sich ganz auf die Heilige Schrift basiren würde, vom Abfall der Engel bis zum Ende der Dinge (Apokalypse), das Leben Christi als Herz und Centrum, sein endlicher Sieg als Schlußstein des Ganzen. Möchte das mit den erhabenen Absichten Seiner Majestät im Einklang sein! ... Es wäre mir höchst erwünscht, wenn meine Stellung in Berlin, vorderhand wenigstens, von der Akademie gesondert bliebe. Ich möchte auf keine Weise irgend jemandem im Wege sein und gerechte Ansprüche und Hoffnungen durchkreuzen. Je freier mein Einfluß auf diese Anstalt sein wird, je reiner und größer würde er in seiner Wirkung sein. In Werkstätten und auf Gerüsten bin ich zum Manne geworden; mit der

Kohle, mit dem Pinsel in der Hand docire ich am besten. Akademien mögen wol noch immer unentbehrlich sein, aber da wo ihre Wirkungen aufhören fangen die echten Künste erst recht an." Ich setze hinzu: auch die rechte Kunstpflege des Staats besteht nicht allein in der guten Einrichtung der Kunstanstalten und in der Sorge für zweckmäßigen Unterricht, sondern darin daß die besten Künstler dann auch auf eine ihrem Talent entsprechende Weise öffentliche Wirksamkeit finden. Cornelius ging nach Berlin in freier Stellung mit einem Gehalt von 3500 Thalern; soviel Gulden hatte er in München als Besoldung bezogen. So konnte er den obigen Brief an Ludwig I. schreiben: „Gott lenkt die Herzen der Könige!"

„Daß die hiesigen großen! Künstler wüthen, Cornelius als herrschsüchtig, barsch, abgelebt, im Sinken begriffen verschreien, darf Sie, der Sie Berlin und den Berlinismus kennen, nicht verwundern. Man haßt alles was den Schlummer stört." So hatte zwar Alexander von Humboldt gleich anfangs an Bunsen geschrieben; aber der Empfang den Cornelius 1840 im Frühling in Berlin fand, Festmahl und Fackelzug zu seiner Begrüßung, ließen zunächst von einem Unwillen nichts verspüren. Mir, der ich von einer italienischen Reise zurückkommend damals in Berlin lebte, hatte Heinrich Stieglitz, der sich mir zu Venedig 1840 befreundete, ein Schreiben gesandt, das dem verehrten Meister das Willkommen eines frühern treuen münchener Verehrers zurufen sollte. Ich lernte dadurch den kurzen Mann mit dem Adlergesicht und der ungeschwächten strammen Haltung und energischen Bewegung persönlich kennen, und freute mich oft damals und später (1853) in Rom, wo ich ihn als Bewohner der von ihm gemalten Zimmer besuchen konnte, wie bei seinen münchener Reiseaufenthalten der körnigen Schlagworte, die so nachdrücklich sein innerlich gesammeltes Schweigen brachen.

Cornelius begann nun für den Grafen Raczynski eine Höllenfahrt Christi in Oel zu malen, und erhielt den Auftrag der Ausführung der Farbenskizzen Schinkel's für die Vorhalle des von demselben erbauten Museums in Farben vorzustehen; jüngere Künstler zeichneten die Cartons und malten dann in der ihnen nicht geläufigen Technik jene sinnreichen Phantasiespiele von den Anfängen der Culturentwickelung, die in der Mappe den mythenkundigen Beschauer so geistvoll anmuthen, aber in kolossalem Maße ausgeführt sowol die architektonische Gliederung wie die Volksverständ-

lichkeit vermissen lassen. Schinkel selbst war leider an unheilbarem Gehirnleiden erkrankt. Von Lissabon, von London kamen Anträge an Cornelius Schlösser unter seiner Leitung malerisch zu schmücken; er reiste deshalb nach London, als der Tod des Lord Monson, der ihn eingeladen, dessen Plan zerschlug. In London aber ward er von Eastlake zu den Berathungen gezogen, in welcher Weise das Parlamentshaus mit Bildern auszustatten sei. Er wies auf die deutsche Kunst, die mehr als eine andere europäische befähigt sei umfassende epische Werke zu schaffen. Die großartigere Richtung der Kunst könne nicht allein durch großartige Aufträge hervorgerufen werden; die Künstler müßten für die Aufgabe vorbereitet sein. Das sei in Deutschland der Fall. Es handle sich hier nicht blos um die Anwendung einer neuen Technik, sondern es sei die ganze Denk- und Auffassungsweise, der Stil, die Entwickelung des Poetischen in der Kunst, worauf es ankomme. Der jetzt in England herrschende Kunstgeschmack würde auf keine Weise geeignet sein in monumentale Werke überzugehen, und wann die dazu geeignete einmal gefunden sei, dann müßten die Künstler das Publikum zu sich erheben, nicht zu demselben herabsteigen, und stets den wandelbaren Geschmack der Mode von dem edeln Geschmack der Kunst unterscheiden.

Im ähnlichen Sinn schrieb er 1843 an A. von Humboldt: „Ich möchte das Echte und Beste in unserm kernhaften Volk in Anspruch nehmen und selbst davon gehoben werden. Ich halte wenig von dem sogenannten Geiste der Zeit, glaube aber an den schaffenden Genius unsers Zeitalters. Irgendein Ergebniß der Geschichte tale quale wieder hervorrufen zu wollen halte ich für eine Gespensterbeschwörung, oder besonders das bloße Conserviren für Leicheneinbalsamirung. Wer aber in die ursprüngliche Nothwendigkeit des einst Entstandenen zurückgeht und sie faßt wird bald zwar nicht gleiche, aber ähnliche Momente finden, und nur dann kann der Genius, entbunden, jene stille Verwandlung beginnen, die proteusartig nur nach Außen wechselt, im Innern aber wie die Natur dasselbe bleibt." So sah Machiavelli in der Rückkehr zum Zeichen (ritornar al segno), in der Wiederaufnahme des Ursprünglichen, Anfänglichen, die Möglichkeit der Wiedergeburt und einer neuen Blüte für ein Volk. Das ist kein Wiederholen und Nachahmen, auch kein Stehenbleiben. Cornelius äußerte anderwärts: „Auf einem großen Punkt nun seit dreißig Jahren angelangt halte ich im allgemeinen für eine bedenkliche

Sache auf demselben unbeweglich verweilen zu wollen, wo man unvermeidlich einer Art von Schematismus anheimfallen würde." Den Brief, der jene schöne Stelle enthielt, legte Humboldt dem König und der Königin vor. „Als ich aus Neid meine Verwunderung äußerte wie solche Gaben in Einem Mann vereinigt sein könnten, wie Sie meisterhaft in harmonischem Periodenbau sich auszudrücken wüßten, sagte der König: es scheint Sie haben schon ganz vergessen wie herrlich er seinen Schild beschrieben hat." Die Leser werden dem beistimmen; mir war es ein Genuß daß ich Cornelius so oft durch seine eigenen Worte sich selber konnte charakterisiren lassen.

Indeß ging die allgemeine Freude bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. wie ein kurzer Rausch vorüber. „Vier Fragen eines Ostpreußen" verlangten als Recht eine parlamentarische Verfassung; der König betheuerte daß kein Stück Papier zwischen ihn und sein Volk sich stellen solle; nach seinem Ermessen wollte er das Volk zur Preßfreiheit, zur ständischen Vertretung erziehen, die Religion in orthodoxem Sinne pflegen. Strebungen mittelalterlicher Romantik und Forderungen der Neuzeit bekämpften einander, und rasch wuchs eine freisinnige Opposition heran, welche auch die vom König Berufenen traf; er ziehe Greise heran, hieß es, die ihre Thaten längst gethan, Zierathen seines Thrones und Genossen seiner Liebhabereien, die nicht der Gegenwart angehörten, möchten sie nun griechische Chöre aufführen oder katholische Dome bauen lassen. Cornelius war auch jetzt dem Publikum nicht entgegengekommen; die wenigsten kannten seine frühern Schöpfungen, und als nun sein Christus in der Vorhölle ausgestellt ward, als Stiche nach Skizzen erschienen, Scenen aus Tasso's Befreitem Jerusalem, die er flüchtig für lebende Bilder eines Hoffestes entworfen, da begann das pietätslose Berlinerthum seine schlechten Witze an ihm zu üben, da ward selbst Kugler zum Sprecher der verneinenden Kritik. Man nahm es dem Meister übel daß er zu dieser Kritik in kein näheres Verhältniß getreten, vielmehr, wie es scheine, mit Absichtlichkeit fern und fremd geblieben. Cornelius hatte den Zusammenhang Christi mit der Vorwelt, das Licht in das sie durch ihn gesetzt wurde, durch sein Hinabsteigen in die Vorhölle ausdrücken wollen. Das war nicht deutlich geworden; das Bild war geschickt componirt, aber in der ihm ungeläufigen Oelmalerei ausgeführt, und nun hieß es nicht ohne Grund: diese harten unvermittelten Farben sollen Malerei sein, diese wider-

natürlichen Formen für Plastik, diese seltsam zurückgewundenen Augen für Ausdruck gelten? Was soll uns das ganze Bild mit seinem Gegenstand, der außerhalb des Zeitbewußtseins liegt? Und wo war neben einzelnen erfreulichen Motiven in den Tasso-Compositionen der gepriesene tiefsinnige Ernst der Auffassung, der geforderte Rhythmus der Linien? Verzwickte Hände, kleine Füßchen, formlose Gewandung, verzeichnete Hüften sollen ein neues Evangelium der Kunst bringen? Das Bessere war freilich auch da, es ward aber wenig beachtet; es war die Zeichnung für den Glaubensschild, welchen Friedrich Wilhelm IV. als Pathengeschenk für den Prinzen von Wales herstellen ließ, eins der stilvoll edelsten Werke moderner Kunstindustrie. Hier erwies Cornelius die alte Schöpferkraft, das dichterisch Architektonische seiner Phantasie in Erfindung und in Gliederung des Raumes, die Sicherheit und Freiheit seiner Hand in der historischen Bilderfolge. Der Schild ist kreisrund; in der Mitte Christi Brustbild; von ihm aus nach dem Rand hin bilden vier breite arabeskenverzierte Bänder ein Kreuz mit den Gestalten der Evangelisten und der sittlichen Mächte, Glaube, Liebe, Hoffnung, Gerechtigkeit. In den vier Feldern zwischen dem Kreuze Taufe und Abendmahl und die alttestamentlichen Parallelen, Moses den Quell aus dem Felsen schlagend und das Mannasammeln. Der Rand ein ringsum laufender Fries, die Ausbreitung der Kirche schildernd, in deren Schoß der Kronprinz Englands aufgenommen werden soll: Christi Einzug in Jerusalem mit freudiger Lebensfülle, dann sein Leiden, seine Auferstehung, die Pfingstpredigt und das Ausgehen der Sendboten hin bis nach England, wo die Königin mit dem Kind auf einem Pfühl lagert, Prinz Albert und Wellington das Schiff begrüßen, das den Preußenkönig mit seinem Gefolge bringt. Mit kühner glücklicher Naivetät ist das Alte und das Neue aneinandergeknüpft und durch dieselbe einfach große Darstellungsweise harmonisch geeinigt; jede Scene wohlgeordnet, jede Gestalt ausdrucksvoll, die treibende Kraft des Dampfschiffs geistvoll symbolisirt in dem Feuerdämon, der gefesselt vor dem Bord mit gewaltigem Arm die Wogen schlägt.

Die Kritik gegen jene mislungenen Werke trieb den Künstler all seine Kraft zusammenzunehmen bei der großen Arbeit, durch die ihm an der Schwelle des Greisenalters ein neuer Geistesfrühling beschieden werden sollte. Jene gemalte divina comedia ward für die Innenwände einer Begräbnißstätte der preußischen Könige bestimmt, die sich an den neu zu erbauenden Dom an-

schließt und, nach Art des Campo santo in Pisa entworfen, auch dessen Namen erhielt. Vier Wandflächen von je 57 Meter Länge sollten die Bilder aufnehmen. Für dieselben war auch das von großer Bedeutung daß Cornelius auf der Reise nach London die Cartons von Rafael's Tapeten, diese reichste Blüte italienischer Historienmalerei, und die Originale der Parthenon-Sculpturen, die edelste Verschmelzung von stilvoller göttlicher Hoheit und naturwahrer Lebensfülle aus dem Alterthum, bewundernd angeschaut und ihre Formensprache seinem Gedächtniß eingeprägt hatte. Er zog sich wieder in die Einsamkeit seines geliebten Rom zurück, sowol um die kleinen Zeichnungen für das Ganze als später um einzelne Scenen im großen Carton auszuführen. Von Rom aus schrieb er selber 1844: „Ich habe hier das glücklichste Jahr meines Lebens verlebt. Nie hab' ich mit solcher Wonne, ja Seligkeit gearbeitet. Ich fühlte bis in die Gebeine die heiligste Nähe, wie sie denn so oft dem Unwürdigsten naht." — „Nie war ich fleißiger als in dieser kurzen Zeit; jeder Athemzug bei dieser Arbeit ist mir eine tiefe Seligkeit." So bei den ersten Entwürfen. Ein Jahr später bei der Ausführung der Apokalyptischen Reiter: „Ich habe mich nie so zusammengenommen, denn nie stand mir die Sache so auf der Kippe wie jetzt. Es ist nichts leichter als sich aufs hohe Pferd setzen und mit grundsätzlichen Redensarten und sonstigen Aeußerlichkeiten auch die würdigste Sache über die Säulen des Hercules hinaus zu Schanden zu reiten; aber irgendetwas Tüchtiges und Rechtes ins Menschenleben hineinzupflanzen und seiner zu pflegen daß es Wurzel faßt, dazu gehört mehr, dazu gehört virtus, ich habe kein deutsches Wort dafür." — „Ich habe noch nie einen Carton mit so viel Ernst und Studium wie diesen ausgeführt, und ich habe mir fest vorgenommen auch ferner nichts zu versäumen und alles zu thun um einem Ziele näher zu kommen, das mir immer so klar vor Augen gestanden hat, damit ich den Forderungen entspreche die man mit Recht an mich macht. Mehr als alles aber ist es ein innerer Drang, der mich mächtig zu ungewöhnlichen Anstrengungen spornt, und in dieser Anstrengung fühle ich mich so unendlich selig, wohl und leicht als athmete ich Alpenluft. Ich fühle mich in meine erste Jugendwelt versetzt; ich kann Gott nicht genug für die Fülle des Glücks danken, die er mir so gnädig zuwendet." — „Wenn ich an meine Rückkehr nach Berlin denke, so befällt mich oft eine gewisse Schwermuth; es ist mir als erwartete mich dort viel Widerwärtiges und ein kalter

Empfang; ich mache mich auf alles gefaßt. In der Seligkeit des Schaffens werde ich die Waffe finden, die mich gegen alles schützen kann, und im Kampfe hab' ich ja von jeher erst meine rechte Kraft gefunden."

Das Werk lobte den Meister, die Bewunderung aller Einsichtigen ward ihm zutheil. Cornelius hatte seine Jugendfrische bewahrt und zu harmonischer Reife gebracht. Durch Gedankentiefe, durch phantasievolle Composition, durch Adel und Wahrheit der Formen sind die Entwürfe etwas Neues und Großes, ebenbürtig den erhabenen Thaten der Künstler Italiens und Deutschlands zur Zeit der Renaissance, ohne sie nachzuahmen sich im Wetteifer ihnen anschließend.

In dem Texte, der die von Thäter vorzüglich gestochenen Umrisse des Ganzen begleitet, heißt es: „Der Gegenstand des Bildercyklus, dem diese Wände gewidmet sind, sind die allgemeinen und höchsten Schicksale des Menschengeschlechts nach der ewig gültigen Weltanschauung der heiligen Bücher des Christenthums. Das Walten der göttlichen Gnade der Sünde der Menschen gegenüber, die Erlösung von Sünde, Verderben und Tod, der Sieg des Lebens und der Unsterblichkeit wird dem Auge des Beschauenden in ernsten Bildern vorgeführt, die ihn mit dem erhebenden Bewußtsein des Ewigen in ihm selbst erfüllen und hier an der Stätte des Todes auffordern sollen einzustimmen in den Jubelruf des Apostels: Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!"

Die Ausführung durch den katholischen Maler für den protestantischen Fürsten ist evangelisch im edelsten Sinne des Worts, voll belebenden Geistes gegenüber dem tödtenden Buchstaben. An der Stelle des Dogmatischen steht das Religiöse, philosophisch aufgefaßt und dichterisch veranschaulicht; die Wahrheit des Christenthums wird in ihrer rein menschlichen, sittlichen Bedeutung uns vor Augen gestellt. Die Grundgedanken sind die nothwendigen Ideale der Vernunft nach den Forderungen des Gewissens, wie der philosophische Idealismus sie dargethan: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Ich berufe mich auf Riegel, der dem Künstler nahe stand, ja unter dessen Augen sein Buch über ihn schrieb. Die Bilder sind Sinnbilder, der symbolische, phantasiegeborene Ausdruck von Ideen; sie fordern den Glauben an die Idee, nichts anderes, um genossen zu werden. Hat doch Cornelius auch Parallelen der griechischen Mythe herangezogen, als wollte er sich ausdrücklich zu dieser freien Poesie des Geistes bekennen. Als die

philosophische Facultät zu Münster ihm das Doctordiplom ertheilte, da nannte er dies Werk seine philosophische Doctordissertation, und bekannte, daß er von je gerungen habe ein Organ der höchsten Weisheit in seiner Kunst zu sein. Einmal schrieb er unter eins seiner Bildnisse:

Zweifeln gestatt' ich und Grübeln im Reich des Wissens dem Forscher,
Doch in den Sphären der Kunst leuchte der Glaube voran.

So ward ihm der Gedanke zur Anschauung, und er entschleierte den Sinn der biblischen Erzählungen, der apokalyptischen Visionen. Er bewies auch ihnen gegenüber seine Geistesfreiheit, indem er dem Seher nicht sklavisch nachzeichnete, wie mitunter selbst Dürer gethan, der ein Schwert aus dem Munde und Flammen aus den Augen hervorgehen läßt und einen Engel auf Feuerpfeiler als auf seine Füße stellt; sondern mit den Mitteln seiner Kunst gab Cornelius selbständig den Eindruck wieder den das Dichterwort macht, und übersetzte es in die ihm ebenbürtige Form, indem er sich mehr an die Idee hielt als an das Gleichniß. An der ersten Wand tritt uns Geburt und Tod des Heilands entgegen; dort huldigen ihm die königlichen Weisen aus dem Morgenlande, hier betrauern ihn die Seinen. Predellen unter den Hauptbildern zeigen den Sündenfall und seine Folgen, die Lunetten aber den Herrn wie er die Sünder annimmt und die Freude der Engel über die Reuigen. Auf zwei andern Hauptbildern nimmt Christus Sünde und Krankheit von dem Gichtbrüchigen und rettet die Ehebrecherin vor ihren Verfolgern. — Auf der gegenüberstehenden Wand die Todtenerweckungen des Lazarus, des Jünglings von Nain, Christi Auferstehung und sein Erscheinen unter den Jüngern, das ihnen die Zuversicht gibt sein Werk fortzusetzen und das Evangelium zu predigen, sammt sinnvollen Parallelen aus dem Alten Testament unterhalb, Scenen der Liebe und Demuth des Heilands oberhalb. — Für die dritte Wand ist die weltüberwindende Ausbreitung des Christenthums und seine fortdauernde Heilkraft bestimmt. Der Heilige Geist wird — über der Pforte zum Eingang in den Dom — über die Jünger ausgegossen, daß sie begeistert werden; Paulus wird bekehrt, Petrus heilt Kranke; was sie thun das thun sie durch die erlösende Kraft Gottes, da sie vorher schwach waren oder gegen die Wahrheit kämpften, was die Parallele andeutet: Petrus verleugnet Jesum, Paulus verfolgt die Christen; die Lunetten zeigen Petrus die Todten erweckend,

Paulus in Athen lehrend. Zwei andere Bilder veranschaulichen den heiligen Eifer für die gute Sache: Stephanus stirbt als Blutzeuge für Christus, Philippus bekehrt den heidnischen Aethiopterkönig. — Das Ende des Irdischen und seinen Uebergang zum Ewigen enthüllen die Entwürfe für die vierte Wand. Ist überall die Sicherheit und charaktervolle Bestimmtheit bewundernswerth, womit jede Scene in dramatischer Lebendigkeit ohne alles Uebertriebene oder Gewaltsame componirt erscheint, so ist doch da das Höchste gelungen, wo Cornelius wieder an Dürer sich anschließt und siegreich wetteifernd die älteste prophetische Poesie des Christenthums in der Offenbarung Johannis uns vor Augen stellt, indem er die deutsche Kraft mit italienischer Großheit und formalem Schönheitsgefühl geläutert hat. Christus als Weltrichter im Mittelbild ist hier der Beseliger, der Bräutigam, der zur Hochzeit einladet; die Reihenfolge der Predelle zeigt die thätige Liebe, die den Himmel gewinnt in den Werken der Barmherzigkeit. Links von Christus ist Zorn und Strafe, rechts Hoffnung und Heil. Die Engel ergießen die Schalen des Zorns in der Lunette, und unter ihr brausen die vier apokalytischen Reiter auf ihren Rossen heran: die Pest mit Pfeil und Bogen, der Hunger mit der Wage, der Krieg mit dem geschwungenen Schlachtschwerte, und der Tod mit der mähenden Sense; vor ihnen sinkt alles Fleisch dahin wie verwelkendes Heu. Die Rosse des Kriegs und Todes sind Nachkömmlinge der beiden von Faust und Mephistopheles, und wie sind sie gewachsen! Daneben erscheint in der Lunette des Menschen Sohn auf der Wolke mit der Sichel in der Hand, und auf dem Hauptbilde zeigt ein Engel dem Apostel die stolze Babel, wie sie nun gestürzt ist von ihrem Drachen und der Taumelkelch ihrer Hand entsinkt, daß sie daliegt neben den von ihr ermordeten Gerechten. Im Contrast mit beiden Bildern rechts die Auferstehung der Todten, erweckt durch den Posaunenruf der Engel in der Lunette, und dann unter der Lunette mit dem gefesselten Satan die himmlische Jerusalem, wie sie als holdselig reine Jungfrau gleich einer geschmückten Braut von Engeln herabgeleitet wird auf die Erde, und die Völker kommen heran zu Land und Meer um im Lichte des Friedens zu wandeln. — Unter den Schreckensbildern aber ziehen als ein Fries die Werke der Barmherzigkeit sich hin, contrastirend, mild versöhnend.

Und wie ein Chor in der Tragödie hat noch der Künstler an geeigneten Stellen zwischen diese bewegten Bilder die einfachen

Darstellungen der Seligkeit eingefügt, wie sie in der Vereinigung mit Gott das Ziel des Lebens und Strebens ist, die Seligkeit wie sie Christus auf siebenfältige Weise in der Bergpredigt verheißt; es ist immer eine männliche oder weibliche Gestalt, welche eine dieser Seligkeiten innerlich erlebt und sie in ihrer Erscheinung veranschaulicht. Das sind so wenig wie die vier Reiter Symbole oder Allegorien; es sind künstlerische Idealbildungen als unmittelbar verständliche Personificationen geistiger Mächte und Gemüthsstimmungen, wie die Götter Griechenlands, ein Apoll des Skopas, ein Eros des Praxiteles. Welch ein weicher Fluß der Linien umschreibt den Sanftmüthigen in seiner ruhigen Haltung, und wie edel im Gram, wie würdevoll in der Trauer erscheint die Leidtragende, da sie den Trost der Gottergebenheit in sich fühlt! Die Arme an Geist hat die Hände in den Schoß gelegt wie zum Almosenempfangen; aber der Blick ist mit rührendem Vertrauen nach oben gewandt, woher alle gute Gabe kommt. Wie verlangend und begnadet zugleich schaut die nach Gerechtigkeit Hungernde mit erhobenen Armen empor! Die durch das reine Herz Beseligte hat die Hände zu beiden Seiten des Körpers ruhig ausgebreitet; sie bedarf und begehrt nichts weiter in der Wonne des Gottschauens, sie erschließt uns ihr ganzes Sein und Wesen in lauterster Aufrichtigkeit.

Da beugte denn auch die berliner Kritik ihr Haupt vor der Meisterschaft dieser Entwürfe, vor dem Stil, welcher auch in der Gewandung das Leben und die zufällige Wirklichkeit geadelt, vor der Hand, die hier mit derjenigen Ehrfurcht vor der Natur beseelt sei, ohne welche alles künstlerische Wollen seines Ziels verlustig geht. Erfindungen von tiefster Bedeutung erschienen von voller und großer Realität getragen, welche allein das Ideelle zum Ausdruck bringen kann. Die Furchtbarkeit dämonischen Entsetzens hier, der stille Frieden des Gemüths, die weihevolle Empfindung der frommen Seele dort erschien gleich maßvoll verkörpert, würdig zum bleibenden Typus zu werden. Und, fügte Kugler hinzu, es sind Umrißzeichnungen ohne Schattenandeutung, aber mit voller Angabe der Motive in freien Linien, „es sind nicht Skizzen, es sind in ihrer Art abgeschlossene Kunstwerke". Zu solchen lasse sich ebenso wenig hinzuthun wie davon wegnehmen, und so werde die weitere Ausführung mehr schaden als nützen, und man könne sich an dem bereits Gegebenen genügen lassen. Allerdings sind die Umrißzeichnungen von Cornelius nicht wie gewöhnliche Skizzen der

noch unentfaltete Keim, die erste geistreich flüchtige Andeutung, die später Bestimmtheit und Durchbildung gewinnen soll; vielmehr gleichen sie Umrißzeichnungen, in denen etwa ein Kupferstecher das fertige große Werk mit empfindungsvoll sicherer Hand für sich in klare Linien übertragen hat. Allein daß die Wirkung des Cartons in dem ursprünglichen von Cornelius dafür gedachten Maßstabe eine viel mächtigere ist, das hat der Erfolg viel durchschlagender bewiesen als daß es noch einer Erörterung bedürfte.

Der König unterbrach die Arbeit für das Campo santo durch das Programm eines Gemäldes für die Absis des zu erbauenden Domes: die Erwartung des Jüngsten Gerichts durch die preußische Königsfamilie darstellend. Cornelius verhielt sich anfangs ablehnend, konnte sich dann aber der Aufgabe nicht entziehen, suchte sie so umzubilden daß er der Ungunst des Stoffes Herr werden könne, und setzte dann nach dem Grundsatz der Jugend seine ganze Kraft daran, nannte sie aber dem Jüngsten Gericht in München gegenüber selbst ein Werk der Reflexion seines Alters. Ueber den Lebenden auf der Erde schwebt wie eine riesige Vision Christus auf dem Thron in einer Glorie von Engeln, umgeben von Seligen und Heiligen, alles feierlich in ritualer Strenge, und die auf ein Zeichen harrenden Engel des Gerichts, die Aeltesten welche ihre Kronen niederlegen, die Anachoreten in erschütterndem Ernst sind von ergreifender Schönheit; das Ganze aber in der Farbenskizze unangenehm durch weißgraue Wolkenstreifen in vier oder fünf Stockwerke zerlegt, der Rhythmus der Linien gestört und unterbrochen, während in der Zeichnung die Composition sich central entfaltet und um Christus die Gestalten sich in großen Zügen ordnen.

Es kam die Märzrevolution, es kam die Reaction; aber der Dom ward so wenig wie die Mauern des Campo santo aufgebaut. Der König verfügte nicht mehr über die Staatsmittel; die Kammern hatten da die Entscheidung und schienen nicht gewillt das Geld für Velleitäten und Liebhabereien des Herrschers aufzuwenden; für die Schöpfungen von Cornelius war wenig Sinn und Verständniß vorhanden. Von schriftlichen Contracten war nie die Rede gewesen, die Behörden hatten Mühe ihm die veränderte Sachlage klar zu machen. Endlich kam man überein daß er einstweilen sein Gehalt fortbeziehe und an den Cartons weiter zeichne; für das Haus, das ihm der König gebaut, wurden seinen Erben 30000 Thaler zugesichert. Unmuthig schrieb er 1855 von Rom an seinen alten Genossen Schlotthauer nach München: „Unsere

Zeit wird ohne Reaction nicht fertig; sie wirft sich von Extremen zu Extremen wie ein Kranker auf seinem Lager hin und her ohne Linderung zu finden. Einer ruhigen, stetigen und gesunden Beharrlichkeit ist sie nicht mehr fähig; Zerstreutheit und Zerfahrenheit sind noch immer im Wachsen; Sammlung und Concentrirung, ohne welche nichts Echtes, Großes und Gediegenes entstehen kann, werden immer seltener. Aus der innern Leerheit und Verarmung der Seele entsteht eine gierige Genußsucht, die wie Tantalus vergebens nach Befriedigung ringt und im Genuß verschmachtet."

Der Unmuth war durch das Verhältniß zu seinem genialsten und berühmtesten Schüler gesteigert worden. Kaulbach hatte sich schon in München zur Selbständigkeit durchgerungen. Er trachtete neben dem Bedeutungsvollen nach dem Gefälligen; er reiste nach Rom um malen zu lernen, er kam der öffentlichen Meinung und ihrem Verständniß entgegen, während er zugleich mit politischem und religiösem Freisinn für den Geist unserer Zeit kämpfte; er erwies sich ironisch, humoristisch, wo Cornelius gläubig und pathetisch war. Aber er hat den hohen Werth seines Meisters nie verkannt. Er hatte gleichfalls mit Friedrich Wilhelm IV. für ein umfassendes monumentales Werk sich verständigt und weltklug günstigen festen Contract abgeschlossen; da glücklicherweise das Treppenhaus im Neuen Museum zu Berlin ausgebaut war, so hatte er seine Wände und malte an seinen Weltgeschichtsbildern unbekümmert weiter, während Cornelius in Ungewißheit sorgte und harrte. Kaulbach fand den Beifall des Publikums; das Geistreiche, das Anmuthige seiner Werke zog den Verstand an und erfreute das Auge; Cornelius nannte ihn den Heine der Malerei. Aeußerungen seiner Verstimmung gereichten ihm eher zum Nachtheil als zum Vortheil, um so mehr als Kaulbach schweigend weiter malte. Dieser hatte aber in München auch von König Ludwig die Bestellung erhalten an den Außenwänden der Neuen Pinakothek die artistischen Unternehmungen desselben zu verherrlichen, den Entwickelungsgang der münchener Kunst zu schildern. Er konnte seiner Natur nach das nicht mit ernster Feierlichkeit thun; sein kritischer Scharfblick sah auch die Schwächen und Mängel, und er ließ seinem Witze für den Entwurf freien Lauf, bis der König, selbst davon getroffen, Censur übte. Immer aber blieb die genremäßige Composition im Widerspruch mit dem Monumentalen der Bestimmung und Ausführung; es war unerhört daß über Menschen und Dinge gescherzt, ja gespottet ward, denen man ein Denk-

mal widmete. Schwind äußerte: „Millionen ließ Ludwig sich's kosten um aus München eine Kunststadt zu machen, und wendete dann noch 20000 Thaler daran sich darob auslachen zu lassen." Cornelius war dargestellt wie er auf dem Pegasus mit Overbeck und Veit heransprengend das Schlachtschwert gegen den dreiköpfig gezopften Cerberus schwingt, der die gefesselten Grazien bewacht; dem Scharfblickenden fielen nicht blos die steglosen Hosen an den kurzen Beinen auf, auch der Pegasus hatte etwas vom Schaukelpferd. Das ertrug der ernste Mann nicht. Er schrieb zornig (1851) an Schlotthauer: „Statt einer Kunstgeschichte ist es ein Pasquill auf dieselbe. Wie eine Viper sticht er in die Brust die ihn genährt und großgezogen. Die edelsten Männer der Nation sind hier dem Spott und Hohn preisgegeben. Daß er mich mit einem blauen Auge hatte davonkommen lassen danke ihm der Teufel! Er weiß daß ich mich zu ihm verhalte wie der Löwe zum Fuchs, und fürchtet die Krallen. Uebermuth im Glück ist nicht das Merkmal edler Natur."

Cornelius wie Kaulbach blickten zu den Meistern der Renaissance verehrungsvoll empor. Ersterer schrieb an Hähnel, der seine Statue für die Dresdener Galerie modellirte: „Meinen Zeitgenossen gegenüber fühl' ich mich keineswegs gebeugt; wenn ich aber an die Alten denke, so überfällt mich ein Schrecken, und tiefgedemüthigt, ja vernichtet steh' ich vor mir selber." Und an Brüggemann: „Es beschämt mich tief, wenn man meinen Namen mit Michel Angelo zusammenstellt; ich darf ihm nicht die Schuhriemen lösen. Wenn ich irgendetwas mit ihm gemein habe, so ist es meine glühende Liebe zur Kunst und zum Vaterland." Aber Cornelius ertrug es nicht, wenn nun Kaulbach von solchem Standpunkt aus die Kunst von Isar-Athen scherzend behandelte. Als König Ludwig 1855 nach Rom kam, fand zwischen ihm und dem Altmeister eine Aussöhnung statt; dieser hatte den Ehrenplatz neben dem Fürsten und hielt die Rede beim Festmahl, das die Künstler veranstalteten. Er erinnerte daran wie vor einem halben Jahrhundert der junge Prinz sein Herz zur Kunst gewandt und ihre Bedeutung für das Culturleben erkannt habe. Sie soll nicht nur ein Confect für die Tafel der Großen und Reichen, sie soll eine kraftvolle Speise für alle sein; eine zweite Natur gleichsam soll sie wie die Sonne ihren Glanz über Große und Kleine, über Arme und Reiche verbreiten. Dann sprach er von den ersten Regierungsjahren König Ludwig's: „Hei, wie wurde da gemeißelt,

gezeichnet, gebaut, gemalt! Mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging jeder ans Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit, es war nicht so wie Herr Wilhelm Kaulbach es darzustellen beliebt; auch war München kein Treibhaus der Kunst, wie Wilhelm Schadow in seinem «Modernen — ja wohl modernen! — Vasari» sich ausdrückt; es war eine gesunde lebenskräftige Wärme, erzeugt durch die hellauflodernde Flamme der Begeisterung, wovon jene Werke mit all ihren Mängeln das Zeichen an der Stirn tragen. Jene Männer, die dort in brüderlicher Eintracht wirkten, wissen um was es sich handelte; sie wußten daß sie vor dem Richterstuhl der Nachwelt und vor der deutschen Nation standen. Es galt hier daß der deutsche Genius sich auch in der Kunst eine Bahn brach, wie er es in der Poesie, in der Musik, in den Wissenschaften so glorreich gethan. Wie weit auch jene Werke hinter dem Maßstabe liegen, den diese Männer sich selber angelegt und hier im ewigen Rom geholt hatten, sie können getrost die Hand auf die Brust legen und sich sagen: wir haben einen guten Kampf gekämpft, wir hinterlassen dem Vaterland eine bessere Kunst als wir vorgefunden; und König Ludwig hat mit seinen Künstlern unserer Zeit bewiesen daß sie nicht blos eine zerstörende, sondern auch eine lebendig schaffende sein kann. Wenn die Phantasmagorien moderner Ostentation und Geistesleere längst von der Erde verschwunden und vergessen sein werden, dann werden diese Schöpfungen König Ludwig's noch lange die Seelen der Menschen erquicken und erheben, sie werden ihn von Geschlecht zu Geschlecht als ihren Wohlthäter segnen."

Auf das Gerücht hin Cornelius wolle sich wieder in München niederlassen lud ihn König Ludwig in einem Sonett dazu ein; er werde sich glücklich preisen, „ihn wieder ganz den Unsrigen zu heißen". Nach dem Tode des Malers bemerkte der König in einem Brief an die Witwe, daß derselbe am Tage einer Sonnenfinsterniß gestorben sei. Das war ja auch bei Kant's Hinscheiden ein artiger Zufall gewesen.

Während der funfziger Jahre hatte Cornelius mehr in Rom als in Berlin gelebt, auch dort, zum zweiten male verwitwet, eine junge Römerin geheirathet. Er arbeitete an seinen Cartons weiter, und zeichnete hin und wieder auch ein anderes Blatt, wie den Hagen der den Nibelungenhort in den Rhein versenkt, und die schlafwandelnde Lady Macbeth. Den Antrag des Papstes Pius IX. lehnte er ab, im Vatican einen Saal mit der Geschichte des Dog-

mas der unbefleckten Empfängniß Maria's auszumalen. Weil er sich nicht für würdig halte neben Rafael's unsterblichen Werken eine Stelle einzunehmen, wie er's motivirte, ohne zu heucheln; aber im Freundeskreis bekannte er: auch darum weil er von dem neugebackenen Dogma nichts wissen wolle. „In Rom bin ich immer ein halber Ketzer, aber in Berlin werd' ich von Tag zu Tag katholischer“, schrieb er einmal nach München.

Als der Prinz von Preußen, der nachmalige Deutsche Kaiser, die Regentschaft übernahm und Bethmann-Hollweg, ein Freund und Verehrer von Cornelius, das Cultusministerium verwaltete, plante dieser den Bau des Campo santo, und so kam Cornelius im Sommer 1861 nach Berlin zurück. Sein Aufenthalt in München brachte ihm Huldigungen aller Art, auch eine herzliche Begegnung mit Kaulbach. In Berlin aber trat bald die Conflictszeit ein und nahm die Lösung der deutschen Frage mit Blut und Eisen alle Kräfte des Staats in Anspruch. Da faßte Cornelius den seiner würdigen Entschluß an den Cartons fortzuzeichnen bis an sein Ende und sie als heiliges Vermächtniß seinem Volk zu hinterlassen. Als hochbetagter Greis führte er noch die Werke der Barmherzigkeit aus, indem er hier zum Reinmenschlichen sich wandte, aber das Genrehafte so edel stilisirte, daß er an lebenswahrer Heiterkeit der Auffassung mit den erfreulichsten Gemälden der Frührenaissance wetteifert und das Leben selbst, wie Phidias im panathenäischen Festzug, in sein Ideal erhöht. Dann mit zitternder Hand die Ausgießung des Heiligen Geistes beginnend ist er unter Gedanken an seine Schöpfung am 6. März 1867 sanft entschlafen. Im Namen der deutschen Kunstgenossenschaft legte der Bildhauer Knoll den Ehrenkranz auf sein Grab.

Er hatte es noch erlebt daß wo seine Cartons, namentlich die apokalyptischen Reiter erschienen, wie auf der historischen Kunstausstellung in München 1858, sie mit niederschmetternder Gewalt sich Bahn brachen und als ein Werk einziger Art erkannt wurden. In Antwerpen legten die belgischen Künstler ihren Kranz vor diesem Werke nieder. Als Herman Grimm in Berlin es betrieb daß einmal sämmtliche Zeichnungen des Meisters der Oeffentlichkeit gezeigt würden, da sah auch Berlin was es an ihm hatte. Die Nationalgalerie ist dann wesentlich für die Cartons von Cornelius erbaut worden, und sie sind dort das eigenthümlichste Zeugniß von deutscher Kunst. Die Photographische Gesellschaft hat sie würdig veröffentlicht.

Und hier hat Herman Grimm eine lichtreiche Parallele mit unserer Literatur gezogen. Der Nathan, der Faust, der Wallenstein, diese herrlichsten Schöpfungen unserer dramatischen Poesie, sind nicht aus den Bedürfnissen des schaulustigen Volks gemäß den Bedingungen und Leistungen unsers Theaters hervorgegangen, sondern sind Lesedramas und haben zumeist als solche gewirkt, ursprünglich nicht für die reale, sondern für eine Bühne in unserer Phantasie bestimmt; für die sinnenfällige Darstellung müssen sie zu ihrem Nachtheile eingerichtet werden. So hat Cornelius seine Cartons gezeichnet; sie sind seine originale That, und der Linienrhythmus der Compositionen hat nie gewonnen, oft aber verloren, wenn Schülerhände sie in Farben ausführten. Nur die Opern von Gluck und Mozart haben sich, wie unsere Musik überhaupt, aus dem Volksleben heraus und im Zusammenhang mit den Darstellungsmitteln entwickelt, und hier haben wir eine classische Vollendung nationaler Kunst erreicht. Den geschichtlichen Grund jener Erscheinung glaube ich darin zu finden daß Deutschland in einem neu anbrechenden Weltalter des Geistes vom Geiste aus aufgerichtet worden ist. Unser nationales Leben war verfallen, und unsere Dichter und Künstler traten mit ihren eigenen Idealen der Wirklichkeit gegenüber um ihr die Ziele ihrer Entwickelung zu setzen, und so überwog der Gedanke, der innere Gehalt über die sinnliche Realität, über die volle Natürlichkeit. Die Künstler waren Denker; sie wollten darum auch nicht blos die Sinne ergötzen, das Gemüth beglücken, sondern den Geist in Waffen rufen, erbauen und befriedigen, ja dies war ihnen das Erste, und wie Offenbarungen einer höhern Welt traten ihre Werke der Zeit und dem Volk gegenüber um diesem selbst ein neues Leben zu bereiten. So war auch Cornelius der Maler der in Formen dachte und dichtete, nicht in blühenden Farben, und das Genre, die Landschaft, der Naturalismus lagen ihm ebenso fern wie die coloristische Richtung; so bedurfte er der Ergänzung durch diese, durch den Anschluß an die Natur, und so ist er nicht der Abschluß oder der Vollender der neuern Kunst im harmonischen Einklang des Idealen und Realen, sondern der Eckstein, der gewaltige Bahnbrecher vom Geist aus, aufs Erhabene, Heilige gerichtet; und in einer Epoche die sich an das Lebenswirkliche, Sinngefällige hält, die das aus dem Leben Erwachsende, unmittelbar Anmuthende liebt und dem rein Malerischen, dem Helldunkel wie der Harmonie der Farbe sich zuwendet, steht er im Hintergrunde, wie

Giotto in Italien, wie Polygnot in Griechenland, als die Florentiner ihr eigenes heiteres Dasein abspiegelten, die Venetianer die Wunder und den Zauber des Colorits ausbildeten, oder Zeuxis durch den Ruhm des Pinsels hervorstrahlte. Und weil Hoffen besser doch als Fürchten ist, so hoffen wir daß unsere Apelles und Rafael der Zukunft angehören. Doch was auch die Zukunft bringt, ernstere Gemüther, die in der Kunst mehr suchen als Sinnenreiz und gefällige Unterhaltung, die an Jesaias, Aeschylos und Dante, an Bach und Händel, an Goethe's Faust und Schiller's Gedankenlyrik sich erfreuen, werden stets auch die Schöpfungen von Cornelius hoch und werth halten.

Cornelius unterschied in der Kunst zwischen Priestern und Pfaffen, und konnte am Abend seines Lebens sich das Zeugniß geben: „Ich habe immer in allen Verhältnissen eine heilige Scheu für die Göttlichkeit der Kunst bewahrt; ich habe mich nie dagegen versündigt.“ Mit einem seiner Denksprüche kehrt der Schluß unserer Betrachtung in ihren Ausgangspunkt zurück: „Jeder innere moralische Schaden des Künstlers geht unausbleiblich in seine Schöpfungen über und tritt ihm strafend entgegen; aber jede moralische Kraft potenzirt sich im Kunstwerk durch die Vermählung mit der Schönheit.“ Unter ein Bildniß seines Alters schrieb er: „Die Natur ist die Frau, der Genius der Mann; wenn beide sich in Liebe vereinen, erzeugen sie unsterbliche Kinder, schön und herrlich wie sie selbst.“

Melchior Meyr, der ihm befreundete Denker und Dichter, faßte bei dem letzten münchener Aufenthalt von Cornelius die Züge seines Bildes und seiner Werke also zusammen:

Was aus des Geistes ewigen Heimatauen
Herabkommt kann sich nicht mit Flittern schmücken;
In herbster Keuschheit will es uns erbauen,
Und zeigt sich spröd uns doppelt zu entzücken.
Und mag zu riesig auch beim ersten Schauen,
Zu streng euch die Gestaltenwelt bedrücken:
Durchdringt ihr liebend Ausdruck und Geberden,
Seht wie mit jedem Blick sie schöner werden!

Die Geistersonne leuchtet aus den Mienen
Und macht uns weit und hoch und warm im Herzen;
Der Feind des Lebens muß dem Leben dienen,
Frohlocken triumphirt in herbsten Schmerzen;
Dir ist des Lebens tiefster Ernst erschienen,
Die Wonn' im Ernst, der Ernst in Spiel und Scherzen;

Dein Kunstwerk lebt, vor ihm in Sonnenklarheit
Erkennen wir: das Heil kommt von der Wahrheit.

Germanensohn! In jugendlichem Streben
Hast markig du, ein Recke selbst, begonnen;
Frei hast du dich dem höhern Licht gegeben
Das tiefe Grau'n der Erde zu besonnen,
Und in der Schönheit liebeklarem Leben
Das Christenthum wie Heidenthum gewonnen.
Schaut sein Gebild und macht dem Streit ein Ende:
Geist und Natur sie reichen sich die Hände!

Bettina von Arnim.

(Nord und Süd, Heft 118.)

Als 1835 der Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde erschien, war die Nation wie von einem glänzenden Meteor freudig überrascht. Nur durch ihre geniale Persönlichkeit war Bettina von Arnim einem kleinen Kreise bekannt geworden, für uns Andere stand plötzlich ein Werk da, in welchem Wirklichkeit geworden was der Romantiker von einem Poesiewerden des Lebens oder Lebendigwerden der Poesie ahnungsvoll gehofft und geträumt. Noch herrschte das literarische Interesse vor dem politischen, und Goethe war der Mittelpunkt wachsender Theilnahme; noch war die Goethe-Philologie nicht da, man suchte seine Meisterwerke nach ihrer idealen Bedeutung zu erfassen, Hegel und seine Schüler legten seine Gedanken aus, Heine und Wienbarg priesen ihn als Deutschlands geistigen Befreier; nun flocht hier die Liebe ihre duftigen Rosen in seinen unverwelklichen Lorberkranz, und erklang sein Preis von Mädchenlippen wie sehnsuchtsvoller Nachtigallgesang. Mochte man manchmal mit Goethe selber fragen, ob Bettina mehr wunderbar oder wunderlich sei, mochte der Eine seine Ruhe, der Andere ihr mänadenhaftes Gebaren tadeln, die Einen mehr auf tiefsinnige Gedanken, die Andern mehr auf anmuthige Gefühlsergüsse hinweisen, dem Zauber des einzigen Buches konnte vor allem die Jugend sich nicht entschlagen, und auch das Alter sagte mit Meusebach: es werde Mühe haben sich der Unsterblichkeit zu entziehen.

Dann, als allmählich bekannt wurde daß nicht Alles factisch richtig sei, daß ein Sonett Goethe's nicht aus einem Brief Bettina's entstanden, sondern vielmehr von derselben aufgetröselt sei, sprach ein nüchternes Geschlecht von Fälschung und Schwindel, und Bettina's lichte Gestalt ward umnebelt und verdunkelt durch

allerhand Anekdoten, welche sich die Leute von ihr erzählten; das Philisterthum rächte sich damit an übermüthigen Neckereien, die es von ihr hatte erleiden müssen. Heute können wir der Dichterin und ihren Werken ruhig gerecht werden. Denn diese Werke sind und bleiben eine Zierde des deutschen Geistes und Schriftthums; sie waren eine melodische Stimme der Zeit und bleiben Marksteine der Seelengeschichte unsers Volks.

Anna Elisabeth Brentano ward am 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren. Ihre Großmutter war Sophie Laroche. Liebe Mama! redet Goethe die ältere Freundin in seinen Briefen an; deren schöne junge Tochter Maximiliane ward die zweite Frau des kurtrierer Geheimrathes Peter Anton Brentano, und der Dichter hat uns selbst berichtet wie sein Verhältniß zu ihr ihm das zu Lotte Buff in Wetzlar wiederholte und ihm bei der Abfassung von Werther's Leiden zum zweiten Theile des Romans Motive und Farben lieh. So waren die Fäden angeknüpft welche Bettina zu ihm leiteten. Früh war diese der Mutter, bald auch des Vaters beraubt. Sie ward im Kloster zu Fritzlar erzogen, und hat selber ja gern und reizend geschildert wie sie sich dort im Umgang mit der Natur entwickelte. Mit malerischem Talent begabt war sie geschickt in Handarbeiten, sie sang mit kräftiger Stimme zur Guitarre. 1801 an den Main zurückgekehrt lebte sie bald mit ihren Geschwistern in Frankfurt, bald bei der Großmutter in Offenbach. Sie modellirte bei einem Töpfer in Thon, sie nahm Unterricht im Generalbaß und componirte Lieder, ein Privatlehrer trug ihr Geschichte vor, was sie so köstlich in Briefen an die Günderode schildert. Das am meisten Bildende aber war der persönliche Verkehr, die Luft in der sie athmete. Drei ältere Geschwister, alle eigenthümlich begabt, ihr am verwandtesten der Bruder Clemens, im Hause der Großmutter französische Emigranten und berühmte Deutsche, wie Herder, einkehrend und verkehrend, ihre ältere Schwester an Savigny verheirathet. So kam sie in ihren Mädchenjahren in dessen Haus nach Marburg, nach Landshut, mit ihm nach München und Wien, und in Berührung mit hervorragenden Männern. So sah sie die Guachet, deren Leben für Goethe den Stoff zur Natürlichen Tochter bot, so klang der Name Mirabeau's an ihr Ohr, so sah sie Napoleon's Gestirn aufsteigen, so ward sie mit Achim von Arnim bekannt und stand mitten in einer aufstrebenden Jugend der Romantiker, welche aus der trüben Gegenwart heraus bald nach der Vergangenheit, nach

den Wurzeln des deutschen Volksthums zurück, bald in eine schönere Zukunft vorausblickten. Arnim widmete ihr seinen Wintergarten, sie sammelte Lieder für des Knaben Wunderhorn und dichtete für „Trösteinsamkeit"; sie verkehrte viel mit Karoline von Günderode, und als diese sich im Schmerz getäuschter Liebe selbst den Tod gegeben (1806), wandte sie sich Trost suchend zu Goethe's Mutter. Wie diese sie geschätzt hat das möge ein Brief bezeugen, den ich selber vom Original abgeschrieben habe.

„Gutes, liebes, bestes Kind!

Dein Andenken geht über Alles und macht mich glücklicher, als es der todte Buchstabe ausdrücken kann. O erfreue mein Herz, Sinn und Gemüth und komm bald wieder zu mir. Du bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht. Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest; — Du hast viel Vergnügen dort verbreitet — und bedauert man, daß Dein Aufenthalt dort so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, sagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht Alles zu sagen haben!! Darum komme bald und erfreue die, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt Deine wahre Freundin

Elisabeth Goethe."

Im April 1807 besuchte sie mit ihrer Schwester Melanie von Guaita Weimar, und daselbst Wieland und Goethe. Bis 1811 stand sie im Briefwechsel mit diesem. Goethe schrieb ihr ganz eigenhändig am 3. November 1809: „Deine Briefe sind mir stets erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, da ich vielleicht so närrisch war wie Du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt." Und am 5. Februar dankt er für Geschenke von ihr, die wie eine Glücksbombe in sein Haus gefallen, und fügt hinzu: „Dein lieber Brief mußte als der schönste Schmuck des Ganzen angesehen werden. Nimm in diesen wenigen Worten meinen Dank für Deine nie versiegende Liebe, Dein immer lebendiges Andenken an das Gegenwärtige, Deine Treue für das Vergangene." Seine Mutter war im Herbst 1808 gestorben, er schickte sich an, seine Biographie zu machen; ich sah einen Jugendbrief von Bettina bei Clemens Brentano, in welchem sie freudig ihr Zusammensein mit dem großen

Dichter berichtet, der sie aufgefordert habe über sein Leben zu schreiben. Auf seinen Wunsch zeichnete sie auf was sie nach den Erzählungen seiner Mutter aus seiner Kindheit sich erinnerte: den Freudenruf nach der Geburt des Todtgeglaubten, „Räthin, er lebt!" wie die anmuthige Eislaufgeschichte verdanken wir ihr. Den 10. Mai 1810 erbat er ein Lebenszeichen vor seiner Abreise nach Karlsbad. „Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort Dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht, denn eigentlich kann man Dir nichts geben, weil Du Dir Alles entweder schaffst oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein." Herman Grimm bemerkt hierzu: „Der Brief war mit einem kleinen Amor versiegelt. Weder von Goethe noch von Bettina wurde damals dieses Symbol ernstlich genommen, gerade so betrachtet aber: wieviel fast väterlich zu nennende Liebe liegt in Goethe's Worten und wieviel Gleichstellendes! Wem gegenüber seit den Zeiten der Frau von Stein gesteht Goethe: daß er nichts geben könne? Er erkannte den innern Reichthum Bettina's an und verlieh ihr das Recht sich ihm aufs Innigste verwandt zu fühlen. Mehr nicht. Die Leidenschaft, die Bettina's Briefe erfüllte, spielte nicht zwischen dem wirklichen Goethe und ihr, wie sie sich einst begegnet waren, sondern zwischen dem Goethe, den sie in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde neu aufbaute, und ihr selber auch in nachträglicher neuer Schöpfung."

Löper hat nach den Mittheilungen Herman Grimm's, des Gatten von Bettina's jüngster Tochter, die Briefe Goethe's an Sophie von Laroche, auch einige an Bettina den Originalen getreu veröffentlicht; Briefe von Beethoven hatte ich selber bei ihr in Händen und rieth zur Herausgabe. Sie wurden angezweifelt, es gelang mir einen in der Handschriftensammlung von Philipp Nathusius aufzufinden, er entsprach dem Abdruck. „Kein schönerer Frühling als der heurige", schreibt er 1810 nach ihrer Begegnung in Wien, er wechselt mit Du und Sie: „Sie heirathen oder es ist schon geschehen, und ich habe Sie zuvor nicht einmal noch sehen können, so ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe den Ehelichen segnet." Wenn sie an Goethe schreibt, soll sie ihm seine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken. „Ich bin eben im Begriff ihm selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar blos aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten

Kleinod einer Nation? Nun, lebe wohl, liebe liebe Freundin, ich küsse Dich so mit Schmerzen auf Deine Stirn, und drücke damit wie mit einem Siegel all meine Gedanken für Dich auf. Schreiben Sie bald, bald, oft Ihrem Freunde Beethoven."

Im April 1811 heirathete sie Achim von Arnim. Dieser schrieb an Görres voller Freude daß sie sein geworden: „Wir sind ohne irgend Jemandes von unserer Verwandten Wissen hier in der Stadt fünf Tage verheirathet gewesen, bis wir es selbst an Clemens und Savigny erzählt haben. Die Schwierigkeit wirst Du begreifen, wenn Du weißt daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savigny's. Es ging eben wie in tausend Komödien: eine Kammerjungfer vermittelte alles. Heimlich wurde ich Morgens auf dem Zimmer eines achtzigjährigen Predigers getraut, kam Abends wie gewöhnlich zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug die Hausthür zu, und schlich mich heimlich in Bettina's Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Rosen, Jasmin und Myrthen belaubt war. Warum? Weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spott alles Sacraments, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei sich die Leute gar noch verpflichtet halten nebenbei noch einige Thränen zu vergießen." Die Ehe war eine ganz glückliche, mit vier Söhnen und drei Töchtern gesegnete. Arnim war ein Edelmann im edelsten Sinne des Wortes, ritterlich schön (Ach im Arm ihn! kalauerten die Berlinerinnen), frei und sieghaft kühn, eine poetische Natur wie Bettina, wenn auch nordisch neben der kleinen, dunkeläugigen, dunkellockigen Gattin, in deren Adern italienisches Blut rollte. Nie sprach sie anders von ihm als mit liebender Verehrung.

In einem ungedruckten Brief von 1814 berichtet sie ihrer Schwester Maria Magdalena (Melina), verheirathete Guaita, wie in Berlin, wo Arnim als Freiwilliger und Offizier die Landwehr und den Landsturm organisiren half, Savigny mit einem Spieß, Fichte mit eisernem Schild und langem Dolch, Friedrich August Wolf mit Pistole und Messer im tiroler Gürtel zum Exerciren kamen; wie sie dann allein mit ein paar Kindern auf dem Lande mit einem großen Säbel Hiebe in die Luft schlug um einzuüben daß sie sich im Fall der Noth gegen französische Vergewaltigung wehren könnte. Sie setzt hinzu: „Manches hat uns die Zeit gelehrt was wir unter andern Umständen viel schwerer gelernt haben würden. Ich kann jetzt mit einer Schüssel Mittags auskommen,

ich kann grobe Strümpfe und geflickte Hemden tragen, und brauche keine battistne Sacktücher mehr; auch Arnim hat in den Landsturmzeiten die verfluchten französischen Jabots von seinen Hemden gerissen, an denen man immer zu kneipen und zu fälteln hatte, kurz der Luxus ist bei uns und bei den meisten honetten Leuten so verbannt daß es beinah überall wie bei Diogenes im Fasse aussieht. Mein silbernes Pathengeschenk von der alten Bethmann hat sich auch damals in einen freiwilligen Reiter verwandelt. Mein ganzer Haushalt lebte sechs Wochen lang von einem Sattel und einem paar Pistolenhalftern."

Im Frieden kamen wieder bessre Verhältnisse. Im Sommer führte Bettina mit der Familie ein idyllisches Landhausleben auf dem Gute Wiepersdorf in der Mark, einige Wintermonate brachten sie gewöhnlich in Berlin zu. Hier waren Schleiermacher, Schinkel, Wilhelm von Humboldt Bettina's Freunde. Schleiermacher confirmirte ihre Söhne und stand mit ihr im Briefwechsel. Erinnerungen an ihn theilte sie mir handschriftlich mit, sie sind auch gedruckt im Ilius Pamphilius erschienen. Sie zeichnete selbst, indem sie im Anschluß an griechische Mythen Ideen symbolisirte, und war so von Einfluß auf Schinkel's Bilderentwurf für die Vorhalle des Museums in Berlin.

Arnim war ein eifriger Patriot. Daß wir adlich all' auf Erden, muß der Adel Bürger werden! sang er zur Zeit der Befreiungskriege; ein Aufsatz von ihm ward die Veranlassung daß die Staatspolizei den Rheinischen Mercur von Görres unterdrückte. Clemens Brentano schrieb an Görres über eine Begegnung, die er, von der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen kommend, in Ems hatte, daß er Arnim's geistige und moralische Ueberlegenheit fühle, aber über die kirchliche Richtung einer so herrlichen Seele weinen möge; er fügte über Bettina hinzu: „Ich war sehr traurig in der Nähe dieses großartigsten, reichbegabten, einfachsten, krausesten Geschöpfes. In stetem Reden, Singen, Urtheilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modelliren, alles in Beschlag nehmen und mit Taschenspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurechtgewaltthätigen, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgend einen Act zu stellen und das Ungemeine sich gesellig bequem zu setzen, in diesem ohne Ruhe und doch mit geheimem und befreundetem Aug' zu entdeckenden Hintergrund des Nichtgenügenden in allem, aber zu hochgestellt und zu allgegenwärtig im menschlichen Kreis, um diese eingemauerte

bessere Sehnsucht zu befreien und vor Gott unter Thränen darzustellen, auf daß es eine gerettete Seele werde!" Wie bezeichnend ist dieser lange verworrene Satz für beide Geschwister! Als ich 1839 von Bettina an Clemens empfohlen in München freundlich mit ihm verkehrte und einmal äußerte: in unserm Alterthum wäre sie wie Velleda verehrt, im Mittelalter aber wohl als Zauberin verbrannt worden, seufzte er: „Ordensstifterin wäre sie geworden und ewig groß!" Sehr richtig ist betont wie sie aller Menschen und Dinge sich bemächtigt und das Niedere zum Modell für Höheres mit idealisirender Phantasie sich zurechtrückt. Als ich sie kennen lernte, war sie viel ruhiger geworden. Schleiermacher äußerte: Gott sei bei besonders guter Laune gewesen als er Bettina erschaffen: sie selber berichtet von dem Muthwillen und Uebermuth, der sie getrieben zu neckendem Scherz; der hat sie im Vollgefühl ihrer Unschuld und Tüchtigkeit über so manche Grenze hinausgeführt, welche die herkömmliche Sitte für die gewöhnlichen Menschen als wohlthätige Norm gezogen, wie ihr Klettersinn sie auf Mauern und Bäume steigen ließ. So setzte sie sich in einer Abendgesellschaft bei Gneisenau zu dessen Füßen, legte ihren Kopf auf seine Knie und schlief ein; so war sie bei Friedrich Heinrich Jacobi zum Thee geladen; zuerst im Zimmer, stellte sie sich hinter den Ofenschirm, und als die Andern über ihr Ausbleiben schmählten und sich in mancherlei Ausstellungen ergingen, trat sie hervor und rief: Ja, ich bin eine abscheuliche Person, aber ich will mich bessern! Das gesellige Leben ward ihr gern zum Spiele der Phantasie, und da soll sie wenig Rücksichten gekannt haben um sich durch Verlegenheiten anderer einen Spaß zu machen, während sie mit frischem Humor sich aus jeder Verlegenheit lachend befreite. „In all ihrer Launenhaftigkeit und Schroffheit eine anmuthige Erscheinung", schrieb Rahel von ihr; „welch eine Natur ungebändigter Fülle!" schrieb Ranke, und machte den Vers dazu: „Natur hat nicht Moral; o laß es sein, ist nur das Gute viel, das Böse klein." Auch Varnhagen konnte „bei all ihren Launen und Begehungen" ihr nicht zürnen: er sah ein so ursprüngliches, echtes geistedles und reichbegabtes Menschenkind in ihr, daß nur die Beimischung des Verkehrten und Verwirrten abzufallen brauche um den lichtvollen Engel sehen zu lassen. So stand sie im Urtheil urtheilsfähiger Zeitgenossen; im Munde gewöhnlicher Leute, die keinen Spaß verstehen und keine Phantasie haben, wurden die kleinen Wunderlichkeiten, die übermüthigen Seltsamkeiten vergröbert

und vergrößert herumgetragen, und verhüllten dem Blick das Götterbild in der Silenosmaske.

Die Neuvermählten besuchten Goethe. Gegen dessen Frau erlaubte sich Bettina eine ihrer kecken Verfehlungen in übertreibender Derbheit, und da verstand Goethe keinen Spaß; er brach die Beziehungen zu ihr ab; vergebens suchte Arnim sie wieder anzuknüpfen. Das empfanden beide schmerzlich, aber die Bewunderung für den Dichterfürsten ward darum nicht geringer. Als 1820 die Rede war ihm in Frankfurt ein Denkmal zu setzen, zeichnete und modellirte Bettina mit Hülfe des Bildhauers Wigmann eine Skizze, wie sie selber an den Dichter schreibt: „Goethe in halber Nische auf dem Thron sitzend, sein Haupt über der Nische, welche oben nicht geschlossen, sondern abgeschnitten ist, erhaben, wie der Mond sich über den Bergesrand heraufhebt: mit nackter Brust und Armen. Der Mantel, der über den Hals zugeknöpft ist, über den Schultern wieder zurück unter den Armen hervor im Schoße zusammengeworfen, die linke Hand hebt sich über der Leyer ruhend, die auf dem linken Knie steht; die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, ist in derselben Art gesenkt, und hält nachlässig seines Ruhms vergessend den vollen Lorberkranz. Sein Blick ist nach den Wolken gerichtet, die junge Psyche steht vor ihm, wie ich damals, sie hebt sich auf ihren Fußspitzen um in die Saiten der Leyer zu greifen, und er läßt's geschehen, in Begeisterung versunken." 1826 brachte sie die Skizze zu Goethe. „Du hast gelernt Menschen zu schonen", sagte er zu ihr, „denn früher hast Du das nie gekannt." Doch knüpfte sich kein Briefwechsel wieder an.

1831 starb Arnim, 1832 Goethe; Bettina fühlte sich in Leid vereinsamt auf dem Gute und lebte mit ihrer Familie in Berlin. Nun verkehrte sie am vertrautesten mit Schleiermacher. Sie schrieb darüber an Rahel: „Mir ist wohl durch das heimatliche Dasein in seiner Familie, seine Gegenwart macht mich frei von allem Eigendünkel, ja von allen Prätensionen für und an meinen Geist, von allem Appelliren an mein eigenes Urtheil; dann aber schenkt mir sein Wort jede Erleuchtung, jede Nahrung, die meiner Seele zukommt; noch nie hat sein Mund etwas ausgesprochen was nicht als tiefste Wahrheit mich durchforscht oder als Segen mich genährt hätte; endlich elektrisirt mich seine persönliche Nähe zu einer freudigen Regsamkeit aller meiner Kräfte, und ich bin glücklich selbst auch in dem Schmerzlichen was Gott über mich verhängt hat; ich fühle mich so wohl, weil ich mich so entfernt fühle von

aller Verkehrtheit; ich fühle mich so sorgenfrei, weil ich die Natur eines Kindes oder eines Sperlings habe, die eine höhere Macht für sich sorgen lassen." So sah sie einen leitenden Genius in ihm; sie sandte ihm ein Gedicht, das ich von ihrer Hand besitze; es schließt:

Ich glaub was Deine Lippe spricht,
Dein Geist ist mir das höchste Licht.

In seiner Antwort weist er sie auf einen Höheren hin, von dem auch er nur Zeugniß gibt:

Glaubst Du was meine Lippe spricht,
So weißt du wohl
Wie meine Liebe Dir nicht gebricht.
Entgeht Dir meine Lehre nicht,
So weißt Du wohl
Mein Geist sei nicht Dein höchstes Licht!

Als sie aus Goethe's Nachlaß ihre Briefe an Goethe durch den Kanzler Müller erhielt und mit den seinigen zusammenordnete, war sie selber tief ergriffen. Sie schrieb an Frau Görres: „Der Briefwechsel enthält meine Herzensangelegenheiten mit ihm nackt und blos, wie sie Gott in mir erschaffen hat und wie Er unter dem Beistand der Grazien sie gezähmt und gebändigt hat. Welche Weisheit und Güte in diesem Mann gegen mein anstürmendes Herz, wie schön hat er es zu leiten gewußt, wie gut hat er im Drang übereilter Herzensergießungen das Hohe herausgefühlt, welch' unbegrenztes Vertrauen in mir, ihm alles zu sagen!" Und ähnlich im März 1834 schrieb sie an den Fürsten Pückler: „An meiner Correspondenz mit Goethe hab' ich bisher mäßig gearbeitet, ich hatte viel Unterbrechung, Schleiermacher's Tod hatte mich sehr untüchtig gemacht. Es ist ein Heiligthum, ein Schatz von wahrhaftiger Natur in ihrer unverkümmerten Unschuld, sie spricht sich in Allem aus wie der offene Kelch einer Blume; wer ihr Geheimniß versteht wird sie würdigen."

Vertieft in die Erinnerung jener Tage sah sie das Entschwundene wie gegenwärtige Wirklichkeit. Briefe aus persönlichen Stimmungen und Erlebnissen herausgeschrieben bedürfen für Andere, später Lebende stets der Erläuterung; statt Anmerkungen zu geben schaltete Bettina unmittelbar ein was zum Verständniß nöthig war; so wurden die Begegnungen mit Goethe wiedererzählt, so fügte sie manches hinzu was sie noch an Goethe hätte

schreiben wollen, können, sollen, und wenn die Ergüsse über Musik, wenn Berichte aus München und Wien auch erweitert sind, wer möchte das missen? Sie tilgte was sich in den spätern Briefen auf ihren Brautstand mit Arnim bezog, sie setzte für Goethe's Gattin hin und wieder den Herzog, um alle Theilnahme künstlerisch auf die Schreibenden selbst zu vereinigen. Anderes, was vor und nach der Zeit des Briefwechsels lag, ließ sie in der Darstellung ihres Verkehrs mit Goethe's Mutter vorangehen oder im Tagebuch nachfolgen. So entstand aus der thatsächlichen Wirklichkeit ein künstlerisches Werk, Wahrheit und Dichtung, wie Goethe selbst seine Lebensbeschreibung in ähnlichem Sinne genannt hat. 1807 hatte sie Goethe kennen gelernt, Advent von 1807 wird im 16ten seiner Sonette als neue Liebesära von ihm bezeichnet. Solche Sonette sandte er damals an mehrere Mädchen, die ihm huldigten; daß auch Bettina unter diesen war hat Löper dargethan: sie theilt eins der Sonette in einer andern Lesart mit als sich in Goethe's Werken findet, und ihre Fassung ist durch Goethe's Handschrift als die ursprüngliche bezeugt. Eine Stelle aus ihrem ersten Brief: „Mein Kind, mein artig gut Mädchen, mein liebes Herz!" wie sie sich, an Goethe's Hals und Brust geschmiegt, von ihm angeredet glaubt und wünscht, — diese Stelle klingt ja wirklich im 10ten Sonette wieder: „Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen!" Wir wissen jetzt daß Herzlieb die Lösung des Charadesonetts ist, daß Minna Herzlieb, in der Ottilie der Wahlverwandtschaften dichterisch verklärt, Goethe's Gemüth am tiefsten bewegte; Bettina glaubte in Abendlicht das Wort des Räthsels gefunden zu haben, hatte er sie doch ein freundliches Licht für seinen Lebensabend genannt. So schrieb sie auch die andern Sonette sich zu, und ersann Briefstellen als Motive für dieselben. In Goethe's Divansliedern fand sie Nachklänge ihrer Briefe, und ließ einen Wechselgesang Suleika's und Hatem's scheinbar daraus hervorwachsen. Eine Stelle aus Goethe's Erläuterungen zum westöstlichen Divan glaubte sie auf sich beziehen zu dürfen, sie paßte ja, und ehe wir von Marianne Willemer durch Theodor Creizenach Bestimmteres erfuhren, schien es uns völlig berechtigt an Bettina zu denken: „Dem Dichter verstrich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleika's nicht greisenhaft zudringlich, nein ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt." Klein und zierlich von Gestalt und dabei

naiv und rücksichtslos war sie manchmal für ein Kind gehalten worden, „als sie bereits in das Blüthenalter der Empfindung eingetreten war", und so wählte sie den Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", und sagte: Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen, — damit schlimme Nachrede und falsche Deutung abweisend.

Bettina's Liebe zu Goethe war nicht die vollmenschliche der Jungfrau zum Mann, die ihr ganzes Selbst hingibt an ein ihr wahlverwandtes Selbst um ihre Bestimmung, die mütterliche, in der Ehe zu erreichen — diese Liebe hat Bettina im Bund mit Arnim gefunden, — sondern das Geist und Herz durchdringende Wohlgefallen am Schönen, das den irdischen Besitz des Geliebten nicht begehrt, aber in seine Seele will sie aufgenommen sein, weil ihr die Welt durch ihn aufgeht; ihre Liebe trägt von Anfang an den Charakter der Phantasie, fancy würde Shakespeare sie benennen; sie ist der platonische Aufschwung des Gemüths zum Ewigen, der Entfaltungstrieb in die Freiheit und in die Seligkeit, in das Göttliche, das ihr in der Lebensgestalt des herrlichen Dichters erscheint, von der sie sich zum Ideal, zum Grund und Ziel alles Daseins emporschwingt. Schreibt sie doch einmal selbst: „Ach, der Regenbogen, der eben auf der Ingelheimer Aue seinen diamantnen Fuß aufsetzt, und sich übers Haus hinüberschwingt auf den Johannisberg, der ist wohl gerade wie der selige Wahn, den ich habe von Dir zu Mir. Und der Rhein, der sein Netz ausspannt um das Bild seiner paradiesischen Ufer darin aufzufangen, der ist wie diese Lebensflamme, die von Spiegelungen des Unerreichbaren sich nährt. Mag sie denn der Wirklichkeit auch nicht mehr abgewinnen als den Wahn; — es wird mir eben auch den eigenthümlichen Geist geben und den Charakter, der mein Selbst ausspricht, wie dem Fluß das Bild das sich in ihm spiegelt." Und ein andermal: „Liebe sprengt alle Riegel in neue Welten der Kunst und der Weissagung und der Poesie; wie sie in einem erhabenen Sinne nur sich befriedigt fühlt, so kann sie auch nur in einem erhabenen Elemente leben." — „Die Poesie, die zur reinsten Harmonie der Schönheit verklärte Phantasie ist dies Element", so erklärte der Philosoph Weiße aus persönlicher Befreundung mit Bettina schon beim Erscheinen des Buchs; „sie bleibt allem Irdischen fremd, bei der leisesten Berührung des irdischen Elements, etwa durch den Geliebten selbst — der aber nur darum der Geliebte sein konnte, weil er solcher unheiliger Berührung unfähig war — würde sie

augenblicklich verschwunden sein. Frage also Keiner nach der Gefahr, welcher Bettina sich durch den mänadischen Taumel im Dienst ihrer Gottheit aussetzt. Sie selbst hat mitten im Taumel, in der Trunkenheit der Begeisterung ein klares Bewußtsein — nicht der Gefahr, sondern daß die Gefahr nicht Gefahr ist, sie vergleicht sich der Mignon wie sie mit verbundenen Augen zwischen Eiern tanzt. Meine Liebe ist geschickt, ruft sie dem Geliebten zu, verlasse Dich ganz auf ihren Instinct, sie wird auch blind dahintanzen und keinen Fehltritt thun. Mit diesem Bewußtsein darf sie sich rückhaltlos dem Gott hingeben der sie treibt; was sie auch thue und rede, sie darf gewiß sein daß die Umgebenden in ihren Reden und Thaten nicht den natürlichen Menschen mit seinen irdischen Bedürfnissen vernehmen werden, sondern den Genius, der in irdische Worte und Handlungen Gefühle und Gedanken der Unsterblichkeit kleidet."

Sogleich der erste Brief (und er hat bei der Veröffentlichung nur stilistische kleine Verbesserungen empfangen) schlägt diesen Ton an. „Ein Menschenkind, einsam auf einem Felde, von Stürmen umbraust, seiner selbst ungewiß, hin und her schwankend wie Dornen und Disteln um uns her, — so bin ich, so war ich, da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte. Nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt." Vor Freude und Sehnsucht erschauernd träumt sie von seiner Liebe und ruft erwachend: „Weh mir, wenn dies alles nie zur Wahrheit wird, dann werd' ich im Leben das Herrlichste vermissen. Ach, ist der Wein nicht die süßeste und begehrlichste unter allen himmlischen Gaben, daß wer ihn einmal gekostet trunkene Begeisterung nimmer abschwören möchte!" Und Goethe mit der sittlichen Gediegenheit eines festen Gemüths, warm und theilnehmend als der Mann im reifern Alter, der auch das Wort der Entsagung sprechen gelernt, ist der scharfblickende Seher, der das Idealische, die Wirklichkeit Ueberfliegende dieser Liebe als solches zu fassen und zu verwerthen versteht. Und wie innig und groß weiß sie sein Wesen zu erfassen! „Bald sind's die Sterne, die mit Dir Rücksprache nehmen, bald die tiefen, abgründlichen Felskerne; bald schreitet Dein Blick als Prophet durch Nebel und Luftschichten, und dann nimmst Du der Blume Farben und vermählst sie dem Lichte; Deine Leyer findest Du immer gestimmt, und wenn sie Dir auch frisch entgegenprangte, würdest Du fragen:

Wer hat mir diesen Kranz gewunden? Dein Gesang würde diese Blumen bald versengen, sie würden ihre Häupter senken, sie würden ihre Farbe verlieren, und bald würden sie unbeachtet am Boden schleifen. Alle Gedanken, die die Liebe mir eingibt, alles heiße Sehnen und Wollen kann ich nur solchen Feldblumen vergleichen; sie thun unbewußt über dem grünen Rasen ihre Augen auf, sie lachen eine Weile in den blauen Himmel, dann leuchten tausend Sterne über ihnen und umtanzen den Mond, und verhüllen die zitternden, thränenbelasteten Blumen in Nacht und betäubenden Schlummer. So bist Du, Poete, ein vom Sternenreigen seiner Eingebung umtanzter Mond, meine Gedanken aber liegen im Thal wie die Feldblumen, und sinken in Nacht vor Dir, und meine Begeisterung ermattet vor Dir, und alle Gedanken schlafen unter Deinem Firmament."

Der Briefwechsel mit Goethe hat einen Prolog in Bettina's Verkehr mit der Frau Rath, der Mutter Aja, wie sie im Kreis der jungen Stürmer und Dränger hieß, der von ihr begünstigten Haimonskinder im Jugendbunde mit ihrem Sohn. Bettina hat das Verdienst das Bild dieser Frau mit voller Lebendigkeit in die Literatur eingeführt zu haben, wie es seitdem durch die Veröffentlichung aus ihren Correspondenzen nur bestätigt und vervollständigt worden ist. Wie prächtig verweben sich die sonnige frische Lebenslust, das feste Gottvertrauen und die Freude über den großen Sohn! Als mütterliche Freundin steht sie Bettina zur Seite; sie in dem heitern Sinne bekräftigend: „Wer lacht kann keine Todsünde thun", und in der Stunde der Schwermuth erklingt der tröstende Zuspruch: „Steh' auf aus Deinem Bett und nimm's und wandle! Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt das muß man verarbeiten, und hat er ein Leid gehabt, so hat er ein Gedicht daraus gemacht." Das lebendige Bild der Frau Rath wird verklärt durch das was die jugendliche Freundin nach ihrem Tode dem Sohne schreibt.

Zwei Bände des Briefwechsels bieten uns von 1807—1811 das Leben dieser Jahre wie es sich im reinen, jungfräulichen Herzen begibt und spiegelt, dem Dichter im Festgewand der Schönheit und der Liebe dargeboten. Blühende Bilder, süße Empfindungen, leuchtende Gedanken verbinden sich wie Blumen und Blätter zum Kranz für Goethe; wie die Aeolsharfe vom Windhauch so ist die Seele Bettina's berührt von der Luft jener Zeit, und melodische Laute erklingen, absichtslos, sie erfährt sie selbst wie Eingebungen,

und oft sind es Offenbarungen voll tiefen Sinnes. Von Frankfurt wandern wir an den Rhein und hören wie der humoristische Niklas Vogt den Dichter mit dem Strom, die Nebenflüsse, lauter Mädchen, mit seinen Geliebten vergleicht: wir kommen in Savigny's Haus und erleben seine Abreise nach Berlin im Geleit der landshuter Studenten; wir kommen nach München zu Jacobi und zu Beethoven nach Wien, und eine ganze Reihe von Gestalten tritt anschaulich vor uns hin, mit feinem Sinn für jede Eigenthümlichkeit treu aufgefaßt und mit zarten Linien liebevoll gezeichnet. Und dazu die prächtigen Berichte nach den Erzählungen der Mutter von des Dichters Jugend, und so manches innig empfundene Wort über seine Dichtungen! In politischer Beziehung ist sie mächtig ergriffen vom Freiheitskampf der Tiroler, nach deren Bergen sie von München aus hinüberschaut, für die sie mit dem Kronprinzen, dem spätern König Ludwig I., in persönliche Beziehung tritt. Ihr, der musikalischen Natur, wird alles Große zur Musik, sie sieht in den Heldenschlachten Symphonien des göttlichen Geistes, der in dem Busen der Menschheit Ton geworden ist himmlischer Freiheit. „Das freudige Sterben dieser Helden ist wie das ewige Opfern der Töne einem hohen gemeinsamen Zweck, der mit göttlichen Kräften sich selbst erstreitet; so scheint mir auch jede große Handlung ein musikalisches Dasein; so mag wohl die musikalische Tendenz des Menschengeschlechts als Orchester sich versammeln, und solche Schlachtsymphonien schlagen, wo dann die genießende mitempfindende Welt, neu geschaffen, von Kleinlichkeit befreit, eine höhere Befähigung in sich gewahrt.“ Und so möchte sie den Wilhelm Meister von seinen Komödiantinnen hinweg unter die Tiroler senden, dort im handelnden Leben sich zu bewähren. Eine himmlische Wohlthat Gottes dünkte ihr solch eine Volkserhebung, „er läßt abermals und abermals die Seele der Freiheit wieder neugeboren werden“! So haben wir das Vorspiel der Accorde welche Bettina 30 Jahre später voller anschlagen sollte; sie schrieb in ihr Tagebuch: „Das ist mein Gelübde: Freiheit von allen Banden, und daß ich nur dem Geist glauben will, der Schönheit offenbart und Seligkeit prophezeit.“ Sie hat das Gelübde treulich gehalten.

Wie in der Liebe Sinnlichkeit und Geist in eins verschmolzen sind, so auch in der Kunst. Kunstsinnig, schönheitstrunken weiß Bettina manch' herrliches Wort davon zu sagen. „Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur, Offenbarung des Geistes in den Sinnen.“

Die Seele aller Kunst ist ihr Musik, die melodische Stimmung des Gemüths, in welcher der begeisternde Gott empfunden wird; sie ist ihr die Vermittelung des Unaussprechlichen. Für das innigste Durchdrungensein von Sinn und Seele, von Denken und Fühlen gibt es wol keine bezeichnendere Stelle als diese: „Alles Lernen in der Kunst ist nur dazu daß wir den Grund der Selbständigkeit in uns legen und daß es unser Errungenes bleibe. Einer sagte von Christus, daß er nichts von Musik gewußt habe; dagegen konnte ich nichts sagen; aber Christus spricht: auch euer Leib soll verklärt werden. Ist nun Musik nicht die Verklärung der sinnlichen Natur? Berührt Musik nicht unsere Sinne, daß sie sich eingeschmolzen fühlen in den Harmonien der Töne? Die Sinne fließen in den Strom der Begeisterung, und das erhöht sie. Alles was den Menschen geistiger Weise anspricht geht in die Sinne über; darum fühlt er sich durch sie auch zu Allem bewegt. Liebe und Freundschaft und kriegerischen Muth und Sehnsucht nach der Gottheit — Alles wallt im Blute; das Blut ist geheiligt, es entzündet den Leib, daß er mit dem Geist dasselbe wolle. Das ist die Wirkung der Musik auf die Sinne; das ist die Verklärung des Leibes. Die Sinne von Christus waren eingeschmolzen in den göttlichen Geist, sie wollten mit ihm dasselbe.“ Daß die Melodie sich in uns erzeugt und im sinnlichen Wohlklang wir uns eingestimmt fühlen in die Weltharmonie, das war ihr ein Symbol für den Kuß der ewigen Liebe an das sich ihr hingebende menschliche Wesen. Solcher Worte eingedenk war ich nicht davon befremdet, als ich zum ersten mal in Bettina's Zimmer trat, daß eine Copie von Correggio's Jo über ihrem Ruhebette hing. Das musikalische Evangelium aber findet seinen Abschluß durch die Schilderung dessen der für Bettina der Messias im Reich der Töne war: Beethoven. Wie im Platonischen Gastmahl die Liebesrede des Sokrates dadurch versinnlicht wird daß Alkibiades statt des Eros den Sokrates selber als den wahren Liebenden preist, so erscheint Beethoven's Persönlichkeit mit ihren genialen Sprüchen. Wir lasen von ihm selber: daß er gewünscht Bettina möge an Goethe von ihm schreiben; sie thut es wie ein Meister der Bildhauerkunst das Ideal in dem Bildniß ausprägt, lebenswahr, d. h. die Wahrheit des Lebens voll verwirklichend.

An den Brief schließt sich ein Tagebuch, das Buch der Liebe. Es ist das künstlerisch Vollendetste was Bettina geschrieben, das Einzelne anmuthig, sinnig, und alles zum wohlgerundeten Ganzen

zusammengeschlungen, das in Goethe's Apotheose gipfelt. Die süßesten Offenbarungen, wie die Geister der Natur sie im Schimmer der Sterne, im Duft der Rose ihrem reinen Herzen mitgetheilt, werden von der Zauberkraft der Liebe hervorgerufen und steigen ans Licht als ein Springquell lyrischer Ergüsse, um den die Sonne ihren farbigen Bogen spielen läßt. Die Erzählungen aus ihrem frühern Leben durchwebt sie mit feurigen Bekenntnissen über das Glück der Gegenwart, das in jenen Ereignissen vorgebildet und geweissagt erscheint. „Der verschlossene Samen und die Blüte, die aus ihm erwächst, sind einander nicht vergleichbar, und doch ist sein erstes Keimen die Ahnung dieser Blüte, und so wächst er fort mit gesteigerter Zuversicht, bis Blüte und Frucht seinen ersten Instinct bewährt, der, wenn er verloren gehen könnte, keine Blüten und Früchte tragen würde." Aber wo ist die Sonne, welche aus der Knospe die Blüte hervorlockt? „Was ist Liebe? Der Wächter auf der Zinne ruft die nahe Morgenstunde. Der regsame Geist ahnt schlummernd den Tag, er bricht aus seiner Traumwelt hervor, und der junge Tag empfängt ihn mit seinem Licht, und das ist die Gewalt der Liebe daß Alles Wirklichkeit ist was vorher Traum war, und daß ein göttlicher Geist dem in der Liebe Erwachten das Leben erleuchtet, wie der junge Tag dem aus der Traumwelt Erwachten." Dort im Kloster, „in den hängenden Gärten der Semiramis", wo sie erzogen wird, „ein glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen, zahm und freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in seinen Neigungen", dort spiegelt sich in ihrer kindlichen Sehnsucht, dort leuchtet ihr im Verkehr mit der Natur ahnungsvoll entgegen was sie dann später in Goethe's Garten als klare Ideen aussprechen sollte. Dort schon dämmert in ihrer Seele die Wahrheit auf: „Finde Dich, sei Dir selber treu, lern Dich verstehen, folge Deiner Stimme, nur so kannst Du das Höchste erreichen. Du kannst nur Dir treu sein in der Liebe; was Du schön findest das mußt Du lieben oder Du bist Dir untreu."

Die erste Liebe des Kindes gilt den aufkeimenden Blumen. „Die Liebe für die Blütenwelt der sinnlichen Natur erweckt die schlafenden Keime einer innern Blütenwelt; indem wir die sinnliche Schönheit gewahr werden, erzeugt sich in uns ein geistig Ebenbild, eine himmlische Verklärung dessen was wir sinnlich lieben. In der Gartenlaube war ich jeden Morgen mit der Sonne und drängte mich dem Aufbrechen ihrer röthlichen Knospen entgegen, und wie ich in den verschlossenen Kelch blickte, da liebte ich und

betete die Sonnenwelt in den Blüten an, und mischte meine Thräne mit dem Honig in ihren Kelchen." Dann blickt sie die Nachtigall an, Aug' in Nachtigallaug', und auf der hohen Pappel, der Rosenhecke gegenüber, sitzt sie, vom Winde gewiegt, die Guitarre in der Hand, um der Nachtigall etwas vorzuspielen. „Es war schwül; nun regten sich die Lüfte stärker und trieben ein Heer von Wolken über uns zusammen. Die Rosenhecke wurde hoch gehoben vom Winde und wieder niedergebeugt, aber der Vogel saß fest; je brausender der Sturm je schmetternder ihr Gesang, die kleine Kehle strömte jubelnd ihr ganzes Leben in die aufgeregte Natur; der fallende Regen behinderte sie nicht, die brausenden Bäume, der Donner übertäubten und schreckten sie nicht, und ich auch auf meiner schlanken Pappel wogte im Sturmwind nieder auf die Rosenhecke, wenn sie sich hob, und streifte über die Saiten um den Jubel der kleinen Sängerin durch den Takt zu mäßigen."

Dann folgen ihre ersten Küsse: von dem Franzosen, dem sie das Leben rettete, von Herder, der sie segnet, vom blinden Herzog von Aremberg. Dann hört sie von Goethe, vernimmt den Klang seiner Verse, kommt zu seiner Mutter, zu ihm selbst. Ihn ganz auszusprechen wird das Siegel ihrer Liebe. Sie zeichnet den Entwurf zu seinem Denkmal, eine Apotheose ihrer Begeisterung und seines Ruhmes.

Bettina hoffte durch die Herausgabe des Buches die Mittel zu erwerben um das Denkmal ausführen zu lassen. Sie dachte dabei an England, an eine Uebersetzung ins Englische, und da ihr niemand mit solcher genug that, so machte sie sich selbst an die Arbeit, jahrelang, und ließ das Ganze auf eigene Kosten 1838 drucken. „Es ist eigentlich kein rechtes Englisch, verdiente es aber zu sein", äußerte ein Britte. Voran steht die Widmung: „To the English bards. Gentlemen! The noble cup of your mettifluons tongue so often brimmed with immortality, here filled with odd but pure and fiery draught, do not refuse to taste if you relish its spirits to be homefelt, though not homeborn." Die Warnungen erfahrener Freunde waren vergebens gewesen; das in dem neuen Gewand doppelt wundersame Buch fand in England wenig Anklang und Verständniß. „Das Monument hat Schulden!" sagte sie mir ein Jahr später. Aber sie verzagte nicht. Der Bildhauer Steinhäuser in Rom führte die Statue in Marmor aus, die Großherzogin von Weimar kaufte das Werk und ließ es dort aufstellen; die etwas rücksichtslose Ver-

wegenheit Bettina's erreichte doch ihr Ziel. Sie arbeitete noch hochbetagt an einem großen reliefgeschmückten Sockel; auf solchem sah ich die Skizze in ihrem Zimmer, als ich die alte Frau zum letzten mal begrüßte; unter Lorbergebüsch stand das Ganze über dem Sarge, der ihre irdische Hülle bergen sollte.

Was uns, die freisinnige Jugend, an dem Buch störte das war die Widmung an den Fürsten Pückler. Der war uns gar unsympathisch, und wir verstanden nicht wie ihm, dem Semilasso, dem selbstbewußt selbstgefälligen Original, dem Sprachenmenger, dem frivolen Vergnügling, die hochsinnige Begeisterung diese Schale voll begeisternden Weines ganz besonders credenzen mochte. Ich bin seitdem milder im Urtheil und unbefangener geworden, aber ich begreife es auch heute noch nicht, namentlich nicht nach Veröffentlichung ihres wenig erquicklichen Briefwechsels mit Pückler. Daß dieser mit Bettina ein Spiel trieb, daß sie es nicht gewahrte, als er sich Sie nennen ließ und Du schrieb, daß sie Impertinenzen wie „Gehirnsinnlichkeit" von ihm ertrug, daß sie ihre Briefe zurückforderte, nicht erhielt und doch frische schrieb, das erklärt sich doch nicht blos aus ihrem Bestreben mit berühmten einflußreichen Männern in Verbindung zu stehen. Dies war ihr eigen, sie bedurfte, echt weiblich, männlicher Anregung zu geistsprühender Unterhaltung, und sie hoffte stets zu wirken, für humane Zwecke mächtige Kräfte in Bewegung zu setzen. Ein anderes Moment lag darin daß Pückler mancher ihrer Freundinnen und Freunde, wie Schleiermacher, nicht zusagte; das trieb sie zum Widerspruch, das reizte sie nun das Positive in seinem Wesen zu betonen. Den Schlüssel aber geben einige Stellen, in welchen sie sagt: Das Glück liegt nur in der Möglichkeit die Anlagen des Geistes vollkommen zu entwickeln; „dem unbewußten einfachen Lebensstrom in Ihnen wollte ich nachgehen, der mitten zwischen den Verkehrtheiten der Selbstbeleidigung und Sklaverei seine Bahn zum Licht, zum himmlischen Erzeuger, zur Freiheit sucht. Sie sind besser als Alles worauf Ihre Begierde gerichtet ist; warum fanden Sie nichts Höheres? Man ist so groß als das Höchste was man erkennt, so reich als das Unermeßlichste was man begehrt." Pückler muß danach selbst bekennen: er habe eine Art von Seelenbund, halb im Ernst, halb in frivolem Scherz mit ihr geschlossen im Bewußtsein zwar das Wahre und Gute anzubeten, aber zu leicht in den Schlamm der Welt herabgezogen zu werden, ja sich darin zu gefallen, bis ein Strahl höhern Lichtes an die verlorene Würde

mahne. Und so glaubt sie daß in Pückler eine ideale Natur gefangen liege; die will sie befreien wie Blondel seinen König Richard; darum singt sie ihm edlere Melodien vor als er zu verwerthen weiß. Sie mahnt ihn der eigenen höhern Natur treu zu sein; er aber sieht das Schriftstellern wie eine Komödie an, weil man ihm nichts anderes zu thun gibt, statt mit heiligem Ernst in der Welt mit seinem Geist zu wirken, wozu sie ihn treiben möchte. „Was lieb' ich anderes in Ihnen als die Schönheit, die in Ihnen möglich ist?" Pückler war geistreich genug um zu erkennen daß Bettina wie eine Somnambule ein Nebelbild brauche, dem sie Gestalt und Leben leihe um sich ihre eignen Gedanken dadurch hervorzurufen und wie eine prophetische Stimme zu vernehmen; ja er schreibt einmal: Bettina werde vor dem alten Knochengerippe erschrecken, das sie vergebens in poetischem Wahne mit Fleisch und Blut und mit Blumenkränzen geschmückt habe. — „Fancy's poor deluded child!" so hat sie in einem der Zusätze zum Tagebuch im Englischen sich selbst, vielleicht in Erinnerung daran, genannt.

Als ich vom Herbst 1837 an in Berlin studirte, kam ich mit Männern und Frauen in Berührung welche Frau von Arnim kannten, aber auf ihr Verlangen es sich versagen mußten ihr neue Bekanntschaften zuzuführen; sie hatte sich von Neugierigen, Zudringlichen überlaufen gesehen; ich verstand es daß sie ihre Existenz nach außen hin abgrenzen müsse; ich hatte nicht gewußt daß Jakob und Wilhelm Grimm, die mir in Göttingen Lehrer gewesen, mir ein Wort der Einführung hätten mitgeben können. Ich wollte indeß im Frühling 1839 Berlin nicht verlassen ohne die hochverehrte Frau gesehen und gesprochen zu haben, aus deren Buch so manches beglückende oder zündende Wort in meine Seele gekommen war. So war ich so frei mir eines Tages in einem Sonett die Erlaubniß zu einem Besuch zu erbitten. Vier Wochen verflossen, meine Abreise nach Italien war nahe, da erhielt ich ein Blatt: Ich möge am folgenden Morgen kommen um zu hören warum sie erst heute mich zu ihr einlade. Sie hatte gerade die Vermögensangelegenheiten der Familie mit Rechtskundigen zu ordnen gehabt. Sie reichte mir freundlich die Hand, und rasch war eine so angeregte Gesprächsstunde verflossen wie ich noch keine ähnliche erlebt hatte. Die rheinfränkische Mundart heimelte mich an, wenn sie erzählte; sobald sie tiefere Gedanken aussprach, redete sie schriftdeutsch dazwischen. Wie ich meiner philosophischen Studien und Strebungen gedachte, sagte sie plötzlich: Da will ich Ihnen ein

Motto für Ihre Philosophie geben: „Jeder wird als der größte Held geboren.“ Ueberrascht reichte ich ihr die Hand: sie hatte ein Wort gefunden für das Gären und Ringen in meinem Drange über die Einseitigkeiten der älteren Systeme hinaus zu gehen, die Monade von Leibniz, die Eigenthümlichkeit von Schleiermacher mit der Substanz Spinoza's, der Idee Hegel's zu verbinden, diese höhere Einheit in der Subjectivität des Unendlichen und seiner Offenbarung im Endlichen zu finden, in der Einzelpersönlichkeit des Menschen die Menschheit, die allgemeine Vernunft in besonderer Spitze zu erfassen. Daß Jeder ein Original sei, daß er die Aufgabe habe dies geltend zu machen, daß er in seiner Art etwas thun könne was Niemand so oder besser vermöge, daß aber dazu Muth, Heldenthum gehöre, daß in Jedem ein Gottesgedanke waltet und gestaltet sein wolle, das ward nun in raschem Hin und Her oder zwischen Thür und Angel von uns besprochen. Als ich von ihr weggegangen kam mir die übrige Welt Berlins recht nüchtern vor, ich schwelgte in der Erinnerung. Als ich nach einigen Tagen wieder in ihr Zimmer trat, fand ich sie in ein Buch schreibend; Papiere lagen um sie her. Sie wolle einen Briefwechsel mit der Günderode herausgeben, ich möge sogleich eine Stelle hören: „Musik bringt Alles in Einklang, sie donnert durch die hellsternige Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt sie hin und grüßt mit jeder Well' die Blume, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken vom Windsturm dahingejagt kommen, dann werden sie gleich von ihrem Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritt, sein leuchtender Blitz, vom Donner durch die schwarze Nacht geschnellt, die er mit schallenden Schwingen durchrast, das ist Alles ein Hymnus mit der Musik!“ An solche Musik gemahnten auch ihre Reden; dichterische Schönheiten blitzten auf neben sinnigen Betrachtungen und belustigenden Einfällen; kein Mann, so viele ich kennen lernte und später in ihrem Hause oder in Gesellschaft mit ihr sah, konnte ihr die Wage halten, zumal sie von dem Vorrecht der Frauen Gebrauch machte und rasch auf etwas anderes übersprang, wenn man in der Debatte sie in die Enge getrieben glaubte. Und das war das Siegreiche, Freudige in ihr daß sie stets nach den höchsten Ideen emporsah, von den gewöhnlichen Anlässen des Gesprächs zu ihnen sich aufschwingen konnte. Wie das Größte und Schönste in der Seele unmittelbar und unwillkürlich aufquillt, wie es als Eingebung oder Offenbarung aus dem innersten Lebensgrunde er-

scheint, das ward in solchen Momenten bei ihr zum Erlebniß; sie selber spricht ja auch im Tagebuch von Gedanken, „die sie nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgetheiltes empfindet", und so eignete sie solche Wahrheiten dem zu, der sie erregte, wie sie mir selber schrieb: Es sei kein Wunder daß vieles in unsern Gesprächen mich wie eine befreundete Macht berührt habe, denn was ihr zugeströmt das sei auch von mir ausgegangen. „So erzeugt sich der elektrische Funke, der einen Schlag gibt, denn der ihn erregt, und der ihn ausspricht der verlangt's auch nicht besser. Denn rasche elektrische Explosion ist die vollständige Durchfühlung göttlichen Durchströmens. Macht ist göttlicher Einfluß auf den der sich mit ihm berührt, wie alle Natur nur ewiges Insichsaugen des Lebens aus Gott ist. Eine Quelle, die aus Gottes Natur in meine Brust einmündet, mag sie dem sprudeln der sie trinken will; ich selber kann nicht Rechenschaft davon geben und dulde mich wie ich bin, bald lustrauschend, bald gemessen, hellschäumend oder auch Feuer sprühend, je nachdem magnetische oder elektrische oder auch Centralnaturen mich berühren ... Ich, ich bin nichts, aber es weht eine Luft um mich, von der ich glaube die Jugend müsse sie wie muthige Gäule mit offenen Nüstern einschnauben."

Während Gervinus das Buch Bettina's wie eine Nachgeburt des Mittelalters einregistrirte und beiseiteschob, feierte Gutermann in Gedichten, die er aus demselben herausspann, die Verfasserin als die „Semiramis" (so betitelte er seine Schrift), die die Männer voraustreibe zum Sieg für die Götter der Zukunft. Daumer brachte ihre Poesie in Vers und Reim, und schrieb zu dieser danklosen Arbeit eine Vorrede, in welcher er Bettina als die Priesterin eines neuen Lebens ausrief. Ein Hamburger aber meinte: Gott Vater werde die Liebende im Himmel umwenden und ihre Begeisterung zu Christus hinweisen; dem antwortete sie: er denke sehr menschlich Gott werde nichts anderes thun als Schreiber selber es sich nicht besser vorzustellen wisse, sie aber denke daß Ihm, dem Goethe im jugendlichen Dithyrambus zugejauchzt: „Aufwärts an Deinen Busen, allliebender Vater!" die Liebe zu diesem kein Irrthum sei, und kühner setzte sie hinzu: Für Gott ist kein Irrthum in der Menschenbrust, nur für die Menschen untereinander, da jeder sich der eigenen Weisheit am gesichertesten hält, wenn er sie auf andere anwendet.

Ich habe auch, sagte sie ein andermal, einen Ausspruch der Günderode gefunden, der mit unserem ersten Gespräch zusammen-

stimmt: „Wäre Gott unendlich, wenn er nicht in jeder Lebensknospe ganz und die Allheit wäre? So wäre jeder Geistesmoment die Allheit Gottes in sich tragend, aussprechend?" Wir spannen dies weiter, wie jeder Seele ein Ideal eingeboren sei, das sie durch eigene Kraft zum Bewußtsein bringen, durch eigene That verwirklichen soll. Ich pries Goethe und sie selber glücklich, ihnen beiden sei das gelungen, während die wenigsten dazu kämen. „Und darum sind wir Menschen auch unsterblich!" rief sie freudig aus; „wir wissen's, und die andern werden es erleben, und werden sich auch vollenden, dazu ist die Ewigkeit da!" Ein andermal las sie aus der herrlichen Predigt des Franciscaners: „Warum hat Jesus, da er an's Kreuz geschlagen ist, und die bittersten Schmerzen leidet, zugleich eine himmlische Glorie um sein Haupt, die allen Anwesenden das Mitleid verbietet, die zugleich das seligste ruhmvollste Entzücken andeutet mit dem menschlichen Kampfe im Elend? Warum liegt in jedem seiner Thaten, seiner Worte das Irdische mit dem Ewigen so eng verbunden? Er hat seine Leiden nicht mit Freuden vertauscht, da er es wohl vermochte. Also Mensch habe Dein Schicksal lieb, wenn es Dir auch Schmerz bringt, denn nicht Dein Schicksal ist traurig, wenn es Dir auch noch so viel Menschenunglück zuführt; aber daß Du es verschmähest das ist eigentlich das große Unglück; und so schließ ich wovon ich ausging: daß allemal das Schicksal des Menschen das höchste Kleinod sei, das nicht wegwerfend zu behandeln ist, sondern es soll mit Ehrfurcht gepflegt und sich ihm unterworfen werden!" Ich knüpfte daran eine Erörterung daß wir die eigenen Worte Jesu und sein geschichtliches Leben zum Ausgangspunkt nehmen müssen und daran die philosophischen Ideen, die Natur- und Geschichtsanschauung unserer Zeit anknüpfen, wie es die Kirchenväter mit der griechischen Wissenschaft gethan. Sie selbst, Novalis, Hölderlin seien Prophetenstimmen für dies ewige Evangelium und Christenthum der Vernunft. Dafür wolle ich eintreten. „Wollen wir beide nicht eine Religion stiften, bei welcher der Menschheit wieder wohl wird?" sagte sie mit einem Ausdruck, der es zweifelhaft ließ ob im Humor der Ernst oder die Ironie vorschlug. Und wieder nach ein paar Tagen rief sie mir entgegen: Denken Sie, ich habe ja auch schon als junges Mädchen mit der Günderode eine Religion stiften wollen; hören Sie! Und nun las sie mir einige Stellen vor, und wollte meine Zustimmung hören. Ich hatte ihr, die mit mir für Hölderlin schwärmte, seine Uebersetzung aus Sophokles mit den

wundersamen, bald wahnsinnig träumerischen und doch so schmerzvoll tiefsinnigen Erläuterungen mitgebracht; ich glaube daraus sind die herrlichen Stellen über den Dichter und die Offenbarungen aus seinem verschleierten Gemüth hervorgewachsen, die sie in Briefen an die Günderode nach Sinclair's Berichten schrieb. Von Handschriften der Günderode habe ich nichts gesehen als ein Gedicht an Clemens Brentano, das sie mir mit einer Locke für mein Album schenkte. In dies Album hatte ich in Ermangelung anderer Handschriften die Vorlesungsbescheinigungen von Jakob und Wilhelm Grimm geklebt und den Abschiedsgruß der göttinger Studenten dazu gelegt, welchen mein Freund Theodor Creizenach den Vertriebenen gedichtet hatte. „Ich habe die Grimm so lieb, lieber als alle Menschen!" rief Frau von Arnim; „hier will ich mich einzeichnen. Ihr Gesicht hat mir gefallen, es erweckt Vertrauen, ich hab' einen Vers darauf gemacht." Zum Verständniß desselben muß ich vorausschicken, daß damals Savigny sein Wort, der Besitz sei ein Factum, gegen Gans vertheidigt hatte, der ihn ein Recht nannte; die Polemik der Professoren hatte sich in Aufsätzen zweier Studenten fortgesetzt.

Läßt auf dem Antlitz sich erfreulich lesen
Was kommen kann aus dem was ist gewesen,
Mag sich ergeben dann daß bloßes Factum sei
Besitz, es wird ein Recht sich drinn bewähren frei,
Und geltend machen wird sich in der Zeit
Was Factum sein wird in der Ewigkeit.

Dazu fügte sie in Prosa noch einige Worte, die mir eine ernste Mahnung geworden und geblieben sind bis auf diesen Tag: „Das hab' ich den Grimm gegenüber geschrieben. Wenden Sie meinen kleinen Reim auf diese an, so wird das Antlitz Ihrer Seele sich in dem reinen Glanz des Gewissens spiegeln, das in der Blüte steht. Ein solcher ewiger Frühling möge auch Sie geleiten bis zum reifen Mannesalter hindurch zur Ewigkeit. Nur erst wenn unser eigener Genius uns dankt daß wir ihn nie verleugnet haben, können wir freudig die frühere Schrift vergleichen mit dem was sie uns vollbringen hieß."

Ich verließ Berlin im Frühjahr 1839 um durch Süddeutschland und die Schweiz nach Italien zu reisen und den Winter in Rom zu studiren. In der Erinnerung daß Frau von Arnim mich einmal einer sie besuchenden Freundin als Feueranbeter vorgestellt, sandte ich ihr das Gedicht, welches ich in dem Buch „Agnes.

Liebeslieder und Gedankendichtungen" veröffentlicht habe, und das auch hier eine Stelle finden möge:

Hast einmal in leichtem Scherzen Feueranbeter mich genannt,
Aber tief dem jungen Herzen solchen Namen eingebrannt.

Will dem Feuer treuverehrend Diener, Priester sein und Held,
Wo verzehrend, wo verklärend es durchwogt die Gotteswelt;

Feuer das der Geister Blüte, Gottes Angesicht entstammt,
Aus wahrhaftigem Gemüthe aufwärts zu dem Vater flammt;

Feuer das von Stern zu Sternen sonnenquellentströmt sich schwingt,
Und in allen Nähn und Fernen kalter Nächte Graus bezwingt;

Feuer das mit Morgenrothe freudig mir die Wangen malt,
Wann ein süßer Liebesbote schönen Augen es entstrahlt;

Feuer das dem seligen Zecher aus der edlen Flut erglänzt,
Wann der Wein den goldnen Becher hell mit duftigen Perlen kränzt;

Feuer das der Gott des Krieges lodern in der Kämpfer Herz,
Sprühn läßt ein Signal des Sieges aus der freien Schwerter Erz;

Feuer das dem Geist verkündet, wann der Holzstoß nun bereit,
Ihn als Blitz dem Phönix zündet, der dem Flammentod sich weiht!

Dank, ihr Götter! Wie so baldig lodert es in heiligem Schein,
Und ich stürze siegsgewaltig lebensmuthig mich hinein.

Sieh mein Ewiges Engel tragen zu des Ewigen Altar,
Und die Feuerflammen schlagen Deinen Namen hoch und klar.

Bettina schrieb mir darauf: „Sehe ich heute lauter Funken um mich fahren, oder ist es tieferes Wahrnehmen in meinem Sinne, daß Ihr eigener Genius dieses Lied als elektrische Fahne um Ihr Haupt schwinge, und es so Ihnen deute: daß alles was des Menschen Herz und Geist fassen könne und trinken aus der Poesie begeisternden Fluten, rechtskräftige Macht in ihm werden soll, der, aus der Gottheit Schoß geboren, mit freien makellosen Sinnen die Welt ergreift."

Ich habe dies aus dem ersten persönlichen Verkehr mitgetheilt um als glaubwürdiger Zeuge zu erscheinen, wenn ich versichere: daß weder damals, noch einige Jahre später, wo ich oft im Arnim'schen Hause war, mir das Geringste von Extravaganzen begegnet ist, woran ein unbefangener Sinn gerechten Anstoß zu nehmen gehabt; mir galt und gilt darum so vieles, was anekdotenhaft erzählt ward, für Erfindung oder Uebertreibung. Was ward doch von den harmlosen sommernächtlichen Mondscheinwanderungen im Thiergarten gefabelt, zu denen sie allein oder mit ihren Töchtern von Heinrich Bernhard Oppenheim und mir begleitet ward! Auch

Nepomuk Ringseis, der sie in jungen und alten Tagen sah, bewunderte nicht blos ihre sprudelnde Genialität, sondern auch den sichern Anstand, womit sie die Freiheit ihrer Bewegungen zu begleiten wußte, sodaß ihr Niemand unehrerbietig zu begegnen wagte.

Nur eines übermüthigen Vergehens gegen den berliner Magistrat erinnere ich mich. Frau von Arnim hatte wenig Geschäftskenntniß, sie gerieth in Irrungen und unliebsame Erörterungen mit den wechselnden Verlegern von ihren und ihres Mannes Werken, und entschloß sich zum Selbstverlag. Da setzte sie denn auf den Titel eines frischen Bandes ohne Weiteres: „Arnim'scher Verlag." Aber es war kein Geschäftsbetrieb von ihr angemeldet, es entspannen sich Verhandlungen darüber, und sie schrieb (1847) einmal einen Brief mit rother Tinte, und äußerte darin: die Buchstaben seien vor Scham roth geworden, weil sie so verkehrtes Zeug darzustellen hätten. Sie ward darüber in einen Proceß verwickelt, nahm aber die Sache doch lustig auf, und ließ die Kinder ein gleiches thun: Es wäre ja prächtig, wenn sie sitzen müsse, da hätte sie die beste Muße ein Buch zu schreiben! Dazu kam es freilich nicht, aber sie verlor den Proceß, die Gerichte misbilligten ihr Verfahren.

Aus ihrem Briefwechsel mit Nathusius und aus den Briefen zwischen Meusebach und den Brüdern Grimm ist bekannt geworden wie eifrig sie dieser letztern sich annahm. Wilhelm war mit Arnim eng befreundet, hatte dessen Sohn die Kindermärchen gewidmet, die er dann in späteren Auflagen der Mutter zueignete; nach dem Tod des Gatten dachte Bettina an eine Gesammtausgabe seiner Werke, und ihr Plan war, ihr junger Freund Philipp Nathusius sollte dieselbe unter Leitung der beiden Gelehrten veranstalten. Doch entzog sich dieser um einer italienischen Reise willen der Aufgabe. Die Brüder aber protestirten mit fünf Freunden gegen den Verfassungsbruch in Hannover, und die Göttinger Sieben wurden durch königlichen Machtspruch abgesetzt. Diese seelenreine Gewissenhaftigkeit war neben dem poesiesinnigen Geiste der Grimm Bettina's Wonne; sie besuchte die Vertriebenen in Kassel, sie war in Berlin unablässig bemüht für sie zu wirken. Freunde der Wissenschaft und der Freiheit in ganz Deutschland veranstalteten rasch eine Subscription, welche die trefflichen Männer vor schwerer Lebenssorge sicher stellte, es ward an eine Akademie für deutsche Sprache gedacht, die Herausgabe des Wörterbuches beschlossen. Die Freundin aber wollte die beiden Grimm am liebsten durch

eine Berufung in Berlin haben, und nun drang sie in ihren Schwager Savigny und in andere Akademiker um jene zunächst an die Akademie heranzuziehen; Bedenken, Schwierigkeiten kannte sie nicht, wies sie mit harten Tadelworten zurück. Sie beschloß sich an den geistvollen Kronprinzen zu wenden, dessen romantischer und deutscher Sinn ihr aus persönlicher Bekanntschaft vertraut war. Die Gesammtausgabe von Arnim's Werken begann durch Wilhelm Grimm, sie sandte dem Kronprinzen die frischgedruckten Kronenwächter, und legte ein Schriftstück bei, welches in symbolischer Andeutung zur Berufung der Freunde anmahnte; wie die Antwort erkennen läßt: Seinem Hieroglyphen enträthselnden forschenden Grimm seien zwei forschende Grimm entgegengetreten, mit denen er sich gern beschäftige; manche Lanze habe er für sie gebrochen und manches vergeblich zu ihrem Besten anzuregen gesucht. Der Brief schließt: „Aber glauben Sie mir's auf's Wort, meine phantasiebilderredende Anonyme! Ich bin darum nicht matt und müde geworden, ja jeden Augenblick bereit auf's Neue zu beginnen. Vielleicht wissen Sie Rath mir größere Gewalt zu geben. Drum reden Sie! Es horcht Ihnen willig und gespannt Ihr ergebener Diener und quasi Phantasiegebilde F. W. K. P." Sie schrieb alsbald wieder und legte abschriftlich einen langen Brief an Savigny bei. Am 15. Mai antwortete der Kronprinz: „Ihr Schreiben und der lange Brief an Ihren Schwager tönt mir in der Erinnerung wie Beethoven's Symphonie aus C-moll, die ich am Bußtage gehört habe, mit Ausnahme jedoch des letzten triumphirenden Satzes; der kommt vielleicht einmal nach." Er erwähnt dann: wie er seit Jahren den Wunsch gehabt die Brüder zu gewinnen, und zwar durch den (sonst) immancablen passepartout, den Jakob besitze, die akademische Mitgliedschaft. Er sei damit nicht gescheitert, man habe ihn nur noch nicht landen lassen. Deshalb sei seine Hoffnung und sein Entschluß zu frischen Versuchen ungebrochen. „Die Blicke, die Sie mir in Herz und Sinn der Beiden gegönnt haben, erwärmen mich wie der beste Trunk im Rheingau und steigern mein Verlangen sie die Unsern zu nennen unsäglich. Ich verstehe nun den Schwung Ihrer Freundschaft und kann ihm folgen. Vor der Genesung des Königs wird wohl nichts Wirksames zu thun sein. Nun aber, gnädigste Frau, versprechen Sie mir diese Zeilen so zu bewahren, daß Niemand davon erfahre; machen Sie Papillotten daraus für's Haar Ihrer holden Töchter, die ich schön grüße, oder noch besser verbrennen

Sie sie. Glauben Sie mir's, wenn sich etwas herumspricht (im In- oder Auslande), so scheitere ich gewiß. Drum helfen Sie durch Schweigen Ihrem Freunde und Ihrem treu ergebenen F. W. K. P." Der König starb am 7. Juni, Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron, und wie er sofort an Arndt die Aufforderung erließ seine schon in der Zeit der Demagogenhetze untersagten Vorlesungen in Bonn wieder zu eröffnen, so wurden im Herbst die beiden Grimm an die Akademie und Universität nach Berlin berufen.

Im Sommer 1840 erschien „Die Günderode", den Studenten im schwungvollen Pindarischen Ton gewidmet, als ein Buch der Jugend für die Jugend damit bezeichnet; vielleicht dadurch angeregt daß Achim von Arnim am Schluß seiner bei allen Seltsamkeiten so herrlichen Novelle Isabella des Orts gedacht, wo im dunklen Wahn ein edles musenheiliges Leben in den Strom gesunken, und gefragt: wo die Freunde seien, ob keiner der Nachwelt die Spuren des Lebens und der Begeisterung sammele? So nahm nun Bettina die schönsten Gedichte und philosophischen Aufsätze, welche die Günderode unter dem Namen Tian veröffentlicht hatte, und verwob sie mit ihren Erinnerungen, mit Briefen aus der gemeinsamen Jugendzeit. Wie ein reines mildes Licht steht die ältere Freundin neben der jüngeren, deren Sprühregen von Empfindungen und Gedanken in allen Farben des Regenbogens schimmert. Im Einzelnen wimmelt das Buch von Schönheiten, im Ganzen aber hat es weit weniger Composition als der Goethe-Briefwechsel, und wir müssen am Ende hinzulesen was hier den Schluß des Umgangs mit Frau Rath bildet.

Daß Bettina zur Romantik gehöre war wie von Gervinus so von Rosenkranz erörtert. Damals aber hatten die Hallischen Jahrbücher ihr Manifest gegen die Romantik erlassen, indem Ruge und Echtermeyer die rückläufigen Bestrebungen fürchteten, Feudalismus, Kirchlichkeit und Phantasterei des Mittelalters gegenüber der Aufklärung, der constitutionellen Staatsordnung, der classischen Bildung neuerer Zeit. Friedrich Wilhelm IV. erschien als der Romantiker auf dem Thron. Ich betonte in einem Aufsatze, der die begonnene Gesammtausgabe von Arnim's Werken in der Allgemeinen Zeitung anzeigte, die positiven Elemente, die in der Romantik liegen und aus ihr zu gewinnen sind, und sandte an Ruge eine Besprechung der Günderode, die er zwar zu lyrisch-enthusiastisch fand, aber doch abdrucken ließ. Ich stellte da die

Romantik Bettina's als die der Zukunft der Romantik der Vergangenheit gegenüber. „Die alten Herrscher in den Pyramiden mögen ruhig schlafen; wie unnütz ist es die Asche, von der die Natur nicht einmal das Salz verbrauchen kann, wieder anzufachen, es gibt doch keine Glut mehr. Der Sonnengott treibt die Rosse gewaltig an, der Morgen eilt vorwärts, er reißt die Seele mit ins ungewisse Blaue, dort einen Helden zu grüßen, dem sie das Banner vortragen könnte zu einem gesunden Wendepunkt der Geschichte; auf dem Wege der Natur soll der Mensch gehen, ein rasches selbstthätiges Leben führen." So begann ich mit Anklängen an Aussprüche von Bettina, und zeigte wie sie dem Muth der Wahrheit vertraue, daß er das Schöne verwirkliche; nicht in den erstarrten Formen der Vorzeit will er hausen, kühn steigt er zu Schiff um die neue Welt zu entdecken, im jungen Licht der Freiheit zu athmen. Ich ließ sie weiter reden: „So ist denn auch die Geschichte des Columbus ein göttlich Berufen des Menschengeistes seine Segel auszuspannen und kühn auf jene Welt loszusteuern, die er, sich selber weissagend, erreichen möchte; — und die Idee dieser wahrgewordenen Ahnung ist die Verheißung daß auch der Menschengeist glücklich landen werde, wenn er seinem Muth vertraut; denn wie wollten wir den Muth wecken und erziehen an uns, vertrauten wir nicht der eingeborenen Kraft, dem Genius? Was den Muth erweckt ist immer Wahrheit, was den Geist verzagen macht ist Lüge. Selbstdenken ist der höchste Muth. Die meisten Menschen denken nicht selbst, das heißt sie lassen sich nicht von der Fabel des göttlichen Geistes belehren, die alle Wirklichkeit durchleuchtet und zur Hieroglyphik sie bildet, durch deren weisheitsbewahrende Räthsel der Mensch hinauftreibt zur Blüte und sich zeitigt in ihr, daß er vermöge neue Welten organisch zu durchdringen und so sich selber ewig bis zur Gottheit zu erziehen. Aber im engen Hafen eingeklemmt aus Furcht vor dem Scheitern da wird er die Gottheit auf hohem Meere nicht erkennen. Uns ist doch die Geschichte Symbolik, das heißt Lehre Gottes, und wenn das nicht wäre, so würde den Menschen nichts widerfahren. Wer wagt selbst zu denken der wird auch selbst handeln; handeln ist Selbstsein, und das heißt: in Gott leben."

Die Romantik der Vergangenheit sucht das Feste, um ihre eigenen fixen Ideen daran anzuknüpfen oder für eigene Haltlosigkeit einen Halt zu finden; sie wendet sich zum Katholicismus, in dessen unfehlbaren Lehrsätzen ihre sinnliche Ruhelosigkeit zu einer

äußerlichen Befriedigung kommt; die Romantik der Zukunft erbaut aus den Ahnungen des eigenen Herzens, aus den Erlebnissen und Ergebnissen gegenwärtiger Wissenschaft als heiteren Tempeldienst des lebendigen Schönen eine „schwebende Religion", bei der es der Menschheit wieder wohl werden soll. Da ist das Denken Gebet, und das eine Grundgesetz heißt: Der Mensch soll immer die größte Handlung thun und nie eine andere, denn jede kann und soll eine größte sein. Die Gesinnung der Liebe etwas Edelstes in ihr zu wollen gibt ihr ja unendlichen Werth, macht sie zu einer Verwirklichung des Ideals, zur Darstellung des Göttlichen. Sind wir kühn genug die Vorurtheile zu verachten und freien Sinns zu handeln, so steigt aus jeder That eine höhere Erkenntniß empor, die immer Neues schafft, immer frische Göttertriebe in uns weckt, daß wir den heiligen Wein der Götter trinken und trunken die Neige mit sammt dem Becher in den Strom der Zeiten schleudern. Da schlägt alle Bedrängniß nur das Feuer aus dem Stahl im Blut, und der Stahl geht über in den Geist, und macht ihn fest, daß er thun kann was er will. Bettina gedenkt der Worte der Kirchenväter: Gott sei die Weisheit, und fügt hinzu: Gott ist die Poesie. Die schöpferische Kraft des Dichters, der in seinem Werke das eigene Innere offenbart und den Gedanken sinnliche Gestalt verleiht, wird ihr zum Ebenbilde Gottes. Und wie wenn ihr die Dialoge Giordano Bruno's degli furori eroici, über die heroische Raserei, bekannt wären, den Liebesaufschwung der begeisterten Seele in die Gottheit darstellend, wo Sehnsucht und Schmerz des Endlichen sich in der Liebe des Unendlichen auflöst, schreibt sie: „Und glaubst Du nicht daß Gottes Geist sei lauter Leidenschaft? Was ist Dein Glück, Dein Seelenleben als Leidenschaft, und wie erhöht sich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in Deiner Brust, von denen Du vorhin noch nicht geträumt hattest? Was ist Leidenschaft als erhöhtes Leben durchs Gefühl das Göttliche sei Dir nah, Du kannst es erreichen, Du könnest zusammenströmen mit ihm? Leicht wie ein Vogel überfliegst Du Unersteigliches und in die Ferne sendest Du Deiner Unsterblichkeit Flammen. Gott ist die Leidenschaft! Groß, allumfassend, ein Busen der alles Leben spiegelt wie der Ocean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft der höchste Ruhm." „Und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn", so hat auch Goethe im Anschluß an Bruno gesungen.

Die Romantik hatte seit Rousseau's und Goethe's Vorgang sich zur Natur gewandt und während Voltaire und die Aufklärung alles mit dem Verstande zu machen meinte, alles vom Verstand gemacht glaubte, hatte sie das Naturwüchsige, das Werden in unbewußter Gesetzmäßigkeit betont, ja das Vegetiren in der Menschheit angepriesen. Schelling's Naturphilosophie war das Studium der Günderode; Bettina stimmte ein in ein sinniges und inniges Mitleben mit der Natur. Da sieht sie den Lebenstrieb ganz rein. „Der Grashalm, die Spitzen der Saat, ein Vogelnest mit Treue gebaut, das Blau des Himmel, das Alles rührt und ergreift mich als ob das menschlich wär." Sie sieht den Dingen ins Herz, sie ahnt im Aufbrechen der Knospen, im Funkeln der Sterne die Seele der Welt, sie vernimmt in Allem die eine Lebensmelodie von ewiger Verjüngung, ewiger Sehnsuchtsbefriedigung. Der liebevolle Blick für alles Einzelne und die große Anschauung des Allorganismus gibt ihren Naturbildern einen zauberhaften Reiz.

Von den Künsten ist es wiederum die Musik, die ihr zum Symbol des Lebens, zur Lebenserklärung wird. Von der Musik aus lernt sie Welt und Gott verstehen, denn aller Geist liegt im Menschen, er muß nur die Melodie finden ihn auszusprechen, und alles Große wird als sein Gedicht, weil es mit Schönheit vereinigt ist. In der Musik sind alle Töne aufeinander bezogen, für einander bestimmt wie die Lebenskräfte in der Natur; so klingen sie harmonisch zusammen und die Weltgeschichte wird zur Symphonie. Jeder Ton steht für sich und bildet Melodien durch den Anklang an andere verwandte Töne. Aus allen Melodien, aus allen Gedanken besteht die Geistesallheit, die Gottespoesie, die Philosophie. In jedem Ton ist sein Accord mit ausgesprochen, jeder Accord spricht seine Verwandtschaft aus, und durch alle Verwandtschaft strömt der ewig wechselnde Geist der Harmonien, der ewig erzeugende Gottesgeist. Denken ist Gott aussprechen, ist Sichgestalten in der Harmonie; ich fühl's daß im Begreifen der Geist Gottes sich erzeugt im Menschengeist, und zu was wär' dieser Keim der Gotteserscheinung im Menschengeist, wenn er nicht durch ewiges Streben ihn ganz entwickeln sollte? Der einzige Zweck alles Lebens: Gott fassen lernen! und das ist auch unser innerer Richter. Was Gott nicht entwickelt das bleibe lieber ungeschehen, denn es ist nicht Melodie, — was aber unmelodisch ist das ist Sünde, denn es stört die Harmonie Gottes in uns, es klingt falsch an; aber alle große Handlung weckt die Harmonien, alle Sterne

klingen mit ein; drum ist groß denken, groß handeln auch so selbstbefriedigend, es löst die gebundenen Accorde in uns auf in höhere Harmonien, und so steigern sich die musikalischen Tendenzen durch allseitiges Erklingen aller mittönenden Accorde.

Die Günderode schreibt einmal an Clemens Brentano: „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt die würdig sei zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden." In diesem Sinn hat Bettina die Gestalt der Freundin ihr zum Denkmal aufgestellt, in diesem Sinne möchte auch die Günderode daß Bettina ihre Gedanken sammle, ihre Empfindungen in feste Form bringe, sowie auch Clemens in sie dringt sie möge den Naturschmelz ihrer Briefe in Märchen und Gedichten ansammeln. So räth die Günderode zu beharrlichem Studium der Geschichte, der Philosophie, und weist auf das Vorbildliche in den großen Thaten der Vorzeit hin; Bettina soll nicht immer alles den vier Winden preisgeben; und wie ein guter Bienenvater sucht die Freundin den Gedankenschwärmen eine Blumenwiese anzulegen, wo sie hin- und hersummen und Honig sammeln. Aber Bettina weiß daß das Ursprüngliche, Aufquellende ihrer Natur gerade in der ihr eigenthümlichen Form unmittelbar zu Tage kommt, sie will nichts Angelerntes, Gemachtes, Gekünsteltes, und spricht das maßgebende Wort: „Der größte Meister in der Poesie ist gewiß der, der der einfachsten äußeren Formen bedarf um das innerlich Empfangene zu gebären, ja dem die Formen sich zugleich miterzeugen im Gefühl innerer Uebereinstimmung." Als der Bruder sie einsperrt um ein Gedicht oder einen philosophischen Aufsatz zu schreiben, parodirt sie das mit köstlichem Humor. „Die Gedanken", sagt sie dann, „hängen sich an mich wie Schmetterlinge an die Blumen; wer soll sie haschen? Sie merken's gleich und fliegen davon, und fasse ich einen, so hab' ich bald seine schöne Farbe abgewischt mit dem Schreibefinger, oder seine Flügel erlahmen. Und so ein Gedanke in der Luft flattert so lustig, aber auf dem Papier kann er sich nicht wiegen wie auf der Blume, und kann sich nicht auf die Rosen setzen von einer zur andern, er sitzt da wie aufgespießt." Und wer möchte der Mädchenseele zürnen, wenn sie etwas derb die Kant, Fichte, Schelling für ihr „ganz unmögliche Kerls" erklärt, die mit „Hacken und Brecheisen in die Sprache hineinfahren,

um da etwas herauszubohren". Für folgerichtige Wissenschaft ist sie nicht organisirt, aber „sie horcht auf jene heilige Urphilosophie, die ohne Lehre als Offenbarung Jedem sich gibt der mit reinem Willen zur Wahrheit betet". Die Wahrheit, meint sie, leuchte dem wahrhaftigen Geist unmittelbar ein, sie bedürfe keines Apparats weitläufiger Beweise, von denen die Schüler dumm werden; dem Schulphilosophen fallen die Gedanken wie die Hobelspäne von der Drechselbank, sie will die Gedanken am Busen der lebendigen Natur erlauschen, nicht mit Schrauben und Hebeln ihr abgewinnen.

Der Ursprünglichkeit des eigenen Wesens froh wehrt Bettina alles Gemachte, Angebildete von sich ab; das scheint mir ein Grundton dieses Buchs; „den inneren Geist walten lassen und keinen fremden, das ist was ihn erzeugt; echte Bildung geht hervor aus Uebung der Kräfte, die in uns liegen; Jeder soll sich zu Tage fördern wie aus der Tiefe ein Stück Erz oder ein Quell, die ganze Bildung soll darauf ausgehen daß wir den Geist ans Licht hervorlassen". Wie die Pflanze organisch sich entwickelt, aus dem Boden, aus der Luft mühlos ihre Nahrung gewinnt, so hat sich auch Bettina von der geistigen Atmosphäre genährt, in welcher sie lebte, und die reizenden Bilder, die sie von den Persönlichkeiten entwirft, zeigen ihren gesunden Blick für das Wesentliche; zuletzt tritt in dem Juden Ephrahim noch eine an Nathan den Weisen gemahnende Gestalt hervor, dessen milde Geistesklarheit wie ein antiker Chor im Drama beruhigend nach so manchen Anregungen wirkt. Hoheit der Gesinnung, Seelenadel heben die Dichterin in das Gebiet sittlicher Schönheit; gegenüber der falschen Genialität, welche ihre Geistesfreiheit dadurch bekunden will daß sie sich über das Sittengesetz hinaussetzt und mit Allem ihr Spiel treibt, hat auch Christian Hermann Weiße betont wie so manchen literarischen Erscheinungen der Zeit gegenüber man durch Bettina's Schriften den Unterschied des guten und bösen Genius der Poesie, der weißen und schwarzen Magie, gründlicher erfasse. Er sagt: „Auch von Bettina kann man behaupten daß sie in ihrem Thun und Lassen kein sittliches Gesetz, sondern nur ein poetisches kennt, das Gesetz, wie sie es ausdrücken würde, jenes musikalischen Rhythmus, jener geheimnißvollen Melodie, welches sich im Handeln nicht minder wie im Dichten darstellen und bethätigen kann. Das Bewußtsein des Gesetzes ist in dem lebendigen Geist der Poesie vollständig aufgegangen, aber nicht weil das Gesetz durch diesen Geist ver-

nichtet wäre, sondern weil es durch ihn erfüllt ist. Was das sagen will das wird hier noch in viel ausgedehnterem Sinne offenbar als bei irgendeinem männlichen Dichter, aus dem Grunde weil der Geist der Poesie, der Kunst als solcher in der weiblichen Dichterin persönlich zu werden vermochte. Sie kann eben deshalb keine Poesie machen, weil sie durch und durch Poesie ist; sie kann nur in persönlichen, durch unmittelbare Lebensverhältnisse hervorgerufenen Ergüssen die innere Poesie ausstrahlen."

Der Reichthum des Geistes und Witzes, der auf das Ideale gerichtete Sinn und so manche romantische Sympathie hatte Frau von Arnim zum Kronprinzen hingezogen, sie hatte in ihren Bestrebungen für die Brüder Grimm seine thätige Theilnahme gefunden; so hielt sie sich verpflichtet, dahin zu wirken daß bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. keine geschmacklose und verkehrte Huldigung ihm in Berlin dargebracht werde. Man hatte den Gedanken für den Einzug in Berlin nach der Krönung in Königsberg auf einem thurmhohen Gerüst seine vierzig Ahnen in Oel als Transparente malen zu lassen. Frau von Arnim machte den Oberbürgermeister in einem Briefe darauf erfolgreich aufmerksam wie leicht solche Bilder fratzenhaft erscheinen, wie verkehrt es sei die Vergangenheit statt die Hoffnungen der Zukunft darzustellen, darzustellen in freudiger Zuversicht wie die Wünsche des Volkes von dem Herrscher erfüllt werden. „Warum malen sie nicht den Genius einer Heldenzeit auf edlem Roß, das, mit starkem Huf sich wider den hartnäckigen Fels stemmend, über den Abgrund setzt des Aberglaubens, der Lüge, der falschen Politik?" Sie möchte Bauern und Bürger, Juden und Christen sehen wie sie alle zu Einem Gotte beten, den Heiland sehen der die Mühseligen und Beladenen zu sich beruft. Der König möge schauen was sein Volk von ihm erwartet, und mit Freudenthränen werde dieser die Zuversicht in seine wahre Größe erkennen. In ihrem letzten Buch, den Dämonengesprächen, hat sie den König hieran erinnert.

Als ich im Spätherbst 1840 wieder nach Berlin kam, sagte sie mir bei dem ersten Besuch: „Wir müssen den König retten!" Sie sah die guten Absichten desselben im Widerspruch mit dem Geiste der Zeit, welche nicht nach ständischer Gliederung, sondern nach gleichem Bürgerthum, nicht nach lutherischer oder katholischer Rechtgläubigkeit, sondern nach christlicher Gesinnung und Ueberzeugungstreue, nach freiem Denken und Forschen, nach freier Presse, nach Volksvertretung verlange; der König werde durch seine Um-

gebung auf das Vergangene, Veraltete hingewiesen; der geistreiche sei von geistarmen Frömmlern und Feudalgesinnten nur umgarnt, umringt. Es entstand in ihr der Gedanke öffentlich ein offenes Wort an ihn zu richten. Schon im Mai 1841 schrieb sie an Alexander von Humboldt: Ein kleines Buch wolle sie dem König zueignen, Gedanken aus durstigen Augenblicken ihrer Jugendzeit, in denen sie mit brünstigem Gelübde einem großen Charakter entgegenharrte, der die Menschheit segnen und erheben werde, dem sich anzuschmiegen ihr eigener höchster Beruf sein sollte. Sie vergleicht sich dem blinden Huhn, das ein Korn finde, dem König darbiete was gleichsam aus der Luft gegriffen sei. Sie fragt, ob es nicht anmaßend sei das dem König als Geschenk zu bieten, etwa als Dank für die Berufung der Brüder Grimm, obschon es das nicht sei was sie dazu bewege, sondern ein tieferer Zug. 1843 erschienen zwei Bändchen unter dem Titel: „Dies Buch gehört dem König.“

Bettina war auch darin echt weiblich: es mußte ihr Alles persönlich entgegentreten, Poesie, Musik, Wissenschaft, so auch jetzt die Politik. Sie vertraute der Macht der Persönlichkeit, sie sah mit Fug und Recht in schöpferischen Individualitäten die Träger und Hebel der Weltgeschichte. Man kann Umstände nachweisen, unter welchen ein großer Mann erst möglich ward, die ihn bald hemmten bald begünstigten, aber zu Bedingungen eines neuen Weltzustandes werden sie erst dadurch daß der Held sich ihrer bemächtigt, und sie zu dem Ziele führt das der innenwirkende Gottesgedanke will. Der glimmenden Kohle gleich regt sich die Ahnung einer Idee in vielen Gemüthern, aber erst der Hauch des Genius setzt sie in Flammen. So sah Bettina in tausend Herzen den Drang nach Licht und Freiheit, nach der Einigung des Vaterlandes, und wie Machiavelli einst den bewaffneten Reformator verlangt hatte, welcher das von Parteien zerrüttete, vom Ausland beherrschte Italien mit List und Gewalt, Fuchs und Löwe zugleich, zu einem Volksstaat machen sollte, so ersehnte sie in humanerer Zeit einen königlichen Helden, der mit muthigem Willen das erleuchtende und erlösende Wort spreche, welches die zukunftsfreudigen Kräfte Deutschlands zu gemeinsamem Wirken verbinde, ein schönes Gemeinleben ordne. Sie hatte die Tage Napoleon's miterlebt, aber die Selbstsucht, die Tyrannei desselben war ihr abschreckend gewesen; ihr Fürst soll ein Friedensfürst sein, und kann es, weil ja die Besten im Volk das wollen wodurch er der glorreiche Führer

des Vaterlandes werden kann. „Nicht purpurroth, nicht im langhinwallenden Heldenmantel voller Wundenmale soll uns die Sonne aufgehen, nein in der Divinität des sittlichen Gefühls da sind auch noch Stufen zu ersteigen für den deutschen Fürsten und sein Volk, das Blau des Friedenshimmels soll ihn umwehen, das Panier der Selbstverleugnung zum Wohl der Gesammtheit soll von ihm aufgepflanzt sein, und das Volk soll seine Entwickelung heiligen in ihm. Die Erhebung der Menschheit zum Genius das ist das einzige Mittel um rasch uns aller unwürdigen Collisionen zu erledigen, das wird und muß in den Nationen wahr werden wie in ihren Helden!"

„Der Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen von 1807" ist der Titel des ersten Bändchens. Bettina wählt hier die Form des Gesprächs und macht die Frau Rath zur Führerin desselben; sie läßt sich eine Fahrt nach Darmstadt zur Königin Luise berichten, sie horcht, auf dem Schawell sitzend, wie Goethe's Mutter mit dem Bürgermeister und mit dem Pfarrer über politische und religiöse Fragen sich unterredet. Die Frau Rath spricht dabei für gewöhnlich den rheinfränkischen Dialekt, der mich auch bei Bettina selbst in behaglichem Geplauder anheimelte; aber wie sie selbst that so läßt sie auch jene die Stimme erheben und sich schwungvoll in reinem Schriftdeutsch aussprechen, wenn die Gedanken höheren Flug nehmen. Sie spottet der Pedanten, welche bei den früheren Büchern nachrechneten, ob auch Alles factisch nach Zeit und Ort richtig sei, und sich kindisch freuten, wenn sie, den Morgenduft der Poesie abwischend, eine falsche Jahreszahl oder einen unrichtigen Titel fanden; solchen macht sie die Sache jetzt leicht, sie läßt die Frau Rath vom Orden pour le mérite und von Jakob Grimm reden, und bei ihren Anspielungen auf die neuesten Verhältnisse sagen: ich meine ja keinen Staat wo mir die Censur meine Ansichten streichen kann, und wenn mir das die Censur streichen wollte, so meine ich auch den nicht. Leider läßt sie die Frau Rath gar zu sehr „vom Hundertsten aufs Tausendste" kommen, sodaß wir den logischen Fortgang, die Entwickelung der Gedanken vermissen; das vorwaltend musikalische Element in ihrem Geist treibt sie ein und das andere Thema in den mannichfachsten Variationen zu wiederholen, aber es mit Schnörkeln und Ranken mehr zu verhüllen als zu erweitern. Die Frau Rath glaubt nicht daran daß Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen und dann am siebenten geruht habe, ihr ist Gott immer-

dar schöpferisch thätig, und daraus entwickelt sich eine Polemik gegen die puritanische Sonntagsfeier nach englischer Sitte, an welche der König dachte. Glaube ist ihr lebendiges Wahrheitsgefühl, aufquellend im eigenen Herzen, nicht das Bekenntniß unverständlicher Dogmen; Gott und das Paradies sucht sie überall; religiöses und bürgerliches Leben sollen sich ungehemmt entfalten, der Mensch überall sich selbst bestimmen, der König soll damit vorangehen, dazu die Bahn eröffnen. So faßt sie die Ansichten zusammen: „Ein Heros des Geistes muß der sein der die alte Leyer zerbricht und neue Saiten aufspannt, neue Bahnen der Harmonie erschließt. Ach, lassen wir das meine letzte Wahrheit sein: Ein einzig gering Ding in der Welt mit dem Wahrheitsgeist aufgefaßt, dann zieht die Wolke der Finsterniß vor dem Licht hinweg, und er scheint in alle zerstörten Lebensverhältnisse, in alle falschen Pläne, ja er wandelt Staat und Religion um, und gründet die Bande des Volks mit dem Fürsten, kurz er hebt durch erhöhte Flugkräfte uns dahin wo der Menschengeist durch alle Zwangsmarter, durch allen heimtückischen Widerpart sich durcharbeiten wird. Noch ist er nicht im Alltagsleben, in der Geschichts- oder Begebenheitswelt als solcher anerkannt, — aber den alten Aberglauben gebannt, die herrschsüchtigen Leidenschaften zurückgewiesen, die Vorurtheile zum Schweigen gebracht, die Furcht als das Unedelste, was den Menschensinn bethört, überwältigt — und wir werden bald gewahr werden daß eben die Denkfreiheit unverletzbar ist, daß sie Gottes Werkstätte ist, in der er nie aufhört zu arbeiten, mag auch noch so erschütternd Grausames von der tyrannischen Dummheit über ihn verhängt sein. Nein! Kein Blutstropfen der Revolution ist umsonst geflossen, Alles ist zu Geist geworden, er blüht jetzt wieder in der Menschheit, laß' uns hoffen auf den Helden, der den freien Weg zur Freithätigkeit bahnt, und wir werden endlich fühlen wie sanft, wie allgemein, wie ohne Falsch dieser Geist der Revolutionen sich verbreiten wird über Staat und Religion, über Fürst und Volk, aber er wird beiden keine Strafe, keine Gottesgeißel sein! Nein, gleich den Jahreszeiten wird er mit überirdischen Gewalten eingreifen, mit Keimen, Blühen, Reifen und Genießen!“

Larifari! klingt es dagegen aus dem Munde der Umgebung des Fürsten. Die will nicht mit ihm voranwandeln in die ungewisse Zukunft, die will in den altgewohnten Geleisen weiter dahinschlendern, ihre Stellung behaupten. Und sie versorgt ihn

mit allerlei Zeitvertreib, sie sorgt daß nichts gegen sie in die öffentlichen Blätter kommt, und wenn der Fürst einen rein genialen Gedanken hat, flüstert sie untereinander: Larifari! Und diese Larifariverschwörung, meint Frau Rath, sei Schuld daß nichts vorwärts gehe. Aber liegt nicht auch das Wahrheitskorn in diesem Larifari, daß man in der Politik nicht mit musikalischen Stimmungen, nicht mit begeisterten Gefühlen, sondern nur mit klarem Verstande und festem Muth weiter kommt, daß nur aus dem Realen das Ideale entwickelt werden kann, daß hier das Besondere mit nüchternem Blick betrachtet und angefaßt, nicht ins Blaue hineinphantasirt werden soll? „Ich kann nichts damit anfangen", soll der König von dem Büchlein gesagt haben. Es sei ihm bei der Lektüre als ob er in einen krabbeligen Ameisenhaufen sehe, äußerte ein Freund, und Heinrich Merz schrieb in einer Recension: „Es ist einem als sähe man in ein Kaleidoskop, das sie einem vorhält, und das statt der Blumenblättchen, Insektenflügel, Zeugfleckchen, Samenkörner und Glasperlen allerlei politische Gedankenmarken enthielt, Krone und Jakobinermütze, Kreuz und Schwert, Helm und Perücke, Thron und Rednerbühne, Geld und Bettelsack, Brandfackel und Räucherfaß, und außerdem Blumen und Perlen der Poesie und Symbole der verschiedensten Leidenschaften und Empfindungen." Aber prächtig erhebt sich darum doch der Grundgedanke des Buches und „schön wär's, wunderbar groß und herrlich, unberechenbar in ihrer Wirksamkeit, träte die ewige Schöpferkraft abermals in Menschengestalt ans Licht, träte sie in einem Mächtigen auf, der in edler Mäßigung, in vollkommener Geisteserleuchtung und Denkfreiheit den Baum der Gerechtigkeit einpflanzte. Wo bleibt er, wenn er nicht rasch der Zukunft in die Mähne greift und kühn sich ihr in den Nacken schwingt und unter jauchzendem Zuruf den Siegesgipfel erreicht? Wenn er von diesem Höhepunkt nicht herrscht, tief im Herzen die Weisheit, mit geradem Schritt dahintritt, die gerechte Seele voll Redlichkeit; wo bleibt er, wenn er nicht Genius der Menschheit wird, das heißt vollziehendes Princip ihrer Ansprüche? Ist sie zum Jünglinge herangereift, dann ist dem Vater des Sohnes Selbständigkeit und Freiheitsblüte die beglückendste Hoffnung".

In einem zweiten Bändchen faßte Bettina die Ziele schärfer ins Auge und ging ohne so viel Umschweife auf dieselben zu. Sie läßt uns nicht planlos durch Steppen wandern um hier und da eine Blume zu finden, sie behandelt im ersten Abschnitt Verbrechen

und Strafe, im zweiten die Noth und Armuth mit christlich humanem Gefühl, mit eindringender Geisteskraft, und weist auch hier mahnend auf die Ideale hin, welche die Richtpunkte unserer Arbeit im öffentlichen Leben sein sollen. Daß der Pöbel zum Volk aufgehoben werden, erzogen werden muß, daß es keine geborene Arme, Elende, Hülfs- und Heimatlose geben darf, daß jedem Menschen ein menschenwürdiges Dasein gebührt, daß die Gesellschaft mitleidet an der Noth der Verlassenen, daß sie mitschuldig ist an dem Bösen, was die thun welche in verkommenen Verhältnissen erwachsen, ja daß der Staat das Verbrechen solcher Unglücklichen nicht allzuhart ahnden soll, denn sie sind sein eigenes Verbrechen, daß vielmehr der Staat den Uebelthäter retten, ihn heilen soll, aber durch keine Marterkammern der Menschheit, keine Schweig-, Isolir- und Dunkelhäuser, oder durch Hängen, Rädern und Köpfen, sondern durch Erziehung und Bildung zu wahren freien Männern, durch Hinweisung ihrer Kräfte auf große Gegenstände, auf edle Ziele, — das ist der Grundgedanke dieser Unterredung, die mit flammenden Worten Humanität im vollsten Sinne des Wortes predigt, voll von jenem Optimismus der Jugend, welcher die Natur für gut nimmt, und wenig erwägt wie des Menschen Herz ein trotzig und verzagtes Ding ist, wie die Selbsterfassung, durch die wir uns als Ich hervorbringen, so leicht in Selbstsucht umschlägt, die Unterscheidung von Gott und Welt leicht zur Abscheidung führt, wo nun jeder für sich allein nur das Seine begehrt auch auf Kosten des Andern, statt als Glied eines großen Organismus sein Wohl im Gemeinwohl zu suchen, durch die Liebe den Egoismus zu überwinden. Da bedarf es doch auch gegen den in sich verhärteten bösen Sinn der Strenge; er muß genöthigt werden einsam mit sich zu Rathe zu gehen, an Zucht und Ordnung sich zu gewöhnen; der Widerwillen muß gebrochen werden, damit der gute Wille sich dem Gesetz anschließt um in ihm seine Freiheit zu finden. Allein damit bleibt das Ziel bestehen, und wir sehen bewundernd wie eine schöne freie Seele nach ihr selbst die Welt beurtheilend mit gleichen Füßen in die Zukunft hineinspringt, wenngleich diese für die Welt nur Schritt für Schritt erreicht werden kann. Was dabei phantastisch erscheint, der Vorschlag eine wissenschaftliche Akademie von Verbrechern zu gründen, eine fürstliche Leibgarde aus Demagogen zu bilden, das hegt doch den gesunden Kern in sich daß durch Geistesbildung und Vertrauen wie durch eine liberale Gestaltung der Gesellschaft selbst die nega-

tiven Kräfte auf positive Zwecke gerichtet werden; die Rettung von der Sünde geschieht um so leichter, wenn der Mensch zum Bewußtsein seiner Gotteswürde kommt, und der Fürst wird nicht sicherer beschirmt als durch Männer welche auch gegen ihn das Wohl des Staats mit dem Opfertod erkaufen möchten, sobald sie erkennen wie es auf seiner Persönlichkeit beruht. Die Einigung Deutschlands, das gemeinsame Vaterland war ja lange der verfolgte Traum des Liberalismus, und ist verwirklicht worden als die Leiter des Staats sich mit ihm verbündeten. Wie viele Missethaten wären nicht geschehen, wenn alle Menschen mit Wort und Werk die Pflicht der Hülfeleistung besser erfüllten! Im Verbrechen ist eine Kraft, die nur eine falsche Richtung genommen hat, in ihm ein Lebenskeim, der nicht treiben konnte, weil Licht und Luft ihm mangeln; darum gilt es durch Aufklärung über sein besseres Selbst und den Sinn seines Daseins ihn auf den rechten Weg zu bringen, und er wird durch Energie und Liebe, durch Thaten für das Gemeinwohl seine Schuld sühnen. Aber daran wird nicht gedacht daß man ihm erst eine Unsterblichkeit geben muß, statt ihm das Leben zu rauben. „Warum pflegt ihr", fragt Bettina, „nicht die Verbrechenskranken, wie es die Natur euch ins Herz schrieb bei den Naturkranken? Warum keinen Tropfen Linderung in der Fieberhitze? Warum kühlt ihr nicht den Aussatz? Warum ätzt ihr vielmehr den Menschenhaß, die Verachtung und die Verleumdung der Wahrheit mit neuer Inquisition? Sind eure abnormen Ansichten nicht auch Krankheitssymptome, die ihren Sitz haben im Egoismus, wie das Verbrechen auch?" Darum soll Kunst und Wissenschaft das Edle frei machen das im Menschen gebunden liegt; durch den Geist soll was ungebändigte Sinnenwuth war sich fassen lernen, organisirt und harmonisirt werden.

Der letzte Abschnitt gibt Nachricht über das berliner Proletariat. Bettina geht in die Hütten der Vorstädte, sie besucht die Armenhäuser des Voigtlandes, sie schildert Leben und Gewerbe, das kümmerliche Dasein, und zeigt wie hier ganz anders geholfen werden müsse als durch kleine Almosen. „Auch bringt die Betstunde nur dann Segen ins Armenhaus, wenn sie rein ist von Heuchelei. Es ist Pflicht daß man die Armen im Glauben an den Werth der menschlichen Seele stärkt, damit sie sich ermannen und dem Schicksal trotzen. Wer es nicht versteht den Geist der lebendig macht zu predigen der dränge den Armen nicht seine Litaneien auf. Besser als dies ist ein Leierkasten im Hof." In

lapidarer Strenge und Nacktheit reiner Beschreibung ohne alle sentimentalen Gefühlsergüsse läßt Bettina in ihren Berichten die Sache selbst reden, und schließt dann mit einem Mahnwort an die Vornehmen und Reichen: „Soll der Adel auch adeln, den mit Wucherglück der Bürger seiner Abkunft zum Hohn im adeligen Gut sich erkauft, so mach' er statt Luxusanlagen von Tempeln und Grotten und tanzenden Wassern Anlagen für Heimatlose, und sein Sommerplaisir, die english Cottage, mach' er zur deutschen Hütte, worin deutsche Armuth sich erholt; den englischen Rasen theil' er aus zu Feldern für Kartoffel und Brot, und er ist ein Edelmann, wer wird ihm widersprechen? Höher steigt dann im Rang wer's um die Armen verdient, durch ihre Betriebsamkeit mit sich sie selber emporbringt; der grünt am eignen Stamme wie ein edleres Pfropfreis, lebendige Bedeutung, die wir anerkennen in ihm, hat er als Graf. Wer aber keinen andern Zweck mehr hat als der Elenden Ansprüche ans Leben zu vertreten, keine Standeserhebung als nur die Erhebung der Menschheit insgesammt, der die Asche seiner Väter mit der Armen Asche auf dem Gottesacker sammelt, und keine Familiengruft baut seinen Ahnen, wo Lebende kein Obdach haben, der ist von reinem Stamme, der Fürst der Menschheit, reich an Gütern der Weisheit, an denen wir ja alle arm sind."

Was ist größer, der Geist oder das Herz Bettina's? Ich sprach eines Tages über Rahel mit ihr; da sagte sie: „Von Rahel's großem Verstand rede ich nicht, den erkennt ja jeder; aber sie war gut." Das gilt von Bettina selbst: „Hülfreich und gut." Varnhagen hat einmal aufgezeichnet: Rahel habe alles selbstloser gethan wie Bettina; diese habe nicht Menschen, sondern Stellungen, glänzende Eigenschaften, Berühmtheiten geliebt um sich in diesem Schmuck zu sehen; „das Echte in ihr ist nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe bedarf schon äußerer Anlässe und Stützen". Das Wahre daran ist: Es mußte ihr alles persönlich entgegentreten, sie lebte nicht in Abstractionen, in Allgemeinheiten, sie erfaßte das Große im Gelehrten, im Helden, im Dichter, wo es ihr lebendig, individuell begegnete, und ebenso die Noth, das Elend, den Schmerz. Das zeigte sie nicht blos zur Cholerazeit als Krankenpflegerin. Wo sie persönlich helfen konnte da war sie opferfreudig, wo sie Unrecht sah da empörte sich ihr Gemüth. So trat sie für die Brüder Grimm ein, aber auch für die armen Handwerksburschen, die schuldlos vom Polizeisoldaten verwundet worden, und als sie glaubte daß Spontini es nicht verdient habe

vom berliner Publikum ausgepocht zu werden, da widmete sie ihm ein Heft ihrer Liedercompositionen. Sie hätte wohl nie für die Judenemancipation geschrieben, wäre sie nicht mit dem jungen, dafür thätigen Heinrich Bernhard Oppenheim befreundet worden. Und wie schön schreibt sie ihrem Bruder Clemens von der jüdischen Goldstickerin Veilchen: „Du sagst von ihr: sie mag ein gutes Geschöpf sein, zu der ich hinabsteige mit meiner Vertraulichkeit. Wer bin ich denn, daß ich mich herablasse, wenn ich mich zu einem guten Geschöpf vertraulich wende? Bin ich ein Engel? Nun die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt; aber ich glaube nicht daß ich ein Engel bin, ich glaube vielmehr daß ich zu ihr hinansteige statt herab.“

Wir aber sehen aus dem Schlusse des Königsbuchs wie Bettina's Prophetenstimme in die Zukunft wies, welche für uns Gegenwart zu werden beginnt. Sie stellte dem Königthum die sociale Aufgabe: sich der Armen und Gedrückten anzunehmen, für das Wohl der Enterbten einzustehen, die Organisation der Arbeit anzustreben; die kaiserliche Botschaft, welche der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. an den Deutschen Reichstag richtete, der Muth und die Einsicht Bismarck's vor die Sphinx des Jahrhunderts hinzutreten und nach Lösung der deutschen Frage die sociale zu beantworten, auch hier den Weg besonnener Reform zu betreten und damit durch vernünftiges schrittweises Voranschreiten und Erziehen des Volkes dem drohenden revolutionären Umsturz der Gesellschaft vorzubeugen, all das beginnt auf männlich verständige Weise zu erfüllen was sie mit weiblichem Gemüthsenthusiasmus gefordert, und ich darf zur Ehre von uns Jüngeren, die wir ihr anhingen, daran erinnern daß uns dieser edle Inhalt des erwarteten freien Staats höher galt als die Formen in welchen er ausgestaltet werden sollte. Man hat von einem günstigen Stern geredet, welcher den Geburtstagen von Bettina's Schriften geleuchtet; sie zündeten, weil die poetisch-literarische, die philosophische, die politische Epoche unserer Geistesgeschichte von ihnen bezeichnet wird, weil sie die Becher waren aus welchen der Geist der Zeit herrlichen Wein dem Volk credenzt, weil sie Momente der Geschichte des deutschen idealen Lebens darstellen. Damals ward von der Polizei eine Schrift Adolf Stahr's verfolgt, welche die Ideen des Königsbuchs aus den Schnörkeln und Variationen der Gespräche loslöste und in geschlossener Reihe zusammenstellte. Stahr begann mit diesen Worten: „Im Myrtenzweige will das Schwert ich tragen! heißt's

in dem Freiheitsliede, das die Hellenen sangen zum Andenken an Harmodios und Aristogiton, die der Tyrannei das Schwert ins Herz stießen. Ein solches Schwert in Myrtengezweige gehüllt ist das Buch Bettina's, und die Lüge der Zeit ist der Tyrann, in dessen Busen sie es umwendete. Freilich folgte nicht alsogleich die Freiheit der That jener Jünglinge. Noch vier Jahre lang nachher wurden die Athener, und zwar härter als zuvor geknechtet — erzählt Vater Herodotos. Aber was sind vier Jahre!"

Auch Bettina erfuhr in den vier Jahren bis zum Durchbruch der Freiheit im März 1848 noch mancherlei Bedrängniß. Des verdrießlichen Handels mit dem berliner Magistrat hab' ich bereits gedacht. Als ihr Bruder Clemens Brentano gestorben war, und sie ihm wie der Günderode ein Denkmal in der Darstellung der gemeinsamen Jugendzeit errichten wollte, ließ sie 1844 das Buch drucken: „Clemens Brentano's Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten." Sie hatte einen Theil der Druckbogen censiren lassen, Graf Flemming aber war plötzlich des Censoramtes enthoben worden, und da man es versagte daß er den Rest noch durchsehe, so ließ Bettina rasch das Ganze erscheinen, da es über zwanzig Bogen stark war und einer der damaligen königlichen Erlasse in Bezug auf die Presse darin bestand daß Bücher über zwanzig Bogen nicht censirt zu werden brauchten. Indeß die Polizei belegte das Buch mit Beschlag, „wegen respectwidrigen Inhalts der Zueignung". Es war nämlich dem Prinzen Waldemar von Preußen gewidmet, der in ihrem Hause freundschaftlich verkehrte: „Lieber Prinz Waldemar" hatte sie ihn angeredet, und davon gesprochen daß der Feldblumenkranz dem nicht zu gering sein werde dem der Eifer für die Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge und die Würdigung der Volkseigenthümlichkeit inne wohne. Als der Buchhändler bemerkte: Der Prinz habe die Zueignung gekannt und angenommen, ward als neuer Grund der Beschlagnahme angegeben daß der Name der Verfasserin auf dem Titel fehle. Sie verwies auf die Unterschrift unter der Widmung; doch da stand nur: Bettina. Nun wollte sie durch einen Stempel ihren vollen Namen auf dem Titel nachtragen. Da wollte die Polizei das Buch immer noch nicht freigeben, es erst auf seinen Inhalt prüfen. Doch befahl der König die Freilassung des Buchs. Bettina schrieb dankbar an Humboldt, aber doch zornig: Solche Quälereien könnten sie aus dem Lande treiben, und sie streckt im Unmuth wenigstens schriftlich gegen die Tatzen der Verfolger die

Zunge heraus. Aber sofort ist ihr Edelsinn wieder oben auf: sie führt die Sache der hungernden schlesischen Weber; statt des geplanten Domes im berliner Lustgarten möge der König die Lasten des armen Volks erleichtern und so einen Dom bauen in welchem der Gott der Menschheit waltet, jede Feuerstelle ein Opferaltar der Barmherzigkeit, der Liebe!

Die Briefe von Clemens wie von Bettina tragen nicht das Gepräge naiver Jugendlichkeit, aber eines edel milden Sinnes; sie scheinen mir stark überarbeitet, wenn sie nicht überhaupt nachträglich verfaßt sind. „Ist das nicht eine sklavische Art des Seins vor andern Menschen sich zu benehmen, und wird die Seele sich nicht an das Knechtische gewöhnen, die den Convenienzen auf Kosten ihrer reineren Gefühle nachgibt?" Das Wort bezeichnet wohl das Innerste ihrer Mädchenseele, aber sie hat es doch schwerlich damals so ausgedrückt. Die Großmutter spricht abends mit ihr von Mirabeau; das Große in ihm verstehen lernen adle die Seele; Bettina soll mit der Nadel in die von Frau Laroche angefertigten Auszüge aus seinen Briefen stoßen, die Stelle welche sie trifft als Denkspruch nehmen; die lautet: „Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht." „Welches Menschenschicksal auch über mich komme das ist mir nicht von Gewicht, aber mich durchzureißen, ich selber zu bleiben, das sei meines Lebens Gewinn", schreibt sie darauf dem Bruder. Der Muth frei zu schweben über aller Gemeinheit, ein freudiges Durchrauschen aller Lebensströmung, das ist ihr Entschluß. Es scheint jener Jugendzeit gemäß, wenn Clemens Angesichts der Großmutter die Schwester vor Empfindsamkeit warnt; es gebe nichts Miserableres in der Welt. Sie soll lieber herumspringen und singen, in der Küche arbeiten, Kuchen backen. „Der Empfindsame bringt nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von allem überwältigt wird. Dabei wird die Empfindsamkeit über nichts empfindlicher, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärt, da sie eine Feinheit der Seele sein will." Aber ganz aus Bettina's späteren Tagen klingt es, wenn Clemens schreibt: „Alle großen Thaten kühner Menschen sind ein unwillkürliches, aber ganz naturgemäßes Mitwirken der Gesammtheit oder der Geschichte der Dinge, deren Erzeugniß ja auch der Geist ist. Mirabeau würde nicht so Schlag auf Schlag gethan haben mit jedem seiner Worte, wäre seine Eigenthümlichkeit nicht fortwährend elektrisch eben von dieser Geschichte seiner Zeit ent-

zündet worden. Man beurtheilt zwar oft den Menschen nach einem sittlichen Werth oder Unwerth, dieser ist aber im allgemeinen Weltgeschick nicht mehr zu rechnen. Wer wird dem Mirabeau seine moralischen Vergehen anrechnen? Sie sind geschleuderte Blitze seiner Sinne und seines Geistes, je nachdem sie in fortwährender elektrischer Reibung mit der Geschichte der Dinge sich entladen." Da liegt doch die Einwendung nahe, daß es allerdings auf den sittlichen Werth oder Unwerth der großen Männer ankommt. Wie verschieden haben Cromwell, der Zuchtmeister zur Freiheit, und Napoleon, der selbstsüchtige Gewaltmensch, auf ihre Völker eingewirkt! Wie anders das Vorbild von Jesus und von Muhammed! Wenn Mirabeau auf der Tribüne stand, dann schwang sich der Genius über den Wüstling in ihm hoch empor, aber als er die Hand bot um Frankreich vor den Schrecken des Jakobinerthums zu bewahren und eine geordnete Freiheit zu begründen, da war diese Hand nicht rein, da fand er kein Vertrauen; wie anders konnte Luther, konnte Bismarck reformatorisch wirken!

Reizende kleine Lebensbilder lösen auch in diesen Briefen einander ab, doch sind sie durch keinen leitenden Gedanken zu einem Ganzen organisirt; verschiedene Neigungen von Clemens tauchen auf, bis seine Liebe zu Sophie Mereau erhört wird.

Dagegen trägt das Buch „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" durchweg das Gepräge des Ursprünglichen. Aber es sind auch Briefe welche sie von dem jungen Philipp Nathusius nach dem Erscheinen ihres Goethebuchs empfing und an ihn schrieb, manchen oder manchmal wohl in Gedanken an spätere Verwerthung. Die beiden Bände wurden bei ihrem Erscheinen von der Februarrevolution 1848 überrascht, und so wurden sie wenig beachtet. Wie sie den betagten Goethe kindlich angeschwärmt, so steht hier die im Leben gereifte Frau dem aufstrebenden zu ihr emporschauenden Jüngling mit mütterlicher Zärtlichkeit gegenüber; sie liebt in ihm die aufblühende dichterisch begabte reine Natur, sie sucht das Ideal in ihm wachzurufen; aber da sie ihn mehr nach ihrem Sinne formen möchte, als sie seine Eigenthümlichkeit in ihrer Berechtigung versteht, so löst sich das Verhältniß mit seiner Verheirathung, wie umgekehrt die Ehe mit Arnim der Grenzstein ihrer Liebe zu Goethe war. Nathusius schreibt ihr entzückt begeistert über die Goethebriefe; er sendet ihr Gedichte, die sie mit ihm bespricht, deren eines sie in ihrer Weise umbildet und componirt; seine Gedichte erscheinen und sie steuert einige Briefe bei um dieselben in die Lite-

ratur einzuführen. Ein sinniges treues Gemüth gibt sich in ihnen kund, eine natürliche Melodie der Sprache. Sie denkt daran daß er in Verbindung mit den Brüdern Grimm den Nachlaß Arnim's ordne, die Herausgabe von dessen Werken übernehme, und so in Verbindung „mit einem Heros, einem der größten seiner Zeit, der auch zu wenig gekannt und erkannt sei", soll der heranwachsende Freund in die Oeffentlichkeit treten. Indeß Nathusius hat eine längere Reise nach Italien und Griechenland vor und führt sie aus. Sein deutscher evangelischer Geist kommt in Italien zum Selbstbewußtsein, er tritt dem Sinnenschein des romanischen Katholicismus in einer Broschüre entgegen; Bettina sieht darin confessionelle Befangenheit und bedauert daß er, den sie wie ihr Kind angesehen, sie nicht zu neuen Geistesoffenbarungen angeregt habe. Sie hat die Grimm, damals verbannt in Kassel, besucht: „Jakob, ein in Blüte stehendes Gewissen, duftet gleichsam die elektrische Wärme der Wahrhaftigkeit aus, und Wilhelm ist so unbefangen heiter, daß es einem nimmermehr einfällt daß diese Menschen mit dem Bettelstab belehnt sind. Wie groß kann der Mensch sein und doch wie kindlich bewußtlos ist der welcher groß ist!"

Nathusius kennzeichnet sich selbst wohl am besten in folgenden Worten: „Ich habe den Süden kennen gelernt mit allen seinen verführerischen Reizen seiner Natur, und freue mich um so mehr unseres heimischen Nordens, dem zum Ersatz Phantasie und Nachdenken gegeben sind Länder des Geistes zu erschaffen, denen an Schönheit jene sich nicht gleichstellen können. Ich habe die Kunst kennen gelernt mit aller ihrer zuvor nicht geahnten Anmuth, und erkannt, daß sie in ihrer höchsten Blüte doch nichts als ein dienendes Glied sein kann zur Erlösung des Menschen, und auch dies immer nur Wenigen unter Vielen, daß aber ein umfassenderes und noch edleres Gebiet ist, die Erziehung aller Menschen aus ihrer täglichen Bedürftigkeit auf einfachem Weg zur moralischen Freiheit. Ich habe endlich das Alterthum kennen gelernt in all seiner Größe und Lieblichkeit, und erkenne um so gerechter den Werth unserer Zeiten an, denen ein neuer, durch das ganze Alterthum ersehnter und ungekannter Geist offenbart ist, der Geist der Selbstprüfung, der Wahrheit und des Friedens."

Wie Bettina zum Du in der Anrede kam das erklärt sie selber einmal: das Du sei in einem Briefe an Nathusius mit ihr durchgegangen; „wenn ich Du sage, so ist das nur um meine Gedanken vertraulicher nahzurücken; so hab' ich auch Schleiermacher

Du genannt, wie man den Genius anredet, durch den man seiner selbst bewußt wird."

Die gesicherte Lebenslage des jungen Freundes schien der älteren Freundin kaum das Gemäße für seine sanfte ruhige Gemüthsart; sie hätte ihn lieber mit dem Schicksal ringen als in den Hafen der Häuslichkeit einlaufen sehen. „Selig ist wem die Nothwendigkeit den Sturm auf dem Meer nicht schenkt, denn wer ihn durchrudert der ist frei auf dem Meer." Sie möchte ihn von aller Satzung ungebunden sehen; hat er sich einmal innerlich ganz auf sich selbst gestellt, dann kann er nachher dem sich anschließen woran er Wohlgefallen, worin er Befriedigung findet. Sie drückt das auf ihre Art gar anmuthig aus: „Wenn die Chrysalide gesprengt ist, dann kannst Du ja immer noch mit Deinen Flügeln sanft gefaltet in Deiner Kindeswiege Dich schaukeln, als seiest Du noch eingezwängt in die Puppe. Aber dann ist's freier Geist. Liebe spinnt so leise Fäden, die ein einziger Hauch könnte zerreißen, doch sie reißt sie nicht entzwei, die Fäden, die sie ans Geliebte fesseln, wie jener Heldenkönig, der, als man zum Tode ihn führte, alle Ketten sprengte, doch da man mit seiner Geliebten Haare einem auf dem Rücken ihm die Hände band, das wagt er nicht zu zerreißen und läßt zum Tod sich willig führen. So auch ist's mit dem Geist, der muß keine Fesseln dulden wollen, er muß alle sprengen, dann wird er aus freier Liebe und voll Seligkeit das goldene Haar noch küssen, das ihm seine Flügel band." Dann sagt sie ihm Lebewohl als er heirathet: „Du willst das Ideal Deiner Seele in Dir selber erstreben und hast dazu die glatte Bahn häuslicher Friedenstage Dir gewählt; und ich will unter Trümmern, unter dem Schutt zerworfener und verlorener Größen einen Keim suchen, unter erloschener Schwärmerei einen Funken reiner Denkkraft, unter dem Irrthum die Wahrheit hervorgraben. Wie ist es denn möglich daß wir uns nicht trennen müßten?" Sie thaten es, indem zur Zeit der Bewegung die Frau der Fahne der vorandrängenden Freiheit folgte, der Mann sich auf die Seite der Ordnung, der erhaltenden Mächte in Staat und Kirche stellte. Sie sprach das stolze Wort: „Die Zukunft wird einstimmen in den Grundton meines Geistes, und der wird ihre Modulationen leiten und stützen, das sei gewiß."

Sie begrüßte den Völkerfrühling 1848, sie hoffte nun auf die Verwirklichung ihrer Ideen durch den König, in welchem sie den künftigen deutschen Kaiser sah, den das Volk auf den Schild

hebe, der als Befreier, als Träger einer neuen Zeit die Sonnenbahn des Ruhmes wandle. Ich sah sie in Berlin im September, als das Märzministerium seine Entlassung genommen; sie schrieb wiederholt an den König: er solle ein Ministerium aus der Linken nehmen und so die Sympathien Süddeutschlands gewinnen; sie war tief betrübt als es anders kam, als Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone ausschlug, welche die frankfurter Nationalversammlung ihm antrug. Es drängte sie noch einmal öffentlich zu reden, und so erschienen 1852 „Gespräche mit Dämonen" als Fortsetzung des Königsbuches. Der Stil gemahnt an die Worte eines Gläubigen von Lamennais, an die messianische Rede von Mickiewicz; Macht der Empfindung und kühner Schwung der Sprache, aber wenig Klarheit der Gedanken, zu viel Allgemeinheiten, zu wenig bestimmte Angaben was dann geschehen solle und wie. Die Schrift ging wirkungslos vorüber, doch war sie in den Tagen der ideenlosen Reaction ein Signal hoffenden Muthes, eine Weissagung schönerer Zukunft, die ihre Erfüllung gefunden hat.

Der schlafende, träumende König klagt daß er das Vertrauen des Volkes verloren, daß Undank seinem Wohlwollen gelohnt habe. Der Volkshaß schlägt ihm Wunden, während er Wahrheit und Gerechtigkeit sucht. „Solange die Geschlechter mit immer erneuter Einfalt und Vertrauen auf ihre Fürsten dem Schoß der Natur entsteigen, so lange sind es auch die geistigen Blutbande mit dem Volk, auf welche das Ideal der Menschheit in dem Fürsten sich gründet; Geist und Heldenkraft erzeugen im Volk, für sich aber die Einfachheit des Kindes bewahren und frei wandeln zwischen politischen Rechthabern und spitzfindigen Widersachern der gesunden Vernunft, das ist deutsche Fürstenwürde", antwortet der Dämon. Weisheit, Muth und Mitleid sollen ihm gute Geister sein. „Vom Frühroth warm durchflossen, von Deinem Athem sanft bewegt, ergrünt das Gewimmel des neu erquickten Lebens! Verlaß das Vergangene, Versöhnung thut noth. Das Unverhoffte, das Gefahrvolle, das Tollkühnste selbst kannst Du wagen, das Mittelmäßige allein macht rettungslos elend. Göttlich frei die befleckte Schlangenhaut der Lebensfragen abstreifen mit streitbarer Seele, groß sein wollen im Gefühl des Handelns, da entflieht die Gefahr." Der König: „Ich will das Gerechte, das Erhabene; ich will die Klippen hinansteigen, die über Rache und Versöhnung hinaus zum Göttlichen den Geist heben." Die Schärfe des Schwertes anzulegen that noth; nun ist wieder Zeit zur beglückenden That. Der König

gedenkt der bösen Tage im März: „Die Undankbaren! Die Thörichten! Freunde und Brüder mit Mordgeschrei überfallend! Konnten sie in gesetzlicher Fassung das Heil nicht still erwarten? Billig und besonnen gedachte ich den Grund zu legen der Freiheit.“ Der Dämon heißt ihn die Republik des Geistes freigeben und sich an die Spitze stellen. Bettina gedenkt der schönen Tage mit dem befreundeten Kronprinzen: „Wie ergötzte mich oft Deiner Rede attische Feinheit! sie spricht so wahr, ist Held im Streit, jeder Hieb und Stoß ist Wunde, und mit gefühliger Stimme, die das Herz verlocket, heilt sie wieder wo sie verletzte, süß und gelind bei Wohlwollen und Liebe, bezaubernd in lächelnder Kühnheit, wenn Geistesfeuer Dich anweht, frei umherwallend wie die Götter in freier Natur.“ — Dann redet sie ihn wieder an: „Priesterkönig, göttlicher und sittlicher Lehrer, im Glanzlicht der Milde; das Volk hofft auf Deiner Weisheit gütevollen Bescheid!“ „Ich fühle wieder“, antwortet der schlafende König; „aber die Regungen im Volke breiten richtungslos sich aus wie verwilderte Reben; wenn man sie nicht anbindet, werden sie keine süßen Früchte bringen.“ — „Deinen hohen Geist haben die Geistesarmen sich unterworfen; das Philisterthum der Weltklugheit ist die Mördergrube des Herrschergeistes.“ So gehen die Reden her und hin bis zu dem hellen Zukunftsbilde wie die Germanen den Herrscher als Vaterlandsbefreier beim Einzug in die Kaiserstadt begrüßen: „Wie groß und schön der Menschheit dienen, der Sonne gleich von lichtem Glanz umflossen!“

Bettina von Arnim lebte seitdem ihrer Familie, ihren Freunden, mit der Herausgabe von Arnim's Nachlaß beschäftigt. Herzlich beglückwünschte sie mich bei meiner Verlobung und Vermählung mit Agnes Liebig, ich besuchte sie mit dieser im Sommer 1856 und gedenke noch mit freudiger Rührung des Wohlgefallens, das beide aneinander fanden. Die Freundin war viel ruhiger, milder geworden, aber fortdauernd lebte sie in großen und edlen Gefühlen und Gedanken, jedem Lebensmoment eine Weihe verleihend. Joachim kam eines Abends mit mehrern Genossen zu herrlichem Violinspiel; er hatte eine Melodie von ihr in einer Composition verwerthet. Maximiliane war verheirathet, Armgart und Gisela noch bei der Mutter, Gisela mit Herman Grimm in holder Vertraulichkeit. Es war ein schöner Lebensabend für die edle Frau, die gesund und geistesfrisch blieb bis zur letzten Stunde am 20. Januar 1859.

Löper hat gut hervorgehoben wie der Mangel der Neuromantischen Schule an historischem Sinn, das Ueberwiegen des Bildlichen über das Sachliche, die Verbindung und Vermischung des Verschiedenartigsten, wie das Alles zugleich Eigenschaften des weiblichen Geschlechts bezeichnet, und bei Bettina darum mit dieser in ihrem von der Natur angewiesenen Gebiete blieb. „Ihr, der Frau, gehörte die Reaction des Gefühls gegen das einseitig Verständige, gegen das Herkömmliche, die äußere Regel. Auch die körperliche Gymnastik, das verwegene Klettern und Springen sah sie an als Vorübung um im Geistigen und Sittlichen die Krücken wegzuwerfen. Es spricht aus ihr ein Höheres instinctiv; ein Werderuf, der Ruf: Aufwärts! Excelsior! durchdringt all ihre Schriften. Aus dem lebendigen Ergreifen der Dinge fließt die Anschaulichkeit und Freiwilligkeit ihrer Sprache. Das Belebende und Verjüngende ihres Stils liegt neben rein geistigem Verfahren in vielen der äußern Natur entlehnten Bildern, in dem so stets mit diesen geführten Wechselgespräche, darin daß das Schönste des Himmels und der Erde, Gestirne und Blumen ihr das Geistige deuten, daß Blüten und Kräuter zu Worte werden.“ Und Conrad Alberti fügt hinzu: „Ihre Sprache hat etwas Musikalisches, man kann beinahe von ihrer Schreibweise sagen sie componire ihre Schriften mehr als sie sie durchdenke. Wenn man ihre Werke laut liest, so kommt man erst zu der Ueberzeugung daß in rhythmischer und Klangschönheit die deutsche Sprache hinter keiner andern zurückbleibt.“

Um ein Bild von ihr zu geben muß man sie selber reden lassen. Im Frühlingskranze Clemens Brentano's lesen wir: „Der gebildete Mensch oder der empfindende lebt ein doppeltes Leben; er lebt das gesellige praktische Leben seines Standes, seiner Familie, und lebt das Leben seines Geistes, seiner Begriffe, seiner Empfindungen. Jenes Leben ist gebunden und bestimmt durch seine Umgebung und den Punkt auf den es in der bürgerlichen Welt gestellt ist, dieses aber hat das Universum der Natur und das eigne Gemüth zum Gegenstand, insofern es sich frei in sich fortbildet. Beides zusammen bildet seine Geschichte, die — wie sich beide Leben in ihm mehr oder weniger bestimmen oder aufheben oder durchbringen oder gegenseitig erhöhen — die Geschichte eines schwankenden, einseitigen, geschlossenen oder ewig fortstrebenden Gemüthes ist.“ Ihr ewig fortstrebendes Gemüth hat beide Leben in eins geschaut und das innere im äußeren offenbart, das äußere

so gestellt wie es dem inneren gemäß sein sollte; das geschah absichtslos im Drang einer reichen künstlerischen Natur; danken wir ihr daß sie selbst das Bild derselben in ihren Werken der Nachwelt hinterlassen hat. Mir war bei der Darstellung ihres Lebens und Wirkens wie bei der Schilderung der Geisteshelden in meinem Buch über die Ideale der Menschheit ein Wort aus der Günderode maßgebend: „Wenn Dich eine höhere Vorstellung durchdringt von einer Menschennatur, so zweifle nicht daß dies wahr sei, denn alle sind geboren zum Ideal, und wo Du es ahnst da kannst Du es auch in ihm zur Erscheinung bringen, denn er hat gewiß die Anlage dazu. Wer das Ideal leugnet in sich der könnte es auch nicht verstehen in Anderen, wer das Ideal erkannte in Anderen dem blüht es auf."

Liebig und Platen.

(Allgemeine Zeitung 1873.)

Den Freund ersehnend, welcher treu dem Bunde
Mich reich ergänzen kann in Sein und Wissen,
Fühlt' ich mein Herz durch manchen Wahn zerrissen,
Und eitle Täuschung schlug mir manche Wunde.

Da bringt dein Auge mir die schöne Kunde,
Da find' ich dich um weiter nichts zu missen,
Wir fühlen beide schnell uns hingerissen,
Zu Freunden macht uns eine kurze Stunde.

Und kaum genießen wir des neuen Dranges,
Als schon die Trennung unser Glück vermindert,
Beschieden uns vom prüfenden Geschicke.

Doch ihres innigen Zusammenhanges
Erfreun die Geister sich noch ungehindert;
Es ruhn auf goldner künft'ger Zeit die Blicke.

Dieses Sonett Platen's trägt die Ueberschrift: „An Justus Liebig." Es stammt aus dem Frühjahr 1822, und zeigt den bedeutenden Eindruck welchen der neunzehnjährige Student auf den um sechs Jahre älteren schon namhaften Dichter machte. Dieser notirt am 13. März in sein Tagebuch: „Vorgestern habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht. Es ist ein junger Chemiker aus Darmstadt und heißt Justus Liebig, derselbe Student den ich vor einiger Zeit einmal bei Kastner antraf. Schon früher hatte mir ihn Bülow als Kastner's Liebling charakterisirt, wie er denn auch besonders in der Chemie sehr gediegene Kenntnisse hat." Am 17. März berichtet Platen von einer Unterredung, die er im „Walfisch" zu Erlangen mit Liebig gehabt: „Er zeigt sich in allem klar, bestimmt und solid. Wir machten später noch einen Spazier-

gang, und nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt hatte, führte er mich in die seinige, wo wir den Abend zusammen zubrachten. Hier lernte ich ihn nun auch von Seite seines Herzens kennen. Er zeigte sich sehr offenherzig, vertraute mir manche Lebensverhältnisse, auch die Geschichte seiner chemischen Bildung, die mir sehr merkwürdig schien, und gab mir Beweise einer so plötzlichen und entschiedenen Zuneigung, daß ich wirklich darüber in eine Art von Erstaunen gerieth. So viele Liebe hatte mir noch niemand, am wenigsten nach einer so kurzen Bekanntschaft, bewiesen. Ich konnte mich nicht der Worte aus Goethe's Diwan erwehren:

Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Aber ich konnte zugleich abnehmen daß je näher sich zwei Menschen kommen, je mehr sie ihr innerstes Wesen vor einander zu entfalten suchen, nur um so räthselhafter werden sie einander, und nur einer oberflächlichen Ansicht kann es einleuchten daß zwei Menschen sich verstehen können."

Wir schalten hier über Liebig's Bildungsgeschichte das Nöthige ein. Sein Vater besaß eine Materialienhandlung, für die er mancherlei selbst bereitete, und es war die größte Lust des Knaben in dem kleinen Laboratorium zu sein. Dort empfing er die Feuertaufe. Der Vater bereitete Schellack, die Glasgefäße waren fest mit Blasen geschlossen, da der Spiritus ohne zu sieden eine hohe Temperatur erreichen sollte. Neugierig schaut Justus zu wie die Flüssigkeit unter der Blase arbeitet, er meint ihr etwas Luft machen zu sollen und sticht in die Blase, und sprühend fliegt die heiße Masse aufwärts und auseinander; Haare, Kleider sind von Schellack überzogen, zum Glück fängt der Spiritus nirgends Feuer, und der Knabe kommt mit einigen Brandwunden davon, während er unrettbar verloren war, wenn der Schellack sich entzündet hätte.

Mindere Anziehungskraft übten die lateinische Grammatik, die lateinischen Exercitien auf den Gymnasialschüler. Er saß oft unten, und eines Tages fragte ihn ein Lehrer: Aber was soll's mit dir geben? Was willst du einmal werden? — Ein Chemiker. — Das ist ja nichts! erwiderte der Philologe, der sich unter Chemikern den herumwandernden Stiefelwichs- und Knallerbsenverfertiger dachte. Indeß ein solcher ward für Justus Liebig verhängnißvoll. Er sah demselben den Handgriff in der Bereitung des kleinen explodirenden Feuerwerks ab, machte die Dinge nach, und ein Knall,

der zur Unzeit in der Schule erfolgte, war die Ursache daß Liebig diese verließ und zu einem Apotheker in Heppenheim an der Bergstraße in die Lehre kam. Er hatte aber mittlerweile die chemischen Schriften der Darmstädter Bibliothek gelesen, und laborirte für sich in seinem Dachstübchen, und als das Fensterkreuz sammt den Scheiben in die Luft flog, gab es eine Scene die den Jüngling zunächst nach Bonn, dann nach Erlangen auf die Universität brachte. „Ich habe Stiefel putzen müssen", berichtete einmal ein Freund von seiner Apothekerlehrlingszeit, „und ich habe die Platte geputzt", versetzte Liebig.

Platen fährt fort: „Da die Ferien schon angefangen, wird Liebig nur noch wenige Tage hier bleiben und auch nicht mehr hierher zurückkehren. Um so mehr da er bei dem letzten Aufstande manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, wiewol er sich keiner Schuld bewußt ist, und der Landsmannschaft der Rheinländer angehört, die ohnedies hier für die gebildetste Partei gilt. Es wurde in seiner Abwesenheit sein Pult aufgebrochen und der Versuch gemacht sich seiner Papiere zu bemächtigen." Studenten hatten Ende Februar Kämpfe mit Bürgern und Handwerksburschen gehabt; der Lärm hatte Sonntags begonnen und war Montags fortgesetzt worden; die Regierung ließ eine Schwadron Chevaulegers, dann auch Infanterie aus Nürnberg einrücken; die Studenten zogen in Masse aus, theils nach Fürth, theils nach Nürnberg, hielten aber bald wieder ihren Einzug in Erlangen. Platen hat dies früher erwähnt, und berichtet weiter am 21. März: daß der Verkehr mit Liebig durch die leidigen Verhältnisse gestört worden, warnende Stimmen hätten ihn veranlaßt baldigst abzureisen; Platen gab ihm zum Andenken ein Exemplar seiner lyrischen Blätter, und schrieb vier persische Verse aus dem Bostan (Saadi's Fruchtgarten) hinein:

Fand nicht Ruhe die Welt nach der Bewegung Spiel?
Ist nicht Saadi gereist bis an der Wünsche Ziel?
In unbefriedigter Sehnsucht, o Herz, verbrenne nicht;
Die Nacht, Bruder, ist schwanger mit des Tages Licht.

Er traf den Freund nachmittags auf der Straße, und begleitete ihn wie spazierengehend nach einem benachbarten Dorfe, wo eine Chaise Liebig's und eines andern Rheinländers wartete um sie ohne Aufsehen weiter zu fahren. Platen stieg gleichfalls ein und fuhr bis Nürnberg mit. „Der Abend war schön. Auf einem Gang durch die ehrwürdigen Gassen Nürnbergs konnten wir

uns noch einmal ganz uns selbst überlassen, uns freuen daß wir uns gefunden, verstanden und ewig lieben werden. Nie schien mir Liebig edler, schöner, wiewol er immer schön ist. Eine schlanke Gestalt, ein freundlicher Ernst in seinen regelmäßigen Gesichtszügen, große braune Augen mit dunkeln schattigen Brauen nahmen auf den ersten Blick für ihn ein. Künftigen Winter hoffen wir beide zusammen in Paris zuzubringen. Wir haben nie Bruderschaft getrunken, aber das gegenseitige «Du» fand sich ganz von selbst auf unsern Lippen ein. Niemals habe ich in Worten oder Geberden das Geringste an Liebig bemerkt was auf etwas Unreines oder nur im mindesten Unsittliches hingewiesen hätte, das ist's was mir auch hohe Achtung für ihn einflößte. Möchte ich endlich nach so vielen Täuschungen Glück und Ruhe in dieser Freundschaft finden, und ewige Dauer. Durch sie eröffnen sich mir größere Aussichten und Vorahnungen künftiger Werke, die über das Lyrische hinausschreiten."

Im Mai machte Platen eine Fußreise durch den Spessart; in Aschaffenburg bemerkt er: „Die Hoffnung Liebig hier zu finden, den ich herbeschieden hatte mich abzuholen, täuschte mich." Er hatte gedacht eine Rheinfahrt mit Liebig zu machen, und erfuhr in Darmstadt zu seiner Ueberraschung daß der Freund wegen jener Erlanger Händel Stadtarrest habe. Der Verdruß, daß sie die Reise nicht zusammen machen konnten, entlud sich in gegenseitigen spitzen Worten; auch brieflich hatte es nicht an Misverständnissen gefehlt. Platen fand das erste Schreiben Liebig's „kurz wie einen Geschäftsbrief", und dieser gab das Wort zurück in Bezug auf den etwas kühlen und berathenden Ton des ältern Freundes: „Wenn du mir antwortend schreibst: deine freundlichen Gesinnungen erwidere ich von Herzen — ist das nicht wie wenn ein Kaufmann einem andern schreibt: Ihre Anfrage auf das und jenes erwidernd dient daß ich dergleichen noch vorräthig habe? Uebrigens werde ich mich in meinen Briefen des kalten Verstandes befleißigen der aus dem deinigen spricht, um nicht in die Irrungen Gottwalt's in Jean Paul's Flegeljahren zu verfallen, denn anfänglich schien es mir als ob blos der Graf Platen an mich geschrieben hätte. Dich kennend setze ich alles auf die Rechnung deiner Originalität." Die Anspielung auf Graf Klotar in den Flegeljahren fand Platen grob und lieblos; „ich sollte billig jedes Verhältniß zu dir abbrechen, dann hättest du eher Ursache dich vor dir selbst als Gottwalt auszumalen ... Wenn ich sagte daß es

uns an gemeinschaftlichen Erinnerungen fehle, so geschah es in der Absicht dich zu einer Rheinreise zu bereden; doch auch hieraus weiß deine hypochondrische Empfindlichkeit Gift zu saugen. «Mit dir» (schreibst du) «eine Reise in die herrlichen Rheingegenden zu machen ist gewiß für mich so belehrend als erfreulich.» Soll ich etwa diese steife Formel für eine freundliche Einladung ansehen?" — Die persönliche Begegnung glich alles aus; doch bemerkt Platen im Tagebuch am 27. Mai: „Liebig ist schrankenlos empfindlich, und es kostet ihm nichts von der weichsten Empfindung in eine steinerne Härte überzugehen ... Nachmittags auf der Fasanerie im Walde bei einem Glase Wein empfanden wir alles was das Bewußtsein geliebt zu werden mit sich bringt, und was der Uebereinstimmung zweier Gemüther jenen unbeschreiblichen Reiz gibt. «Wie konnt' ich wissen daß der Ocean solch' unendliches Gewoge hat!»" (Das ist als persischer Spruch eingeschoben.) „Alles im alten Groll löste sich auf, indem ich ihm vorstellte daß es keine Einigkeit ohne Entzweiung geben könne, und daß niemals zwei Menschen würden leben können, wenn sie jede Mishelligkeit so hoch aufnehmen wollten, da das Leben nun einmal aus Zwist und Friede gemischt sei." Dann heißt es vom folgenden Tag daß beide ihn miteinander verlebt. „Liebig war sehr melancholisch, und ich mußte ihn trösten. Der Schmerz mit mir diese Reise nicht machen zu können drückte ihn sehr, aber mich nicht minder; denn ich wüßte mir in der That keine schönere Lage in der Welt zu denken als mit ihm zu reisen. Doch will er mir, wenn sein Stadtarrest sollte gehoben werden, bei meiner Rückkehr bis Mainz entgegengehen, um dort noch ein paar fröhliche Tage zu feiern. «Alle meine Noth», sagte er, «will ich dort vergessen; von allem abstrahiren, nur von dir nicht!»"

Liebig konnte weder nach Wiesbaden noch nach Mainz kommen, wie Platen brieflich forderte und er hoffte. Ja, es liegt ein Brief vor mir mit der Adresse an Justus Liebig in Darmstadt, von ihm selber aus Pfungstadt geschrieben und im Innern an Platen gerichtet: die Wendung der erlanger Geschichte sei schlecht, sonst nichts; vielleicht träfen sie einander noch in Heidelberg. Der Brief ward vermuthlich von den Aeltern an Platen gesandt, der, wie das Tagebuch bemerkt, noch einmal nach Darmstadt kommen wollte, wenn er Liebig nur dort finden könne. Dabei klagt er über den Wermut den ihm das Schicksal wieder zu nagen gebe, den er neben so vielem andern auch werde verdauen können.

Als auch in Heidelberg der Freund nicht zu finden war, meinte der Dichter: „Von der Reise kann ich sagen: sie hätte nicht unternommen werden sollen.“ Doch sah er bei dem Kaufmann Fries ein Bildniß, das dessen Sohn, der nachmals berühmte Landschaftsmaler und mit Kopisch Entdecker der blauen Grotte von Capri, gezeichnet: „Die große Anmuth von Liebig's Gesicht vergegenwärtigte mir schmerzlich genug dieses Bild. O warum durften wir nur so kurze Zeit beisammen sein! Wie glücklich könnte ich eben sein, wenn er hier wäre! Gott weiß ob und wann ich ihn wiedersehen werde!“ Es ist leider nie geschehen. Das Bild aber ist erhalten und eben in München durch Gmoser und Waltl photographisch vervielfältigt worden.

Ende Juli hörte Platen in Erlangen daß Liebig in trauriger Lage sei, der erlanger Untersuchung wegen in Haft; sein Freund Louis sei relegirt, das Stipendium nach Paris verloren.

Man muß sich hier in jene Tage nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand, nach den Karlsbader Beschlüssen versetzen. Männer wie Schleiermacher in Berlin, Arndt in Bonn wurden verfolgt, Studenten eingekerkert. Ein Freund Liebig's, Karl Heinrich Hofmann, wurde von Darmstadt gefangen nach Berlin abgeführt und saß längere Zeit in Köpenick im Kerker, weil er erstrebt was sein Sohn, der gegenwärtige Minister in Hessen, als Gesandter seines Landes in Berlin verwirklichen half und unterzeichnete: die Herstellung des deutschen Kaiserthums in einem Bundesstaat, Constitutionen in den Einzelländern und gemeinsamen Reichstag aus freier Volkswahl! Liebig hatte sich in Bonn zur Burschenschaft gehalten; in Erlangen am Tumult nicht betheiligt, aber doch am Auszug, gehörte er zu den Verdächtigen. Die Aeltern hatten ihm viel nachgegeben, er machte ihnen neue Sorge; der Vater zweifelte ob er ihn angesichts der zahlreichen Geschwister nach Paris senden und dort längere Zeit erhalten könne. Da ging der Jüngling, den nichts von seinem Ziel abbringen konnte, auf eigene Faust zu dem Cabinetssecretär Schleiermacher in Darmstadt — einem Mann der um die Bibliothek, das Museum, die Förderung alles idealen Strebens in Hessen die größten Verdienste hatte; Liebig erklärte rundheraus: Er müsse nach Paris. Er habe gelernt was auf deutschen Universitäten von Chemie gelehrt werde, und gesehen wie Deutschland hier hinter Frankreich zurückstehe, — das müsse anders werden. Schleiermacher unterhielt sich mit ihm, überzeugte sich von seinem Feuereifer für die Wissenschaft, gab aber keine Zu-

sage. Er prüfte die Sache, beobachtete den eigenthümlichen Studenten, zog Erkundigungen ein und empfahl ihn nach wiederholter persönlicher Begegnung dem Großherzog. Dieser, Ludwig I., der dem Lande die Verfassung gegeben, der Kenner und Freund der Musik und des Theaters, war nicht engherzig. Sagte er doch auch zu einem der jugendlichen politischen Eiferer, Dr. Weidig, der längere Zeit in Untersuchung gewesen, auf dessen freimüthiges Bekenntniß: „Nun, wenn weiter nichts ist, dann war ich in Ihrem Alter auch ein Demagog." Liebig war aller politischen Action fern geblieben; aber es gereicht Schleiermacher nichtsdestoweniger zur Ehre daß er vertrauensvoll für ihn eintrat, und Liebig hat es ihm stets hoch angerechnet und sich lange Zeit durch die Dankbarkeit an Hessen gebunden erachtet. Die Energie mit welcher der Jüngling sich selbst die Ziele steckte, die Wege bahnte, die herzliche Theilnahme Platen's und bald nachher in Paris auch Humboldt's sind Zeugnisse einer geistig bedeutenden und liebenswürdigen Persönlichkeit.

Im März 1823 schreibt Platen in sein Tagebuch: „Da es morgen ein Jahr ist seit ich Liebig kennen lernte, so erneute sich mir dessen Bild auf das lebhafteste. Er war der Einzige dessen Umgang mir einen reichlichen Gewinn verschafft haben würde, der Einzige dem ich meine Poesien, auch die an ihn gerichteten, mittheilen konnte, der Einzige endlich der mich mit wahrer inniger Liebe liebte. Mit welcher Freude erinnere ich mich des Abends an dem wir zuerst zusammen kamen, wo ich endlich die Einsamkeit suchen mußte um nur das Glück ertragen zu lernen, und der Stunden in denen wir den Faust lasen, und des herrlichen Nachmittags den wir in der Fasanerie bei Darmstadt zubrachten, wiewol es damals nicht ohne heftige Ausbrüche ablief. Aber es war besonders ein Augenblick dabei in welchem ich eine unbeschreibliche Empfindung hatte, die ich weder vor noch nachher in diesem Grade kannte. Es war nach den freundlichsten Gesprächen, als wir an dem Lustplatz ankamen, auf einer Bank Liebig mir gegenüber Platz nahm, und sodann aufstand etwas für uns zu bestellen. Das Gefühl so sehr zu lieben und so sehr geliebt zu werden durchdrang mich auf das Innigste, und ich empfand im höchsten Grade das was man Glück, ja was man Seligkeit zu nennen pflegt."

Auch Liebig gedachte des Freundes. Er war nach Paris gegangen, er erhielt auf zwei Briefe keine Antwort, zweifelte ob dieselben ihre Adresse erreicht, und schrieb am 15. März wieder.

Nun kam der Brief in Platen's Hand und war diesem „ein besonderer Trost". Auch Liebig geht hier in der Erinnerung auf die gemeinsamen Erlebnisse ein, er gedenkt der Düsterniß seiner damaligen Verhältnisse, in denen ihm die Bekanntschaft mit Platen nicht wie ein Zufall, sondern eine höhere Schickung erschienen sei; er verehrte ihn wie sein Ideal. Platen habe bei den Studenten für stolz und zurückhaltend gegolten, und der Wechsel von Kälte und Wärme habe auch Liebig argwöhnen lassen daß der Dichter sein Spiel mit ihm treibe; Zwischenträgereien hätten ihn mistrauisch gemacht. Ein Liebesabenteuer, das leicht ein nachtheiliges Licht auf Liebig habe werfen können, sei er mehrmals im Begriff gewesen dem Freunde zu erzählen; als er es endlich in Darmstadt gethan, habe Platen Geständnisse verlangt wie niemand sie zu fordern berechtigt sei. Unaufgeklärte Irrungen vereitelten das Wiedersehen auf Platen's Rückreise; Briefe kamen nicht an von beiden Seiten! (Liebig war in Untersuchung.) „Ich hielt dich für mich verloren, da ich nichts mehr von dir erfuhr. Schreibe mir nur eine Zeile, und wenn es die härteste sein sollte, ich habe dir hartes Unrecht zugefügt, biete dir redlich meine Hand und meinen jetzt nicht mehr befangenen Sinn; so wie ich lebe, liebe ich dich. Sei offen und ehrlich, wie ich dir verspreche zu sein, und nie kann ein Misverständniß je wieder unter uns aufkommen. Willst du mir aber nicht mehr schreiben, so schicke mir diesen Brief zurück; ich werde deswegen nicht aufhören dich zu achten und zu lieben." Platen dichtete nach Empfang des Briefes folgende Ghasele:

Jahre schwanden, dieser Busen ist von Liebe rein gewesen,
Was ihn wieder hat befangen ist ein Becher Wein gewesen:
Lenzeshauch aus goldnen Locken lockte mich in eherne Bande,
Denn ihr Anbeginn ist Irrthum und ihr Ende Pein gewesen:
An bemalten Schaugerichten wollt' ich meinen Hunger stillen,
Aber was mir Brot geschienen ist ein kalter Stein gewesen:
Gold und Silber wollt' ich fördern auf im Traum geseh'nen Plätzen,
Aber was ich ausgegraben ist ein morsch Gebein gewesen.
Will mich dennoch aus der Ferne deine Huld und Milde segnen,
Soll mir theurer sein die Trennung als mir der Verein gewesen;
Flattersinnig, unbeständig ließ ich zwar das Auge schweifen,
Doch es ist das Herz im stillen, ganz im stillen dein gewesen:
Was zu dir mich hingezogen war Geschick und Gegenliebe,
Was an jene mich gefesselt ist ein falscher Schein gewesen:
Richte nicht zu streng die Lieder die ich nicht an dich gerichtet,
Freilich solcher Lieder würdig wärst du ganz allein gewesen.

Im Tagebuch bedauert er einmal daß er Liebig ein hartes Urtheil über einige seiner Freunde verargt, zuletzt aber gefunden habe wie er eine Seele in Klötze hineingeträumt. Umgehend schreibt er nach Paris: „Ich fühle mich in den äußerst behaglichen Zustand versetzt einem überaus liebenden und geliebten Freunde ruhig und ungezwungen zu bekennen daß er mir unendlich theuer ist, und daß ich keinen andern finden konnte der mir hätte Ersatz für ihn sein können." Er bittet um ein Bild von Liebig, um Mittheilungen über sein Leben und seine Beschäftigung. Liebig hat in spätern Jahren gern erzählt wie Platen, der sieben Jahre ältere, erziehend und bildend auf ihn eingewirkt, ihn zum Studium der neuern Sprachen, der feinsinnigsten Dichter angeleitet; der Fortgang des Briefes gibt Zeugniß davon.

„Ich zweifle keinen Augenblick daß du in den Wissenschaften die dir Beruf und Neigung sind Entschiedenes gethan hast. Wiewol nun aber Naturstudien den unschätzbarsten Gehalt des Lebens gewähren, so muß sich doch noch etwas aus dem Reich des Menschlichen und Geistigen hinzugesellen, was eigentlich einer allgemeinern und lebendigen Bildung erst näher bringt, und jede pedantische Behandlung der Wissenschaft zurückweist. Hierzu rechne ich besonders historische Kenntnisse und Sprachen. Auf die alten Sprachen wirst du ohnedies Verzicht thun müssen, wenigstens auf die schönste derselben, die griechische; und daß ich dich je zu meinen orientalischen Studien locken könnte, muß ich ohnedies aufgeben. Aber einige der modernen Sprachen, die alle so sehr im Zusammenhange stehen, die an sich selbst wenigstens zum Verständniß so leicht sind, und nur einiger Wochen bedürfen um einen sichern Grund in ihnen zu legen, möchte ich wol daß du dir aneignetest: besonders Englisch und eine von den südlichen Sprachen, da sie einen ganz entschiedenen Charakter haben, und man eigentlich nur halb lebt, wenn man diese Eindrücke nicht empfunden hat, wie denn überhaupt jede neue Sprache eine neue Welt aufschließt. Wieviel neue Berührungspunkte würden wir finden, wenn wir einst Shakespeare und Calderon zusammen lesen würden.

„Da Paris viel Schönes bewahrt, so kann es dir auch nicht fehlen deinen Geschmack für bildende Kunst zu üben. Das Talent in jeder Kunst ist selten, den Sinn aber dafür auszubilden ist so ziemlich allen vergönnt, nur will er wirklich ausgebildet sein und wird unmittelbar nur dem Talent verliehen. Je mehr Dinge du

erkennen und genießen lernst, desto ununterbrochener und gesteigerter wird für dich der Reiz des Lebens sein.

„Hoffentlich wird eine Zeit kommen in der wir uns wiedersehen, und hoffentlich auch eine in der wir länger eines ruhigen Umgangs genießen können, wenn uns vielleicht auch nie vergönnt ist jahrelang nebeneinander zu leben und uns aneinander zu bilden. In allem von dir übertroffen zu sein, nur nicht in der Liebe zu dir, wünscht dein Platen."

Liebig erwiderte am 24. April. Er hatte an einer Antwort verzweifelt, die eingetroffene hat alles aufgeklärt; es ist ihm eine Last von der Seele genommen, er küßt und umarmt dafür den Freund, dem er nicht wieder Unrecht thun, dem er vertrauen, von dem er sich nie wieder losreißen will. Dann fährt er fort: „So wenig es auch in Paris an Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art fehlt, fühle ich doch in diesem geräuschvollen Leben und Treiben die größte Leere, die mir hier nichts auszufüllen vermag, da ich nicht dafür geboren bin; der Einzelne ist immer ein losgerissenes Glied einer Kette, er steht immer allein da. Die Wissenschaft allein ist es die mich in Paris fest hält, außer dieser ist nichts was mir die verflossenen sechs Monate einige Freude gemacht hätte. Im Anfang, wo ich mich in der Sprache noch schwerfällig bewegte, fand ich es ganz unerträglich, die Franzosen ekelten mich an, und den Umgang der Deutschen vermied ich. Die zahlreichen herz- und geistlosen Gesellschaften machten mir immer die größte Langeweile, bis ich mich endlich entschloß keine einzige mehr zu frequentiren. Mit Briefen aller Art versehen, haben sie mir größtentheils nur geschadet, indem sie mir meine Zeit stahlen. Nun habe ich alles Störende von mir geworfen und befinde mich wohl dabei, bin der sogenannten Freundschaften herzlich müde, und werde mich, da ich dich wieder besitze, mit dir und wenigen andern begnügen. Unter diesen nenne ich den Dr. Schulz, Professor der Philosophie in Gießen, der sich hier der persischen, arabischen und chinesischen Sprache wegen aufhält; er ist ein gerader, offener Freund, wir wohnen in einem Hause und theilen Leid und Freud' miteinander. Er kennt all unsre kleinen Zwistigkeiten, schätzt dich hoch, und ich wünsche nur daß du näher mit ihm bekannt wirst, um auch ihn schätzen und lieben zu können, wir würden zusammen ein recht herzliches Kränzchen bilden." (Schulz unternahm bald darauf eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient; beschäftigt Steininschriften zu copiren ward er von räuberischen Kurden erschlagen. Liebig

hat ihm stets ein treues Andenken bewahrt. Sein pariser Leben ward später viel angenehmer, als seine erste Arbeit ihn zu Gay-Lussac gebracht; der Chemiker Pelouze, der später der Münze vorstand, und der Elsässer Culman, der in die Praxis ging und in Lille große Fabriken gründete, wurden ihm anhängliche Genossen fürs ganze Leben; mit Dumas arbeitete er zusammen, und von Deutschen traten Robert und Julius von Mohl, der Staatsmann und der Orientalist, ihm näher.)

„Ich beschäftige mich hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften. Deinen freundlichen Rath werde ich befolgen, da ich einsehe daß ein pedantisches Behandeln der Wissenschaft nur zur Einseitigkeit führen kann. Das Studium des Italienischen macht mir viel Freude, nur gehen die Fortschritte langsam, da ich nicht viel Zeit darauf verwenden kann, das Englische werde ich jetzt auch anfangen. Auf die alten Sprachen muß ich leider verzichten. Glücklich bist du zu nennen der sich in diesen Schätzen mit solcher Leichtigkeit nach Herzenslust bewegen kann; an den Materialismus bin ich nun einmal gebunden, schwer wird es sein mich von diesem loszureißen.“ Schließlich erwähnt Liebig daß er Anfang August nach Kopenhagen zu Oerstedt zu gehen gedenke, den er in Paris kennen gelernt.

Platen rechnet das so schön wiedergeborne Verhältniß mit Liebig sich zu besonderm Glück. Er erwidert alsbald unter anderm: „Englisch mußt du durchaus und schleunig lernen, da es dir auch in deinen eigensten Studien so sehr kann dienlich sein. Die Grammatik ist außerordentlich leicht, ein Deutscher braucht sie blos zu durchlesen, und die Aussprache gibt sich mit der Zeit; doch mußt du dir einen Sprachmeister halten, und sehr viel laut mit ihm lesen. Bei den Sprachen ist überdies Hauptsache daß man gleich anfängt zu lesen, wenn man auch im Anfang des Wörterbuches benöthigt ist, oder auch manches gar nicht versteht, was man vorerst überhüpft. Doch muß man sogleich mit Schriftstellern anfangen die für sich selbst mit sich fortreißen. Im Italienischen würde ich dir rathen sogleich mit dem befreiten Jerusalem oder dem pastor fido anzufangen, oder wenn du durchaus etwas ganz Faßliches und Leichtes willst, mit einigen Stücken von Metastasio. Besonders bitte ich dich den pastor fido lieb zu gewinnen, und meiner dabei zu gedenken, da dieses Gedicht einer der größten Genüsse meiner jüngern Jahre ausmachte, und ich es lang in der Tasche mit mir herumtrug.“

Platen legte das Sonett bei, das wir diesen Mittheilungen vorangestellt, wiewol es ihn artistisch nicht mehr recht befriedigte. „Wenn ich dein Bild erhalte, so werde ich dir als Gegengeschenk eine kleine Reihe von Ghaselen abschreiben, von denen ich über kurz oder lang eine neue Sammlung herausgebe, die du dann erhältst. Mit diesen Bildern meines Geistes wirst du dich wol vorerst begnügen müssen, denn einen geschickten Nachbildner meines leiblichen Bildes hier aufzutreiben möchte einigermaßen schwer fallen. Wenn du dir die Brockhaus'sche Urania verschaffen kannst, so wirst du darin eine Reihe meiner Sonette finden. Ognuno ama il suo core, e voi siete il cor mio."

Schon am 16. Mai schrieb Liebig: „Es ist eine ausgemachte Sache daß die Witterung, die Temperatur und andere äußere Zufälligkeiten einen entschiedenen Einfluß auf das Denken und deswegen auch auf das Briefschreiben haben; der Mensch unterliegt diesem Einflusse trotz seines gebietenden Ichs; er hat das mit dem hygrometrischen Haar gemein, das sich verlängern oder verkürzen muß, wenn Feuchtigkeit in seiner Umgebung sich befindet oder nicht. Sicherlich ist bei mir jetzt ein solches äußeres Agens im Spiel, das mir das Schreiben an dich zum Bedürfniß macht, da ich mich ja im andern Falle mit dem Denken an dich hätte begnügen können; doch glaube deswegen noch nicht daß vielleicht ein naher Komet Schuld daran sei, denn die Magnetnadel oscillirt nach wie zuvor, auch ist die Hitze nicht außerordentlicher als gewöhnlich um diese Zeit im pariser Klima. Biot's Vorlesung über die Zerlegung und Classificirung der Töne kann dieses auch nicht hervorgebracht haben, und doch wünschte ich daß ich die Harmonica spielen könnte; ich würde jetzt spielen, und du würdest vielleicht die Töne hören die dir sagen könnten wie so herzlich ich dich liebe. Gay-Lussac, der Entdecker der Gesetze welchen die Gase unterworfen sind, hat in seinen Vorlesungen noch weniger Anlaß dazu gegeben, und doch wünschte ich ein Gas zu sein das sich ins Unendliche ausdehnen könnte; ich würde mich im Augenblicke mit dem Endlichen begnügen, und würde mich nur bis Erlangen expandiren, und dich dort als Atmosphäre umgeben; und gibt es Gase die beim Athmen tödlich, andere die liebliche Bilder erscheinen machen, so würde ich vielleicht ein Gas sein das dir Lust zum Briefschreiben und Freude und Lust am Leben erwecken könnte. Beutany kann mit seiner Mineralogie noch weniger dieses Bedürfniß hervorbringen, da er mir alle Hoffnung abschneidet jemals den Stein der Weisen

zu erhalten, und doch wünschte ich ihn, weil er mich in den Stand setzen würde dich so glücklich als möglich zu machen, und mich fähig machen würde mit dir arabische und persische Räthsel zu lösen, was ich ohne diesen Wunderstein nie lernen werde. Ist es vielleicht Laplace mit seiner Astronomie? Dieser kann es auch nicht sein, er zeigt mir blos den Meridian in welchem du lebst, ohne mir deinen glücklichen Stern zu zeigen. Ebenso wenig können es Cuvier's Entdeckungen in der Natur sein, die mich zum Briefschreiben bewegten, denn der gute Mann hat trotz seinem Eifer noch nicht ein Thier, viel weniger einen Menschen finden können der dem andern vollkommen gleich ist, er zeigt mir blos daß die Natur aus einer Leiter besteht, und läßt mich nur sehen um wie viel Stufen ich noch unter dir stehe. Oerstedt vielleicht bei seinem Hiersein hat mit seinem Elektromagnetismus dieses Räthsel bewirkt? Allein auch dieser ist es nicht, denn er nimmt in seinem Galvanismus keine Pole an, und ich fühle wol daß wir zwei Pole sind, die in ihrem Wesen unendlich verschieden, aber eben dieser Verschiedenheit halber sich anziehen müssen, denn Gleichartigkeit stößt sich ab. Du siehst, lieber Platen, daß ich nichts finde was mir dieses Geheimniß aufklären könnte; ich bitte dich in deinem nächsten Brief um den Schlüssel."

Platen war entzückt über die geistreich liebenswürdige Art wie ihm Liebig hier seine Studien und Beschäftigungen mittheilt, von den Vorlesungen berichtet die er bei Cuvier, Laplace, Gay-Lussac, Biot hört, und alles auf den fernen Freund bezieht. Er dichtete sogleich eine seiner schönsten Ghaselen; sie steht etwas abgekürzt in seinen Werken, auch mit dem Druckfehler „Füßen" statt „Felsen" am Schluß; wie er sie unmittelbar nach der Abfassung ohne ein anderes Wort an Liebig nach Paris adressirte, lautet sie also:

Wie, du fragst warum dein Wohlgefallen
Mich erwählt, umschlossen hält vor allen?
Fragst warum zu mir, dem Fernen, pilgernd
Deine heimlichsten Gedanken wallen?
Weiß ich's selbst? Vermag ich selbst zu fassen
Welch ein schöner Wahn dich überfallen?
Gibst du dich für mich? Du gleichst dem Wilden,
Eitlen Tand sich kaufend mit Metallen;
Nur Verwundrung kann der Niegeliebte,
Seltentreue dir entgegenlallen;
Glaubst du nicht es sei mein Herz die Cither,
Deren Saiten allgemach verhallen?

Fühlst du nicht daß diese leichten Lieder
Sterblich seien wie die Nachtigallen?
Aber fürchte nichts! Dem Gläub'gen müssen
Selbst die Wolken sich zu Felsen ballen;
Wer vertraut, dem wird versteinert werden
Schwankes Schilf in ewige Korallen.
Laß mich fert'gen das Diplom der Liebe,
Treuern Diener kannst du nicht bestallen.

Vor Liebig's Antwort liegt noch ein Brief welcher für das Sonett dankt: „Leid ist mir daß ich dir nicht solche Gegenfreude machen kann, da sich meine Phantasie blos in trockenen Agentien und Reagentien herumzutreiben gewohnt ist; auch möchte es schwer sein deiner glühenden Phantasie Aehnliches entgegenzustellen. Begnüge dich deswegen mit meiner schlechten, doch herzlichen Prosa, und schicke mir dagegen gute und herzliche Verse.“ Er berichtet daß er das „Befreite Jerusalem“ beinahe durchgelesen, daß er nun Englisch zu lernen beginnen wolle, da ihm die Aussicht auf Kopenhagen zwar abgeschnitten sei, und Schleiermacher noch ein längeres Bleiben in Paris verlange, aber eine Reise nach England in Aussicht stelle. In einem Kränzchen deutscher Gelehrten hat Liebig Platen'sche Ghaselen vorgelesen; sie haben einen jungen Professor der orientalischen Sprachen aus Kiel, Olshausen (wol der Geheimrath im preußischen Cultusministerium), so eingenommen, daß er sie sich abschrieb; der Geist der orientalischen Poesie sei so innig und wahr wiedergegeben; solch ein Hafis sei in Deutschland kaum zu erwarten gewesen. — Platen wünscht gelegentlich spanische Dichterwerke, namentlich von Lope, bei Antiquaren gekauft zu haben, ebenso orientalische für Rückert; Liebig bemüht sich darum, und schickt als Geschenk Persiles von Cervantes, die Feenkönigin von Spenser. Dann steht in Bezug auf die an ihn gerichtete Ghasele:

Nur Verwundrung kann der Niegeliebte,
Seltentreue dir entgegenlallen.

„Mit dem Niegeliebten machst du mich ja zum Lügner, und mit dem Seltentreuen schälst du dich von meiner Liebe los. Keine Dunkelheit soll mehr unter uns Anlaß zu Misverständnissen geben, das habe ich dir versprochen. Diese Reflexionen sind deshalb hier nicht am rechten Ort.“ Platen erwidert: „Weshalb verwundert sich denn der Dichter als daß er, der Niegeliebte, nun geliebt wird? Das Niegeliebt kann sich also unmöglich auf dich beziehen.

Der «Seltentreue» scheint auch von frühern mannichfachen Zuständen abstrahirt zu sein; denn gegen dich könnte ich wol treulos oder treu sein, aber unmöglich seltentreu." (Bei der Herausgabe hat übrigens Platen beide Verse gestrichen.) „Ueberhaupt darf man es bei einem Poeten nicht so genau nehmen, und ich kann wol hier ein kleines Gedicht aus meinen neuen Ghaselen anführen, wiewol es dort in einer noch allgemeinern Beziehung stehen mag.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst sie schwanke hin und her:
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her."

Er gibt dann dem Freund Aufträge zu Käufen von Büchern und Abschriften aus orientalischen Dichtern, und schließt persisch mit den Versen von Hafis: „Des Weines Rausch, der Liebe Geheimniß verschwinden aus meinem leidenschaftlichen Haupte, wann es zum Staube vor deines Hauses Thür geworden ist."

Am 25. Juni 1823 schreibt Platen: „Seit vielen Wochen erwarte ich von Tag zu Tag eine Antwort auf meine beiden Briefe, ein Wort von dir; aber vergebens. Ich erwarte dein Bild, das du mir so lange versprochen; aber vergebens. Ich glaubte so fest daß wir uns nahe bleiben würden, ich glaubte so fest daß unsere Correspondenz ununterbrochen sein würde, aber nun sehe ich mich leider betrogen. Hat dir in meinen letzten Briefen etwas misfallen, so hast du das Recht es mir zu sagen, aber nicht das Recht zu schweigen. Ich habe gerade hier in diesem Augenblick einen schönen Kreis von Freunden, und man sollte meinen daß ich dich entbehren könnte. Allein ich habe keine wahre Ruhe ohne dich, und du wohnst im Hintergrunde meiner Seele. Ist es doch schmerzlich genug daß ich dich nicht um mich habe, daß ich dich nicht mit denen bekannt machen kann die ich achte, und die dich auch achten sollten. Ich rede nicht mit dir im Ton eines Bittenden, du wirst, du mußt mir schreiben, du, den ich über alles liebe. Das Leben ist voll blinder Schickungen, voll unstäter Verbindungen, aber eine ist wahr, aber eine ist dauernd. Du bist mein, was für ein Eigenthum willst du dir über dich selbst anmaßen? Ich will schließen, denn auf diese Weise könnte ich bis ins Unendliche fortschreiben."

Die leidenschaftliche Gewalt der Empfindung und des Gedankens, die hier einen wahrhaft classischen Ausdruck gefunden, mag uns befremden, wie uns auch heute die schwärmerische Zärtlichkeit

der jungen Hainbundsdichter oder des Gleim'schen Kreises verwunderlich dünkt. Aber es gibt im Leben des Einzelnen Stunden wo er von einem Freunde wie David von Jonathan sagt: Deine Liebe war mir köstlicher als Frauenliebe — zumal wenn diese noch nicht in ihrer ganzen Fülle über ihn gekommen; und ich glaube daß Genie dazu gehört solche zu fassen und festzuhalten. Platen war für Frauenliebe nicht geartet. Freundschaft sollte ihm ein Ersatz sein. Wie sie aber rein und ideal war, wenn sie auch durch den Zauber sinnlicher Schönheit eine gemüthliche Grundlage, eine eigenthümliche Wärme erhielt und sich als hinreißende Neigung in der Sphäre des Unwillkürlichen, des unbewußten Lebens entzündete, das beweist dieses Verhältniß zu Liebig, der Platen verehrte, auf den Platen bildend einwirkte. So redet der weise Platon von der idealen Liebe, dem Triebe nach Unsterblichkeit, der im Schönen Schönes erzeugen, in der geliebten Seele sich geistig fortpflanzen wolle.

Die Veröffentlichung von Platen's Tagebuch ist fast spurlos vorübergegangen; ich sehe jetzt warum. Die Auszüge, welche Engelhardt daraus gemacht, sollten alles bringen was seine Bildung zum Dichter zu erklären geeignet ist, aber in ihrer notizenhaften Trockenheit geben sie uns wenig Aufschluß über Platen's Innerlichkeit, über sein dichterisches Seelenleben. So fehlt denn auch die Aufzeichnung über einen Briefwechsel mit Rückert im Jahre 1821, in welchem beide Dichter ihre Werke offen und wohlwollend streng beurtheilten. Platen schreibt: „Da er, wie er sich ausdrückt, meine edle und kühne Aufführung des schönen Freundes für etwas Rechtes anerkennt, wogegen weder sein eigener noch der Goethe'sche Schenk aufkommen könnten, so nahm ich Gelegenheit vom Spiegel des Hafis zu reden. Ich erklärte mich folgendermaßen: «Die Liebe zu einem Weibe, wenn sie glücklich ist und der Vereinigung nichts im Wege steht, ist gleichwol einem Stufenwechsel der Jahreszeiten unterworfen, hat ihren Sommer und Winter. Die Liebe zu einem schönen Freunde, nie gestört durch Begierde, nie zerstört durch Befriedigung» (das widerfährt der echten Frauenliebe aber auch nicht), «erscheint mehr als ein beständiger Frühling. Es ist eine Begeisterung für die schöne Form, und nur dadurch kann die Freundschaft einen reichen poetischen Gehalt gewinnen.»"

Im Mai 1823 berichtet Liebig dem Freunde von wissenschaftlichen Arbeiten und Plänen; die Frühreife seines Geistes tritt uns überraschend vor Augen. „Du weißt daß ich schon mehrere

chemische Productionen in der Welt herumlaufen habe, ich mache dich auf meine letztere aufmerksam, worüber dir Kastner nähere Nachricht geben kann; ob sie schon gedruckt ist, wirst du von ihm hören, und durch ihn kannst du sie auch lesen; es ist eine kleine Uebersicht über den Zustand der jetzigen Theorie. Glaube übrigens ja nicht daß ich den geringsten Werth auf alle diese traurigen Sachen lege; ich ärgerte mich immer zehn Wochen noch darüber, wenn ich sie abgeschickt hatte, ich betrachte sie nicht anders als Spott- und Schmähschriften, denn nur dadurch werden die andern auf ihren eigenen Unsinn aufmerksam.“ Polemik gehörte zu den Lebensbedingungen Liebig's; sein reformatorischer Eifer ließ ihn nicht rasten, und oft warf er den Speer in Feindesland um die Stelle zu bezeichnen die erobert werden sollte. Er begann mit bittern Kritiken über die Zustände der Chemie in Deutschland: als er selber die Aufmerksamkeit erregt, das Laboratorium für den Unterricht gegründet, da beleuchtete er die Lehranstalten in Preußen und Oesterreich. Dann kamen die Lehrbücher über die Chemie in ihrer Anwendung auf das Pflanzen- und Thierleben, und hier zunächst die Kämpfe mit den Botanikern, bis Schleiden selber erklärte: daß Liebig im großen und ganzen die richtigen Grundlinien für das Jahrhundert gezeichnet; aber erst in München gelangten die Naturgesetze des Feldbaues zum Sieg, und über die Ernährungsfrage der Menschen hat er, anknüpfend an den Fleischextract, noch bis an sein Ende gestritten. Er war einer der muthigsten Menschen, er kannte keine Furcht; „sich durch Bretter hindurchzubohren“ war von Jugend auf seine Lust. Der Geist lernte die leidenschaftliche Natur beherrschen, aber er unterdrückte sie nicht, er steckte ihr nur die Ziele, und gebrauchte die Waffen die sie ihm bot. Doch die große Reizbarkeit war mit unbestechlichem Gerechtigkeitssinn verbunden. Und je älter er ward, desto mehr machte er den Eindruck der Milde, der Menschenfreundlichkeit. Es galt ihm um Wahrheit. „Man soll einen Irrthum nicht über Nacht im Hause behalten“, sagte er eines Abends, und ließ noch einen Brief zur Post tragen, in welchem er eine als falsch erkannte Ansicht widerrief. Gern reichte er einem Gegner die Hand zur Versöhnung. Enkeln, die seinen Namen tragen, schärfte er ein daß ihm die Mutter gesagt: „Du heißest Justus, darum mußt du gerecht sein und zum Recht stehen; du mußt deinem Namen Ehre machen.“ Und er pflegte vorkommenden Falls zu äußern: „Ich mache mir nichts daraus, wenn mir andere die Federn ausreißen,

die ich im Begriff war bei der nächsten Mauser selbst abzuwerfen. Nur den mag es bekümmern dem keine Federn nachwachsen.“ Es wird die Aufgabe einer wissenschaftlichen Biographie sein nachzuweisen wie Liebig sich mit seinen Ideen entwickelt hat, wie sie fruchtbar waren auch wo sie der Umbildung bedurften, und wie er das Glück hatte diese Umbildung ihnen selbst zu geben, sodaß er den Sieg derselben und die allgemeine Anerkennung dessen was er in der Jugend erstrebt im Alter selber noch erlebte. Hier gilt es auf die ersten Zeichen seiner Geistesart hinzudeuten. Und da heißt es in dem erwähnten Briefe weiter:

„Ich bin soeben mit einem Werk über die neuere Chemie beschäftigt, das mich wol noch einige Jahre in Athem halten wird. Es ist wahrlich traurig wie sehr in der neuern Zeit der Ruhm der Deutschen in der Physik, Chemie und den andern Naturwissenschaften geschwunden ist; kaum ist noch ein Schatten übrig geblieben, und um diesen Schatten reißen sie sich wie bissige Hunde. Der jetzige deutsche Chemiker, der genug zu thun hat, wenn er nur seine unerschöpfliche Wissenschaft umfassen will, maßt sich den Philosophen zu spielen an, und darüber geht sein Wirken verloren. Recht vortrefflich ist es, wenn er seine Wissenschaft philosophisch ergreift und erfaßt, und dadurch in die todte Masse Geist und Leben bringt, allein er darf seine Grenzen als Chemiker nicht überschreiten, da bei ihm das Philosophiren Lachen erregt. Es existiren kaum die nöthigen Gesetze um den ungeheuern Bau dieser Wissenschaft ein wenig zusammenzuleimen, allein dessenungeachtet wird darauf los systematisirt, und Hypothesenkrämerei getrieben, daß einem der Kopf schwindelt. Die Franzosen und Engländer schlagen ganz den entgegengesetzten Weg ein: hier ist die Wissenschaft blos ein mechanisches Mauerwerk, die quasi mathematische Art, wie man sie behandelt, läßt gar kein Raisonnement zu; doch ist sie im Augenblick sehr gut, sie hat in der neuern Zeit die herrlichsten Entdeckungen herbeigeführt, und ist besonders für das Leben von außerordentlichem Nutzen. Die schwedische und jetzt auch die dänische Schule (Berzelius, Oerstedt) schlägt den goldenen Mittelweg ein, und wir haben noch mehr zu erwarten.“

Klingt das nicht wie ein Programm der ganzen Thätigkeit Liebig's? Er charakterisirt die Tage der Naturphilosophie, ehe Johannes Müller, er selbst, Wöhler, Dove, Bunsen, Helmholtz andere Bahnen gebrochen; er erkennt die Nothwendigkeit strenger Empirie, aber er will die allgemeinen Ideen bewahren, „in die

Masse Geist und Leben bringen", und er selbst hat stets die kecken Ausschreitungen und hohlen Hypothesen bekämpft, mochten sie nun von träumenden Schellingianern oder von schnellfertigen Materialisten für baare Münze ausgegeben werden; aber er hat stets den allgemeinen Zusammenhang alles Lebens gesucht, das Einzelne aufs Ganze, auf die Idee bezogen. Indessen jenes theoretische Werk ist nicht geschrieben worden; es trat hinter eine eigene experimentelle Arbeit zurück, die auf den ganzen Lebensweg Liebig's entscheidend einwirkte. Jene ersten Knallerbsenstudien des Knaben hatten vom Spiel zum Ernst geführt; der pariser Student erschien eines Tags bei Gay-Lussac, und brachte ihm eine Abhandlung, die diesem würdig schien der Akademie vorgelegt zu werden. Am 29. Juli 1823 schreibt er an Platen: „Gestern las Gay-Lussac in der Akademie ein Mémoire von mir vor, welches die Entdeckung einer neuen Säure und deren Verbindungen betrifft; es wurde sehr gut aufgenommen, und wird in den Annales de Chimie erscheinen. Behalte lieb deinen Justus Liebig. Auch bin ich Doctor geworden."

Liebig arbeitete weiter, mit Lebensgefahr, da diese gefährlichen Dinge erst studirt werden mußten um sie beherrschen zu lernen, und in der Widmung seiner Organischen Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie schreibt er an Humboldt: „Während meines Aufenthalts in Paris gelang es mir im Winter 1823/24 eine analytische Untersuchung über Howard's fulminirende Silber- und Quecksilber-Verbindungen, meine erste Arbeit, zum Vortrag in der königlichen Akademie zu bringen. Zu Ende der Sitzung vom 22. März 1824 mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir aus der Reihe der Mitglieder der Akademie ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich aus Unerfahrenheit und Scheu zu fragen wagte wessen Güte an mir theilgenommen habe. Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen. Sie waren tags zuvor von einer Reise aus Italien zurückgekommen; niemand war von Ihrer Anwesenheit unterrichtet. Unbekannt, ohne Empfehlungen, in einer Stadt wo der Zusammenfluß so vieler Menschen aus allen Theilen der Erde das größte Hinder-

niß ist das einer nähern persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben, und vielleicht untergegangen; diese Gefahr war völlig abgewendet. Von diesem Tag an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet; das lebhafte Interesse welches Sie mir zutheil werden ließen gewann mir die Liebe und innige Freundschaft meiner mir ewig theuren Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thenard. Ihr Vertrauen bahnte mir den Weg zu einem Wirkungskreis, den seit 16 Jahren ich unablässig bemüht war würdig auszufüllen."

So Liebig 1840. Auf Humboldt's Empfehlung an Schleiermacher in Darmstadt war er bereits im Frühjahr 1824 als außerordentlicher Professor nach Gießen berufen; schon im April war er laut eines Briefs an Platen in Darmstadt angekommen; es ist also seine Angabe über das Zusammentreffen mit Humboldt zu berichtigen. Auch schreibt er schon im Januar 1824 an Platen daß er nicht mehr lang in Paris bleiben werde; er fügt hinzu: „Gay-Lussac und Dulong haben einen günstigen Bericht über mein Mémoire der Akademie vorgelegt, worauf diese beschlossen hat daß dieses in die jährlichen Schriften derselben aufgenommen werden soll, welches hier als eine ausgezeichnete Ehre betrachtet wird. Kastner kann dir mehr davon sagen, wenn er meine Abhandlung, die ich vor drei Wochen an ihn absandte, erhalten hat." Es fand also Liebig's entscheidender Eintritt in die Oeffentlichkeit am 28. Juli 1823 statt; von da an arbeitete er in Gay-Lussac's Laboratorium mit Dumas bis zum Frühjahr 1824. Er selbst erzählte gern wie er einen der Unterbeamten der Akademie nach dem freundlichen Mann habe fragen wollen, der mit ihm im Sitzungssaal geredet und ihn auf einen der nächsten Tage zu Tisch geladen habe; allein niemand konnte ihm Auskunft geben, der Akademiker war in eins der Arbeits- oder Bibliothekszimmer verschwunden, weggegangen. „Aber warum kamen Sie gestern nicht zu Tisch zu Humboldt? Er hatte Gay-Lussac und einige andere Naturforscher geladen, mit denen sollten Sie zusammen sein." So sagte einige Tage später einer der jüngern Gelehrten, der an Humboldt's Reisewerk mitarbeitete, zu Liebig. Wie überrascht war dieser! Spornstreichs lief er nach Humboldt's Wohnung. Vergebens sagte der Diener daß dieser eben nicht zu sprechen sei; unaufhaltsam drang er in das Zimmer, und lächelnd erklärte Humboldt: der

Schaden sei ja heilbar. Und so möge denn hier der Brief Alexander Humboldt's stehen, den er am 14. Juli 1840 an Liebig schrieb, als dieser ihm den Aushängebogen jener Widmung vorgelegt; selbstverständlich sind die von Humboldt gewünschten Aenderungen mit frohem Herzen von Liebig gemacht worden. Humboldt hatte Liebig einige Zeit vorher in Gießen besucht. Er schreibt:

„Wie soll ich Worte finden, mein theurer, innigstgeliebter Freund, um Ihnen für Ihren schönen herzlichen Brief und für alles zu danken was Sie mir Ehrenvolles bereiten wollen! Ich glaubte mich nie von Ihnen vergessen oder verkannt, aber bei dem Hin- und Herströmen trüber Wasser, dem Beruf den unselige Zwischenträger zu haben glauben die wissenschaftlichen Fehden, die es seit zweitausend Jahren in der Welt gegeben, und die wie elektrische Entladungen im ganzen heilsam wirken, muthwillig zu beleben, konnte auch ich, jetzt ein Berliner, Ihnen ferner zu stehen scheinen. Ihr Brief, mein theurer Liebig, hat mir bekräftigt was ich schon durch den Ihnen wie ich ewig ergebenen Gay-Lussac und durch Arago wußte. Sie, Ihre geistige und gemüthliche Natur, gehören zu den frohen Erinnerungen meines pariser Lebens. Die Stunden die ich dann in Ihrem Hause, im Schoße Ihrer Familie, im Angesicht einer anmuthigen basaltischen Hügelkette zubrachte, haben einen bleibenden sanft wohlthuenden Eindruck in mir zurückgelassen. Wir finden uns wieder wie wir uns verließen. Es hat in der langen Zwischenzeit bisweilen heftig in Ihnen gestürmt, mich aber hat von daher kein rauhes Lüftchen getroffen. Andere haben Sie gereizt, und wenn man so hochsteht als Sie sich durch eigenen Werth gestellt, so ist man schon deshalb der Region der Ungewitter näher getreten. Mögen Sie in diesen Worten ja nicht mehr als den harmlosen Scherz des uralten vorsündflutigen Wanderers vom Orinoco und Irtysch sehen. Auch ich habe des Lobes und des Tadels wie Sie viel erduldet, und erst in dieser Woche «auf dem historischen Hügel», den ich bewohne, lese ich im Athenäum: daß meine Werke «unreife Fötuse sind, die durch Kaiserschnitt voreilig an das Licht treten». Das ist der Welt bunter Wechsellauf, das Geschick derer die wie Sie und ich durch Lebensthätigkeit andern da in den Weg getreten sind, wo diese bequem glaubten ausschließlichen Besitz genommen zu haben.

„Daß ich Ihnen, mein theurer hochverehrter Freund, so spät erst antworte, liegt in der Unruhe meiner Existenz seit dem Tode des vortrefflichen Monarchen, in dessen nächster Umgebung ich

lebte. Die Tage welche dem Hinscheiden vorhergingen waren sehr schmerzlich, um so schmerzlicher als sie mich lebhaft an das Todesbett meines geliebten Bruders mahnten. Es gibt auch Fürsten die man beweinen kann. Meine Uebersiedelung nach Sanssouci zu dem jetzigen geistreichen und gebildeten König war mir eine neue Störung. Jetzt, da in den frühen Morgenstunden mir einige Ruhe gegönnt ist, eile ich Ihnen zu sagen daß das Denkmal der Freundschaft, welches Sie unserm alten Verhältnisse setzen, mir von unaussprechlichstem Werthe ist. Sie überschätzen auf die liebenswürdigste Weise was ich gewirkt haben kann, aber ich lasse die Nachwelt gern irreführen durch Sie. Wie könnte ich mehr verherrlicht werden als durch den durch Sie selbst verbreiteten Glauben, ich hätte einen Einfluß auf Ihre innere Stimmung, Ihre Richtung, das schnell verbreitete Anerkenntniß Ihres angebornen Talents — das alles lasse ich mir als Irrthum, als zarte Täuschung, zu der Sie, theurer Liebig, Ihr altes Wohlwollen verleitet, gerne gefallen; aber was in Ihrem schönen liebevollen Briefe mich stört, ist die unglückliche, jetzt auch deutschen Ohren so unangenehme Excellenz. Ich beschwöre Sie, wenn es noch Zeit ist, diese Blätter umzudrucken. Wie viel edler würde Ihre Zueignung klingen wenn Sie überschrieben: «An Alexander von Humboldt» (in so einer Einfachheit liegt für mich auch ein befriedigter Stolz); wenn Sie mich wie sonst Ihren theuren Freund nennten, ja, was dem Styl eine Würde gibt, ein bloßes Sie an die Stelle der ewig wiederholten Excellenz setzten. . . .

„Ich fange den Druck meines Kosmos an, ein tollkühnes Unternehmen, wenn man 70 Jahre alt ist. Erhalten Sie mir Ihre Nachsicht und eine Freundschaft die mich zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet."

Als Liebig nach München gekommen und ihm ein Festmahl zur Begrüßung veranstaltet worden war, da eröffnete Schafhäutl seinen Trinkspruch damit daß er einige Knallbonbons zerriß und explodiren ließ, und knüpfte diese leichte Belebung der Tafelfreude an jene erste Arbeit des Meisters an. Dieser selbst aber gedachte derselben in ernsten Tagen, als die Siege der deutschen Waffen das neue Deutsche Reich begründeten. Denn er durfte sich rühmen daß er auch dabei sei; das Zündnadelgewehr, die Verbesserung der Feuerwaffen hängt mit jenen Untersuchungen zusammen, ist durch sie möglich geworden. Und wie er längst im fernsten Auslande dem deutschen Namen Ehre gemacht, so möchte es statthaft

sein das Metall eroberter Kanonen zu seiner Statue zu verwenden.

Wir haben noch Einiges aus pariser Briefen nachzuholen. Platen schrieb am 6. August 1823: „Zu deiner Doctorwürde, sowie zu deinen chemischen Entdeckungen und Productionen wünsche ich dir Glück. Wenn ich einst wieder mit dir zusammenkomme, hoffe ich in diesem Punkte viel von dir zu gewinnen, und gedenke mir dann einen kleinen chemischen Apparat anzuschaffen, da man in diesen Wissenschaften ohne eigene Versuche nie etwas lernen kann.“ Liebig antwortet vier Wochen später: „Freund, du hast Frankreich in Gefahr gesetzt: deine vermischten Schriften sind als séditieux confiscirt worden, und ich muß sie deswegen in Paris vermissen; das letztere ist mir das Schlimmste, zum erstern weiß ich gar nichts zu sagen. Sehr freue ich mich daß du dich zum Proselyten der Chemie bekennen wirst; was ich darin helfen kann werde ich gewiß thun. Ich hoffe daß, wenn ich nach Darmstadt zurückgekehrt sein werde, du dich dann einige Zeit bei uns aufhalten wirst, wo wir dann nach Herzenslust experimentiren werden. Ich bin überzeugt daß du es darin weiter als Goethe bringen wirst, der zu seiner Zeit blos Phantasmagorien aufsuchte. Ich glaube im Herbst des künftigen Jahres in Darmstadt zu sein, da ich im künftigen Frühjahr noch auf einige Monate nach England und Schottland gehen will, wo ich durch Humboldt sehr vieles profitiren kann.“ Also ein neuer Beweis daß Liebig diesen nicht erst im März 1824 kennen lernte. Platen zweifelt daß er selber in der Chemie große Fortschritte machen werde, denn er habe in diesen Dingen eine eigene Ungeschicklichkeit. „Wenn meine Briefe kurz sind, so kommt dies daher weil du so selten schreibst; denn bei so langen Zwischenräumen erscheint das meiste was im Leben vorgeht zu unbedeutend um noch mitgetheilt zu werden, während eine fleißige Correspondenz beinahe zu einem Tagebuch wird. Meine Briefe sind doch immer noch länger als die deinigen, denn die Gedichte die ich mitschicke werden doch hoffentlich auch gezählt werden.“ Ueber Goethe's Stellung zur Naturforschung hat Liebig in reifern Jahren anders geurtheilt. Die Metamorphose der Pflanzen galt ihm nicht blos für epochemachend, die Geschichte der Farbenlehre gehörte zu seinen Lieblingsbüchern, und er betrachtete gern was Goethe der Dichter durch seine Naturstudien gewonnen habe.

Platen hat im October 1823 sein erstes Drama geschrieben, „Der gläserne Pantoffel“, und zwar die fünf Acte der Komödie

in fünf Tagen. Er berichtet von dem Erfolg der Vorlesung in einer Gesellschaft bei Schelling: „Das Beste an diesem Stück ist wohl daß es das komische und pathetische Element in sich vereinigt, was in Deutschland bis jetzt kaum versucht worden ist, und daß es bei aller Poesie und Feinheit der Empfindungen doch ganz für die Darstellung bestimmt ist, und hoffentlich auch der Menge gefallen wird.“ Liebig ist etwas bedenklich den Freund in dieser neuen Sphäre zu sehen, er fürchtet daß er die frühere Thätigkeit verlassen, daß er sich der Beurtheilung einer Menge bloßstellen werde, die ihn nicht begreifen könne. Das Publikum bilde nicht die auserlesenen Zuhörer der Vorlesung bei Schelling. „Selbst Goethe schrieb kein eigentliches Stück für die Bühne; nimm seinen Tasso und die andern, es wäre sehr schade sie auf unsern geschmacklosen Theatern zu sehen. Das erbärmlichste Machwerk eines berliner oder wiener Schauspielers gilt der Menge mehr als unsers Lessing Meisterstück. Die Franzosen sind darin bei weitem besser daran, und obgleich sich Racine von seinem Hofe, Molière von seinen Bedienten nie trennen kann, und von den damaligen Zeiten keine Spur mehr ist, so bilden sie doch den Maßstab nach welchem der Werth eines jeden neuen Stücks von den Franzosen gemessen wird.“ Platen antwortet: „Mit deinen Ansichten über dramatische Kunst kann ich nicht einverstanden sein. Die Franzosen haben allerdings einen bestimmtern Maßstab für alles was hervorgebracht wird, und darum bringen sie auch nichts hervor als die Nachahmung einer Nachahmung. Es gibt keinen allgemeinen Maßstab für die Kunst, jedes eigene Kunstwerk bringt seinen eigenen Maßstab mit auf die Welt. Wo der Zwang herrscht wird freilich das Schlechte nicht Epoche machen, aber auch das Außerordentliche niemals auftreten. Unsere dramatische Literatur ist zwar noch arm, aber dies ist kein Grund um sie nicht bereichern zu wollen. Daß Goethe viele seiner Stücke nicht für die Bühne geschrieben, kann nur einem Goethe verziehen werden. Uebrigens haben wir zwei oder drei vorzügliche Theater in Deutschland, auf denen sogar der untheatralische Tasso mit Beifall gegeben wird, und ich zweifle ob Frankreich mehr hat. Das Volk kann nur durch Poesie zur Poesie gebildet werden; es wäre daher sehr unrecht ihm die Poesie zu entziehen.“

Platen's Tagebuch weiß darüber zu klagen wie er bald mit dem Theater seine Erfahrungen machen sollte. Liebig hatte in Paris richtig erkannt was der deutschen Bühne fehlt, eine leben-

bige Tradition, eine wechselseitige Erziehung von Dichter, Schauspieler, Publikum; Platen scheiterte am deutschen Individualismus, und gleichzeitig kam mit Victor Hugo „das Außerordentliche" in Frankreich empor, und ist leider nichts Ordentliches gewesen.

Am 29. Juni 1824 schrieb Platen in sein Tagebuch: „Ich bin nur glücklich wenn ich etwas hervorbringen kann, sonst fühle ich mich unsäglich einsam. Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen; er lebt nur für anderee, und hat am Ende keinen Dank dafür; seine Zeit geht erst an, wenn er nicht mehr lebt, dann erst steht er vollendet vor den Augen der Welt. Diesen Abend erhielt ich einen Brief von Liebig, der meinen letzten nicht erhalten hat und sich sehr empfindlich zeigt daß ich ihm keine Nachricht gebe. Er meldet mir durch ein paar Zeilen daß er außerordentlicher Professor der Chemie in Gießen geworden. Wie viele meiner jüngern Freunde haben sich einen entschiedenen Platz im Staat und selbst in der Wissenschaft zu erwerben gewußt; ich selbst werde nie zu etwas kommen, und aus dem Leben gerade so fremd gehen als ich hineingerathen."

In mehrern folgenden Briefen streitet sich auf beiden Seiten eine gereizte Empfindlichkeit mit herzlicher liebevoller Theilnahme; der Ton ist zwischen Spaß und Ernst schillernd: „Abscheulicher Mensch, ich hasse dich und küsse dich tausendmal", schließt einmal Platen, und Liebig gibt Aehnliches zurück. Platen ärgert sich daß der neue vielfach beschäftigte Professor ihm ein Rendezvous in Würzburg versagt, nicht zu einer Vorlesung eines seiner Dramen nach München reisen, noch weniger ihn im Herbst nach den Alpen und nach Venedig begleiten kann, weil er sein Laboratorium einrichten will; Liebig meint: der Dichter könne ja wohnen wo er wolle, obwol Platen im bairischen Militärverband stand, den Urlaubsaufenthalt in Erlangen mit täglichen Arbeitsstunden auf der Bibliothek erkaufen mußte, ja wegen zu langen Verweilens in Venedig einige Wochen Arrest bekam. Die Lustspiele finden Liebig's Beifall, aber er kann die neuen Dichtungen Platen's nicht recht mit den alten zusammenreimen. Er schreibt: „Du scheinst mir so schwankend, so wenig festhaltend das Gefaßte, so eine Quecksilbernatur, daß ich, wie schon vormals, aufs neue an dir verzweifelte. Ich glaube selbst daß es deiner Schriften bedarf um nur einigermaßen dich zu erkennen. In deinen frühern Lebensüberdruß und Klagen, in deinen letztern Lebensliebe und Lust,

Witz und Spott! Ich will dich aufs neue nehmen wie du bist, aber mache mir keine Quersprünge mehr.... Die Verhältnisse in denen ich jetzt eingezwängt leben muß, sind, wenn man die Außenseite betrachtet, ziemlich leidlich, allein dessenungeachtet habe ich in meinem Wirken mit Hindernissen zu kämpfen welche mir alles verbittern, und ich bedarf, um mich anzuregen, allerdings vieler freundlichen Theilnahme, auf welche ich aber von deiner Seite verzichtet habe; denn es wäre in deinen Verhältnissen nichts leichter als dich auf einige Monate in Gießen anzusiedeln." Platen zeigt wie das nicht so leicht sei, und Liebig freut sich nun der venetianischen Reise des Freundes, von der er sich außerordentlich viel verspricht; Platen sendet ihm einige der dort gedichteten Sonette mit den nöthigen Erläuterungen. „Die ganze Lebenszeit kaum acht Tage zusammen zu sein, ist ein grausames Los für Freunde die sich lieben." Etwas verwundern mußte es allerdings den Dichter daß Liebig ihm einmal schrieb: „Du würdest mich sehr verbinden, wenn du mir die Briefe des Malers Ruhl schicktest, denn ich sammle Beiträge zu deiner Biographie. Lache nur nicht, denn du würdest vergebens lachen. Eine Biographie von einem Chemiker erscheinen zu sehen der sich seither nur mit materiellen Stoffen beschäftigte! Dessenungeachtet arbeite ich schon daran seit längerer Zeit; ich habe dich künstlicherweise in manche Lage gebracht die mich dein Wesen annäherungsweise erkennen ließ. Ich lache aber selbst, denn ich zweifle an der Ausführung. Nun, wenn es auch nur ein Spaß ist, so hat man doch seine Freude daran." Ueber diese Experimente bemerkt Platen im Tagebuch: „Das ist freilich von der einen Seite eine sonderliche Art von Freundschaft, und auf der andern verdiene ich so vielen Antheil nicht. Gegen Liebig bin ich nie anders als wahrhaftig gewesen." Dies ist die letzte Erwähnung Liebig's in den Tagebüchern, aber die Mittheilung der venetianischen Sonette ist von späterm Datum, und mit einfach klaren herzlichen Worten begleitet. Noch spätere Briefe Platen's scheinen verloren zu sein, denn der letzte der von Liebig's Hand an ihn erhalten ist (vom 1. Juni 1825) beginnt mit einer Hindeutung darauf. Er lautet: „Ich hasse mich selbst, und möchte mir Ohrfeigen geben, weil ich deinen Brief vom 18. März so lange liegen ließ ohne ihn zu beantworten. Damals nahmen die Osterferien ihren Anfang, und ich ging von Gießen hinweg, weil mich etwas zog das mich jetzt vollkommen gebunden hat. Denke dir, du köstlicher Sänger der Liebe, dein armer Liebig ist Bräu-

tigam und bis über die Ohren verliebt. Wem könnte ich es lieber sagen als dir, mein liebster Freund, daß ich in diesem mir ganz neuen Verhältniß unendlich glücklich bin. Der Zufall oder das Geschick brachte uns zusammen; ich habe es zu preisen. Wärst du jetzt bei mir, welches Vergnügen würde ich empfinden dir zu erzählen wie dies alles gekommen ist; aber dies versparen wir bis zum Herbst, wo wir bestimmt zusammenkommen müssen. Ich habe ihr viel von dir erzählen müssen, und sie freut sich außerordentlich dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen; sie wohnt mit ihrer Mutter in Darmstadt. Du Armer bist Arrestant gewesen! Nun ein Arrest in einem Hause wie dem Hermann'schen läßt sich schon ertragen. Ich denke immer noch mit Vergnügen an die Stunden zurück welche ich in Gesellschaft der Hermann'schen Familie verlebte." (Hermann, später Staatsrath, der berühmte Nationalökonom, war damals Mathematiklehrer und Privatdocent in Erlangen.)

„Für die venetianischen Sonette meinen herzlichsten Dank; ich bin, indem ich sie las, selbst in Venedig gewesen.

„Ich habe alle deine Lieder von neuem gelesen, und jetzt mit ganz andern Gefühlen als vormals. Das wundert mich nicht, denn ich habe ja jetzt einen Sinn mehr, es ist mir ja eine neue Welt aufgegangen.

Che dolce più, che più giocondo stato
Sarà di quel d'un amoroso core;
Che viver più felice e più beato,
Che ritrovarsi in servitù d'amore!

„Du glücklicher Mensch, der du das Vermögen besitzest die Herzen anderer nach der Melodie tanzen zu lassen die du vorspielst, schreibe mir bald wieder; du sollst auch einen ausführlichern und vernünftigern Brief als den heutigen erhalten. Wir wollen uns jetzt regelmäßig alle 14 Tage schreiben, damit dem einen nichts fremd bleibt was der andere genießt oder empfindet; man lebt ja dann doppelt. Ich umarme und küsse dich und liebe dich herzlich."

Platen brachte damals „Treue um Treue" auf die Bühne, schrieb dann seine erste Literaturkomödie und ging nach Italien; seine literarischen Fehden, seine herrlichen Odendichtungen folgten, während Liebig bald die Braut heimführte, den eigenen Hausstand gründete und als Forscher und Lehrer eine immer wachsende und sich ausbreitende Wirksamkeit gewann. So blieb's beim guten

Vorsatz der Correspondenz. Die Freunde, aus Jünglingen berühmte Männer geworden, hätten sich einmal persönlich wieder sehen oder näher verwandte Bahnen gehen müssen, um den Verkehr aufrecht zu halten. Ihre Theilnahme, ihre Hochachtung haben sie einander treu bewahrt.

Liebig sprach im Sommer 1824 von Hindernissen die ihm seine äußerlich leibliche Lage verbitterten, als er in Gießen außerordentlicher Professor geworden. Karl Vogt hat jüngst aus seinen Jugenderinnerungen (sein Vater war Liebig's College und Arzt) uns berichtet wie der junge Ankömmling für den alten Universitätszopf an der Lahn eine Abnormität war. Er hatte nicht auf der „Landesuniversität" studirt, und ob er je ein Maturitätsexamen gemacht, darüber konnten gegründete Zweifel erhoben werden. Daß er mit dem Dichter Platen in intimem Briefwechsel stand, war ganz gewiß bei der bigott-ultramontanen aus Westfalen stammenden Clique, welche die Universität damals und noch lange unter ihrem Daumen hielt, keine Empfehlung. Ob auch Alexander von Humboldt für ihn eintrat, man nannte es doch nur Favoritenwirthschaft, daß der junge Mann, der so absonderliche Wege der Ausbildung gewandelt, in die Facultät eingeschmuggelt werden solle; sein (wo?) erworbener Doctorhut wurde erst nach nochmaligem Examen in Gießen anerkannt — als ob dort damals jemand gewesen wäre der Liebig in Chemie hätte examiniren können! Als der endlich definitiv angestellte Professor gar ein Laboratorium verlangte, ja daran arbeitete die Gensdarmerie aus einem Pavillon neben der Kaserne zu vertreiben, und sich dort für seine Schüler einzurichten, während sich doch der Professor der Physik mit einer Küche im alten Schloß begnügte, da war Feuer unterm Dach, und es wurden alle Triebfedern gegen solch unerhörtes Ansinnen in Bewegung gesetzt.

Neun Jahre war Liebig bereits in Gießen; mit rastlosem Eifer hatte er, Entdeckung auf Entdeckung häufend, sich einen Namen gemacht; er hatte die Methode des chemischen Unterrichts gefunden, den genial einfachen Apparat für organische Analysen hergestellt, aus Deutschland nicht blos, aus England und Frankreich kamen Studenten zu ihm; wie er zu Gay-Lussac nach Paris gegangen war, sandte dieser seinen Sohn nach Gießen. Man meint es seien ihm alle Wege gebahnt gewesen, aber er hat sie sich selbst brechen müssen; er mußte einen Ruf ins Ausland erst ablehnen, als das Ministerium ihm zu Ende 1834 das Versprechen gab

daß seine Besoldung von 800 Gulden nächstens auf 1200 erhöht werden solle. Im Jahre vorher schrieb er während der Ferien aus Baden-Baden, wohin ihn der Arzt gesandt, einen längern Brief an den Kanzler Linde, der zu merkwürdig ist, als daß wir nicht einige Stellen daraus mittheilen sollten. Er hatte den Bau eines Auditoriums verlangt, um dadurch für das Laboratorium Raum zu gewinnen; man hatte darunter „nur sein Privatinteresse" gesehen und dem Antrag keine Folge gegeben. „Ich hätte freilich an Annehmlichkeit dadurch gewonnen, aber alle diese Einrichtungen bezogen sich nicht auf meine Person, sondern wären für die Universität bleibend gewesen, und hätten dem chemischen Lehrstuhl einen Vorzug vor allen in Deutschland gesichert. Für die Anstalten einer Universität darf man die größten Summen verwenden, denn das steigert die Achtung und Anhänglichkeit an sie; aber die strengste Controle muß über die Zweckmäßigkeit der Verwendung geführt werden. Man hat diese Summen, aber verwendet sie auf eine unerträglich lächerliche Art! Mir ist Gewißheit nöthig was ich in Gießen zu erwarten habe. Auf das Aeußerste getrieben werde ich diesen Winter nicht mehr dorthin gehen, gleichviel ob ich Urlaub erhalte, oder nicht. Ich werde diesen Schritt zu rechtfertigen wissen, denn es ist wol niemand an der Universität auf eine auffallendere Weise als ich mishandelt worden. Mit 800 Gulden Besoldung kann man bei den durch so viel Arme geschmälerten Honoraren in Gießen nicht leben. Gemeinschaftlich mit einigen Collegen bin ich vor vier Jahren um eine Besoldungserhöhung eingekommen, es ist uns abgeschlagen worden; Sie haben mich mit Lächeln versichert daß die Staatskasse keine Fonds besitze, ich habe daraus gesehen daß Sie Kummer und quälende Nahrungssorgen nie gekannt haben. Von diesem Augenblick an habe ich durch unablässiges Arbeiten mir eine unabhängige Stellung zu erwerben gesucht; meine Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg gewesen, aber sie sind über meine Kräfte gewesen, ich bin dabei invalid geworden, und wenn ich jetzt, wo ich den Staat nicht mehr bedarf, erwäge daß mit einigen elenden hundert Gulden meine Gesundheit in frühern Jahren nicht gelitten hätte, indem mein Leben sorgenfreier gewesen wäre, so ist es für mich der härteste Gedanke daß meine Lage Ihnen bekannt war. Andere Professoren, Credner, Schäfer, Osann, hat man mit 1200, 1500 Gulden angestellt, ich habe 800 behalten. Die Mittel welche das Laboratorium besitzt sind von Anfang an zu gering gewesen. Man gab

mir vier leere Wände anstatt eines Laboratoriums; an eine bestimmte Summe zur Ausstattung desselben, zur Anschaffung eines Inventariums ist trotz meiner Gesuche nie gedacht worden. Ich habe Instrumente und Präparate nöthig gehabt, und bin gezwungen gewesen jährlich 3—400 Gulden aus eigenen Mitteln dafür zu verwenden; ich habe neben dem Famulus, den der Staat bezahlt, einen Assistenten nöthig, der mich selbst 320 Gulden kostet; ziehen Sie beide Ausgaben von meiner Besoldung ab, so bleibt davon nicht so viel übrig um nur meine Kinder zu kleiden. Aus dieser ursprünglichen Behandlung des Laboratoriums hat sich die Folge herausgestellt daß es kein Eigenthum besitzt, denn ich kann nachweisen daß die Einrichtungen, die Instrumente, die Präparate, welche das gießener Laboratorium, ich kann es ohne Erröthen sagen, zum ersten in Deutschland gemacht haben, mein Eigenthum sind. Alle diese Dinge sind gepackt, und ich hoffe sie bei meiner Zurückkunft in Darmstadt anzutreffen. Ich kann beweisen daß die seither aufgewandten Summen kaum ausgereicht haben den Bedarf und Aufwand für die Vorlesungen und analytischen Arbeiten zu decken; man vergütet mir 25 Gulden für Kohlen, und ich kaufe jährlich für 80, in demselben Verhältniß steht alles. Man könnte mir die freie Wohnung als eine Art von Zulage in Anrechnung bringen, allein die Sparsamkeit der Regierung ging so weit, daß ich wie Professor Adrian gezwungen war 1300 Gulden zum Ausbau und zur Herrichtung zu verwenden.

„Ich will nicht mehr von mir sprechen, meine Rechnung mit Gießen ist abgeschlossen; mein Weg ist nicht der Weg der Reptilien, ob dieser auch der leichteste, wenn auch schmutzigste ist. Das Gesagte wird hinreichen um meinen Entschluß bei dem Ministerium und bei dem Fürsten zu rechtfertigen, daß ich diesen Winter in Gießen nicht lesen kann. Ich werde niemanden mehr mit einer Anforderung beschwerlich fallen. Ich werde um meinen Abschied nicht einkommen, sondern im Sommer in Gießen, im Winter in Darmstadt lesen. Ich habe Hoffnung 80 Subscribenten auf meine Vorlesung in Darmstadt zu bekommen, und viele meiner Schüler werden mir dorthin folgen oder sind schon dort. Wenn ich gesund bin, wird es mir an Kraft nicht fehlen eine Art Universität für meine Lehrzweige auf eigene Faust zu errichten. Staat und Stadt können dabei nur gewinnen, und ich weiß aus Erfahrung was ein fester Wille zu leisten vermag. Wird es mir nicht erlaubt, und erhalte ich meinen Abschied, so befreit mich dieser von

dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen das Land, aus dessen Mitteln meine Ausbildung möglich ward. Ich habe manches Unrecht, manches falsche Urtheil ertragen gelernt, aber dieser Vorwurf wäre für meine Schultern zu schwer."

Auf diesen Brief antwortete der Kanzler: daß eine Verfügung wegen des Baues und der Einrichtungen des Laboratoriums nach Gießen ergangen sei; Liebig kehrte dorthin zurück, und erhielt dann auch zufolge eines auswärtigen Rufs eine Gehaltsaufbesserung. Erst als einige Jahre später die österreichische Regierung sich bemühte ihn nach Wien zu ziehen, ward seine Stellung in Gießen eine angemessener ausgestattete. Doch ward noch 1852 bei der Uebersiedelung nach München hie und da der Vorwurf des Undanks erhoben. Aber dem März-Minister Jaup wie später dessen Nachfolger Dalwigk hatte er sofort die Universität ans Herz gelegt, nicht für sich, sondern für Institute und gering besoldete Docenten warm das Wort ergriffen, und als er der persönlichen Einladung von König Max Gehör schenkte, waren es zwei Gründe die ihn bewogen, einmal weil er in Gießen alle Kraft einsetzen mußte um das Laboratorium als Schule für Chemiker auf der alten Höhe zu halten, nachdem jetzt an vielen andern Universitäten ähnliche Anstalten gegründet waren und von seinen frühern Schülern geleitet wurden, er nun aber sich mehr zur Durchführung seiner Ideen über die Landwirthschaft wenden wollte, und dann weil er wiederholt der hessischen Regierung erklärt hatte: er werde in Gießen bleiben, wenn durch bessere Dotirung der verwandten naturwissenschaftlichen Fächer es möglich werde die besten jüngern Lehrer an Gießen zu fesseln, und somit eine hervorragende Stellung der Universität in den Naturwissenschaften zu behaupten. Er hatte Rufe nach Antwerpen und Heidelberg abgelehnt ohne daß ihm die rechte Erfüllung seines Wunsches geworden wäre. In Gießen leitete Liebig die Arbeiten der vorgeschrittenern Schüler in der Art daß er sie in seine wissenschaftlichen Untersuchungen hineinzog, ihnen Fragen stellte für deren Lösung sie selber eintraten, deren Lösung mit ihrem Namen in den Annalen der Chemie veröffentlicht wurde; es galt von ihm was Piccolomini von Wallenstein sagt:

Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer der ein Mittelpunkt
Für viele wird, ein Halt — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich

Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
Und eine Lust ist's wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben was er ist;
Er wacht nur drüber daß er's immer sei
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

Blicken wir auf die Jugendfreundschaft mit Platen zurück, so erwägen wir daß Liebig eine phantasievolle Natur war, daß seine Stärke im Zusammenschauen des Entlegenen bestand, daß das gegenständliche Denken, das an Goethe gerühmt wird, auch ihn auszeichnete; die Stoffe standen als eigenthümliche Kraftwesen lebendig vor seinen Augen, wie die Charaktere vor der Seele des Dichters, und um nach dem Tagewerk zur nächtlichen Schlummerruhe zu gelangen bedurfte er seit vielen Jahren eine derartige Abenderholung daß er, sei es in anregender Geselligkeit, im Verkehr mit Männern und Frauen, sei es durch Romanlektüre, sei es durch Whistspiel, seiner rastlos arbeitenden Geistesthätigkeit eine andere Richtung gab, die ihn nicht anstrengte. So ward er einer der besten Kenner der englischen Literatur seit Walter Scott, den er sehr hoch schätzte, so entging ihm nichts von den Schriften unserer guten deutschen Erzähler. Die Herrschaft über die Sprache war ihm nicht leicht geworden, die sich drängenden Gedanken, die frischen Geistesblitze mußte er oft mit Mühe ins Wort fassen und bewältigen; nach jahrelanger Aufmerksamkeit darauf war sein freier Vortrag meister- und musterhaft, wenn er Experimente begleitete; sobald Liebig etwas mehr dogmatisch entwickeln, eine fertige Ideenreihe mittheilen wollte, so schrieb er sich das Ganze auf, wenn er sich auch nicht streng daran band. Ein Künstler der Prosa, Riehl, spricht von Liebig's „angebornem Stil", das ist vortrefflich; Liebig feilte nicht, aber er schrieb vieles drei- und mehrmal immer von frischem, bis es ihm genügte; und kein Geringerer als Jakob Grimm bezeugt in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch: „Die Chemie kauderwälscht in Latein und Deutsch, aber in Liebig's Munde wird sie sprachgewaltig." Platen durfte selber von sich rühmen: „Auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge." Wie er für die nachwachsenden Dichter den Ton der Reinheit und Festigkeit der Form an-

gegeben, so ist Liebig für die naturwissenschaftlichen Prosaiker ein Muster von gediegener Klarheit, von echter Popularität geworden; seine polemischen Schriften sind Platen's Komödien ebenbürtig, und wie dessen Oden, Ghaselen, Sonette, so stehen auch Liebig's chemische Briefe, seine Abhandlungen und Reden, deren Sammlung bald erscheinen wird, in unserer Nationalliteratur.

(Die Handschrift von Platen's Tagebüchern befindet sich aus dem Nachlaß Karl Pfeufer's in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek; Liebig's und Platen's Briefe sind vom Großvater dem ältesten Enkel, Justus Carriere, übergeben worden und bilden eine Zierde in dessen Autographensammlung.)

Hermann Immanuel Fichte.

(Allgemeine Zeitung 1879.)

Johann Gottlieb Fichte hatte 1793 in der Schweiz eine Nichte Klopstock's geheirathet, Lavater beglückwünschte ihn mit dem Denkspruch:

Kraft mit Demuth vereint wirkt unvergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder;
Freue der Wahrheit dich, so oft dies Blättchen du anblickst.

Im folgenden Frühjahr erhielt der Denker einen Ruf nach Jena, und dort ward ihm am 8. Juli 1796 der Sohn geboren in welchem die rücksichtslose Ueberkraft des Vaters durch die Milde der Mutter gesänftigt erschien, so daß er nicht gleich jenem durch kühne Einseitigkeit groß, sondern auf harmonische Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze angelegt war. Er hatte das vierundachtzigste Lebensjahr vollendet als er am 8. August 1879 verschied, und war bis wenige Monate vorher seinem Berufe getreu noch wissenschaftlich thätig gewesen. Wenn auch jene Glanztage Jenas und dann der Atheismusstreit und die Amtsentsetzung des Vaters an dem aufdämmernden Bewußtsein der Kindesseele vorübergingen ohne bestimmte Erinnerung zu hinterlassen, eines ward ihm hier und zu Berlin im älterlichen Hause durch dessen Atmosphäre für immer zu eigen: die Ueberzeugung Glied einer sittlichen Weltordnung zu sein, die Ergebung in ihr Walten und die Pflicht für sie zu wirken. Auf seine wissenschaftliche Vorbildung war Helmholtz, der Vater des Naturforschers, von Einfluß; dem Gymnasialdirector F. A. Bernhardy verdankte er die feste philologische Schulung. Auf die ethische Entwickelung wirkte die große Zeit der Befreiungskriege, an denen sein Vater ja als begeisternder Redner fruchtbaren Antheil nahm. Die Mutter war am Lazarethfieber als

Krankenpflegerin dem Tode nahe; sie genas, aber der Vater erlag der Ansteckung; es war seine letzte Freude daß der Sohn ihm Blücher's Rhein-Uebergang melden konnte.

Wie Hermann Immanuel Fichte auch von der Lehre des Vaters in eigener weiterer Entwickelung sich im Einzelnen entfernen mochte, an zwei wesentlichen Gedanken hat er stets festgehalten. Der eine ist die Errungenschaft des deutschen Idealismus, die Leibniz bereits erschaute: daß nichts von außen in den Geist hineingegossen werden könne, daß er sich niemals blos leidend und aufnehmend verhalte, daß er alles was das Seinige werden soll durch eigene Thätigkeit in sich hervorbilden, sich zum Bewußtsein bringen müsse. Was wir die Eigenschaften der Außenwelt nennen, Licht und Wärme, Duft und Schall, das sind ja die Empfindungen die wir innerlich erzeugen, und auf die Kräfte und Bewegungen übertragen die uns dazu die Anregung geben; die neuere Naturwissenschaft stimmt hier durch die Physiologie der Sinne ganz überein mit der kritischen Philosophie. Der zweite Gedanke ist: daß das Absolute als Ich, als bewußter Wille, als Subject gefaßt werde; wie dies geschehen könne, damit hat der Vater sein Leben lang gerungen, und die Schrift über das Recht der theistischen Weltansicht als Manifest an ihre Gegner war eine der letzten Arbeiten des Sohnes 1873.

Hermann Immanuel Fichte studierte zunächst Philologie zu Berlin, und erhielt im Schulfach eine erste Anstellung in Saarbrücken, eine zweite in Düsseldorf als Gymnasialprofessor, wo Sybel und Windscheid seinen Unterricht genossen, und die Maler-Akademie wie die poetischen und theatralischen Bestrebungen Immermann's, die musikalischen Felix Mendelssohn's seinen Gesichtskreis durch ästhetische Erfahrungen erweiterten. Solchen hat er stets eine verständnißvolle Theilnahme bewahrt. Der Einfluß des Vaters wie der eigene Genius zog ihn zur Philosophie. In seiner Bildungszeit begegnete sich der Muth, ja die Verwegenheit philosophischer Construction in den Systemen von Schelling und Hegel mit dem erwachenden geschichtlichen Sinn, den Wolf und Savigny in Berlin vertraten, und so ward Fichte's Thätigkeit zunächst eine historische auf philosophischem Gebiete. Er schrieb das Leben seines Vaters, das 1830 erschien, und die Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie. Beide Werke hat er nachmals neu bearbeitet, das zweite 1841, das erstere zur Feier des hundertsten Geburtstags seines Vaters 1862. Er wußte dem Menschen wie

dem Denker gerecht zu werden; er konnte sagen: „Fichte's Leben bedarf keiner Verschleierung und Beschönigung; je treuer das Bild, je tiefer die Kenntniß, desto mehr wird man ihn ehren und lieben.“ Die Briefe an die Gattin erschlossen das Gemüth, der Briefwechsel mit berühmten Zeitgenossen erläuterte und vervollständigte die wissenschaftliche und politische Thätigkeit, die Lehre erschien als der Abdruck des Charakters, als der Ausdruck der Persönlichkeit. Ein Meister der Biographie wie Varnhagen meinte nach dem Erscheinen des vortrefflichen Buches: daß der Beruf des jungen Freundes auf dem Felde der Geschichtschreibung liege. Derselbe ließ darauf in drei Bänden die Veröffentlichung des Nachlasses seines Vaters folgen, woran dann später sich die mit höchst dankenswerthen Einleitungen versehene Gesammtausgabe von dessen Werken anschloß. So ist es wesentlich ein Verdienst des Sohnes daß Leben und Lebensarbeit des Vaters in ihrer ganzen Bedeutung als unvergängliches Denkmal in der Geschichte des deutschen Geistes klar dargestellt dastehen.

Fichte der Jüngere behielt es als Behandlungsweise philosophischer Gegenstände bei daß er eine Geschichte der Sache, eine Kritik der bisherigen Standpunkte der Auffassung seiner eigenen Theorie voraussandte; so ward seine Ethik durch einen stattlichen Band vorbereitet, in welchem er die philosophischen Ideen über Recht, Staat und Gesellschaft vortrug wie sie seit dem 18. Jahrhundert in England, Frankreich und Deutschland durch eine Reihe hervorragender Schriftsteller in mannichfaltiger Weise entwickelt worden, und hier hat er eine eben so umfassende Belesenheit wie Gerechtigkeit des Urtheils bekundet, das Wesentliche sicher zu treffen und hervorzuheben verstanden. So geht der Anthropologie die Darstellung und Kritik der spiritualistischen und materialistischen Lehre vom Seelenleben voraus um der eigenen Theorie den Weg zu bahnen. So wurden die Grundzüge zum System der Philosophie („Das Erkennen als Selbsterkennen“, 1833; „Ontologie“, 1836; „speculative Theologie“, 1846) eingeleitet durch die Schrift „über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie“ (1832). Es konnte nicht fehlen daß Auffassung und Kritik manchem Widerspruch begegneten, aber es muß den Männern die mit Fichte Streitschriften wechselten, wie Hermann Lotze in Bezug auf die Seelenfrage und Zeller in Bezug auf die Würdigung der gegenwärtigen Denker, ebenso wie ihm selber zur Ehre angerechnet werden daß dies in einem maßvollen Ton um der Sache

willen geschah, nicht zur Befriedigung der persönlichen Eitelkeit oder der skandalsüchtigen Schadenfreude des Publikums, wie leider so oft bei literarischen Fehden.

Im Jahre 1836 verschafften Fichte's Schriften ihm einen Ruf als Professor der Philosophie nach Bonn; 1842—63 lehrte er als solcher in Tübingen, bis ein Augenleiden seine Thätigkeit erschwerte, und er mit ansehnlichem Gehalt und einem Orden der den persönlichen Adel mit sich führt in den Ruhestand trat, und in Stuttgart neben der Familie seines Sohnes, des württembergischen Generalarztes, in otio cum dignitate dem Treiben und Streben der Zeit theilnehmend folgte, froh der großen Ereignisse, die auch seinen Jugendtraum von einem freien Vaterland, vom Deutschen Reich erfüllten, aber stets auch die realistische Gegenwart auf die Ideale hinweisend, die dem Leben Halt und Werth verleihen und durch deren fortschreitende Verwirklichung die materielle Noth wie die Verwirrung der Begriffe und die sittlichen Verirrungen in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft überwunden werden sollen. Als Organ für die Ideen denen er huldigte hatte er bereits 1837 mit Weiße eine philosophische Zeitschrift gegründet, in deren Redaction später Wirth und Ulrici eintraten. Hier hat er die wichtigsten Erscheinungen der philosophischen Literatur, von seinem Standpunkt aus beleuchtet und so eine Reihe geistvoller Abhandlungen geschrieben, deren bedeutendste er in seinen „Vermischten Schriften" gesammelt hat. Eine persönliche Annäherung der Denker welche Verständigung wollen hatte er 1847 durch eine Philosophen-Versammlung in Gotha veranlaßt. So stand er am Abend seines Lebens im Mittelpunkte der geistigen Bewegung offenen Sinnes und warmen Herzens.

In einem der Sendschreiben an Zeller sagt Fichte: „Ein jeder Forscher darf am Schluß einer langen Laufbahn dem Wunsche Raum geben der Mit- und Nachwelt ein klares authentisches Bild seines eigentlichen Strebens und Leistens zu hinterlassen gegenüber den mancherlei theils unvollständigen, theils irreführenden Urtheilen, welche die verschiedenen Parteien über ihn gefällt. Er hat wenigstens Anspruch darauf bei dem Endurtheil über ihn selber gehört zu werden, ohne daß dies als Anmaßung ausgedeutet werden könnte. Denn es läßt sich erwarten daß bei einiger Besonnenheit er selbst über das eigentliche Ziel seines Strebens klarer gewesen sei als die neben ihm Stehenden und mit fremdem Blick

ihn Beobachtenden. Indeß kann keiner dabei schlechthin dem Bekenntniß sich entziehen: daß ein bedeutender Rückstand bleibe zwischen dem was er eigentlich wollte und dem was er wirklich vollbrachte. Das Bewußtsein dieser Differenz, die größer oder kleiner sein kann, die aber niemals unserm Gefühle sich unbezeugt läßt, ist eben der nothwendige Ausdruck der Bedingtheit und Schranke, in welche jede eigenthümliche Begabung, gerade darum weil sie dies ist, sich eingeschlossen fühlt. Sie bedarf deshalb der Ergänzung durch andere; dies stimmt zugleich für Selbstbescheidung und Demuth. Und doch ist eben dieses Gefühl der Eigenthümlichkeit zugleich das einzige was unserm Streben Werth und Befriedigung verleiht, dessen klare Erkenntniß den zugewiesenen Beruf uns ergreifen und energisch behaupten läßt. Beides daher, Eigenthümlichkeit und Ergänzung, gehört unzertrennlich zusammen; und wer dies tief erkannt wird ohne Selbstüberhebung kaum irregehen in der Stellung die er sich anzuweisen hat. Es liegt etwas tief Charakteristisches, ja Entscheidendes in dem was zuerst den Einzelnen zur philosophischen Forschung treibt, sie ihm sogar als Bedürfniß aufnöthigt. Was für mich das Treibende und Nöthigende war ist aufs einfachste ausgedrückt als Forderung wie als Ziel: die Harmonie geistigen Lebens und Wirkens, die völlige Eintracht zwischen Gemüth und Erkenntniß wie zwischen dem Gesollten und Gewollten. Gar sehr hatte ich Gelegenheit das unselige Los derjenigen kennen zu lernen die nach einem berühmten Worte F. H. Jacobi's in stetem Schwanken zwischen zwei Wassern schwimmen, dem des Glaubens und dem des Verstandes, und welche gleich ihm diesen Zwiespalt durch ihr Leben zu tragen verurtheilt sind. Mir selbst stand es fest, wenn auch zunächst nur als Forderung, daß er ausgeglichen werden müsse, somit auch könne." Jener Zwiespalt ist in der Gegenwart zur Kluft geworden, weniger in den Einzelnen als in der Nation. Auf der einen Seite eine vorzugsweise auf Naturforschung sich stützende Lebensansicht, welche den Mechanismus im Druck und Stoß selbstloser Atome für das wahre Sein erachtet, und alles leugnet oder verwirft was sich nicht materialistisch erklären läßt, Gott, Liebe, Freiheit, Unsterblichkeit für Illusionen ausgibt, und welche nur darum unter uns sich noch nicht so furchtbar bezeugt hat wie in Frankreich durch die Schreckenstage der Commune, weil die Menschen meist besser sind als ihre Systeme und einem praktischen Idealismus neben dem theoretischen Materialismus thatsächlich huldigen; auf der

anderen Seite der Dogmatismus der Ultramontanen und der protestantischen Orthodoxie, welche verlangen daß die Forschung sich nach dem Syllabus richte, welche dem freien Denken die Unfehlbarkeit eines fleischernen oder papierenen Papstes entgegensetzen, und das Opfer des Verstandes fordern im Glauben an Satzungen die den Naturgesetzen widersprechen und der Vernunft unverständlich sind. Bald werden die sich so nennenden Wissenden und Gläubigen einander nicht mehr verstehen, wenn es nicht gelingt Kopf und Herz in Einklang zu bringen durch eine Bildung und Erkenntniß welche den Forderungen des Gemüths und Gewissens wie des Verstandes zugleich gerecht wird, den Mechanismus der Natur anerkennt, aber ihn zur Grundlage und Bedingung eines Reiches des Geistes und der Freiheit macht, wie ich das in meinem Buch von der sittlichen Weltordnung versucht habe. In gleichem Sinn sagte Fichte: „daß der menschliche Geist auch in selbstbewußter Erkenntniß muß besitzen können woran zu glauben, d. h. dem zu vertrauen er durch ein unwiderstehliches Begehren hingedrängt wird. Der Verstand muß eben darin seine Stärke zeigen daß er dem Gemüth volles Genüge bietet durch eine begeisternd erhebende Weltansicht, in welcher dasselbe, vor skeptischen Anfechtungen gesichert, wohnen könne. Der Glaube andrerseits hat diesem Verstand sich zu unterwerfen und mit seinem gesammten Begriffs- und Vorstellungskreise wo nöthig durch ihn sich berichtigen zu lassen". Und in der That, wenn dem Volke, zu dem ja auch die wissenschaftlich Gebildeten gehören, nach des Kaisers Wort und Wunsch die Religion erhalten werden soll, so muß die sittlich-religiöse Wahrheit auch eine Form und Fassung erhalten welche sie mit den Erkenntnissen der Natur und Geschichte übereinstimmen läßt! Fichte bezeichnet solche Harmonie als das Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Er setzt hinzu: „Und da einmal von Ganzen und von Halben im Kreise der Wissenschaft die Rede war, so kann ich nur den Ganzen, Entschiedenen zugesprochen werden; aber nicht blos den Halben, Unentschiedenen gegenüber, sondern weit mehr noch im Kampfe gegen diejenigen angeblich Ganzen welche in trauriger Selbstverstümmelung der Halbheit, der Negation sich in die Arme werfen, und mit Verzicht auf den besten Geistesgehalt des Menschen, welchen allein zu erforschen die Mühe lohnt, als ganze und kühne Denker sich begrüßen lassen."

Auf der Universität hatte dem Studenten Fichte das eigentlich philologische Studium vollkommen genügt; unter der Leitung von

Wolf, Böckh, Buttmann, Bernhardi war die griechische Literatur ihm vertraut geworden, und er selbst fand daß die Bedeutung philosophischer Fragen erst dann wahrhaft empfunden wird, wenn der Ernst des Lebens in tiefgreifenden Gemüthserschütterungen an uns herantritt, wenn das Räthsel des Daseins mit seinen Schrecken und Wundern vor uns steht. „Der Philosoph ist gleich dem Dichter vor allen Dingen Mensch, nur mit besonderer Intensität derselben geistigen Bedürfnisse bewußt welche das Menschengeschlecht vom Anbeginn seiner Geschichte her bewegt haben. Je reicher, treuer und tiefer er dieselben empfindet, auch darin dem Dichter verwandt, desto sicherer ist er zum Philosophiren befähigt; und wohl ihm wenn er durch die Rückwirkung des Forscherberufs um jenes Vollgefühl des Menschlichen nicht verkürzt wird, wenn er es sich nicht verkümmern oder beschwichtigen läßt durch theoretische Einseitigkeiten oder durch oberflächliche Surrogate der Wahrheit! In der Wahlverwandtschaft zu gewissen Lehren, in der Abneigung gegen andere spricht das Persönliche der Gemüthsstimmung, der Lebenslage, der individuellen Vorbildung unwillkürlich mit hinein. Auch der Philosoph, gerade indem er die objective Wahrheit zu suchen sich bewußt ist, kann doch einer persönlichen Auffassung und Aneignung derselben um so weniger sich entschlagen, je inniger und überzeugter, selbsterlebter diese Aneignung geworden ist. Alles Selbstdenken kann nur ein versuchtes Sichhineinverständigen in die objective Wahrheit sein, und darum wird es den individuellen Charakter abstreifen weder können noch sollen; denn in diesem wurzelt gerade der Lebenspunkt aller Ueberzeugung.“ Unserm Denker ward als Sohn dieses Vaters die Herausgabe von dessen Nachlaß und damit das Studium von dessen Weltansicht die nächste Aufgabe; aber neben der unbezwinglichen Kraft theoretischer Ueberzeugungen in diesem stand ihm in der überlebenden Mutter die Macht und Wirkung eines religiösen Lebens vor Augen. Es galt ihm beides innerlich zu vermitteln, diese innige Hingebung an einen höhern Willen, jene Prometheische Gewalt des eigenen Denkens und Wollens. Dabei mußte ihn die Polemik beschäftigen, die von den nachfolgenden Denkern, von Schelling und Hegel, gegen Fichte war geübt worden, und vornehmlich war Schelling's „Darlegung des Verhältnisses der Naturphilosophie zu Fichte's verbesserter Lehre“ von ausschlaggebender Wirkung. Hören wir ihn selbst wie er über den Conflict beider Denkweisen sich äußert.

„Für Fichte war der Geist, die Geisterwelt das einzig Reale, die Natur lediglich «Sinnenwelt», die unmittelbar gegebene durchaus nur phänomenale Form seines Bewußtseins, ohne eigene Realität und Bedeutung. Aber auch der Geist selbst in seiner Unmittelbarkeit, als sinnliches Ich, bleibt noch der phänomenalen Welt, der Nothwendigkeit, verhaftet. Erst indem er durch eigene That sich losreißt von diesem todten, unveränderlich gegebenen Sein und in die Welt des Neuschöpferischen, des unablässigen Werdens, der Ideen sich erhebt, gewinnt er durch die Freiheit auch eigene Realität. Dies ist zugleich eine neue Geburt, der Durchbruch vom Scheine zum Sein, vom geistigen Tode zum einzig wahren Leben. Wer dies in sich erlebt hat (denn nur durch Erleben kann es erworben werden, nicht blos im Begriffe beschrieben oder durch Beschreiben angeeignet), der ist darin auch des ewigen Lebens und der Seligkeit gewiß geworden; denn die Quelle jener idealen Offenbarungen, einmal geöffnet, versiegt ihm nimmer. Daher ist Realität nur in der Freiheit, ist Leben im Geiste, in den Ideen; dieses Leben aber ist zugleich Seligkeit. Dieser sittlich-religiösen Weltanschauung, welche den Menschen und seine Freiheit zum Mittelpunkte macht, trat nun Schelling's gleich mächtiges und überzeugendes Wort entgegen von der Göttlichkeit und Herrlichkeit der Natur, von der Gegenwart Gottes im All, von der stillen Ruhe und streitlosen Gelassenheit, welche sich über das Gemüth ausbreitet, wenn es, dem subjectiven Eigenwillen und Eigendenken entsagend, dem Geiste des Alls und seiner Nothwendigkeit nachforscht. Es gibt keine höhere Offenbarung, weder in Wissenschaft noch in Religion und Kunst, als die der Göttlichkeit des Alls; ja von dieser Offenbarung fangen jene erst an und haben Bedeutung nur durch sie. Wo nur immer, auch nur vorübergehend, diese Offenbarung geschehen ist, da war Begeisterung, Abwerfen endlicher Formen, Aufhören alles Widerstreits, Einigkeit und wunderbare Uebereinstimmung bei der größten Eigenthümlichkeit der Geister, allgemeines Bündniß der Künste und Wissenschaften ihre Frucht."

So sah der junge Fichte, ein sinnender, mehr auf empirisches Erforschen als auf Erschließen und Folgern aus Principien angelegter Mensch, sich in die Mitte zweier Lebensansichten gestellt. Die eine behauptete daß die wahre Welt, die sittliche, erst zu schaffen sei durch freie Thaten des Geistes, die andere lehrte daß das Wahre, Vollkommene schon vorhanden sei, daß es ewig und

allgegenwärtig uns umgebe; nur darauf komme es an daß wir durch reine Hingebung an dasselbe es verstehen. Diese Einseitigkeiten kritisch zu überwinden, diese Gegensätze auszugleichen, war nun die Aufgabe, und daraus folgte eine vermittelnde Richtung. Fichte sagt selber darüber: „Selbst das Beispiel der starren Abgeschlossenheit des Vaters trug dazu bei mich auf den entgegengesetzten Weg zu leiten. Wie er indeß die Nachtheile seiner Denkweise, so habe auch ich das Misliche der meinigen, nur auf andere Art, zu empfinden gehabt, durch allerlei abschätzige Bezeichnungen meines Standpunktes, welche mich nur belehrten wie selten es sei daß ein unverdrossen Strebender im Ganzen seines Strebens und seiner dadurch bedingten wissenschaftlichen Neigungen und Bedürfnisse beurtheilt werde, nicht blos rhapsodisch und nach ihm fremden Maßstäben des Urtheils.“

Das eigene Ringen nach einer neuen Weltanschauung, in welcher Geist und Natur sich versöhnen, das Recht der Objectivität wie der Subjectivität anerkannt und im Zusammenwirken beider die Wahrheit gefunden wird, suchte nun Fichte durch ein Quellenstudium der neuern Philosophen zu fördern; Leibniz, Locke, Kant waren hier die Führer, zu denen die eigene Sinnesart ihn hinleitete, während Spinoza in den Schelling-Hegel'schen Kreisen vorherrschte. Als er so vorbereitet zu Hegel kam, machte das geschlossene System desselben einen minder überwältigenden Eindruck auf ihn als auf die meisten jüngern Mitstrebenden. Der große Gedanke daß alles Wirkliche vernünftig sei und in seiner eigenthümlichen Vernünftigkeit wissenschaftlich aufgewiesen werden soll, daß der Einzelne sich in die Vernunft des Weltganzen hineinverständigen müsse, war ihm zusagend; ebenso die Idee einer stetig aufsteigenden Entwicklung im Reiche des Begriffs wie in der Natur und Geschichte; aber statt der Construction der Natur und Geschichte aus reiner Vernunft, statt des logischen Processes, der die Thatsachen beider bestimmen sollte, verlangte er das Recht des Individuellen, der empirischen Forschung des Besondern, und damit statt der fertigen Schulformeln ein immer frisches gemeinsames Arbeiten vieler einander ergänzenden Kräfte, um die Wirklichkeit in ihrer ganzen Lebensfülle zu erkennen. Während bei Hegel das reine Denken in seiner dialektischen Selbstbewegung die objective Wahrheit aus sich entwickelt, galt nun das Denken als die Thätigkeit einer Subjectivität, nicht diese als sein Product, und das Ich, ausgestattet mit eigenthümlichen Uranlagen und

Gesetzen, sollte auf dem Wege der Erfahrung die Wirklichkeit sich aneignen. Nicht das begrifflich Allgemeine, sondern das thatsächlich Individuelle erschien als das Reale, und die Ideen, die bei Hegel das Erste und Höchste waren, erhielten einen Träger in der göttlichen Persönlichkeit als dem Princip das sie denkt und will. Daß Gott als Geist nicht blos persönlich werde in den Menschengeistern, nicht erst durch den Weltproceß im Philosophen zum Selbstbewußtsein komme, sondern in seiner eigenen ganzen Wesenheit bei sich selbst sei, seiner selbst inne sei und von sich aus zwecksetzend, weltordnend walte — diese Anschauung stellte Fichte bereits in seinen 1826 veröffentlichten Sätzen zur Vorschule der Theologie der Hegel'schen Lehre gegenüber, und von hier aus schrieb er die Kritik derselben, durch die er der Schule selbständig zur Seite trat. Er erntete den Namen Pseudo-Hegelianer, und noch Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie meinte ihn mit andern ähnlich denkenden Genossen als eine Abzweigung gegenüber der negativen Kritik der linken Seite der Schule bezeichnen zu sollen. Es ist aber eine neue Richtung, die allerdings die großen Errungenschaften Hegel's nie verleugnet, sondern dankbar anerkennt und fortbildet. Gerade Fichte selbst hat wiederholt nicht Hegel, sondern Leibniz und Kant seinen Führer genannt, und bereits damals mit Nachdruck auf sie hingewiesen, als die herrschende Ansicht den erstern hinter Spinoza zurücksetzte, den andern für einen überwundenen Standpunkt hielt. Wenn das ganz anders geworden ist, so hat Fichte verdienstvollen Antheil daran.

Mit Leibniz und der neuern Naturwissenschaft sah Fichte in der Welt ein System unterschiedener, in sich einheitlicher Kraftwesen, die er wie jener als Monaden bezeichnete, während die Naturforscher sie Atome nennen. Aber wenn Leibniz seine Monaden ohne gegenseitigen Einfluß, ohne Anregung von außen sich rein innerlich in einer prästabilirten Harmonie entwickeln ließ, so verlangte Fichte von Kraftwesen auch Krafterweisungen, und betrachtete alles Geschehen als ein Ergebniß der Wechselwirkung dieser ursprünglich aufeinander bezogenen Monaden. Und er stellte Gott nicht theistisch neben die Welt, sondern ließ alle Monaden umfaßt sein von der göttlichen Allgegenwart, in welcher sie weben und leben. Den Raum, das ruhige Ausgedehntsein dachte er als die Wirkung einer sich ausdehnenden Kraft, und Gott selber war ihm das stetig einheitlich Wirkende, das ihn hervorbringt, so daß die einzelnen Kraftcentren, die besondern Wesen innerhalb seiner ihre

besondern Raumsphären erfüllen und dadurch selbständig außer einander sind und aufeinander wirken. So ist ihm die Immanenz Gottes eine reale, Gott mit seinem Sein, Wollen und Wirken in der Welt thatsächlich uns gegenwärtig, und wo es der Erfahrungswissenschaft gelingt die Gesetze und Gründe der Dinge zu verstehen, da erfaßt sie empirisch die Weisheit, das Wirken Gottes; und so spricht Fichte gern von einer gottoffenbarten Empirie; aber er hält daran fest daß wir Gott nur in seinen Beziehungen zur Welt, seinem Walten in ihr erkennen, er hält den „menschlichen Augpunkt“ fest, und mahnt zur Besonnenheit, wenn Schelling, Baader u. a. sich in das Absolute versetzen und von dessen vor- oder überweltlichen Bestimmungen und Processen reden, oder wenn Hegel in absolutem Wissen das Absolut besitzen will. Die Verbindung von Immmanenz und Transscendenz, dies daß Gott der Welt einwohnt, daß er als der Eine das Viele in sich begreift, aber selbstbewußt ordnend und leitend darüber waltet, hat dann Fichte als concreten Theismus bezeichnet. Er bildete die Leibniz'sche Lehre dazu fort, während andere, wie ich selbst, nach gleichem Ziel streben, indem sie die Substanz Spinoza's als Subject, als die sich selbst erfassende, selbst bestimmende Einheit des Unendlichen zu erkennen und zu verstehen suchen.

Von Kant aber sah Fichte sich zunächst darin befestigt, daß er stets in der menschlichen Subjectivität das für uns Urgewisse, den Ausgangs- und Standpunkt alles Philosophirens fand, daß ihm alles Erkennen Selbsterkennen war. Mit Kant nahm er stets die Erscheinungswelt als das Erzeugniß unserer Sinnlichkeit, als Empfinden und Anschauen, dessen Inhalt wir uns vorstellen, außer uns versetzen; mit Kant hielt er daran fest daß wir den Erfahrungsinhalt nach den Gesetzen und Formen unsers Denkens ordnen und begründen, und von da aus unsere Schlüsse auf Princip und Zweck des Lebens machen, unsere Vernunftideen bilden. Aber während neuere Kantianer am liebsten nur die den alten Dogmatismus zerstörende Kritik betonen und in der Skepsis sich behagen, so hob Fichte hervor wie Kant's sorgfältige Analyse des menschlichen Bewußtseins es erhärtet habe: daß vorempirische, aller Sinneserfahrungen und allem Sinnendasein vorausgehende, beide erst möglich machende Eigenthümlichkeiten als Urgefühle, Urstrebungen, Urkenntnisse uns einwohnen, und er folgerte sofort daraus daß das Subject, der reale Träger unsers Bewußtseins, die Seele, nicht blos das formale Vermögen des Vorstellens, sondern ein mit ursprünglichen

Anlagen ausgestattetes Wesen sei, welches in Wechselwirkung mit dem andern Realen aus übersinnlichen Grundanlagen her sich in die Sinnenwelt herausgestaltete und das Bewußtsein derselben erzeuge. Die erste Quelle, der Entstehungsgrund des Bewußtseins, liegt im Realwesen des Geistes selber; es ist seine That, nicht ihm von außen eingegossen oder angebildet. Der Geist aber hat in all seinem Bewußtsein nur das eigene Realwesen zum unmittelbaren Object, erst mittelbar und abgeleiteterweise wird er sich des andern Realen bewußt. In jedem bestimmten Zustande des Geistes aber ist das Unbewußte, die Dunkelregion die umfassendere, die vom Bewußtsein erleuchtete die eingeschränktere, zugleich stets wechselnde, aus Dunkel in Erleuchtung, aus Erleuchtung in Dunkel übertretende. Alle Entwickelung des Bewußtseins besteht in der Vertiefung mit welcher der Geist in sein eigenes Wesen eindringt, alle Steigerung der Cultur ist volleres Zusichkommen. Unser Bewußtsein aber wird erweckt durch die Wechselwirkung mit Anderen; ohne Du kein Ich; wirkende Kräfte, außer uns, sind real wie wir selber; Raum und Zeit sind unsere Anschauungsformen, aber zugleich auch die Formen der Verwirklichung alles Realen. Damit ging Fichte über den subjectiven Idealismus Kant's und seines Vaters hinaus und näherte sich Herbart's Realismus. Alle Realen aber, ursprünglich auf einander bezogen, haben ihren Grund in dem Einen, Unendlichen, in Gott, der allerdings kein Object außer uns, sondern das allgegenwärtige Subject in uns und über uns ist.

So trat Fichte schon in den zwanziger Jahren noch bei Lebzeiten Hegel's gleichzeitig mit Weiße und unabhängig von ihm jenem gegenüber, indem er statt des logisch Allgemeinen, welches das wahrhaft Wirkliche sein sollte, das Individuelle betonte und die Fahne der Freiheit und Persönlichkeit erhob. Weiße that vornehmlich dar daß jene logischen Formen als ewige Wahrheiten die nothwendigen Bedingungen und Gesetze aller Wirklichkeit, alles Lebens seien, und aus reiner Vernunft gefolgert werden können, daß sie aber nur die Daseinsmöglichkeit bilden; welcher Inhalt sie erfüllt, was sich in ihnen realisirt das muß als das Thatsächliche durch Erfahrung erkannt werden. Fichte ergänzte Hegel durch Herbart oder Leibniz, und forderte Empirie zur dialektischen Entwickelung. Man nannte das Eklekticismus, in der That aber strebte er nach dem Ganzen, dessen einzelne Seiten oder Momente jene Denker für sich ausschließlich hervorgehoben hatten, während sie zusammen erst der Wirklichkeit gerecht werden.

Von dem Gedanken ausgehend daß ein philosophisches System wieder nur durch ein System widerlegt, überwunden werden könne, schickte Fichte sich an die Grundzüge eines solchen zu entwerfen. Er begann mit dem denkenden Selbst, mit dem Bewußtsein, und schrieb seine „Erkenntnißlehre" 1833, der dann 1836 die „Ontologie oder die Lehre vom Sein der Welt", endlich 1846 die „Gotteslehre" folgte. Wir erkennen zunächst uns selbst und von uns aus die Dinge in ihrem Wesen, weil Innen- und Außenwelt einen gemeinsamen Lebensgrund haben; unser Denken ist das nachbildende Bewußtwerden der in der Welt realisirten Gedanken, unsere Vernunft das Vernehmen der allgemeinen Vernunft in den Gesetzen der Dinge. Darum ist das Sein dem Erkennen durchdringbar, durch das Empfinden, Anschauen, Vorstellen mit Sein erfüllt, weil beide ursprünglich für einander sind und ineinander wirken; das weist uns auf den alldurchwaltenden Gottesgeist, durch den und in dem alles ist.

Die Ontologie entwickelt die Kategorien, die allgemeinen Formen der Wirklichkeit, und findet die höchste Daseinsweise in der Persönlichkeit; sie thut dar wie allem Werden und aller Veränderung ein System realer, auf einander bezogener, zusammenwirkender Kraftwesen zu Grunde liegt, Urpositionen, die das Wesen des Endlichen in sich enthalten und aus sich entfalten. Sie sind von der Einheit des ewigen Seins oder Gottes umfaßt, und bilden eine aufsteigende Stufenreihe von Mitteln und Zwecken. Der Universalwille läßt sie aus dem Einheitsbande heraustreten und sich verselbständigen in raum-zeitlicher Selbstverwirklichung.

Durch die Erkenntniß des eigenen Wesens wird der Mensch zugleich seines Befaßtseins im ewigen unendlichen Wesen inne. Wir unterscheiden uns im Selbstgefühl von anderm und finden uns bedingt durch dasselbe; so fassen wir uns endlich. Wer sich aber als Endliches begreift kann diesen Urtheilsact nur dadurch vollziehen daß er sich an der ursprünglich ihm einwohnenden Idee des Unendlichen negirt; denn Endlichkeit, Schranke ist ein lediglich verneinender Begriff, und setzt, wenn er ins Bewußtsein tritt, im Hintergrunde dieses Bewußtseins nothwendig den Begriff des Unbeschränkten, Unendlichen voraus. Sich als Endlich wissen heißt sich befaßt und abhängig wissen vom Absoluten. So kommen wir zur Religiosität, zur Idee Gottes. Diese in ihrer Wesenheit zu bestimmen und ihre Wirklichkeit im Zusammenhange mit den Weltthatsachen zu erweisen ist Aufgabe der Theologie. Während

Weiße nach Schelling's und Hegel's Art sich nun an die christliche Dogmatik hielt und deren Sätze soviel als möglich zu rechtfertigen strebte, suchte Fichte mit größerer Freiheit und einem offenen Blicke für alle Religionen in der Natur und in der Geschichte das göttliche Wirken darzuthun und aus diesem seine Schlüsse auf das Wesen des Wirkenden zu ziehen. Bis gegen das Ende seines Lebens kam er wiederholt darauf zurück die theistische Weltansicht von neuem zu rechtfertigen, darzuthun daß Gott als der einende, ordnende Urgrund des Weltganzen nur sein könne als selbst- und allbewußter Geist. Gegen Strauß und Feuerbach erörterte er mit schlagenden Gründen daß das Unendliche nicht verendlicht werde, wenn Selbstbewußtsein und Wille, Freiheit und Liebe ihm eignen, daß vielmehr der Ausschluß dieser Bestimmungen es unter die höchsten Formen des endlichen Daseins herabsetze. Es liegt keineswegs im Begriff der Persönlichkeit eine beschränkte Existenz neben andern zu sein, sondern nur die Selbstunterscheidung von einem andern liegt darin, was aber im eigenen Wesen liegen kann; ich erfasse mich als Selbst, als Ich, indem ich mich von dem Inhalt meines Bewußtseins, von meinen einzelnen Vorstellungen und Bestrebungen als die herrschende und einigende Macht derselben unterscheide, und so ist Gottes Selbstbewußtsein allerdings nicht ohne sein Weltbewußtsein, ohne die Entfaltung des Unendlichen und die Fülle der endlichen Wesen verständlich; aber er verliert sich nicht in dieselben, er muß nicht warten bis sie ihn denken, sich wieder zu ihm erheben, um in ihnen zu sich selbst zu kommen, sondern er ist auch über ihnen die sich selbst erfassende Einheit des Unendlichen. Selbstbewußtsein, Wille, Gemüth sind nicht Beschränkungen, sondern Erfüllungen des Absoluten, das nur als Object, nur der Gedanke des endlichen Geistes wäre, wenn es nicht als Subject, als sich selbst fühlendes und erkennendes Wesen, begriffen wird. Aus einer ursprünglichen Vielheit selbstloser, voneinander unabhängiger Atome, blindwirkender, einander nichts angehender Kräfte könnte nie durch Bewegung, Druck und Stoß eine geordnete Welt voll für sich seiender Organismen, voll Freiheit, Liebe, Kunst und Wissenschaft hervorgehen — das hat auch Lotze neuerdings wieder in seiner Metaphysik überzeugend nachgewiesen, wie ich selber wiederholt entwickelt, in meiner Aesthetik, meinem Kunstbuche dargethan habe. Diese thatsächlich vorhandene Welt setzt ein Princip voraus das ihr gewachsen ist, eine Ursache nicht kleiner als die Wirkung; sie setzt die Einheit als das Ur-

sprüngliche voraus, aus welcher alles Mannichfaltige hervorgeht und in welcher es beschlossen bleibt; sie setzt Weisheit und Liebe, damit Bewußtsein, Willen und Gemüth im allgemeinen Lebensgrunde voraus. Fichte sagt: „Höchster Zweck der Schöpfung ist daß die in ihrer vorgeschöpflichen Ewigkeit von der göttlichen Einheit gebundenen Individualitäten sich befreien, in diesem frei gewordenen Andersſein aber zu ihrer Urbildlichkeit und dadurch zur gewollten und gefühlten Einheit mit Gott wiederherstellen. Gott spricht, ein Endliches schaffend-zulassend, die ewige Liebe, mit welcher er sein überschwängliches Leben umfaßt, in die endliche Welt aus, damit er in der doppelt gefühlten Liebe und Gegenliebe sich in allen Creaturen, alle in ihm sich empfinden mögen. Dieser thatsächliche Begriff ist das ewig offenbare und durch sich selbst für seine Wahrheit zeugende Geheimniß alles Schaffens und alles Geschaffenen, das was alle Lust des Daseins erklärt und allen Schmerz desselben zu versöhnen vermag; worin zugleich die speculativste Gestalt der Idee keineswegs mehr blos gedacht wird, sondern wo sie in erlebbarer Anschauung und mit der tiefsten Gewißheit des Selbstgefühls uns ergreift.

Fichte selbst mochte sich gern als einen Naturforscher bezeichnen der die Natur des menschlichen Geistes in ihrer Tiefe und Fülle darzustellen sucht; er fühlte sich heimischer bei der Betrachtung der lebendigen Wirklichkeit als bei der Untersuchung der Allgemeinbegriffe, der Kategorien, die eine nothwendige Bedingung ihres Seins und Wirkens sind. So war auch in jenen Grundzügen des Systems manches minder klar und scharf aus reiner Vernunft gefolgert, und in der Darstellung nicht so flüssig und anschaulich geworden wie dies bei großen Meistern der Speculation der Fall ist. In den Schriften des Alters erquickt uns die Wärme des Herzens, die Freudigkeit der Ueberzeugung, aber die Darstellung wird mitunter breit und leidet an Wiederholungen. Mir scheinen daher neben dem Leben des Vaters zwei philosophische Werke Fichte's die vorzüglichsten, und das eine wenigstens ist auch durch die Gebildeten der Nation dafür anerkannt worden, indem es rasch in drei Auflagen verbreitet ward: die Anthropologie; die Ethik (1851) mit ihrer umfassenden historischen Einleitung ist indes nicht minder werthvoll.

Ethik ist Lehre vom menschlichen Willen, von demjenigen was als Grundwille, als eigentlich Gewolltes und Angestrebtes — wir setzen hinzu: Gesolltes — die unmittelbaren und damit unter sich

widerstreitenden Wollungen der Einzelnen innerlich bestimmt, was daher als wahrhaft Einigendes und Gemeinschaftstiftendes im Menschengeschlechte sich zeigt. Zwei Betrachtungen knüpfen dies sogleich an Fichte's Gottes- und Weltanschauung an. Im Willen und in seiner freien Selbstbestimmung zeigt sich: Das Selbstische und Individuale des menschlichen Geistes ist kein substanzloses Phänomen einer in ihm sich wie in einer „Maske" versteckenden absoluten Idee, keine vergängliche Blase, welche das ewige Schäumen des Weltgeistes aufwirft: diese Selbstigkeit vielmehr ist tief eigenthümlich und beharrlich, und behauptet sich von eigensüchtiger Bosheit bis zur höchsten Blüte des sittlichen Willens, des Charakters, der durch das ganze Zeitleben sich treu bleibt, weil ihm die unverwüstliche Einheit eines eigenthümlich Substantiellen, Monadischen zu Grunde liegt. Und auf der andern Seite: nur Begeisterung, die unsers Selbstes uns selbst vergessen macht in einer uns ganz erfüllenden Idee, ist auch erfahrungsmäßig die einzige Quelle sittlicher Förderung und geistigen Gelingens.

„Die Thatsache einer im Hintergrund unsers Wesens sich kundgebenden Willensmacht, welche die gewaltigste und gegenwärtigste Kraft unsrer Individualität, den Eigenwillen und die Selbstsucht überwindet und sie zwingt zu unwillkürlicher Selbstaufopferung sich aufzuschließen, durch welche allein, wie durch den stärkern Dämon im Menschen, alles Große und Neuschöpferische vollbracht wird — diese Macht kann nicht blos aus der subjectiven Endlichkeit und Einzelheit unsrer Natur erklärt werden. Es ist hierin das eigentlich Uebermenschliche im Menschen, die Gegenwart eines ewigen, einen und zugleich einenden Willens in der Zwietracht der Einzelwillen zu erkennen. Wirkte nicht ein solcher Wille in unsere Endlichkeit hinein, so wäre keine die Welt und das eigene Selbst überwindende Sittlichkeit möglich. Die Begeisterung, das Dahingenommensein der Person von einer sie durchglühenden Idee, ist das entscheidende Kennzeichen dafür; eine todte selbstgemachte Pflichtmäßigkeit kann uns nicht von dem befreien wovon erlöst zu werden wir gerade bedürfen, von den Banden der Selbstsucht und ihrer wechselnden kleinlichen Zwecke. Die Thatsache einer solchen Erlösbarkeit vom Joche des Eigenwillens kann ein praktischer Beweis für das Dasein Gottes genannt werden, sofern man dabei nur das Misverständniß abhält daß hiemit der Rückschluß auf ein blos jenseitiges, außer dem Menschen zu denkendes Wesen beabsichtigt sei. Jener beiligende

Wille ist selbst die Gegenwart und die wirksame Bewährung des göttlichen Geistes in uns; denn wo wir in der Erkenntniß aufsteigend ein Ewiges und Ursprüngliches in uns berühren, da ist heiliger Boden, da stehen wir den Wirkungen des Göttlichen in uns gegenüber."

Indem nun Fichte zunächst die ethischen Ideen darstellt, dann die Entwickelung des Willens vom Naturell aus im Kampfe mit dem Bösen zur sittlichen Freiheit, zum guten Charakter schildert und daran die Tugend- und Pflichtenlehre reiht, so bringt er das Bleibende, was Kant und J. G. Fichte, was Herbart, Schleiermacher, Richard Rothe auf diesen Gebieten gefunden, in lichtvollen Zusammenhang, eines durch das andere berichtigend oder ergänzend; man gewahrt durchweg wie die eigene sittliche Lebenserfahrung im Bunde steht mit der Kenntniß dessen was die Vorgänger zur Lösung der ethischen Probleme beigetragen, man sieht Herz und Kopf zusammenwirken und fühlt sich im Besten des eignen Gemüths bestätigt, über die eigne Innerlichkeit aufgeklärt.

Ein zweiter, 1853 erschienener, Band reiht daran die Güterlehre, die Verwirklichung der Rechtsidee wie der Idee des Wohlwollens, der ergänzenden Gemeinschaft im Staat, und innerhalb dessen in der Familie, der humanen Gemeinschaft, welche Kunst, Wissenschaft und Religion zur Vollendung der menschlichen Natur im Einzelnen und Ganzen ins Leben ruft und pflegt. Fichte sagt selbst in der Vorrede: „Unsere Ethik lehrt auf allen ihren Blättern: daß es nur einen echten Conservativismus gegeben hat und geben wird, den der künstlerisch fortbildenden Reformen; ebenso nur einen Revolutionismus, wiewohl in doppelter Verlarvung: den des urkünstlerischen Verfrühens, wie umgekehrt der hemmenden Rückbildungsversuche zu historischen Begriffen und Zuständen die längst ihre Autorität verloren haben — in beiderlei Hinsicht daher: der Vertauschung markloser Gespenster mit der lebensfähigen Wirklichkeit und ihren geistigen Mächten." Es waren die Tage getäuschter Hoffnung, ideenloser Reaction und trüber Verstimmung in denen der Philosoph sein Buch als ein tröstendes, mahnendes, zukunftfreudiges hinausgehen ließ. „Solange die Heiligkeit des Familienlebens mit ihrem unzerstörbaren Segen waltet, solange kein christlicher Staat der Aufgabe sich geweigert hat die allgemeine Volksbildung immer höher zu steigern, solange die Religion als die Grundlage wie das Ziel der Gemeinschaft waltet, eben so lange sind die Quellen nicht versiegt aus denen

jede gesunde Wiedererneuerung stammt. Aber wir begehren eines vierten bisher noch streitigen Elements, dessen Wirksamkeit jetzt (1852) fast ganz zurückgedrängt ist, das vielen sogar gefährlich dünkt. Es ist der alt und echt germanische Geist freier Genossenschaften, über die schon Johannes Müller die folgenreiche Bemerkung machte: „daß die deutschen Völker in allen Krisen sich durch die Association geholfen haben.“ In der That sind auch wir der festen Meinung daß nur durch Stärkung des Geistes der Genossenschaft von unten her alle socialen Probleme, die auf uns lasten, dauerhaft gelöst werden können. Man hat im Socialismus ein Verführerisches, ja Zerstörung Drohendes erblickt, eine Täuschung schlimmster Art. Allerdings ist dieses Princip, abgelöst von den andern ergänzenden Elementen der Sittigung und einer langsam wirkenden Volksbildung, tumultuarisch versucht und falsch angewendet, besonders als politischer Köder misbraucht, zum gefährlichen Gaukelspiel ehrgeiziger Demagogen geworden. Aber jedes Große, Tiefaufregende hat diesen Misbrauch erfahren, und auch aus der Reformation sind Bilderstürmer und Schwarmgeister aller Art hervorgegangen.“

Man wird einwerfen: ein Verführerisches, Zerstörung Drohendes im Socialismus zu erblicken sei keine Täuschung gewesen. Gerade die Quellen der Genesung die Fichte erwähnt, Familie, Religion, seien angetastet, das Christenthum Hunderttausenden für einen Wahn erklärt, unsere ganze Gesittung gefährdet; — die Antwort im Sinne des Philosophen liegt nahe: weil eben ehrgeizigen nihilistischen Demagogen überlassen ward was die Sache weiser wohlwollender Staatsleitung und religiöser Seelsorge hätte sein sollen, weil seine Mahnung überhört worden! Das Christenthum habe man mit der orthodoxen Dogmatik verwechselt, die von der Bildung der Gegenwart ungenährten, ihr feindlichen Geistlichen haben das Volk aus der Kirche hinausgepredigt und einem materialistischen Aberglauben in die Arme getrieben, während er ausdrücklich gesagt: „Man vergönne dem Christenthum endlich zu seiner angestammten Kraft sich zu erheben, als die reine Religion der Liebe hervorzutreten, und nichts anders sein zu wollen als dies, dann wird es auch seine umgestaltende Allgewalt auf die Gemüther üben, den eingebornen Keim der Liebe unwiderstehlich in ihnen zu wecken. Nur darum und nur insofern ist das Christenthum uns die absolute Religion, der Glaube der Zukunft, weil sie, richtig gedeutet, am reinsten die Religion der

Liebe ist.“ Zwei Männer, welche Rahel einmal die beiden Augen Deutschlands nannte, Goethe und J. G. Fichte, haben vor vielen Jahren bereits eine auf harmonische Bildung der Einzelnen gegründete harmonische Gesellschaft als ein Ideal geschildert, das mit Besonnenheit langsam zu verwirklichen sei; unser Denker hat in solchem Sinne die beiden Sätze aufgestellt und durchgeführt: daß die Vollkommenheit des Einzelnen und die der Gemeinschaft Hand in Hand gehen und nur durch einander gewonnen werden können; daß der wahre Vortheil des Einzelnen auch der der Gesammtheit sei und umgekehrt. Es ist die Idee der ergänzenden Gemeinschaft, des Wohlwollens, kraft welcher unser Werk darthut wie der Staat als sittlicher Organismus nicht blos durch die Rechtsordnung den Individuen Schutz und Sicherheit gewährt, sondern auch für die äußere und innere Wohlfahrt der Bürger in der Art sorgt, daß er ihnen die Möglichkeit und die Mittel bietet durch Ausbildung ihrer eigenthümlichen Kraft und Gabe ihren Genius zu verwirklichen, ein menschenwürdiges sittliches Leben zu führen. Der Culturstaat schirmt und pflegt Kunst, Wissenschaft, Religion um die humane Gesittung und Bildung allseitig wecken und wachsen zu lassen, die Ideen des Schönen, Wahren, Guten, als die idealen Güter die das Leben lebenswerth machen, im Volksgemüth zu verwirklichen.

Fichte's Anthropologie, welche zuerst 1856 erschien, begründet die Lehre von der menschlichen Seele auf naturwissenschaftlichem Wege. Er sucht den Umfang der Erscheinungen des Seelenlebens empirisch aufzufassen und unter gemeinsame Gruppen zu ordnen, das Wiederkehrende und das Seltene, das Ausgemachte und das Zweifelhafte im Thatsächlichen selbst zu verzeichnen; dann durch Rückschluß von den Erscheinungen auf den gemeinschaftlichen Grund derselben das Wesen der Seele zu erkennen und danach die Erscheinungen zu erklären. So soll der Mensch über sich selbst und über seine Bestimmung verständigt werden. Fichte beginnt mit einer Prüfung der spiritualistischen und materialistischen Lehren nach ihrem Recht und ihrer Schranke, und reiht daran die Psychologie des pantheistischen Monismus und des realistischen Individualismus. Die dualistischen Theorien, die den Menschen in den Gegensatz von Leib und Seele spalten, erscheinen ebenso ungenügend wie die welche das eine Selbstbewußtsein zum Product vieler selbstlosen Stoffe machen; nirgends ist Leib ohne daß darin Seelenwirksamkeit gegenwärtig wäre, nirgends Seelenwirksamkeit

ohne leibliches Substrat. Die Seele ist ein reales individuelles Wesen, sie bildet sich den organischen Körper an, welcher ihrer Eigenthümlichkeit entspricht, und das Organ ist wodurch sie aus dem bewußtlosen Zustande sich zum Bewußtsein entwickelt, dessen sie von Haus aus fähig ist, dessen Quell sie in sich selber trägt, das ihre eigene That ist. Sie für raum- und zeitlos halten heißt sie nirgendwo und nirgendwann existiren lassen. Raum und Zeit sind die Formen aller Realität, auch der geistigen; die Seele ist nicht blos bewußte Substanz, sie ist reale Organisationskraft, sie bringt aus sich die Form und Gestalt hervor, in welche sie die anorganischen, selbstlosen Kräfte oder Atome hineinzieht, um den äußeren Leib zweckmäßig zu bilden; die bleibende organische Form, innerhalb deren die Stoffe wechseln, wird von Fichte als der innere, der Seelenleib mit einem, wie mir scheint, nicht glücklichen, weil misverständlichen Ausdruck bezeichnet. Wenn Lotze in der „Medicinischen Psychologie“ den Antheil des Leibes an den Seelenvorgängen betonte, so suchte Fichte die stets mitwirkende, allerdings unbewußte Seelenthätigkeit bei den organischen Verrichtungen darzulegen. Der Leib ist der reale, das Bewußtsein der ideale, uns selbst empfindlich werdende Ausdruck unserer Individualität. Die Seele ist nicht völlig selbstbewußte Substanz, dem größten Theile nach bleibt sie für sich selbst in Dunkel gehüllt, und ihre bewußtlose Thätigkeit trägt das Gepräge instinctiver Vernünftigkeit, wie wir eine bewußtlose Vernunft in der ganzen Natur walten sehen. Das Höhere bedient sich des Niederen als Darstellungsmittel; so dienen der Geistesmonade die selbstlosen realen Wesen, die in ihrer Wechselbeziehung die unorganische Natur bilden, zur äußeren Verleiblichung. Alles ist real, raum- und zeitsetzend und sich corporisirend, der Geist wie das einfachste chemische Element; nichts ist aber blos real, todt chaotisch, zusammenhangslos irrationell, sondern auch das äußerste der Elemente ist dazu geartet als Verleiblichungsmittel des Seelischen zu dienen und damit seine höhere Natur anzuziehen. Es ist auch für Fichte die Phantasie kraft welcher die Seele ihre innere Zuständlichkeit nicht minder im eigenen Leibe zur Erscheinung bringt, als sie in der Sphäre des geistigen Lebens ihre Empfindungen in Bilder übersetzt, ihre Ideen in künstlerischen Idealen veranschaulicht.

Nach Fichte's Weltansicht haben alle besondern Realen ihren Grund in dem Einen, in Gott; da sind sie präformirt, und treten in die eigenthümliche Wirksamkeit hervor sobald die

Bedingungen dafür geboten werden. So auch die menschliche Seele. Und wie sie durch stets wechselnde Stoffe sich in der Erscheinungswelt verleiblicht und ihr Leben gerade dadurch frisch und jung erhält daß sie das Verbrauchte ausscheidet, so läßt sie im Tode vollständig die sinnlichen Medien fallen, durch die sie in die irdische Sichtbarkeit eintrat, behauptet aber die ihr eigenthümliche Organisationskraft für neue Verleiblichungsmittel. Ihr Wesen ist unvergänglich. Und hier geht Fichte einen Schritt weiter und sieht in der gegenwärtigen körperlichen Daseinsweise mannichfaltige Hemmungen und Schranken für das geistige Wirken, dessen höhere Natur in den ekstatischen Zuständen des Hellsehens und Fernwirkens frei werde und uns eine künftige Lebensform ahnen lasse. Niemand wird leugnen daß er sich unbefangen und Wahrheit suchend auf diesem zweifelhaften Gebiete bewegt, wo die Thatsachen von den Gebilden der Einbildungskraft so schwer zu unterscheiden sind, so daß ich wenigstens hier den festen Boden nicht sehe, wo wir Anker werfen, von wo aus wir unsere Schlüsse aufs unbekannte Land machen können.

Ein Augenleiden des Verfassers trägt die Schuld daß die Psychologie, welche als Darstellung des bewußten Seelenlebens an die Anthropologie sich anschließt, nicht so gleichmäßig ausgeführt und vollendet ist. Von dem Trieb leitet er uns zum sittlich freien Willen, vom sinnlichen Empfinden zum Vorstellen und Denken hin, und entwickelt mit Vorliebe und reicher Einsicht den großen Antheil der Phantasie an all unserm Geistesleben, ohne indeß sie, die eine Eigenschaft oder Wirkungsweise eines Realen ist, zu einer für sich seienden Realität oder gar zum „Weltprincip“ zu steigern, wie neuerdings versucht worden. Auch hier kommt Fichte auf dem Weg empirischer Forschung zu dem Ergebniß daß der Menschengeist im göttlichen Geiste webt und lebt und deshalb den Eingebungen, Anregungen, Offenbarungen des göttlichen Geistes, nicht von außen, sondern von innen her, offen steht und theilhaftig ist. „Wie schon die alten Dichter, offenbar aus dem Zeugniß des eigenen Innern schöpfend, es preisend verkündeten, ist der Menschengeist göttlichen Geschlechts, ist göttlicher Erregung aufgeschlossen, und zwar keineswegs als universalistisches Gattungswesen, sondern gerade sofern in ihm das concret Persönliche, die Eigenthümlichkeit, zum Bewußtsein und zur Geltung kommt, eben das was wir Genius nennen. Dies nun ist die schlechthin höchste, zugleich die begeisterndste Einsicht welche der Mensch über sich gewinnen

kann, das tiefste Ergebniß seines Selbsterkennens. Wer dieser Ewigkeit, dieses Antheils, am Göttlichen thatsächlich inne geworden dem ist das Räthsel seines Daseins gelöst, der hat der tiefen Sehnsucht genug gethan, welche ihn mitten in der Sinnenwelt, in der Zeitlichkeit nie vorlassen wollte. Er hat die Zeit überwunden, indem er mitten in der Zeitlichkeit die Quelle des Ewigen in sich entdeckt hat."

In solch subjectiver Gewißheit lebte Fichte je mehr er im Alter den Blick nach innen wandte. Ihm galt für sicher was Kant einmal als kühne Hypothese ausgesprochen: „daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich geknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindruck empfange. Wenn durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden hat, und die gesammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würde sie dort in den Wirkungen wiederfinden die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat. Die Gegenwart und die Zukunft würden also gleichsam aus einem Stücke sein und ein stetiges Ganzes ausmachen selbst nach der Ordnung der Natur . . . Abgeschiedene Geister können zwar nicht unsern äußern Sinnen gegenwärtig sein, aber wohl auf den Geist des Menschen wirken, mit dem sie zu einer großen Republik gehören, so daß die Vorstellungen welche sie in ihm erwecken sich nach dem Gesetz seiner Phantasie in verwandte Bilder kleiden und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenstände als außer ihm erregen." In solchem Sinne schrieb Fichte das Buch über die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen (1867), das umfassendste und gründlichste was über die Unsterblichkeitsfrage überhaupt vorhanden ist, indem er mit Recht der Ansicht war daß diese nur im Zusammenhang einer ganzen Weltanschauung behandelt und gelöst werden könne. Er sah in unserm gegenwärtigen Dasein nur den Ausschnitt einer Curve, die nach beiden Seiten über sich hinausweist, und suchte das Ganze aus den Elementen des Bruchstücks zu bestimmen. Die Erde war ihm nur die Geburtsstätte des Geistes, der Ort wo der ewige Lebenskeim des Menschen den Anfang seiner Selbstbildung macht, die Bedingungen seines Zu-

sichselbstkommens findet. Das Ungenügen am Irdischen, was gerade die tiefsten Gemüther erfüllt, weist auf eine künftige Vollendung hin. Wäre unser gegenwärtiges Leben das einzige, dann hätten Schopenhauer und Hartmann recht es elend zu nennen; in der That aber ist es bestimmt unsere Kraft zu wecken, das Selbstgefühl im Denken und Wollen durch den Kampf ums Dasein erstarken zu lassen und zugleich uns nach innen zu wenden, vom Vergänglichen uns aufs Ewige zu richten, und damit ist die Noth heilsam und ein nothwendiges Gut.

Aber Fichte wußte daß zur vollen Erkenntniß, zum wissenschaftlichen Beweise beides gehört, Erfahrung des Thatsächlichen und Einsicht in das Vernunftnothwendige. Und so suchte er nach den Erfahrungsthatsachen und glaubte eine solche in der Auferstehung Jesu gefunden zu haben. Daß der Glaube der Jünger an sie zu den unbezweifelbaren Ereignissen der Weltgeschichte wie zu den folgereichsten gehört das gibt jede Kritik zu; Fichte sah die einfachste und leistungsfähigste Erklärung darin daß der Geist des Abgeschiedenen sich den Jüngern als der Lebendige geoffenbart habe. „Die Auferstehung Jesu war eine Christophanie, ganz analog derjenigen welche auch Saulus erfuhr um ihn zu einem Paulus umzuschaffen, und von gleich mächtigem Erfolge: durch thatsächliche psychische Einwirkung, nicht aus theoretischen Ueberlegungen, wurden die Jünger überzeugt daß ihr Meister fortlebe in der Geisterwelt, und daß seine Verheißung erfüllt werde auch sie aufzunehmen in sein himmlisches Reich. Durch diese psychische Wirkung waren sie zugleich von der Fortdauer ihres eigenen Geistes factisch überzeugt; es war ihnen eine unmittelbare Erfahrung zutheil geworden. Sie gehörten von nun an mit eigen erlebter Zuversicht der Gemeinschaft einer höhern Welt an, und diese Zuversicht begleitete sie in die Gefahren des Kampfes hinein, welche die Verkündigung dieser frohen Botschaft zur Folge hatten."

Die ausführliche Begründung dieser Auffassung veranlaßte es daß Ludwig von Güldenstubbe und seine Schwester Julie mit Fichte in persönliche Verbindung traten und ihn auf die Uebereinstimmung mit dem modernen Spiritualismus hinwiesen. Er hatte, wie wohl die meisten unsrer Leser, von den klopfenden und schreibenden Tischen, von den öffentlichen Schaustellungen der Medien eine ungünstige Meinung und verhielt sich abwehrend dagegen. Indessen trat er der Sache näher, und sagte sich: Wenn die Bekenner des Spiritualismus in Amerika nach Millionen, in

Deutschland nach Tausenden zählen, so kommt er einem Bildungsbedürfniß entgegen. Der theoretische und praktische Materialismus gewährt jenen so wenig Befriedigung wie der kirchliche Dogmatismus; der Spiritualismus aber sucht den Thatsachenbeweis für die Unsterblichkeit der Seele zu führen, und stillt damit die Sehnsucht derselben nach dem Ewigen. Fichte suchte nun nach classischen Beispielen für Geistererscheinungen, und bedachte zu wenig daß hier alles dem innern subjectiven Empfinden und der gestaltenden Einbildungskraft angehört, und die objective Realität, die beide anregt, von andern als den Empfindenden nicht erfahren oder bestätigt werden kann. Aber er betrat dieses Gebiet getreu dem Apostelwort: „Prüfet alles und das Beste behaltet!" Er betrat es wie Fechner und Ulrici, Zöllner und Huber mit dem Muthe der Wahrheit, der den Spott der öffentlichen Meinung nicht fürchtet, wenn es gilt Erscheinungen ins Gesicht zu sehen die den herkömmlichen Annahmen derselben nicht gemäß sind. Er ertrug die Zweifel und Bedenken, die ich ihm in einer Anzeige seiner Schrift über den neuern Spiritualismus in den „Blättern für literarische Unterhaltung" öffentlich äußerte, wie jenen von Kant in den Träumen eines Geistersehers so meisterhaft angeschlagenen ironischen Ton, der in meiner mündlichen Besprechung nachklang, und half sich selber lachend über die banale phrasenhafte Flachheit der Geisterschriften auf Schiefertafeln mit der Antwort hinweg: „Du glaubst nicht wie trivial gewöhnlich die Leute sind! Und Aristoteles und Goethe haben kein Interesse an den Medien, noch diese Gewalt über sie." Ja, er selber schrieb: „Sollen wir dessen sicher sein daß in jenen Phänomenen die jenseitige Geisterwelt sich offenbare, so kann dies auf keine andre Weise als durch den geistigen Werth ihres Inhalts bezeugt werden — nicht in jenen bedeutungslosen, theils absurden, ja theilweise fratzenhaften Manifestationen, in welche die physikalischen Phänomene zumeist auslaufen."

Bis Mitte April dieses Jahres war Fichte geistig frisch, aber er fühlte wie er sich körperlich schonen mußte und wünschte einen sanften Hinübergang. Da traf ihn ein Schlaganfall. „Männlich stark sagte dem Vater der Sohn auf seine Bitten wie es mit ihm stehe, männlich stark hörte es der Vater. Und von da an war sein Geistesleben ganz der Innenseite und dem Ewigkeitssinn des menschlichen Wesens zugewandt, bis er eingehen durfte in die Welt aus der Kunde zu bekommen und zu geben ihm nicht Sache unwürdigen Vorwitzes war, sondern als Angelegenheit von höchstem

Belang für das dermalige Geschlecht erschien.“ So Pfarrer Fischer in der Grabrede. — Monatelang haben Aufregung und Unruhe mit großer Ermattung, Delirien mit lichten Momenten gewechselt. Der Sohn schrieb mir über diese Zeit: Der theure Mann hat selbst wenig von seinen Leiden empfunden. Meist war er ja in ekstatischen Zuständen, predigend, als Redner zu einer großen Gemeinde eine heilvolle Lehre verbreitend u. s. w. In klaren Pausen erflehte er seine Erlösung und segnete die Seinigen. Er, der so viel über visionäre Zustände und Manifestationen gedacht und geschrieben, hat dergleichen auch in seiner langen von großer Hirnaufregung begleiteten Krankheit niemals selbst erlebt. Seine Ueberzeugung vor den Geistern der vor ihm geschiedenen Lieben umgeben zu sein mischte sich so sehr in seine Phantasien, daß man wol den Uebergang zu einer Anrede an solche erwarten durfte; dergleichen blieb aus. Sein Sterben war recht eigentlich die Einkehr in eine ersehnte Heimat.“

Wollen wir die Summe von Fichte's Streben und Wirken ziehen, so können wir es mit den Worten thun welche er im achtzigsten Jahre selbst in der Vorrede zur dritten Auflage der Anthropologie niederschrieb: „Der Wahlspruch unsrer Vorfahren lautete: Mens agitat molem — der Geist, die Vernunft unterwirft sich die niedren Naturelemente in der äußern Sinnenwelt wie in der rohen Unmittelbarkeit des menschlichen Innern, bezwingt, gestaltet sie und stellt in ihnen wie in seinem Abbilde sich selbst dar. Dieses war die stillwirksame oder die klar erkannte Zuversicht der großen Culturheroen in der Menschengeschichte, welche sie begeisterte über jener rohen Unmittelbarkeit des Völkerlebens ein Reich des Geistes, der Zucht und Sitte, der Staatsordnung und Gesetzgebung auszuführen, aber auch zum Dienste des höchsten Geistes, zur Religion, die Menschheit emporzubilden. Jene Heroen empfanden tief daß dem so sein solle, und in Kraft dieser Zuversicht vollbrachten sie unter Kampf und Mühe ihre großen Cultur-Thaten. Sie wußten oder glaubten daß die Masse, der Stoff, keine Widerstandskraft besitze gegen die höhere Macht des Geistes, und sie bestätigten diesen Glauben durch den Erfolg ihrer Thaten. Die Wissenschaft aber, die echte auf den Grund gehende, erweist daß was da sein solle zugleich das wahrhaft Wirkliche sei. Sie ist der thatsächliche Nachweis daß in allem und jedem was unsrer Erfahrung zugänglich Vernunft, Wohlordnung, Weisheit das innerlich Wirksame und Gestaltende sei. Woraus weiter folgt

daß unserer Vernunft das Wesen der Dinge durchdringlich, erkennbar sein müsse, so gewiß in jedem derselben ein Vernünftiges wirke und sich offenbare. Das Aufsuchen und Erforschen der Vernunft in jeglichem ist der Geist des Idealismus, nicht blos in der Philosophie, sondern aufs eigentlichste in der Empirie, deren Beruf und Werth darin besteht die Idee, welche in jeder Naturerscheinung wirkt, zum erkannten Begriff zu erheben. In der Pflege dieses Geistes, im Praktischen wie in der Theorie, ruht die unversiegbare Kraft durch welche die Menschheit aus ihren Irrthümern und Bedrängnissen sich wiederherzustellen vermag."

Hermann Ulrici.

(Allgemeine Zeitung 1884.)

Am 14. Januar hat Hermann Ulrici ein thatenreiches, aber an Ereignissen einfaches Gelehrtenleben beschlossen. Am 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz geboren, erhielt er seine Gymnasialbildung in Leipzig, wohin sein Vater als Oberpostverwalter gekommen. Seit Ostern 1824 studirte er in Halle und Berlin, dem Wunsche des Vaters folgend, die Rechtswissenschaft, und ward Referendar, entschloß sich aber dann seiner Neigung für Philosophie und Poesie nachzugeben und sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er schrieb eine Charakteristik der antiken Historiographie, welche W. von Humboldt's Anerkennung fand, und habilitirte sich mit derselben 1833 in Berlin. Er schrieb einige Novellen, die Tieck beifällig beurtheilte, fand aber selbst daß er mehr kritisch reproductiv als selbstschöpferisch in der Kunst war, und wandte sich zu einer Geschichte der hellenischen Poesie, deren zwei erste und einzige Bände 1835 erschienen, das Epos und die Lyrik behandelnd. Er faßte beide als die Spiegelung des äußern und innern Lebens, zusammengehörig wie Welt und Ich, und darum auf eine Verschmelzung im Drama zum vollendeten Abbild der Menschheit hindeutend. Diese hat Ulrici bei den Griechen nicht dargestellt, dafür trat Shakespeare bei ihm in den Vordergrund. Jenes Jugendwerk aber war ein erster und sehr dankenswerther Versuch aus der Natur des hellenischen Geistes und seiner Geschichte die Eigenart seiner Poesie und ihre Entwickelung zu begreifen, nicht ausschließlich am Einzelnen zu haften, sondern den Zusammenhang des Ganzen ins Auge zu fassen und über das Gebiet der Kunst hinaus auf Staat, Religion und Philosophie hinzublicken, diese als Glieder desselben Organismus zu be-

trachten, mannichfache Entfaltungen einer und derselben Idee. Ja die Harmonie der Schönheit im Bilde dieses Organismus erschien dem Denker als das Kriterium der Wahrheit seiner Schilderung. Die Kunst ist ihm keine bloße Nachahmung der Natur, sondern eine Offenbarung Gottes im Menschen, die geistige Kraft des Menschen das Göttliche in sich und in der Natur zu erfassen und aus sich und der Natur zur Darstellung zu bringen; „die Kunst stellt das Unendliche in der einzelnen Erscheinung, die Philosophie und Wissenschaft die einzelne Erscheinung im Unendlichen dar; die Religion vereinigt beides, indem sie das Unendliche in der einzelnen Erscheinung, sowie die einzelne Erscheinung im Unendlichen fühlt und durch das Gefühl weiß (glaubt — denn das Wissen des Gefühls ist der Glaube)." Durch diese auf die Principien gerichtete Auffassung und durch die ästhetische Würdigung Homer's, Sappho's, Pindar's und anderer Dichter des Alterthums behauptet das Buch Ulrici's seinen Werth, wenn es auch an philologischer Genauigkeit und Gründlichkeit durch Bernhardy, an Klarheit und Leichtigkeit der Behandlung durch Otfried Müller übertroffen ward.

Die Vorrede unterzeichnete Ulrici bereits als Professor in Halle; er war 1834 dorthin rasch als Extraordinarius berufen worden, und blieb das recht lange, bis er in den 60er Jahren eine ordentliche Professur für Philosophie und Kunstgeschichte erhielt. Er gründete sich ein behagliches Familienleben, und vereinsamte erst vor einigen Jahren durch den Tod seiner Gattin, während Sohn und Töchter auswärts den eigenen Herd fanden. Geachtet von der Bürgerschaft, als einer der ersten unter den Genossen angesehen, lebte er friedsam, seit 1847 als Redacteur der von Fichte gegründeten Zeitschrift für Philosophie wol in eine oder die andere literarische Fehde verwickelt, in seinen Grundsätzen und dem mäßigen, aber dauernden Erfolg seiner Werke unerschüttert. Seine Darstellung hatte so wenig im mündlichen Vortrag wie in den Büchern etwas schwungvoll Hinreißendes; sie verlangte ernste Mitarbeit; es galt ihm um Klarheit und bewiesene Wahrheit; seinen Grundsatz hat er selber einmal in einer Vorrede formulirt: „Ich habe auf alle geistreichen Einfälle, Pointen, Antithesen und Combinationen, wie auf allen Schmuck der Rede verzichtet. Ein Fünklein Wahrheit, ein neuer haltbarer Grund für einen vielleicht uralten Gedanken hat für die Wissenschaft mehr Werth als ein ganzes Feuermeer jener schillernden Geistesblitze, die nach kurzem Leuchten nur ein so tieferes Dunkel zurücklassen."

Bleiben wir zunächst auf ästhetischem Gebiete, so tritt uns als ein Lebenswerk Ulrici's das Shakespeare-Buch entgegen. 1839 erschien es als ein mäßiger Band, zehn Jahre später erhielt derselbe in zweiter Auflage fast die doppelte Stärke, 1868 ward die Ausgabe letzter Hand in drei Bänden veröffentlicht. Mit jugendlichem Enthusiasmus war es begonnen, der Philosoph suchte die Ideen der Dramen zu erfassen, und ein sittlich strenger, christlich frommer Sinn gab sich dabei in Ausdrücken kund die an den Haller Pietismus anklangen. Die zweite Auflage hat dies ins allgemein Menschliche gemildert und zugleich die ganze Geschichte der dramatischen Poesie in England herangezogen um Shakespeare als ihren weitleuchtenden Gipfel erblicken zu lassen. Die dritte Auflage gibt der Kritik auch manchen Dichtungen gegenüber ihr Recht; es wird nicht mehr alles bewundernd in das gleiche Licht gestellt, ohne daß indeß der große Werthunterschied in einem Lear und den beiden Veronesern, in einem Othello und Wintermärchen so betont würde wie das recht gut geschehen kann ohne einem Poeten zu nahe zu treten, der sich durch Studien nach vorhandenen Mustern entwickelt hat und manchmal rasch für seine Bühne ein Stück schaffen mußte. Das aber zieht sich als rother Faden durch alle drei Bearbeitungen: „Shakespeare's Größe ruht nicht blos auf seiner eminenten Begabung für die dramatische Kunst, sondern ebenso sehr auf dem Kern seines persönlichen Charakters, auf seiner ebenso tief ethischen wie hochpoetischen Weltanschauung.“ Die Grundzüge derselben lassen sich so bestimmen: Schicksal und Gemüth sind synonyme Begriffe. Gott, seine Liebe und Gerechtigkeit regiert die Weltgeschichte, und dadurch wird das Schicksal eins mit der Action und dem Ideengehalte derselben. Der Mensch ist Herr seines Schicksals und dies zugleich göttliche Fügung. Es wird abgeleitet aus dem Charakter, der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der handelnden Personen, zugleich aber aus dem Zustande des geschichtlichen Lebens und der es bestimmenden sittlichen Weltordnung: diese drei Ursachen kommen in ihrem Zusammenwirken zur Anschauung. Das Göttliche ist das wahre Wesen des Menschen, die Einigung des Willens mit ihm die ethische Nothwendigkeit und zugleich die wahre Freiheit.

Das Tragische liegt im Leiden und Untergang des menschlichen Großen oder Schönen infolge seiner Schwäche oder überwältigenden Leidenschaft, seiner Einseitigkeit oder Selbstsucht, oder indem die ganze Willenskraft ein einzelnes Recht oder Gut aus-

schließlich ergreift und rücksichtslos alles andere hintansetzt. Das Komische liegt darin daß Schwäche, Willkür, Thorheit einander selbst paralysiren, wodurch das Vernünftige und Gute als das Beständige erscheint oder einen heitern Sieg erringt. Dabei hebt der Humor die Kleinheit und Unangemessenheit aller menschlichen Dinge in Bezug auf das Ideal hervor, und hegt doch zugleich das Kleine und Schwache mit warmem, gefühlvollem Herzen, während er darüber spottet; oder er läßt den Volkswitz mit seinem Realismus den hochfliegenden Bestrebungen der Helden eine lächerliche Seite abgewinnen, ja mitten in das Tragische hinein ein komisches Streiflicht fallen. Die Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und Charaktere einigt der Dichter durch eine Idee, die als die Schicksalsmacht alle umschlingt, oder die Atmosphäre bildet welche alle athmen, sodaß ein sittlicher Grundgedanke in mehrern Handlungen waltet oder in contrastirenden Bildern offenbar wird. So können die individuellen, originellen Charaktere an die Stelle der typischen treten, so kann auch das Absonderliche, Seltsame aus dem Getrieb derselben hervorgehen und doch alles eine allgemeingültige Bedeutung und künstlerische Weihe erhalten. Hin und wieder hat Ulrici nicht blos ausgelegt, sondern dem Dichter auch etwas untergelegt, hin und wieder die Darlegung der gemeinsamen Idee durch die Doppelhandlung etwas schablonenhaft behandelt, im großen Ganzen ist seine Entwickelung von Shakespeare's Lebensansicht, Kunst und Stil durch die Nachfolger oder Mitarbeiter, wie Gervinus, Kreyssig, Bulthaupt, nicht in Schatten, sondern ins Licht gestellt worden. Ulrici war um dieses Werkes willen viele Jahre Präsident der deutschen Shakespeare-Gesellschaft; als solcher schrieb er auch die Einleitung zu einer neuen Herausgabe der Schlegel'schen Shakespeare-Uebersetzung mit Ergänzung der von diesem nicht bearbeiteten Dramen durch andere, zum Theil neue Uebersetzungen.

Im Jahre 1876 veröffentlichte Ulrici eine Sammlung von „Abhandlungen zur Kunstgeschichte als praktische Aesthetik". Er hat hier vornehmlich den Kirchenbau und die großen Meister der Malerei charakterisirt, während er im Vergleich mit Shakespeare auch Calderon, Goethe, Schiller würdigte; scharfsinnig überall auf das Wesen und die ganze Lebensansicht blickend, aber zu einseitig alles nach Shakespeare'schem Maßstab messend, sodaß Rümelin sich veranlaßt sah, einmal auf den Standpunkt Goethe's zu treten und die Fortschritte der deutschen Bildung und ihrer Culturideale zu betonen.

Diese Werke hätten neben dem Beruf des Universitätslehrers und seinen Amtsgeschäften ein erfolgreiches Leben bezeichnet und schon ein schönes Zeugniß eigenthümlichen Denkens und Forschens gegeben; doch waren sie für Ulrici mehr die Früchte einer peripherischen als einer centralen Thätigkeit, wenigstens lag für ihn selbst der Schwerpunkt seines Strebens und Wirkens in dem Bemühen eine wissenschaftliche Philosophie zu begründen, die Ergebnisse der Naturforschung für die Erkenntniß der materiellen Welt und des menschlichen Organismus zu prüfen, das Hypothetische von dem Erwiesenen zu sondern, und nicht im Widerstreit mit diesem, sondern auf der Basis des Realen selbst das Ideale, die sittlichen Principien, die Religion und die Gottesidee darzustellen, und den lebendigen selbstbewußten Gott als die Voraussetzung und das Ziel der Natur und Geschichte und der diese behandelnden Wissenschaften aufzuzeigen. Er begann in einer kritischen Schrift über Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie 1841 sich zunächst mit der damals herrschenden Schule auseinanderzusetzen, und ließ dann ein umfassenderes Werk über das Grundprincip der Philosophie (1845—46) erscheinen, in welchem er die neuern Denker alle von Cartesius bis zur Gegenwart vorüberführt, das bleibend Errungene aus der Fülle des Gebotenen zu sichten und nachzuweisen wie die Denknothwendigkeit direct von ihnen anerkannt oder stillschweigend vorausgesetzt sei um zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Seine eigene Lehre sollte durch die Erkenntnißtheorie in einem System der Logik begründet werden, das in breiterer wie in compendiärer Fassung mehrere Auflagen erlebte; 1858 ließ er ihm noch eine Schrift über Glauben und Wissen folgen, und diese war wieder die Vorbereitung für die Bücher: Gott und Natur, Gott und Mensch, die seit 1862 erschienen und mehrmals in erweiterter neuer Bearbeitung eine wachsende Verbreitung und Anerkennung fanden.

Nach wissenschaftlicher Sicherheit der Erkenntniß strebend geht Ulrici mit Cartesius und Kant von uns selbst, von unserm Denken aus; daran können wir nicht zweifeln. Er wirft die Doppelfrage auf: Worauf beruht die Gewißheit und Evidenz im besondern Erkennen, was gilt uns für gewiß? und dann: Wie kommen wir zu bewußten Vorstellungen, wie entsteht das Selbstbewußtsein? Evident ist das Denknothwendige, was wir denken müssen und nicht anders auffassen können. Es ist ein doppeltes, einmal das was aus der Natur unsers Denkens, aus den logischen Normen

und Gesetzen unmittelbar folgt, dasjenige ohne welches das Denken selbst nicht möglich wäre, oder was aus seiner Wesensbestimmtheit sich ergibt — und daraus entsteht der Idealismus. Daneben aber haben wir Sinnesempfindungen, Gefühle, Anschauungen, die sich uns aufdrängen, die wir nicht ändern oder abweisen können, die immer und für alle sich in gleicher Weise darstellen. Wir schließen nach dem in uns liegenden Causalitätsgesetze auf wirkende Kräfte außer uns, die eine zwingende Gewalt auf die Erzeugung der Empfindungen und Anschauungen in uns üben, wir sehen in ihnen den unleugbaren Beweis des Thatsächlichen — und begründen darauf das Erfahrungswissen, den Realismus. Wo beides zusammentrifft, das Denknothwendige, Vernunfterschlossene, und das der Empfindung sich Aufdrängende, Wirkliche, da haben wir volle Wissenschaft. Thatsachen ohne die Einsicht in ihr Gesetz, Gesetze ohne die Einsicht in ihren Zusammenhang, Wirkliches ohne die Einsicht daß und warum es vernünftig ist, sind Stufen zum wahren Wissen, ebenso die Ideen der Vernunft, wie Gott, Ewigkeit, Unendlichkeit, die wir wol als nothwendige Voraussetzung oder Ergänzung des Erfahrenen aus demselben folgern, während sie der unmittelbaren Anschauung mit ihrer zwingenden Gewalt ermangeln.

Den größten Nachdruck legt Ulrici auf unser Denken als unterscheidende Thätigkeit. Jedes Ding und jeder Gedanke hat seine Bestimmtheit im Unterschiede von andern; Unterscheiden ist zugleich Beziehung des Verschieden, und setzt eine gemeinsame Sphäre desselben und ein einheitliches unterscheidendes Wesen voraus. Nur unser Bewußtsein unterscheidet und vergleicht die Dinge. Es ist aber nicht fix und fertig in uns vorhanden, es entsteht, entwickelt sich, verliert sich im Schlafe, ist selbst ein Ergebniß innerer Thätigkeit und an Bedingungen geknüpft. Die Entstehung unserer Vorstellungen ist an die Reizung unserer Sinnesnerven, an die dadurch veranlaßte Empfindung gebunden. Nun sind aber Klang, Licht, Wärme nicht außer uns als solche da, sodaß wir sie aufnehmen wie der Spiegel ein Bild; vielmehr werden die Ortsbewegungen der Atome, die Wellenbewegungen der Luft und des Aethers von uns in Empfindungen übersetzt; es ist ein seelenhaft idealischer Vorgang durch welchen sie als die Lebensacte unserer Innerlichkeit erzeugt werden. Wir bedürfen ihrer um zu uns selbst zu kommen, uns als die producirende Thätigkeit von ihnen zu unterscheiden und als Ich zu erfassen, zu setzen. So kommen wir durch die unterscheidende Thätigkeit zum Bewußtsein;

sein Inhalt ist mannichfach und wechselnd, es selbst das Einige, Bleibende. Nun setzt die Unterscheidung mindestens zwei Objecte voraus, die voneinander verschieden sind. Bloße Einerleiheit wäre das Bestimmungslose, das Nichts; Etwas ist nur indem es dieses und nicht das andere ist, aber es ist auch nur insofern zugleich das andere ist. Denknothwendig lautet also das erste Denkgesetz: Alles Gedachte ist ein Unterschiedenes, dieses und kein anderes, A = A und nicht = B, der Satz der Identität und des Widerspruchs, die nicht getrennt werden können. Zugleich aber unterscheiden wir unsere Vorstellungen von unserm vorstellenden Selbst; es ist die Thätigkeit, sie sind die Thaten, es die Ursache, sie die Wirkung. Die unterscheidende Thätigkeit setzt nothwendig Unterschiede, die Ursache hat ihre Wirkung. Aber das Unterschiedne kann nicht als voraussetzungslose Wirklichkeit gedacht werden, denn ein Unterschiednes fordert eben ein Anderes, auf das es bezogen wird. Das Unterschiedne ist das Gesetzte; die unterscheidende Thätigkeit das Setzende: alles Gewordene, Geschehende hat also eine Ursache, und wie das Selbstbewußtsein nur wirklich ist als vorstellende Thätigkeit, so liegt in ihm das Gesetz der Causalität als der zweiten denknothwendigen Norm, und kraft derselben setzt es alles was es nicht selbstbewußt hervorbringt als von einem Andern in ihm bedingt, es setzt wirkende Kräfte außer uns voraus, welche durch die Sinne die Empfindungen erregen; es setzt voraus daß alles Geschehen, alle Veränderung in der Welt eine Ursache habe, und daß nur dadurch Zusammenhang in der Wirklichkeit und unter den Vorstellungen entsteht.

Als Richt- und Gesichtspunkte der unterscheidenden Thätigkeit betrachtet Ulrici nun die Kategorien von Sein und Werden, Qualität und Quantität, von Raum und Zeit, Wesen und Erscheinung, Grund und Folge, Zweck und Mittel, auch von Begriff, Urtheil und Schluß, und von der logischen Idee. Diese Kategorien umfassen die Realität der Dinge wie das Denken, und so ist ein Erkennen möglich; aber sie können der Objectivität und Subjectivität nur dadurch gemeinsam sein daß sie auf der Thätigkeit des Urwesens, des allgemeinen Lebensgrundes, beruhen, der die Natur und den Geist gleichmäßig bestimmt und durchwaltet.

Solche logische und erkenntnißtheoretische Erörterung hat Ulrici den Werken vorausgesandt, in welchen er nun die Wirklichkeit, die Natur, den Menschen auf der Grundlage der empirischen Forschung zu erkennen und den Urgrund wie den Zweck des Lebens zu erfassen sucht.

Er sagt selbst: „Die Natur und ihre Erkenntniß ist der Prüfstein der religiösen Idee wie der philosophischen Forschung nach den letzten Gründen des Seins und Geschehens.... Mein Streben ist: auf der Grundlage der Ergebnisse der Naturwissenschaften, also auf der Basis festgestellter Thatsachen, eine idealistische Lebens- und Weltanschauung aufzubauen, d. h. darzuthun daß der Seele gegenüber dem Leibe, dem Geiste gegenüber der Natur nicht blos ein selbständiges Dasein, sondern auch die Herrschaft nicht blos gebühre, sondern wirklich zustehe. Die Thatsache und eine logisch stringente Folgerung üben noch eine Gewalt, der kein bloßer Machtspruch, von welcher Seite er auch komme, gewachsen ist. Die wahre Versöhnung aber von Realismus und Idealismus, welche die Philosophie anstrebt, weil und indem sie zum Ganzen strebt, liegt beschlossen in dem einfachen Satze: der Realismus Träger und Organ des Idealismus; wie der Leib Träger und Organ der Seele." Nun läßt Ulrici die bedeutendsten Forscher, die anerkannten Lehrbücher der Astronomie, Physik, Chemie, Physiologie selber reden, prüft die Theorien über Kraft, Stoff, Atom, Licht, Wärme, Elektricität, über Welt- und Erdbildung, über das Anorganische und Organische, um zu sichten was wissenschaftlich erwiesen und was Hypothese sei, um darzuthun wie die Naturwissenschaft selbst ein höheres, ideales Princip, das Göttliche, voraussetzt, oder auf ihrem Gebiet an Grenzen kommt wo sie sich bescheiden muß, da die Materie und ihre Gesetze allein nicht mehr ausreichen um Thatsachen, wie die Empfindung, die Freiheit, das Gewissen zu erklären. Er kommt dabei zu dem Ergebniß: daß die Natur wie die Naturwissenschaft den Forderungen des sittlich religiösen Bewußtseins keineswegs widersprechen, sondern richtig verstanden in bestätigendem Einklang mit ihnen stehen, er kommt zu einer Metaphysik die von der Physik selber getragen und gefordert wird.

Aber mit voller Entschiedenheit tritt Ulrici den Theorien des Materialismus und der Dogmatik des Unglaubens, der Leugnung der Seele, der sittlichen Welt und Gottes entgegen. Diese Polemik zieht sich namentlich durch den ersten Leib und Seele betitelten Band des Werkes Gott und Mensch. Und wenn neulich Noiré behauptete: die Philosophie hätte dem Materialismus gegenüber nichts Bedeutendes oder Erfolgreiches geleistet, so scheint er diese Bücher, wie die Schriften von J. Huber und mir, sowie die von uns auch in Zeitschriften fortgesetzte Bekämpfung der sich für Wissenschaft, alleinige Wissenschaft ausgebenden, nirgends aus-

reichenden Hypothesen der „Kraftstoffler" nicht zu kennen. Wenn er der Philosophie die Aufgabe stellt: die Ergebnisse der Naturwissenschaft und der in der Natur waltenden Nothwendigkeit anzuerkennen und daneben die sittliche Freiheit zu erweisen, so will ich nicht verlangen, daß er eine Abhandlung beachte, die ich unter dem Titel: „Der Mechanismus der Natur und die Freiheit des Geistes" vor sechs Jahren in der Deutschen Rundschau veröffentlichte; aber ich kann fordern daß diesem Thema gewidmete Bücher, wie der zweite Theil von Ulrici's Gott und Mensch, wie Lotze's Mikrokosmos und meine „Sittliche Weltordnung" nicht so angesehen werden als ob sie gar nicht da wären. Man mag sie ungenügend finden, widerlegen, aber man soll nicht thun als ob sie ungeschrieben wären! Man soll nicht thun als ob der Materialismus von selber aufhöre. Das ist noch gar nicht einmal der Fall. Er ist aber verschämter geworden, er nennt sich Monismus oder Empirismus, er sagt nicht mehr es sei die Aufgabe der Wissenschaft alles Ideale zu zerstören, Gott, Freiheit, Liebe für Illusionen und Lügen zu erklären, er behauptet aber alle Ideale seien gleich werthvoll und gleich werthlos, er läßt die Seele, die Sittlichkeit, die Religion dahingestellt sein, und spricht nicht mehr von Gott. Und so werden die Köpfe der Feuilletonleser doch weniger verwirrt, das Volksgewissen weniger beirrt.

Wenn Ulrici Gott als die nothwendige Voraussetzung für die Ordnung der Natur und der sittlichen Welt wie für deren wissenschaftliche Erkenntniß aufweist, wenn er in der Religion eine der wichtigsten Factoren im Geistesleben des Einzelnen wie der Menschheit erkennt, und sich mit ähnlicher Energie wie Kant und Fichte auf Pflicht und Gewissen stellt, so ist er doch fern davon nun die Sätze irgendeiner Kirchenlehre als fertige Wahrheit oder als Ziel der Forschung anzunehmen, vielmehr lehrt er ausdrücklich daß wir von Gott kein exactes Wissen haben und es über einen wissenschaftlichen Glauben nicht hinausbringen. Wir stehen innerhalb der Schranken unserer Endlichkeit, und unser wirkliches Wissen, in welchem das Thatsächliche und Denknothwendige verschmolzen sind, erfaßt bisjetzt nur Weniges, nur kleine Bruchstücke des Seins — wir schöpfen mit Muschelschalen aus dem Ocean! — und doch ist auch eine Erkenntniß des Theiles nicht möglich ohne Hinblick auf das Ganze, ohne daß wir nach Maßgabe des erkannten Einzelnen eine Idee desselben bilden. Vom Wie wissen wir nichts, weder wie die Sonne die Erde anzieht, noch wie die Bewegungen

der Außenwelt zu Empfindungen der Innenwelt ausgelöst werden; wir sehen ein Geschehen und setzen Kräfte und Ursachen voraus, aber was Kraft, Empfindung, Wille, Bewußtsein sei das vermögen wir nicht zu sagen, das können wir nur erleben. Das Endliche selbst können wir nicht aussprechen ohne das Unendliche mitzudenken; wir erfassen uns selbst, indem wir uns von Andern unterscheiden, wir finden uns eingegliedert in ein umfassendes, in sich zusammenhängendes Ganzes, und so werden wir auf eine Einheit hingeführt, in welcher alle Unterschiede erstehen und bestehen, auf ein Unendliches das alles Endliche in sich begreift, und wenn wir von der Wirkung auf die Ursache, von der endlichen Welt auf das Unendliche schließen, so führt uns die Wirklichkeit der Vernunft und Liebe neben dem Naturmechanismus, ja auf seiner Basis und durch seine Vermittlung, dazu Vernunft und Liebe auch in dem Urgrund der Dinge vorauszusetzen. Ein folgerichtiges Denken leitet uns zur Gottesidee, sie gehört als der Gedanke des Unendlichen und Vollkommenen zu den Hülfs- und Grenzbegriffen, deren wir uns nicht erwehren können, die wir nicht entbehren können um das Gegebene zu erklären, und die doch die Grenze unsers Erkennens bezeichnen. Ihre Annahme ist ein wissenschaftlicher Glaube, nicht ein grundloses oder nur auf Autorität gestütztes blindes Fürwahrhalten, sondern eine auf die Thatsachen der Wirklichkeit und auf Vernunftgründe gebaute Ueberzeugung, die aber deshalb auch nichts aussagt was den Ergebnissen der exacten Wissenschaft widerspricht, vielmehr dieselben selbst zur Voraussetzung hat, um ihnen gemäß die Idee des einen ewigen Unendlichen zu bilden, deren Prüfstein ist daß sie Kopf und Herz, daß sie Verstand, Gemüth und Gewissen befriedigt.

Johannes Huber.

(Nord und Süd 1879.)

Es gibt Gelehrte denen Bücher die Aufgaben ihres Forschens und Denkens bieten; die dort überlieferten Thatsachen wollen sie sichten und darstellen, die dort ausgesprochenen Gedanken prüfen und fortspinnen; man pflegt sie wol als die eigentlich und rein wissenschaftlichen anzusehen, weil sie in und für Bibliotheken arbeiten. Andern stellt das Leben die Probleme, und wenn sie sich auch danach umthun wie frühere Geister mit denselben gerungen, das eigene Herz drängt sie nach einem lösenden Wort, und treibt sie mit reformatorischem Eifer das zu verkündigen, erleuchtend, führend in das Leben einzugreifen. Zu diesen gehörte Johannes Huber. Sein Ziel war die Versöhnung von Glauben und Wissen in einer neuern freiern Fassung der christlich-religiösen Wahrheit, der ethischen Idee im Zusammenhange mit der Natur- und Geschichtsforschung unsrer Zeit; sie sollte aus dem Streit der Gegensätze, die sich zum geistmörderischen Ultramontanismus und geistleugnenden Materialismus zuspitzten, zu einer Verstand und Gemüth befriedigenden Weltanschauung führen, und von ihr aus sollte in einem von Liebe beseelten Organismus der Gesellschaft durch werkthätige Hülfe von außen wie durch Befreiung und Bildung von innen das Elend des Daseins, die Noth der Armen und Bedrückten erleichtert und überwunden werden. Huber ist gestorben als er sich anschickte das zusammenfassende philosophische Werk zur Darstellung dieser Ideen zu schreiben; er ist gestorben nachdem er sich überzeugt daß er einmal vergebens mit hoffendem Frohmuth sich als einen der ruhmgekrönten Leiter einer von Rom gelösten, freien, deutschen Kirche gefühlt. Wir werden darum dem redlichen rastlosen Kämpfer unsere Theilnahme nicht versagen, dem talentvollen selbstgemachten Manne unsere Achtung zollen.

Johannes Nepomuk Huber war am 18. August 1830 zu München geboren, das einzige Kind in einem frommen schlichten Bürgerhause. Der Vater betrieb ein Tändler- oder Trödlergeschäft, ließ es sich aber nicht nehmen an seinem einfachen Familientisch einem und dem andern Studenten der Theologie einen Kosttag zu gewähren, das Gebet dabei aus dem Stegreif zu sprechen, und dann von den Befreiungskriegen zu erzählen, die er als bayrischer Jäger mitgemacht. Daß alles aufgeboten werden mußte um den strebsamen, vielbegabten Sohn einen Geistlichen werden zu lassen, stand den Aeltern fest; und so bezog dieser 1850 die münchener Universität. Theologen wie Döllinger, Haneberg, Stadlbaur bildeten damals den Kern dessen was bald von Mainz und Münster aus als liberale münchener Schule angefeindet werden sollte, sie verschlossen sich auch den protestantischen Büchern nicht, ebenso wenig der Gemeinschaft mit den Männern der Wissenschaft, die bald von König Max berufen als „Nordlichter" ihren Einzug an der Isar halten sollten. Unter dem Einfluß dessen was Baader und Görres gewirkt bildete sich 1848 in München eine Studentenverbindung Tafelrunde, die der vielfach negirenden Neuzeit gegenüber die christlichen Principien im Denken und Handeln obenanstellte, und ihre Farben schwarz, grün, gold durch den Wahlspruch erläuterte: Durch Zweifels Qual der Hoffnung Strahl zum goldnen Gral. Gedichte, Aufsätze wurden vorgetragen und besprochen. Huber trat ein und war bald ein hervorragendes Mitglied. „Sein Studium der griechischen Philosophie, seine Kenntniß der protestantischen Literatur", erzählt mir sein Studiengenosse Joseph Meßmer, unser Kunsthistoriker, „gab ihm bald ein Uebergewicht. Dabei zog er unerbittlich die äußersten Consequenzen, behandelte auch Lieblingsdichter wie Hölderlin und Lenau als Philosophen und zwang sie in sein System hinein. Er erschien uns wie ein künftiger strenger Dogmatiker, und war oft recht peinlich für mich, der ich verehrte Autoritäten, Menschen und Bücher ungern einem oder dem andern System unterworfen sah, der Logik des Freundes aber auf die Dauer nicht widerstehen konnte." In einer Rede, die Huber in der Tafelrunde hielt, findet sich bereits der charakteristische Ausspruch: „Entweder läßt der Mensch die Außenwelt über sich herrschen, dann gibt er sich selbst auf und verliert das Recht seines Daseins, das auf sein Fürsichsein basirt ist; oder er sucht die Außenwelt zu beherrschen und nach seiner Willkür zu bestimmen, miskennt und verletzt ihr Recht und muß die Macht seines Gegen-

satzes erfahren; — oder aber er vermag ihr und sein Recht zu wahren und sich in freier Weise mit ihr zu versöhnen. Nur in der letztern Lösung hat er sich selbst nach seiner Bestimmung und Bedeutung verstanden, nämlich als freies Glied im Organismus des Weltganzen." In der Scholastik habe die Außenwelt der Autorität über den Geist geherrscht, in der neuern Zeit habe dieser sich von jener losgesagt, die Gegenwart solle die eigne Vernunft mit der Vernunft im Universum wie in der religiösen Ueberlieferung in Einklang bringen. Doch war damals für Huber die Autorität das Maßgebende, die Individualität sollte sie in sich aufnehmen, nicht meistern. Und wie er schon als Gymnasiast in die Augsburger „Sion", eine ultramontane Zeitschrift, Beiträge gesandt, so mischte er sich als Student in einen Streit der Philosophen.

Professor Prantl hatte im März 1852 in der münchener Akademie eine Festrede über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie gehalten. Er bezeichnete sie als Anthropologie: vom Menschen, dem sinnlich-geistigen, soll sie ausgehen, dem Realen wie dem Idealen gerecht werden; die Synthese beider sei uns ja in uns selbst und namentlich in der Sprache gegeben, die die Gedanken im Laut verwirkliche; von der Erfahrung, nicht von Dogmen sollen wir uns leiten lassen; die Religion als Sache des Gefühls und Lebens sei ein Gegenstand philosophischer Forschung, nicht das Maß für sie. Dagegen trat nun die ultramontane Partei in Waffen; ja Prantl ward für eine Zeit lang an der Universität auf die Philologie als sein Gebiet verwiesen, bis König Max 1859 den ausgezeichneten Kenner und Darsteller der Geschichte der Philosophie zu deren Ordinarius ernannte. Ein katholischer Theologe Dr. Oischinger, der als Privatgelehrter zu München lebte, führte gegen Prantl das Wort in den Blättern und veröffentlichte eine Schrift, die ihn in eine Reihe mit Feuerbach stellte, der Selbstvergötterung, des plattesten Nihilismus, des Absurdismus beschuldigte und einen förmlichen Fluch über dieses moderne Heidenthum aussprach. Da nun trat ein Student in die Schranken, der sich bald als Dichter, Historiker, Rechtsgelehrter einen Namen von weittönendem Klang gemacht, Felix Dahn. Mit gewandter scharfer Feder schrieb er eine Entgegnung gegen Oischinger, in der er von dem Standpunkt freier Forschung aus die Philosophie als Selbstzweck, nicht als Magd der Theologie betrachtete, und den geschmähten Anthropologismus als dasjenige philosophische Princip

darstellte welches die relative Identität von Geist und Natur, wie sie in dem ganzen, unzerstückten Menschen erscheint, zum metaphysischen Ausgangspunkte, zu dem Maßstab der absoluten Identität von Geist und Natur, d. h. des Absoluten erhebt, im Gegensatz zum subjectiven Idealismus, welcher einseitig den geistigen, wie andrerseits zum objectiven Realismus, der nur den materiellen Factor erfaßt. Dahn zeigte wie dies Streben nach Einigung der Gegensätze gerade an Knotenpunkten der Entwickelung in der Geschichte hervortrete, und suchte das Dialektische wie die historische Behandlung der philosophischen Fragen gegenüber den theologischen Dogmen ins Licht zu stellen.

Dischinger hatte eine kleine Schar von Studenten um sich, die er mit der Literatur und den Problemen der Philosophie bekannt machte; unter ihnen war Huber, der ihm dies stets Dank wußte; so glaubte er nun für dieselben einstehen zu sollen, zumal zwischen ihm und Dahn schon seit dem Gymnasium eine gewisse Rivalität bestand, da stets einer dem andern es zuvorzuthun suchte, bis sie ihre verschiedenen Felder fanden, die sie bebauen und persönlich befreundet bleiben konnten. So schrieb denn Huber sein Pamphlet: „Der Anthropologismus des Dr. K. Prantl und seine jüngste Bevorwortung", in welchem er Dischinger gegen Dahn vertheidigte und dabei weit mehr auf Prantl als auf dessen Schüler losschlug. Keiner der Rufer im Streit hatte sich den Unterschied von Religion und Dogmatik klar gemacht, wie die Religion Sache des Herzens, gottinniges Leben, Erhebung des Gemüths zum Ewigen und Heiligung des Willens ist, während die Dogmatik Satzungen über das Wesen Gottes, der Welt und des Menschen formulirt und Folgerungen aus Bibelsprüchen zieht. Dahn wies auf den Widerspruch von Vernunft und Dogmatik hin, Huber behauptete daß was das Gefühl als wahr empfände sich im Lichte der Vernunft bewähren müsse; so schossen sie aneinander vorbei. Mit Recht forderte Huber eine Philosophie des Lebens und der Wirklichkeit; er sah in der ganzen Realwelt ein System von Organismen, dessen Mittelpunkt urlebendig sei und alles trage, die Religion sei die Beziehung der vernünftigen Wesen zum Urwesen. Vom persönlichen Gott schien ihm eine übernatürliche Offenbarung leicht gewonnen, und dann sei alles Folgende in der katholischen Dogmatik so folgerichtig wie die Bücher Euklid's! Dahn sah nur Widerspruch darin übervernünftige Wahrheiten vernünftig begründen zu wollen. Huber behauptete Prantl's Absolutes sei nichts als die

Substanz Spinoza's, die Identität Schelling's, der Gott des Speculanten sei des Menschen selbsteigenes Wesen, angeschaut unter der Idee der Gattung, während der Gott des Christenthums Person, Geist aber und Natur zwei verschiedene Wesenheiten seien. Doch bekennt Huber daß die Theologie durch den Zwiespalt mit der Philosophie fast allen Einfluß auf die Zeit verloren habe, daß die Philosophie die Wahrheit des Christenthums der Gegenwart erschließen solle. Was diese Wahrheit sei blieb unerörtert; damals war sie für Huber noch die römische Dogmatik. Aber damit daß er die Philosophie als nothwendige Erklärerin des Christenthums forderte, that er einen ersten Schritt ins Freie. Hier sollte er sich bald heimisch fühlen, als er das akademische Lehramt ins Auge faßte und 1854 zum Gegenstand seiner philosophischen Doctordissertation die Cartesischen Beweise vom Dasein Gottes wählte. Er kam zur Einsicht: „Was die neue Zeit in allen ihren Lebenstiefen ergriffen hatte, auf dem Gebiete des Wissens und Handelns sich offenbarte und als Kampf gegen die alte Kirche und den alten Staat erschien, war das Princip der Autonomie des Subjects, das Cartesius wissenschaftlich fixirte, wodurch seine Philosophie von welthistorischer Bedeutung geworden ist." Der Geist persönlicher Selbständigkeit, das: „Ich denke, also bin ich", die Vernunft als Richterin über das Wahre und Falsche, das voraussetzungslose Forschen gewann den Sieg über die Autorität des Dogmas, so sehr auch Huber noch an die Rechtfertigung desselben dachte, wenn er von der beklagenswerthen negativen Richtung der neuern Philosophie sprach, die indeß aus denkfauler Sicherheit aufrüttle, daß wir nicht länger morschen und gebrechlichen Stützen vertrauen, sondern den Bau der Wissenschaft auf unzerstörbarer Grundlage aufführen. Nicht minder wirkte das Studium Platon's; mit einer Schrift über dessen Lehre vom persönlichen Gott habilitirte sich Huber 1855 als Docent der Philosophie. Er wies nach daß die Idee des Guten allerdings das Wesen Gottes ausmache, daß aber Platon das Gute und Vernünftige identificire, die Vernunft ohne Seele nicht denkbar finde, und darum nicht blos in mythischer, sondern auch in dialektischer Fassung das Göttliche als weltbildende Subjectivität anschaue. Und wenn auch Huber noch nach einigen Jahren in einer Abhandlung über die Willensfreiheit das Theologische allzusehr vor dem Naturwissenschaftlichen zum Ausgangspunkte nahm, er überreichte sie mir mit dem Spruch: „Denken ist Befreien."

Zu dieser Befreiung wirkte die frische Luft mit, die in München wehte, als nach der Berufung von Liebig und Geibel König Max sich mit ihnen persönlich befreundete, als auch Pfeufer, Jolly, Bischoff, Sybel, Riehl und ich an der Universität lehrten und die bereits vorhandenen, liberalen Kräfte damit Stärkung und Ermuthigung fanden, während noch kurz vorher die kirchliche und politische Reaction einige Professoren genöthigt hatte ihre Vorlesungen einzustellen. Keiner der Neuberufenen war von der ultramontanen Partei mit mehr Erbitterung empfangen worden als ich; 1853. Die Blätter sprachen von Protesten der Bischöfe, ja des akademischen Senats gegen mein Auftreten, und überhäuften den Demagogen, den Atheisten mit einer Flut von Schmähungen um die Studenten von mir abzuschrecken. Huber ging „trotzigen Muthes in die Löwenhöhle", wie er selbst äußerte, und war am Ende des Jahres mein Freund geworden. Trat doch auch in Döllinger nun von Tag zu Tag der unbefangene Historiker vor dem Dogmatiker, der wahrheitseifrige Gelehrte vor dem Gegner des Protestantenthums hervor, und ging Stadlbaur nicht mit der ultramontanen Partei. Von diesem, von Thiersch und dem Orientalisten M. J. Müller wurden die hervorragendsten der jungen Theologen, Huber und Meßmer, ermuthigt, sich an der Universität zu habilitiren. Meßmer that es als Theologe für christliche Archäologie und Kunst; später kam er als Professor an die philosophische Facultät, welcher sich Huber von Anfang an zuwandte. Ich besprach mit ihm die Sache: er solle die theologischen Examina machen, aber keine Weihen nehmen; die würden ihn als philosophischen Docenten in Conflict bringen; sollte er als solcher nicht den erwarteten Erfolg haben, dann könne er immer noch Dogmatiker werden. Indeß sein Erfolg als Kathederredner und seine schriftstellerischen Leistungen waren so bedeutend daß er bald zum außerordentlichen und ordentlichen Professor ernannt wurde (1859 und 1864).

Nahmen ihn zunächst auch seine Vorlesungen über Logik und Psychologie, Rechts- und Religionsphilosophie, Geschichte der Philosophie in Anspruch, so hatte er doch ein Schriftwerk im Auge, das ihm zugleich den Ruf des Gelehrten sichern sollte, und er wählte daher gern jenen Denker, der zur Karolingerzeit wie Karl der Große im Reich des Geistes dasteht, noch freier wie die mittelalterlichen Scholastiker, über ihre Gegensätze erhaben und zugleich der Vorläufer der mystischen Richtung, Scotus Erigena. Wie die

Wahrheit des Pantheismus die Einheit alles Lebens, das der Welt einwohnende Göttliche, zu versöhnen sei mit dem Deismus, der die göttliche und menschliche Persönlichkeit, die sittliche Freiheit mit gleichem Rechte betont, dies Problem der Gegenwart, wie ich es in den „Religiösen Reden“ formulirt hatte, war auch von Huber mit weltoffenem Sinn und religiösem Gemüth ergriffen worden; in Scotus Erigena stand ihm einer der Erzväter einer speculativen und zugleich christlichen Philosophie gegenüber, und es gelang ihm die erste congeniale und unübertroffene Darstellung desselben. Wenn der Standpunkt der Scholastik vornehmlich ein Dualismus von Gott und Welt ist, die Mystik aber den Geist in die Anschauung Gottes versenkt und sich mit ihm eins fühlt und weiß, so betrachtet Scotus Erigena das ewig Eine wie es sich zur Vielheit entfaltet und wieder zu sich zurückkehrt, wie es in der Welt sich offenbart und wie der Geist sich in seinem Urquell wiederfindet. Huber zeichnet sein eignes Ziel, das er auf der Grundlage des empirischen Wissens unserer Tage und in der Religion zu erreichen hoffte, wenn er die Betrachtung Erigena's schließt: „Für ihn ist die Philosophie was sie für Platon war, eine Auferstehung aus der Nacht des Irdischen in den Tag der Wahrheit, eine Himmelfahrt des Geistes.“ „Wie jede Philosophie, die die Welt begreift, in diesem Erkennen auch mit dem Anerkennen ihrer Ordnung endigt, sodaß nicht nur das Denken, sondern auch das Gemüth seine Versöhnung mit ihr feiert, so finden wir es auch bei Erigena. Alle Schatten des Daseins, alle Mißklänge des Lebens werden ihm zu dienenden Momenten in dem herrlichen Bilde und in der entzückenden Symphonie des Universums, in deren Erfassung der Geist sich von allem Schmerze der Endlichkeit befreit und sich selbst in ihre Harmonie selig aufgenommen fühlt.“

Jenes Werk erschien 1861. Huber sagt in der Vorrede: man habe ihm vorgeworfen daß er Erigena's Vermittlung der Transscendenz mit der Immanenz Gottes wieder aufleben machen wolle, wie das die neue Philosophie in pantheistischen oder semipantheistischen Lehren anstrebe. „Wie jeder Leser meines Buches sich überzeugen wird, so trifft mich dieser Vorwurf, denn ich bekenne mich in der That zu jener Richtung in der Philosophie, die die Welt für ein Moment des göttlichen Lebens erklärt, die Gottheit aber selbst in der Form übergreifender Subjectivität, d. h. als absolute Persönlichkeit erkennt. Ein Vorläufer dieses Standpunktes ist allerdings Erigena; aber ein solches Zusammentreffen mit einem alten Autor

ist nicht mit einem Zurückgehen auf denselben identisch, denn wenn nach einem tausendjährigen Zwischenraum der eindringendsten Geistesarbeit dieselben Ideen abermals aufleben, so sind sie im Fortgange der geistigen Entwickelung selber gewachsen und damit auch in mancher Hinsicht anders geworden. Von dem gegenwärtigen Höhepunkte philosophischer Erkenntniß einfach auf die Ideen eines mittelalterlichen Denkers zurückzugehen wäre in der That ein Rückschritt und hieße im Mannesalter wieder in die Kinderschuhe eintreten wollen. Aber jeder philosophische Betrachter der Geschichte weiß um die Entwickelung des Geistes in der Menschheit, wonach die Nachkommen von der Vorwelt die Keime ihrer eigenen Ideen empfangen. Auf solche Weise erneuern wir jeden Philosophen in uns, der lebendige und damit unsterbliche Gedanken in die Welt gebracht hat; aber wir wiederholen ihn nicht blos, sondern er wächst in uns zu einer größern Reife und reichern Fülle der Anschauungen." Huber hätte noch einen Schritt weiter gehen und an das Wort Rahel's erinnern sollen: „Man lernt nur was man schon weiß!" Erst wenn wir eine Idee selber gedacht haben, verstehen und finden wir sie bei andern. Als mir jener Gedanke von der Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in einer tiefern und höhern Gottes- und Weltidee aufgegangen war, da verstand ich Giordano Bruno und Jakob Böhme in diesem Sinne, der Streit, ob sie Pantheisten oder Deisten gewesen, erschien mir müßig, sie waren eben beides und keines, vielmehr ein besseres Drittes; so hab' ich sie 1846 in der philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit dargestellt.

Wenn aber Huber in die Kinderschuhe der Scholastik nicht wieder treten wollte, so verlangten das gerade die Römlinge, die auf den Thomas von Aquin schwören, und unserm Freunde als einem Abtrünnigen nun Streit bereiteten. Er hatte nach den Quellen Erigena's forschend eingehende Studien in der neuplatonischen wie in der altchristlichen Literatur gemacht, und stellte schon 1859 seinem erwähnten Werke „die Philosophie der Kirchenväter" als Einleitung voraus. In der Widmung an seine Jugendfreunde sprach er von den Misverständnissen, die eingetreten seien als er den Weg freien Denkens eingeschlagen, und setzte hinzu: „Mir war bewußt daß wir an derselben Aufgabe arbeiteten, an dem Sieg des Geistes und der Idee über den praktischen und theoretischen Materialismus der Zeit, und so konnte ich Euch stets über den Gegensatz hinüber die Hand reichen." In der Darstellung

der Kirchenväter zeigte es sich wie viel selbständiger, mannichfaltiger, geistvoller ihre Ansichten über Gott, Menschheit, Christus sind als die Lehrsätze welche die Dogmatik fixirt hat. Das Buch war klar und anziehend geschrieben, so dünkte es dem erstarrten Pfaffenthum gefährlich, und es kam alsbald auf den römischen Index der verbotenen Bücher. Das schien nicht ganz gleichgültig in einem Lande und an einer Universität, auf welche die Bischöfe seither Einfluß geübt, und welche als katholisch gelten sollte; der Erzbischof Scherr mahnte den jungen Philosophen daß er der Censur sich laudabiliter unterwerfe, aber der vermied es den hingehaltenen Ring zu küssen und behauptete das Recht seiner Ueberzeugung. Daß seine und Frohschammer's Absetzung in der Absicht des münchener Ordinariates gelegen, hat Professor Friedrich uns versichert. Es setzte dies nicht durch, lähmte aber Huber's Lehrthätigkeit durch das Verbot an die Theologen, an die Gläubigen, die Vorlesungen desselben zu besuchen. Von andrer Seite ward Huber's religiöser Sinn als hinter der Zeit zurückgeblieben, als überwundener Standpunkt behandelt. Im Jahre 1863 hatten Döllinger und Haneberg eine Versammlung katholischer Gelehrten nach München berufen; Kirchlichkeit und Wissenschaft sollten verbündet werden oder bleiben. Rom schüttelte den Kopf dazu, und schien zu ahnen daß man sich auch gegen den Vatican wenden könne, wenn man einmal die Vernunft als Vertheidigerin der Dogmen annehme. Der Congreß suchte das Verhältniß der Vernunft und Forschung zur Autorität zu bestimmen; er erklärte es für Gewissenspflicht bei der Entwickelung der Wissenschaft die geoffenbarte Wahrheit im Auge zu haben; Knoodt meinte daß die Wissenschaft zwar auch eine Autorität sei, aber eine fehlbare, die sich der unfehlbaren Kirche unterzuordnen habe. Da bekannte Huber daß er auf der linken Seite der Versammlung stehe und forderte einen positiven Ausspruch zu Gunsten der Freiheit. Er blieb mit Friedrich die kleine Minorität gegen achtzig Andre! Bei solch' offnem Bruch mit dem Ultramontanismus war es ein Zeugniß der hohen Achtung vor Huber's Persönlichkeit und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, wenn er berufen ward den Söhnen des Prinzen Luitpold und selbst dem König Ludwig II. nach dessen Thronbesteigung philosophische Vorträge zu halten. Bis zu seinem Ende hat der naturwissenschaftlich gebildete Herzog Karl Theodor viel mit ihm verkehrt.

Hatte der eigne Kampf zwischen Autorität und Freiheit und

die Lösung die er für sich gewann unsern Freund zur Darstellung der Kirchenväter und Erigena's geführt, so ergänzte er sie durch Vorträge über die religiöse Aufklärung, die 1867 in seinen Studien abgedruckt wurden. Während des begonnenen Streites aber mit der Hierarchie sah er längere Zeit muthig dem Tod ins Auge. „Wenn die Ungunst des Geschickes mich nicht vor der Zeit zerbricht", hatte er die Widmung des Buchs über die Kirchenväter geschlossen, „dann hoffe ich auf meinem Wege Ergebnisse zu erlangen, die für die große geistige Noth der Gegenwart nicht ganz nutzlos sind." Es bezog sich darauf daß er schon als Knabe infolge einer Erkältung leidend gewesen, und daß eine solche auf einer Gebirgsreise der Studentenzeit zu einem Gelenkrheumatismus geführt, der das Herz in Mitleidenschaft gezogen. Schon damals hatte die Mutter, als er einen neuen Rock begehrte, seufzend gefragt, ob er den noch tragen werde; jetzt, als es sich um seine Professur handelte, bat Karl Pfeufer mit der Verleihung nicht zu säumen, da er als Arzt kaum hoffe daß Huber sich derselben lange erfreuen werde. Ein anderer College mahnte ihn daran daß er sich als Todescandidaten betrachten müsse. Eine Wassercur bei Dr. Curtius brachte das Uebel zum Stehen, und er fand in einer Tochter desselben die Gattin, die ihn verstand und ihm und drei Kindern ein glückliches Heim bereitete. In solcher Stimmung, wo Tod und Liebe ihm nahe getreten, schrieb er „die Idee der Unsterblichkeit", die zum ersten mal 1864 erschien, und rasch mehrere Auflagen erlebte. In anmuthiger Darstellung legt er die Zukunftshoffnung der Menschheit mit den Worten ihrer Dichter und Denker dar, und gründet seine eigenen sinnigen Betrachtungen auf das Wesen der Natur und des Geistes. Ich setze eine Stelle hierher, die den Ton des Ganzen angeben mag: „Wäre die Natur niemals mit dem Geist in Widerspruch getreten, wäre der Mensch nie aus der glücklichen Heimat seiner Kindheit, von der die Sagen erzählen und die Dichter träumen, vertrieben worden, wir hätten nicht die großen Errungenschaften zu bewundern, welche die Ehre und der Reichthum der Menschen sind. Nun aber stellt sie statt eines Stilllebens ohne Ernst und Tiefe in allen ihren Wandlungen und Conflicten doch nur einen Triumphzug des Geistes dar. Statt des Idylls eine gewaltige Tragödie, in welcher jener im Kampf mit dem Schicksal nur sein eigenes ideales Selbst weckt und erobert. Für diese ethische Ansicht der Dinge gibt es kein Verhängniß und keinen blinden Zufall mehr, denn alles dieses gestaltet der Geist

zu einem sinnvollen Moment in seiner Entwickelung. Und nirgends mehr scheint es ihm in der Ordnung der Welt auf seinen Tod und Untergang, im Gegentheil auf sein inneres höheres Leben und Wachsthum angelegt. Wenn ihm irgendetwas Frieden und Freiheit zu verleihen im Stande ist, so ist es diese Betrachtung, welche zugleich von der ästhetischen Auffassung des Lebens gefordert wird; denn es ist ein Gesetz der Tragödie, daß in ihr der Geist über dem Untergange seines äußern Daseins zur vollen Behauptung und Erhöhung seines innern eigensten Wesens gelange."

Die nächste Schrift Huber's heißt: Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage 1865. Diese hat ihn seitdem stets beschäftigt; in seinen kleinen Schriften vom Jahre 1871 sind die Abhandlungen über Communismus und über die Nachtseiten von London wieder abgedruckt; ein halbes Jahr vor seinem Tode begann er in der Allgemeinen Zeitung eine Reihe von Artikeln über die Nothstände der Menschheit in alter und neuer Zeit und über die Theorien und Versuche zur Heilung derselben; es kamen die Attentate und das Socialistengesetz, und hier und da erschrak man über die Schärfe und Kühnheit der Darstellung, sodaß dieselbe leider vertagt wurde. Professor Friedrich sagte in der Grabrede: „Huber's Abstammung und sein Ringen um eine Existenz, das in der That ein harter Kampf ums Dasein war, ließen es nicht zu daß die Bücher seine Welt wurden. Er schämte sich auch seiner Jugendzeit nicht, sondern war stolz ein Sohn aus dem Volke zu sein, wie er sich gern nannte, ja er rechnete sich als Arbeiter zum Arbeiterstande. Da entsprang wol auch sein außerordentliches Mitgefühl für die Nothleidenden und Armen, und wurde er ein bitterer Tadler jener Reichen, welche ihren Reichthum nur zu verprassen oder zur Ausbeutung der Schwachen zu misbrauchen wissen, oder denen Hochmuth nur Verachtung der Minderbegüterten einflößt. Unauslöschlich standen die Eindrücke in seiner Seele, welche er auf seinen Reisen in Frankreich und Italien, vornehmlich auf der nach England zu London in den Hütten der Armuth und des Elendes empfangen, durch die er sich von einigen Polizeibeamten geleiten ließ. Ich weiß wie man ihn damals wegen seiner Vorträge über die sociale Frage als Schwarzseher verlachte; aber er hat das Verdienst, wenn auch als Rufer in der Wüste, schon zu einer Zeit auf die der Gesellschaft drohende Gefahr hingewiesen zu haben, als noch die meisten ahnungslos sich in vollster Sicherheit wiegten."

Huber forderte das Zusammenwirken von Selbsthülfe und Staatshülfe in Bezug auf die besitzlosen Arbeiter und ihre Association; ihn bekümmerte es wie sie mehr und mehr eine Beute der irreligiösen materialistischen Lehren wurden; das Leben war ihm ja eine sittliche Aufgabe; er schloß jene Erstlingsschrift auf diesem Gebiete mit den wohlerwogenen Worten: „In der ethischen Lebensauffassung allein liegt eine die Welt überwindende Kraft der Resignation, ohne die wir auch in den glücklichsten Verhältnissen nicht zu bestehen vermögen. Darum ist es nicht gleichgültig, ob eine solche sich der Gesellschaft und vor allem der gedrückten Klassen bemächtigt, oder ob das Gegentheil von ihr zur allgemeinen Ueberzeugung wird. Es ist nicht gleichgültig, ob jede Verzichtleistung auf sinnlichen Genuß als reiner Verlust erscheint, oder als ein ethischer Gewinn benutzt und betrachtet werden kann. Proletarier hat es zu allen Zeiten der christlichen Welt gegeben, aber sie haben ihr Schicksal weniger drückend empfunden, weil sie in dasselbe eine ethische Bedeutung hineinzulegen vermochten. Wird im Menschen hingegen nichts anderes erkannt als die letzte und höchste Stufe in der Entwickelung der thierischen Organisationen, wie kann man ihm noch einen Act sittlicher Freiheit gegenüber dem Naturtriebe zumuthen, da ihm mit jener Annahme zugleich die Möglichkeit hierzu abgesprochen wird? Es wird für die physische Wohlfahrt schlecht gesorgt, wenn die sittliche Quelle des Glückes verschüttet wird; denn aus ihr vor allem geht jene hervor. Indem man die idealen Fundamente der Gesellschaft untergräbt und die Begierde, für unwiderstehlich sie erklärend, entfesselt, wird nur der allgemeine Einsturz vorbereitet. Die Aufrechthaltung der ethischen und idealen Weltanschauung ist demnach eine dringende Nothwendigkeit, und indem die Philosophie die Vertretung derselben unternimmt und ihre Wahrheiten gegen die aus einer dürftigen Empirie entnommenen Angriffe vertheidigt, ist ihre Mission für die Lösung der großen Frage des Lebens auch in der Gegenwart nicht verkürzt, und wird ihre Sache eine gemeinsame sein mit der des Christenthums, das mit dem Gesetze der Liebe die Schöpfung einer moralischen Welt zu verwirklichen sucht."

Aber die officiellen Repräsentanten des Christenthums standen ja im Widerspruch mit den Männern die von der Wissenschaft aus diese sittliche Weltordnung im Volksbewußtsein aufgerichtet oder aufrecht zu halten strebten. Neue Dogmen zu schmieden als

Geistesfesseln war ihr Trachten, und bald sollte Huber in einen langen Streit mit ihnen verwickelt werden. Voran ging wie ein Vorpostengefecht ein offener Briefwechsel mit Professor Stöckl in Münster, der Huber's Erigenabuch als eine Frucht der liberalen münchener Schule angegriffen hatte; Huber konnte demselben handgreifliche Plagiate nachweisen, als er gegen die Erneuung der mittelalterlichen Scholastik die Stimme erhob. Dabei war ihm die mächtige Bewegung willkommen, als das Jahr 1866 die deutsche Frage in Fluß brachte, so schlimm es war, daß zunächst Nord- und Süddeutschland gegeneinander in Waffen standen. Er schrieb in der Vorrede zu seinen „Studien“: „Trauriger als die Wehen in denen eine neue Zeit geboren wird sind die Perioden der Stagnation zu durchleben, in denen der Muth und die Hoffnung des Bessern geschwunden scheinen und das Gegenwärtige wie ein unvermeidliches Verhängniß ertragen wird. Wer den Frühling will der muß die Stürme nicht scheuen, welche die Ketten der Winters zersprengen.“ Es ist selbstverständlich daß die Jahre 1870 und 1871 als die Erfüllung der Sehnsucht nach dem geeinten Vaterland und seiner Entwickelung freudig begrüßt wurden. Wir vereinten uns im Winter, während das Heer noch in Frankreich stand, mit mehreren Patrioten um in München durch eine Reihe öffentlicher Vorträge die große Epoche und ihre Aufgabe zu erklären; Huber sprach begeisterte Worte über das Verhältniß der Philosophie zur nationalen Erhebung. Doch lag sein thatkräftiges Wirken nicht auf dem politischen, sondern auf dem kirchlichen Gebiet.

Pius IX., von den Jesuiten beeinflußt, plante ein allgemeines Concil, und es ward in den ultramontanen Blättern selbst verkündet daß der Syllabus, diese Sammlung päpstlicher Aussprüche gegen die Freiheit im Leben und Erkennen, sowie die päpstliche Unfehlbarkeit selbst zur allgemein gültigen Glaubenssatzung erhoben werden solle. Dagegen empörte sich das deutsche Gewissen wie der wissenschaftliche Sinn in Männern wie Döllinger, Friedrich, Huber. Sie wußten daß wenn das Concil gesprochen habe, alsdann das Gefüge der Hierarchie viel zu starr und fest, der Gehorsam des Klerus viel zu blind sei, als daß noch auf entscheidenden Widerstand gerechnet werden könne. So sollte vorgebeugt werden; vor allem die deutschen Bischöfe wie die öffentliche Meinung sollten zum Widerspruch gegen die Pläne der Römlinge gerüstet werden: Vorstand, nicht Alleinherrscher sei der Papst; vom Standpunkte

der Apostel schien bereits das Papstthum, wie es geworden, ein entstellender, krankhafter, athembeklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche; wer das Wohl derselben wolle der müsse eine durchgreifende Reformation fordern, welche sie mit den Principien der politischen, intellectuellen und religiösen Freiheit in Einklang setze, wie solche aus dem Geist und Buchstaben des Evangeliums zu schöpfen seien, statt durch die Unfehlbarkeitslehre das System der Geistesknechtschaft zu besiegen. In diesem Sinne erschienen einige Aufsätze über das bevorstehende Concil in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die durch die Gediegenheit des Inhalts wie durch die maßvolle Darstellung vielfaches Aufsehen erregten; man verlangte den besondern Abdruck; statt dessen traten sie in einer Erweiterung ans Licht, welche an der Hand der Geschichte mit staunenswerther Gelehrsamkeit darlegte wie die päpstliche Unfehlbarkeitslehre im Widerspruch mit der Bibel, mit ältern Concilsbeschlüssen stehe, wie sie keineswegs immer und überall geglaubt worden sei noch werde, und darum trotz aller Fälschungen und Intriguen, durch die seit Jahrhunderten sie vorbereitet oder verbreitet werde, doch niemals Dogma werden könne. Das Buch hieß bekanntlich: Der Papst und das Concil von Janus. Ein münchener Witzblatt zeichnete diesen Janus mit dem doppelten Angesicht, dem ältern, das in der Vergangenheit, dem jüngern, das in die Zukunft blickte, jenes mit Döllinger's, dieses mit Huber's Zügen.

Während des Concils entfaltete Huber eine rastlose journalistische Thätigkeit. Er rief die „Stimmen aus der katholischen Kirche“, eine Reihe von Flugschriften ins Leben, und schrieb dafür über Papstthum und Staat, über die Freiheiten der französischen Kirche. Er beförderte die berühmten Concilsbriefe an die Allgemeine Zeitung, die scheinbar von Rom aus den Römlingen zum Trutz fortlaufend veröffentlicht wurden. Vergeblich daß die päpstliche Polizei heute einen Gelehrten, morgen einen Journalisten auswies und die Post überwachte. Auf den mannichfachsten Wegen floß durch Geistliche und Laien, durch Deutsche, Engländer, Franzosen, durch Männer und Frauen das Material in München zusammen, wo es combinirt, gesichtet und besprochen ward; Huber's Feder war dabei so rasch wie unermüdlich. Da geschah das Unerwartete. Die meisten deutschen Bischöfe protestirten, verließen aber Rom vor der Abstimmung, und unterwarfen sich dann nicht blos, sondern forderten auch die Anerkennung des unfehlbaren

Papstes von ihrem Klerus. Wir haben im Krieg mit Frankreich viel Glück gehabt, vielleicht ein noch größeres Glück darin daß die Einigung Deutschlands nicht durch eine Revolution, sondern im Verein von den Fürsten und dem Volke vollzogen und der Kaiser zu Versailles ausgerufen ward; noch ehe die Schwindelperiode darauf folgte und eine Nemesis wachrief, sprachen wir vom Ring des Polykrates; — mich wollte es bedünken der sei der deutsche Bischofsring gewesen: diese Verleugnung des deutschen Geistes, diese Selbstverknechtigung des Klerus gerade zur Zeit wo das Reich siegreich neu aufgerichtet ward!

Huber und seine theologischen Freunde unterwarfen sich nicht; sie retteten ihre und die nationale Ehre, so viel an ihnen war. Er entwickelte jetzt in heiligem Zorn und in ernster Sache ein Agitations- und Organisationstalent, das er seither wol in Universitätsangelegenheiten oder als Leiter und Gründer einer heitern Gesellschaft Aula gezeigt, wo Männer der Wissenschaft und Kunst mit ihren Familien sich zwanglos zusammenfinden; da bewahrte er auch in trüben Stunden seinen Humor, wie sein poetisches Talent in launigen Preisgedichten an Universitätsfesten hervortrat. Jetzt war es, wie Friedrich bestätigt, ihm zu danken daß die Opposition gegen das Concil nicht auf eine literarische Fehde beschränkt blieb, sondern in das öffentliche Leben hinübertrat. Er berief eine Versammlung angesehener Männer aus allen Kreisen, und legte mit feuriger Rede ihr eine Erklärung vor, die als die münchener Museumsadresse nach dem Ort der Unterzeichnung bekannt geworden und den Anstoß zur Gründung der altkatholischen Gemeinde gab. An den König gerichtet erbat sie das Verbot die neue Lehre in den öffentlichen Bildungsanstalten zu verbreiten, erbat sie Abwehr ihrer gefährlichen Folgen und eine neue gesetzliche Regelung der Verhältnisse von Staat und Kirche. Als der Erzbischof von München nun in einem Hirtenbrief gegen Huber sich vernehmen ließ, antwortete dieser mit einer an Lessing erinnernden Schneidigkeit. Er antwortete weiter damit daß auf seinen Betrieb der Altkatholikencongreß in München zusammentrat. Und er besuchte nicht blos als stets gefeierter Redner die folgenden Congresse, er hielt auch regelmäßige Monatsversammlungen der Altkatholiken in München, in denen er die socialen, politischen und religiösen Fragen der Zeit besprach und mit seinen Freunden zur Erörterung brachte. Wohl sah er mit Schmerz wie alle Begabung und aller Eifer des Einzelnen von der Strömung des öffentlichen Geistes

getragen sein müsse, wenn sie Erfolg haben sollen; — der Stein im Sumpf macht keine Ringe, hat einmal Goethe bitter gesagt; wohl fühlte er das Halbe das darin lag: nur gegen ein neues Dogma zu protestiren und so vieles unglaublich gewordene Andere bestehen zu lassen; er hatte von Anfang an den Fortschritt der Bewegung geglaubt, die zu einer zweiten, der Bildung der Gegenwart entsprechenden und sie mit dem Christenthum versöhnenden Reformation in Deutschland geführt werden sollte; aber wie gering auch der äußere Erfolg war, er hielt treulich aus bei der einmal erhobenen Fahne, und hat sie unversehrt bewahrt, bis sie aus der Hand des Sterbenden sank. Als Mann der Wissenschaft schrieb er das Buch: Der Jesuitenorden nach Verfassung, Doctrin, Wissenschaft und Geschichte, — das Beste was wir über diesen Gegenstand haben. Es beruht auf gründlichen Quellenstudien, hebt neben dem dunklen Schatten auch die Lichtseiten des Ordens hervor, und würdigt ihn im historischen Zusammenhang unbefangenen Muthes. Eine französische Uebersetzung hat rasch vier Auflagen erlebt. Bismarck dankte dem Verfasser für seine verdienstvolle Förderung der guten Sache, und nannte die deutsche Wissenschaft die mächtige Bundesgenossin der Reichsregierung im Kampf für Frieden und Glaubensfreiheit gegen hierarchische Anmaßung. Huber's altkatholische Genossen wünschten 1875 seine Wahl in die bayrische Kammer, aber am Tage der Entscheidung wollte er sich der Parteischablone nicht fügen, zum voraus sich an Clubbeschlüsse nicht binden, und darum blieb er in der Minderheit. So war der philosophische Katheder der Universität und Militärakademie auch fernerhin seine Tribüne, und den Drang nach größerer Oeffentlichkeit mußte die Presse befriedigen; so schmerzlich es ihm anfangs fiel, es war besser so; in einer Kammer wie die gegenwärtige würde er wenig erreicht haben, nicht einmal Befriedigung des Ehrgeizes.

Neben der Thätigkeit im Gebiete des Altkatholicismus, die dem Kampf gegen die Hierarchie und der Vertheidigung der Geistesfreiheit gewidmet war, richtet sich die schriftstellerische Wirksamkeit Huber's gerade wie zur Ergänzung vornehmlich gegen den theoretischen und praktischen Materialismus, gegen die Dogmatik des Unglaubens und die Leugnung der sittlichen Welt, wie solche in unsern Tagen aus dem Salon in die Kneipe hinabgestiegen ist, bei der Halbbildung seelenverwüstend wirkt und bereits zu frevelhaften Unternehmungen ausgeschlagen ist, die das Publikum, das

über Schwarzseherei die Achseln zuckte, denn doch aus seiner Gleichgültigkeit aufschreckten und nachdenklich machten. In der Regel waren es größere Aufsätze in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, die dann Huber zu Flugschriften erweiterte. So 1871 über die Lehre Darwin's, wo er die Idee der aufsteigenden Lebensentwickelung freudig annahm, aber auch nachwies wie der Uebergang aus einer Thierart in die andere keine beobachtete Thatsache sei, und nicht durch die natürliche Zuchtwahl und den Kampf ums Dasein allein erklärt werden könne, sondern innere Anlagen und Bildungsgesetze verlange, die wiederum über den Stoff und die blindwirkenden Kräfte hinaus auf eine weltdurchwaltende Vernunft und auf Ideen hinweisen. Das Jahr 1875 brachte eine Beleuchtung von Häckel's natürlicher Schöpfungsgeschichte, besonders um den Unterschied von Thier und Mensch nicht verwischen zu lassen. Der alte und der neue Glaube von Strauß und E. von Hartmann's Selbstzersetzung des Christenthums führten 1873 und 1875 zu Erörterungen über die Religion mit den „Gebildeten unter ihren Verächtern", wie wir in der Erinnerung an Schleiermacher sagen können. Gerade weil Huber die großen Verdienste von Strauß als theologischen Kritiker wie als Biograph von Hutten anerkannte und dessen Darstellungsweise bewunderte, that es ihm weh, daß derselbe in seinem letzten Buch von der philosophisch so viel höhern und tiefern Auffassung der Dinge zu Flach- und Plattheiten auf dem Gebiete der Natur und Geschichte herabgesunken war, die bei dem wohlverdienten Ansehen des Verfassers nun von den seichtesten Köpfen als moderne Weisheit weiter getragen wurden. Schon in seinen „Studien" hatte Huber dargethan wie in Christus das Idealbild des Menschen in seinem Verhältniß zu Gott realisirt sei, wie er als sittlicher und religiöser Genius die Einigung des menschlichen Wesens mit dem göttlichen lebendig darstelle.

Wieder auf Seite der Naturwissenschaft standen zwei Schriften: Die Forschung nach der Materie (1877) und die Philosophie der Astronomie (1875); diese ein Blick auf das Weltganze und seine Entwickelung im Anschluß an die neuern Entdeckungen und Theorien, jene ein Blick in das Innere, die Atome, die als wirkende Kräfte die Materien hervorbringen, und von Huber mit Zöllner und Häckel als strebend und empfindend angenommen werden. Das Objective, das Handgreifliche, Stoffliche, Massige ergibt sich als das Phänomen der Bewegung und Wechselwirkung von

aufeinander bezogenen Kräften: „indem Hülle um Hülle vor dem innersten Kern des Universums sinkt, erweist sich der Schein der Materie nur als der Schleier der Isis, hinter welchem der absolute Geist als der alles Bedingende und Allgegenwärtige offenbar wird.“

Die Art und Weise wie in einigen neuern Schriften den sittlichen Ideen Hohn gesprochen, der Unterschied von Gut und Böse, die Freiheit verleugnet und die Selbst- und Genußsucht gepredigt ward, veranlaßte Huber zu einer Darstellung der sittlichen Welt mit Bezug auf die größten Dichter und Denker des Alterthums wie der christlichen Zeit in einer Erörterung der ethischen Frage (1875). 1876 wog er Recht und Unrecht des Pessimismus gegeneinander ab, und zeigte wie gerade die Noth und der Schmerz des natürlichen, sinnlichen Lebens uns zur Erhebung in das geistige, sittliche, in die Freiheit und den Frieden des Ideenreichs leiten.

Die Schrift über das Gedächtniß (1878) sollte mit einer andern über den Traum und mit einer Abhandlung über die Erscheinungen und Theorien des Spiritualismus einen Band psychologischer Betrachtungen bilden, dann wollte Huber daran gehen die Grundzüge eines Systems der Philosophie zu entwerfen, für das all diese Einzeluntersuchungen wieder Bausteine geliefert hätten. Für das Gedächtniß reichen, wie er darthut, die Spuren und Residuen früherer Wahrnehmungen im Gehirn nicht aus; denn wenn Eindrücke wiederkehren, wenn wir uns an Vorstellungen erinnern, so muß die Subjectivität im Act des Wiedererkennens aus sich das Wissen erzeugen, daß diese Vorstellung ihr schon einmal gegeben war. „Nicht eine objective Gehirnspur kann wissen und urtheilen; das kann nur die Subjectivität, darum ist die Erinnerung ihre That.“ Aus dem Aufsatz über moderne Magie war zu ersehen wie vorurtheilsfrei und unbefangen Huber den Dingen nicht aus dem Wege, sondern entgegen ging, fern von Köhlerglauben und Köhlerunglauben, stets um Erkenntniß der Wahrheit bemüht.

Er klagte mir daß ihm dieser Aufsatz, den er im Laufe des Winters schrieb, ungewöhnlich schwer falle. Sein Arzt mahnte zur Ruhe; er sollte die Vorlesungen einstellen; er unterbrach sie kurze Zeit um sie dann mit dem Aufgebot der letzten Kraft zu Ende zu führen. Nun verließ er einige Tage lang sein Zimmer nicht mehr, und wie er am Abend des 19. März sanft ent-

schlummert war, stand das Herz still; es war übergroß geworden, die Klappen schlossen nicht mehr. „Wie wenn er eben glücklich am Schlusse eines Gedankenganges angekommen wäre, so ruhig vor sich hinblickend lag er da", als die Seinen, die Freunde nach Tagesanbruch an sein Bett traten. Er hat einen guten Kampf gekämpft, ein Mann mehr des Lebens als der Schule, der sich von der äußern Autorität befreite und der innern Autorität des sittlichen Selbstbewußtseins, der Vernunft und des Gewissens unverbrüchliche Treue hielt.

Melchior Meyr.

(Allgemeine Zeitung 1871.)

Melchior Meyr ist am Sonntag, 22. April, Mittags 12 Uhr, von einigen Verwandten und Freunden umgeben, sanft entschlafen. Seit Jahren sah er sich zur Enthaltsamkeit genöthigt, in diesem Winter zehrte ein Darmkrebs seine körperliche Lebenskraft auf. Gern hätte er im geeinigen Deutschland den Kampf für Geistesfreiheit von seiner religiösen Philosophie aus zum Sieg und Frieden führen helfen; er tröstete sich daß seine Gedichte und die unter der Presse befindlichen Briefe über Religion doch für Licht und Liebe wirken werden. Er war in innerster Seele gewiß als Glied einer sittlichen Weltordnung über den Wechsel der sinnlichen Erscheinung hinaus ins Ewige zu leben, und in der Ueberzeugung daß endlich alles zum Heil diene, ertrug er das Leiden ruhig, das der Naturzusammenhang ihm auflegte. Manches Schmerzenswort des ringenden sehnenden Gemüths in der ersten Hälfte der Gedichte, die er als Weihnachtsgabe im vorigen Jahre veröffentlicht („Die Religion des Geistes", Leipzig bei Brockhaus), ist aus der Lage zu verstehen; aber die Höhe der Betrachtung, welche die „Schönheit Gottes in allen Formen des Lebens" feiert, hielt ihn aufrecht und bewährte sich an ihm selber.

Er war am 28. Juni 1810 geboren im Dorfe Ehringen bei Nördlingen im schwäbischen Riesgau. Sein Vater, ein begüterter Landmann von ungewöhnlichem Geist und Streben, erkannte und würdigte die Anlagen des Knaben, und ließ ihn früh die Schule zu Nördlingen, dann die Gymnasien in Ansbach und Augsburg besuchen. Meyr trieb kurze Zeit juristische, dann aber philosophische und literarhistorische Studien in Heidelberg und München. Gleichmäßig regte sich in ihm der Trieb zu denken und zu dichten;

er hörte Schelling zu Anfang der dreißiger Jahre und ward mit demselben persönlich befreundet; seine Ideen schlugen schon damals die Bahn ein, welche sie nicht wieder verlassen haben, während sie sich zu größerer Klarheit entwickelten. Großen Einfluß auf ihn übte Karl Schimper, der damals in München naturwissenschaftliche Privatvorträge hielt, unter andern das Gesetz der Blattstellung darlegte und lernbegierigen Jünglingen ein anregender Genoß und Berather war. Im Jahre 1835 veröffentlichte Meyr eine Rieser Dorfgeschichte in Hexametern, „Wilhelm und Rosine"; schon vorher hatten Gedichte, die er in der Handschrift an Goethe sandte, ihm ein ermuthigendes Wort in einem der letzten Briefe gewonnen die der Altmeister schrieb. Ein Aufsatz über Rückert's Weisheit des Brahmanen machte ihn mit dem Dichter bekannt, und Meyr verlebte nun in Erlangen im Verkehr mit demselben ein gedeihliches genußreiches Jahr; junge Männer wie der Dichter Deeg, der Historiker Karl Hagen waren seine Freunde. Er veröffentlichte ein treffliches Büchlein über die poetischen Richtungen unserer Zeit; die Gediegenheit, mit welcher Heine, Platen, Uhland, Rückert und das junge Deutschland gewürdigt waren, wurde damals von der Kritik anerkannt, und die Aufsätze welche Feuchtersleben und Sallet wiederum über seine Auffassung schrieben, wurden in der Sammlung von deren Werken aufgenommen.

Als Meyr wieder in München lebte, ward er durch Schelling mit dem Kronprinzen Max bekannt, der ihn eine Reise nach Norddeutschland machen ließ um Anschauungen und Material für ein Buch über Goethe zu sammeln. So kam er nach Berlin als Schelling, Rückert und Cornelius 1840 dorthin berufen wurden, und er entschloß sich dort zu bleiben und sich durch journalistische Thätigkeit an den Geisteskämpfen zu betheiligen, seinen Unterhalt zu gewinnen. Die Allgemeine Zeitung erhielt damals viele Berichte aus seiner Feder. Mit jenen Männern, vornehmlich auch mit Lachmann und Kopisch, lebte er in regem Verkehr. Zugleich arbeitete er an religionsphilosophischen und dramatischen Entwürfen. Eine historische Tragödie, Franz von Sickingen, ward gedruckt, die eine große Treue für geschichtliche Wirklichkeit bekundet und zu sehr das Streben zeigt Geist und Farbe einer Epoche genau zu schildern; poetisch freier bewegt sich Herzog Albrecht und Agnes Bernauer, eine Dichtung welche zuerst 1852 in Berlin auf die Bühne kam und seitdem ihren Weg über die deutschen Theater gemacht hat, während der Dichter sich nicht genügte und immer

von neuem arbeitete um den versöhnenden Schluß nach all den erschütternden Gemüthsbewegungen noch motivirter und reiner zu gestalten.

Im Anfang der fünfziger Jahre, als König Max durch Berufung von Dichtern und Gelehrten München zu einem Anziehungs- und Mittelpunkt des geistigen Lebens machte, kehrte auch Meyr zurück und blieb nun dort. Einige Jahre bezog er einen Gehalt aus der Cabinetskasse um in Muße durch größere Leistungen sich eine Stellung in der Literatur zu erringen und eine Stelle im Staate zu erwerben. Er that das erstere, nicht das andere; er wollte vor allem sich selber leben, er zog die volle Unabhängigkeit dem Staatsdienst oder dem Amte des Universitätslehrers vor, und da er unverheirathet war, genügte ihm das Honorar seiner schriftstellerischen Thätigkeit neben den Erträgnissen eines kleinen Kapitals und einer Rente der Schiller-Stiftung, die ihm eine Reise, einen Landaufenthalt möglich machte, und die er stets mit dem Gedanken hinnahm daß er im Dienste der Wahrheit und Schönheit den Götzen des Tages und dem Geschmack der Mode nicht zu huldigen und doch nicht zu darben brauche. Er war der Ehrengabe der Nation werth, und hätte sie gern andern überlassen, wären seine äußern Erfolge glänzender gewesen. Ich erwähne dies, weil gerade bei solchen Männern es sich zeigt wie wohlthätig und heilsam die Stiftung wirken kann und wirkt.

Das Buch welches zuerst seinen Namen in weitere Kreise trug und von der Kritik mit einhelligem Beifall aufgenommen wurde, sind die Erzählungen aus dem Ries, die im Stuttgarter Morgenblatt, dann seit 1856 im Buchhandel erschienen und jüngst in dritter vermehrter Auflage herauskamen. Mit realistischer Treue ist das Bauernleben geschildert, aber Anlage und Entwickelung sind echt künstlerisch, und in mehreren, wie in der Lehrersbraut, in Regina, offenbart sich eine Tiefe und Fülle des Gemüths, in andern ein glücklicher Humor, in allen eine sittlich reine deutschpatriotische Gesinnung. Es war eine große Freude für den Dichter daß ein anderer Rieser, der Maler Enhuber, sich durch seine Erzählungen zu Darstellungen aus dem deutschen Volksleben anregen ließ, die gleichfalls allgemeinen Beifall fanden.

Meyr ließ seine Gedichte folgen. Sie gewannen keine große Verbreitung, wol deshalb weil er zu viele an sich ganz sinnige und gefällige, aber doch wenig bedeutende Jugendversuche aufgenommen, während eine Abtheilung: „Durch Nacht zum Licht“,

das trostspendende, leidverklärende Amt der Poesie in herzlich erquickender und erhebender Weise ausübt. „Ich hätte können glücklicher sein und glücklicher machen!“ seufzt der Dichter, und erkennt wie das Heil in uns selber liegt, wie wir's verdienen müssen, wie nur aus dem Kampfe die Siegesfreude geboren wird, wie die Schmerzen ein nothwendiges Läuterungsfeuer der Seele sind. Ueberhaupt hatte Meyr ein Auge für die Nacht- und Schattenseite der Dinge, aber nie ließ er sich zu einem schmähsüchtigen Pessimismus verleiten, die sittlichen Principien, die Verwirklichung des Guten, der endliche Triumph des Wahren und Schönen, eine endliche selige Lebensvollendung standen ihm fest.

Das stellte er denn auch in dem religionsphilosophischen Werk „Gott und sein Reich“ dar. Es erschien 1860. Meyr trat hier in die Reihe der Denker welchen weder ein jenseitiger abstracter Begriffsgott, noch eine gottlose Welt genügt, welche vielmehr Gott in Natur und Geschichte erkennen, darum aber auch Natur und Geschichte in Gott finden wollen; er trat in die Reihe der Denker welche von den Thatsachen der Erfahrung aus nach dem Grunde derselben fragen aber nur diejenigen Principien der Dinge als die wahren annehmen welche auch eine Welt der Freiheit und Ordnung begründen können, auch der Möglichkeit des Bösen Raum gewähren, ebenso aber die erlösende Liebe in sich tragen. Dazu braucht Meyr einen selbstbewußt wollenden Gott; eine unbewußte Substanz reicht nicht aus; aber dieser Gott kann kein reiner Geist, er muß auch Kraft und Fülle der Natur, des unbewußten Lebensdranges in sich selbst sein. Meyr berührt hier die Ideen welche zuerst Jakob Böhme ausgesprochen, dann Baader und Schelling aufgenommen und fortgebildet haben. Ja von Schelling her ist ihm ein Rest des Mythologisirens geblieben, wenn er nicht blos Natur, Gemüth und Geist als nothwendige Lebensmomente für Gott und für die Menschen fordert, sondern sie in Gott auch personificirt, zu drei selbständigen Offenbarungen und Organen des Einen macht. Sonst trachtet er ohne Wunder in stetiger Entwickelung die Schöpfung und Erlösung sich vollziehen zu lassen. Herrlich schildert er den Emporgang der Menschheit aus dem Dunkel zum Licht, und wie er die Ideale alles Menschlichen in Gott findet, so entwirft er zuletzt mit dichterischer Phantasie ein Bild der künftigen Vollendung aller Dinge, die in freier Liebe sich in Gott wiederfinden. So steht Meyr in origineller Weise unter den neuern Philosophen, welche die Einseitigkeiten

des Deismus und Pantheismus zu überwinden, das Wahre beider Ansichten festzuhalten und Gott als das Eine aufzufassen bestrebt sind, das sich in allem entfaltet, und zugleich bei sich selbst ist.

Im Anschluß an dieses Werk erschienen später noch zwei kleinere Schriften: „Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit", und „Die Unsterblichkeit der Seele". Ebenso war Meyr bemüht in zwei Romanen, „Vier Deutsche" und „Ewige Liebe", seine Ideen auch im poetischen Gewand als treibende Macht und Lebensprincip von Persönlichkeiten und Handlungen darzustellen. Bei dem erstern lag ihm im Sinne daß Gutzkow in den Rittern vom Geiste die Probleme unserer Zeit zu berühren, aber nicht zu lösen wußte, daß Freytag in Soll und Haben ein anmuthiges Bild bürgerlicher Tüchtigkeit entworfen, den idealen Gehalt aber, den Zweck des Lebens, kaum von fern gezeigt hatte; beides wollte er betonen. Die Charaktere sind gut gewählt und gut gezeichnet; aber nun tritt das Dogmatische in den Gesprächen und Reden zu stark, zu docirend hervor, und es fehlt an Leidenschaft, an der durch sie bedingten Spannung in der Handlung, und die Jugendgeschichten der Helden werden zu breit von Anfang an erzählt, statt daß sie später episodisch eingeflochten und wir sogleich in die Zeit der Hauptbegebenheit, in das Jahr 1848, versetzt würden. Meyr wollte eben nicht durch Effecte blenden oder frappiren, er wollte nicht daß sein Buch den Leser einmal unterhalte und überrasche, dann aber beiseitegelegt werde; — er wollte durch gründliche Motivirung, durch feinsinnige psychologische Entwickelung den Leser langsam gewinnen und dauernd fesseln, durch eine befriedigende Lösung erquicken und zu wiederholtem Genuß einladen; er wollte bildend wirken. Leider hat er den Entschluß nicht ausführen können den Roman durch Ausscheidung des langen Anfangs und einiger zu sehr nur wissenschaftlichen Dialoge umzuarbeiten. In mehrern Novellen, so namentlich in der „Zweiten Liebhaberin", ist es ihm gelungen zugleich durch eine gefällige Erzählung anzuziehen und seine Ansichten — hier über dramatische Dichtung und Darstellung — in die Handlung zu verweben, durch dieselbe zu veranschaulichen.

Neben ein paar Lustspielen, die aber im Dialog das Salz des Witzes vermissen lassen, veröffentlichte er eine geschichtliche Tragödie, „Karl der Kühne", und ein Versöhnungsdrama, „Mechthilde". Es war ihm nicht vergönnt durch eine große Darstellerin auf der Bühne erprobt zu sehen inwieweit es ihm ge-

lungen einen ernsten an das Tragische anstreifenden Conflict durch Selbstüberwindung und innere Läuterung, wie in Goethe's Iphigenie, zu einem heitern Schlusse zu führen. Karl der Kühne war eine Lieblingsrolle von Grunert. Großartig angelegt und reich an machtvollen Momenten ließ das Stück die volle Bühnenwirkung doch dadurch vermissen daß das Epische in Schlachtscenen und Schlachtschilderungen zu sehr vorwog; Meyr gestaltete einiges um und ließ mehr innerliches Pathos hervortreten; ich weiß nicht ob das Ganze in dieser Weise wieder zur Aufführung kam, die es verdient.

Meyr beschäftigte sich mehrere Jahre mit einem Buche das 1866 anonym erschien und rasch einen durchschlagenden Erfolg hatte: „Die Gespräche mit einem Grobian". Es war nur eine Stimme über die kecke, originelle Weise wie hier der Gegenwart, den Deutschen zumal, ein Spiegel vorgehalten ward. Der Autor hat die schmerzlichen, zürnenden, strafenden Worte, welche die eigene Lebenserfahrung ihm eingegeben, hier einer trefflich ausgeführten Charakterfigur in den Mund gelegt, die er selbst als Grobian der Gerechtigkeit bezeichnet. Die scharfeinschneidenden Einfälle und Urtheile sind eben getragen von einem edlen Wahrheitssinn, von einem unerbittlichen Rechtsgefühl, von einem seltenen Tiefblick in das Wesen der Dinge. Der Novellist und der Philosoph haben sich hier die Hand gereicht, haben glücklich zusammen gearbeitet. Das Buch scheint mir Meyr's bestes und eigenthümlichstes Werk.

Sein Schwanengesang, und ein würdiger, waren die bald mehr subjectiv innigen, bald mehr objectiv betrachtenden Gedichte die er unter dem Titel „Religion des Geistes" erscheinen ließ; Rückert's Weisheit des Brahmanen, Schefer's Laienbrevier, Lamartine's Meditationen bieten sich zum Vergleiche dar; lyrischer als jene, aber minder farbenreich als diese, gleich ihnen ein Erbauungsbuch für solche Gemüther welche ihren Glauben nicht äußerlich überliefert haben wollen, sondern in eigenem Erleben und Denken das Ewige ergreifen, und nur den theologischen Lehren sich anschließen die sich ihnen im eigenen Gewissen, in der eigenen Vernunft bezeugen.

Meyr hat es selbst ausgesprochen daß er den beiden ihm angeborenen Trieben, dem dichterischen und dem philosophischen, mit vollem Bewußtsein in der Ueberzeugung genüge dadurch sein specifisches Amt als Schriftsteller am besten auszuführen; die gleichmäßige Fähigkeit zu beiden, die abwechselnde Thätigkeit auf ver-

schiedenen Gebieten und hie und da die Verquickung beider geben seinen Arbeiten ihre Eigenthümlichkeit. Auch Lessing und Schiller waren ja Denker und Dichter, auch Schlegel und Tieck haben abwechselnd in die Poesie und in die Literaturgeschichte thätig eingegriffen; wir wenden uns immer wieder zu unsern Classikern, zu einem Goethe vor allem, weil da der edelste Geistesgehalt des 18. Jahrhunderts in reinen klaren Formen ausgeprägt ist. Die Wissenschaft ist eine Macht geworden, wer bildend auf unsere Zeit einwirken will wird sich mit ihr auf eine oder die andere Weise verbinden müssen. Wir wollen nicht leugnen daß auch die Schattenseite der Mischung von Philosophie und Poesie, ähnlich wie bei Jacobi, bei Meyr zu Tage getreten, daß er mitunter in der Poesie zu viel, in der Philosophie zu wenig bewies; daß er dort an Naturgewalt und sinnlicher Fülle nicht so reich war wie an Ideen, hier vieles als wahr und nothwendig glaubte dargethan zu haben, wenn er es als möglich und gemüthbefriedigend hingestellt hatte. In all seinen Schriften aber lebt ein edler Sinn, der das Gute und das Schöne vereinigt; seine Gestalten machen einen Entwickelungsgang durch, welcher in Glück und Unglück die verborgenen Lebenskeime hervortreibt, so daß das Schicksal am Ende mit dem Charakter zusammenstimmt und ihm zum Heile dient. Die Befriedigung, die wir stets bei ihm am Schluß einer Erzählung, eines Dramas empfinden, beruht auf der milden sittlichen Reife des Geistes, welcher die poetische Gerechtigkeit übt, weil er die ethische Weltordnung anerkennt.

Ferdinand Freiligrath.

1. Gesammelte Dichtungen.

(Allgemeine Zeitung 1871.)

Freiligrath, in das Vaterland heimgekehrt, ist dem Wunsche seiner Freunde nachgekommen und hat seine Gedichte, die in einzelnen Bänden und Heften seither zerstreut und zu einem nicht geringen Theil schwer zu erhalten waren, in einer neuen Ausgabe zusammengestellt. Der Krieg hat diese nicht unterbrochen, und er konnte sie in großer Stunde dem geliebten Deutschland weihen:

Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.

Wohl seh' ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen, —
Doch schwarz ist dein Gewand.

Zur Trauer um die Gefallenen und Verwaisten kommt ja der Schmerz daß das Eisen noch nicht ruhen durfte um den dauernden Frieden zu erfechten,

Daß aufs Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag,

Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

24*

Da fühlt der Dichter daß er in solch großer Stunde nur eine kleine Spende bringen kann, seines Lebens Liederbuch, „manch rund, manch rauh gestammelt, manch still, manch wild Gedicht" — aber er thut es mit der Gesinnung der Liebe die er stets zu seinem Volke gehegt, die das Volk ihm reichlich vergolten hat.

Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

„Mit sechzehn Jahren begann ich, mit sechzig sing' ich heut", sagt der Dichter, und wir betrachten sogleich die Blüten dieser beiden Jahre. Das erste Gedicht der Sammlung, Moosthee, trägt die Jahreszahl 1826. Der kranke Jüngling muß den Thee trinken der am Hekla gewachsen, und schildert bereits mit einer knappen Wucht der Sprache, malt bereits mit brennenden Farben die vulkanische Insel hoch im Norden, wo das herbe Kraut gewachsen, und wenn Island ihm den Lebensbecher reicht, so nimmt er's zum Zeichen daß er jenem gleichen werde:

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt: wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach dem Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Freiligrath's Lyrik kündet sich hier schon uns weder als Poesie der Gefühlsunmittelbarkeit an, die in sangbar melodischen Klängen wie von selber sich ergießt, noch als Poesie des Gedankens, die neue Ideen selbstbewußt und schwungvoll ausspricht; das Element der Anschauung wiegt bei ihm vor, er ist Meister der Schilderung, aber nicht einer äußerlichen müßigen Beschreibung, vielmehr sind seine Bilder von Empfindung durchtränkt, es ist die Seele der Dinge die in den Formen derselben sich ausprägt, sichtbar, greifbar wird, und die packende Gewalt der Darstellung beruht darauf daß sie von diesem innern Leben durchglüht ist.

Freiligrath ist dabei kein naiver, reflexionsloser Poet, sondern ein Sohn der Neuzeit weiß er was er will, kennt und wählt er die Mittel für seine Zwecke, und läßt die Leuchtkraft der Farben zum stimmungsvollen Colorit zusammenwirken. Er hat die Absicht des Effects, aber er macht ihn auch, und das am rechten Orte zu thun ist keine Sünde, sondern eine Gottesgabe und eine Tugend. Das Vulkanische seiner Natur aber ist in der Mitte seiner Dichterlaufbahn hervorgebrochen, Schrecken und Bewunderung zugleich erregend, ihn selbst aus der Heimat verschlagend — im Revolutionsjahr 1848 und 1849.

Das Jahr 1870 bringt uns vier Gedichte; sie sind in aller Munde. Wie Germania, aufgerufen durch Kriegsgeschrei, die Sichel in das Korn wirft, zum Schwerte greift, mit vorgebeugtem Leibe die Wacht am Rhein hält, wie alle ihre Kinder heranziehen zum Kampf auf Leben und Tod, da sieht der Dichter sie schon als Siegerin, groß, herrlich, frei wie nie zuvor, und seine Kraft der Personification hat sich wieder glänzend bewährt. Mehr rhetorisch ist die Weissagung: „So wird es geschehen!“ Dann aber entfaltet sich eine rührende Innigkeit des Gefühls, ein erhebender Seelenadel in dem herrlichen Gedicht: An Wolfgang im Feld. Der Samariterdienst unter dem rothen Kreuz ist nicht schöner gefeiert worden, und Freiligrath, der seiner Natur nach überall das Anschauliche, Concrete sucht, hatte das Glück daß er als Vater zum eigenen Sohn sprechen konnte, der auf dem Schlachtfeld lernen soll „daß Wunden heilen besser als Wunden schlagen“ sei. Die Trompete von Vionville ist ein Klagelied um die Todten, auch wieder um so herzergreifender als das Anekdotenartige, Erlebte frisch erfaßt und zur lyrischen Ballade geworden ist. Gottschall hat jüngst die Kriegspoesie von 1813 und 1870 verglichen, und wenn Schenkendorf und Geibel in ihren religiös feierlichen Tönen eine Parallele boten, Rückert's Spottgesänge und geharnischte Sonette, Arndt's Lieder von den Helden und Stägemann's Oden in einzelnen Gedichten von Grosse, Wolfgang Müller, Träger, Rodenberg, Marbach, Rittershaus, ihm selber und andern ein Gegenbild haben, so schloß er daß Körner damals und Freiligrath jetzt ganz eigenartig dastehen.

Es ist nicht viel was Freiligrath gesammelt hat, drei Bändchen Eigenes, drei Bändchen Uebersetztes. Er hat eben nicht Verse gemacht wie ein Literat von Profession, sondern hat in der Jugend und im reifen Alter sein Brot mit kaufmännischer Arbeit

verdient, und in den Stunden der Muße eben nur das gedichtet wozu das Leben der Welt und das eigene Herz ihn drängte; er hat es vorgezogen weniges glanzvoll und gediegen zu gestalten, Anschauung und Empfindung zu concentriren, statt in die Breite zu gehen, und in wechselnden Tönen sich zu wiederholen: παῦρα μέν, ἀλλὰ μάλα λιγέως redet er wie der Homerische Menelaos.

Die erste Periode seines Schaffens hat der erste Band seiner Gedichte, wie er in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschien, und immer wieder aufgelegt ward, bereits abgeschlossen; er ist dadurch berühmt geworden, und hat wie Geibel darunter zu leiden daß bei der Menge das landläufige Urtheil dadurch fixirt ward, und der spätern reifen, anders gearteten Arbeiten weniger gedacht wird. Das Leben in Amsterdam, der Beruf des Kaufmanns hatte die Phantasie des jungen Poeten in die Ferne gelockt, und er entwarf die Bilder einer tropischen Natur mit grellen Lichtern und tiefen Schatten, wobei er zunächst auch durch seltsame unerhörte Reime verblüffte; aber indem gerade die Namen von entlegenen Orten, exotischen Pflanzen, wilden Thieren im Reime stehen, Zante und Levante, Hoango und Fandango, Karoo und Gnu den Versen ihren Klangcharakter aufprägen, wird gerade das fremdartige poetische Colorit erreicht. Indeß es war doch noch etwas anderes was die Zeitgenossen, vornehmlich die Jugend, ergriff: in einer schlaffen, gedrückten, thatlosen Zeit die Sehnsucht nach kühner eigenwilliger Lebensentfaltung und Lebensführung, wie sie den heißblütigen Söhnen der Wüste eignet, den Beduinen, die auf ihren Rossen selber phantastische Gedichte sind; „wächst in der Wüste nicht die Palme?" fragte Freiligrath die Kritiker die ihn auf die Heimat verwiesen. Und Freiligrath war in seinen Schildereien doch dadurch Dichter daß er sie successiv entfaltete, uns mit seinem Löwen Nordafrika durchjagen ließ, uns mit seinem ausgewanderten Dichter in die Waldeinsamkeit Amerikas führte, sie in dessen Seele spiegelte, — und daß ihm hier eine bedeutsame Elegie in der Sprache echter Empfindung gelungen sei, hat auch Hillebrand anerkannt, der sonst viel Excentrisches und Verstiegenes an ihm tadelt, und die einfachen Herzenslaute des Gefühls, die weihevolle Klarheit des Gedankens vermißt. Allerdings zeigen gar manche Gedichte Freiligrath's eine virtuosenhafte Manier in der Handhabung der ihm eigenen Form, und scheinen aus bloßer Lust an der Schilderung als solcher geschrieben zu sein. Aber meistens ist das Bild doch gehaltvoll, und die Form diesem

Stoff entsprechend. Das Jahrhundert des Dampfes und der Eisenbahnen, des Weltverkehrs, hat in Freiligrath einen Sprecher gefunden; ähnliche Gegenstände wie er haben auch französische und deutsche Maler behandelt.

Nur bei zwei Dingen möcht' ich noch einen Augenblick verweilen. Einmal läßt der Dichter einen todwund aus der Schlacht kommenden Reiter Antwort auf die Frage geben: was ist Poesie? Diese Antwort besteht in lauter eigenthümlichen, glänzenden oder ergreifenden, mitunter aber auch gesuchten und sonderbaren Bildern aus der Wirklichkeit; er nennt nicht die Innigkeit des eigenen Empfindens, nicht die Tiefe des Gedankens, die das Räthsel der Welt lösend ihre Verwirrung und Dunkelheit zu klarer Harmonie führt. Freiligrath ist eben wesentlich auf Anschauung gestellt, und so offenbart sich ihm der poetische Kern und Grund oder die Verklärung der Welt nicht in musikalischen Stimmungen oder in Ideen, sondern er sieht beide in Erscheinungen gestaltet, er sieht den Gehalt in bestimmten Situationen geformt. Poesie ist ihm: im herbduftenden Laub der Krone eines Eichbaumes sitzend der fernen Geliebten zu gedenken, oder umspritzt vom Schaume des Meeres die Odyssee zu lesen; Poesie ist der erste Schlag des Eisens auf den Steinen, wenn nachts die Pferde uns über dumpfdröhnende hölzerne Brücken gefahren haben; Poesie ist ein wilder Ritt, eine ruhige Seefahrt, ein schöner Tod. In einem andern Gedicht aber heißt die Flamme der Poesie ein Fluch, das Zeichen der Dichtkunst ein Kainstempel. Das geschieht in der Elegie auf Grabbe; mitten in einem Heerlager erfährt Freiligrath daß derselbe gestorben sei: „Du loderndes Gehirn, so sind nun Asche deine Brände!" ruft er schmerzvoll aus:

Wachtfeuer sie, an deren sprühender Glut
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Corsen Volk und des Karthagers;
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht,
Den Lichtern ähnlich dieses Lagers!

Er vergleicht nun weiter das Gehirn Grabbe's mit dem Lager, wo auch Choral und Würfelklirren durcheinander klangen, und angesichts dieses Dichters, der sich selber nicht zu zügeln wußte, dem allerdings die Einbildungskraft zum Unsegen geworden, spricht er jene verrufenen Sätze. Das bleibt immer wahr daß die tiefere

Empfindung des Lebens auch mit größern Schmerzen erkauft wird; sagt doch auch Goethe's Hafis:

Ich singe mit schwerem Herzen:
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten indem sie vergehn!

Der Dichter, von einem Gegenstand ergriffen, spricht diesen möglichst voll und ganz aus; ein andermal, bei einem andern Stoff, kommt auch die Kehrseite; dann wird auch der Gegensatz hervorgehoben. Und so nehme man die Todtenklage auf Immermann zu der auf Grabbe; da wird der Edle, Starke gepriesen, und an seinem Sarge gelobt der Ueberlebende Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren. Und dann feiert er bei Schiller's Jubiläum den Genius der erleuchtend und befreiend vor dem Volk einherschreitet, dem die Poesie ein Segen für ihn selber und für die Menschheit ist:

Er dauert — im Antlitz
Des Siegers Geberde,
Ein Gast des Olympus,
Ein Bürger der Erde!

Wie schon in dem ersten Band der Gedichte das Lied an die deutschen Auswanderer einer der herzinnigsten Klänge von Freiligrath's Leier war, so sagt er nun im Eröffnungsgedicht für das malerische und romantische Westfalen: „Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet, ein anderer und immer doch derselbe." Auch er sang nun vom Leben am Rhein, und betrieb mit seiner Poesie die Herstellung des Bogens von Rolandseck, er begrüßte Auerbach's Dorfgeschichten, und sah wie „am Baum der Menschheit sich Blüt' an Blüte drängt".

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen,
Regt sich's im Schoß! Dem Bersten scheint sie nah —
Frisch wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch wie sie Luther vor der Wartburg sah!
Ein alter Trieb, doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O wird die Knospe Blume nicht einmal?

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!

In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
Küsse sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Und für Freiligrath's Entwickelung fügte es ein günstiges Geschick daß nun auch die Liebe über ihn kam; er, der nie mit unempfundenen sentimentalen Phrasen getändelt hatte, sang nun das beseligende Erlebniß in einfach holden, sinnig reinen Tönen; die plastische Klarheit und Knappheit der Sprache wetteifert mit der Innigkeit des Gefühls; die Lieder: „So laß mich sitzen ohne Ende", — „O lieb' solang' du lieben kannst", sind Perlen unserer Literatur. Und würdig reihen andere sich an, in welchen Freiligrath uns seine Häuslichkeit schildert, mag er die Gattin bei Hochwasser auf die Sturmflut der Geschichte hinweisen die ihren Herd bedroht, oder mag er den Kindern den Weihnachtsbaum schmücken, der Tochter das Brautlied anstimmen.

Seit dem Jahre 1840 ergriff ihn der Drang nach Bewegung und selbstbestimmter Kraftentfaltung, der nun — aus Druck und Schlummer erwachend — immer allgemeiner in Deutschland ward, und da die Reformation zögerte ward der feurige, leidenschaftlich erregte Dichter revolutionär. Aber wo Herwegh mit rhetorischem Pathos allgemeine Forderungen aussprach, oder Dingelstedt satirisch scherzte, schuf Freiligrath nach seiner Art nun jene markigen ergreifenden Bilder von der stillen grauen Frühe im Harz, wo der Wilddieb vor den Augen des Sohnes erschossen wird, oder von dem Weberknaben im Erzgebirge, der vergebens nach dem Rübezahl ruft, von dem Proletariermaschinisten, der den Kessel des Dampfschiffes schürt auf welchem der König nach Stolzenfels fährt, von den Druckern die aus den Lettern Flintenkugeln gießen. Er hatte nach England flüchten müssen; von dort begrüßte er 1848 die Republik, die auch Deutschland erstreiten soll:

Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!

Manche seiner Gedichte athmen nun eine forcirte Wildheit, und er, der früher dem Dichter eine höhere Warte als die Zinne der Partei zugewiesen, war nun selber ein Sprecher des Partei-Fanatismus geworden, der die Stichworte desselben mitunter mit plebejischem Cynismus in die Welt hinausrief; man kann ihn von diesem Tadel, den namentlich Julian Schmidt begründet, nicht

freisprechen, aber man wird ein Symptom der Zeit darin finden, in welcher eben der Geist und die Macht sich in Deutschland noch nicht zusammengefunden hatten, und der Dichter den reactionären Gewalthabern wie den machtlos berathenden liberalen Theoretikern zürnend entgegentrat; man wird erleuchtende und versöhnende Worte vermissen, aber man wird nicht leugnen daß ein Gedicht wie „die Todten an die Lebendigen" zu dem Gewaltigsten und Packendsten gehört was die revolutionäre Poesie überhaupt hervorgebracht hat.

Freiligrath ging wieder nach England. Der Adel seiner Natur ließ ihn nicht herumlungern und vom Gelde der Arbeiter leben, er kehrte selber zur bürgerlichen Arbeit zurück, und erfreute von Zeit zu Zeit die Heimat mit herzlichen Liedergrüßen. Die Dankbarkeit des Volkes bereitete ihm einen sorgenfreien Lebensabend, er konnte heimkehren, und die großen Tage der Gegenwart fanden ihn bei der Fahne der Freiheit und des deutschen Vaterlandes. Sein Dichten ist nicht abgeschlossen, die Gärung hat sich geklärt, die Kraft ist mild gereift; wir wünschen für uns und hoffen für ihn auf fernere Gaben der Muse.

Die Uebersetzungen Freiligrath's sind von anerkannter Meisterschaft; der Sinn, die Form, das Colorit, die Stimmung der Orginale sind bewahrt und in deutschem Geist, in deutscher Sprache wiedergeboren. Diese Uebersetzungen geben uns zugleich ein Bild der neuern Literatur in Frankreich, England, Amerika. Ich vermisse Barbier, der gerade mit manchen politischen Lebensbildern Freiligrath's nahe Verwandtschaft zeigt. Victor Hugo nimmt großen Raum ein. Seine „Orientalen" haben auf Freiligrath selber eingewirkt, und wir sehen wie die Farbenfülle der Schilderung und die Behandlung des Alexandriners ihm Vorbild war; sein besserer Genius bewahrte ihn vor den blumigen und gedunsenen Phrasen, die doch von Anfang an bei dem Franzosen herrschten, wenn sie auch neuerdings erst ganz unleugbar hervorgetreten sind, und nun kein deutsches Auge mehr blenden. Es fehlt die Wahrheit, und wo diese mangelt, da mag ein Bild noch so funkelnd, ein Vers noch so melodisch klangvoll sein, auf die Dauer gewähren sie keine Befriedigung und Freude. Wie erquicklich ist doch die volksthümliche Lyrik des Schotten Robert Burns der schwülstigen Kunst Victor Hugo's gegenüber! Aber auch die zierlichen Gedankenspiele der englischen Sonettisten aus Shakespeare's Zeit und die socialen Gedichte von Thomas Hood, Elliot und Cornwall sind trefflich

wiedergegeben; ebenso die sinnigen Empfindungen von Felicia Hemans und Longfellow's Sang von Hiawatha, wo Freiligrath die verwandte Tonart im Kalewala der Finnen richtig erkannt hat; ebenso die neuen dithyrambischen Weisen des nordamerikanischen Kriegsängers Walt Whitman. Freiligrath hat das Verdienst daß er uns mit vielem Vorzüglichen zuerst bekannt und vertraut gemacht, und wenn von den großen Nachbildnern seit Voß die Rede ist, wird auch sein Name ehrenvoll genannt werden. Die Sammlung aber ist werthvoll als eine Blumenlese charakteristischer und anmuthiger Poesien unserer Nachbarvölker. Deutschland hatte lange die Fremden nachgeahmt und auf geistigem Gebiet in zweiter Linie gestanden, vor hundert Jahren traten seine Dichter und Denker an die Spitze der europäischen Literatur; es hörte darum nicht auf liebevoll in das Ausländische einzugehen, verständig dasselbe zu würdigen und sich anzueignen, ja gar oft ward das bessere Heimische dem Auswärtigen nachgesetzt. So werden wir auch jetzt, wo wir endlich politisch Macht und Freiheit gewonnen haben und in den Vordergrund der Geschichte getreten sind, uns nicht überheben, sondern in friedlicher Wechselwirkung unsere Ebenbürtigkeit mit den andern Nationen behaupten, und jeder die Ehre geben die wir für uns verlangen. Haben französische Dichter sich halb soviel um Freiligrath bekümmert wie er um sie? Doch steht er mit scharf ausgeprägter Physiognomie nicht blos in der deutschen, sondern in der europäischen Literatur da. Die Engländer indeß haben sich viele seiner Gedichte durch gute Uebersetzungen angeeignet, deren vorzüglichste seine eigne Tochter beisteuerte.

Freiligrath wird wie seither so auch fortan den Rath Goethe's befolgen: „Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung ob wir lebendig waren." Möge das fortschreitende Leben in Welt und Haus ihm erfreuliche Stoffe bieten! Er begann mit ethnographischer Lyrik; die philosophische wird man nicht von ihm fordern, indeß doppelt es begrüßen, wenn er in weiser Beschaulichkeit doch ihr Feld anbauen will; aber die historische Lyrik scheint mir für ihn nahe zu liegen. Schon in den Jugendgedichten hat er sie berührt; der Prinz Eugenius, die Geusenwacht klangen prächtig ans geschichtliche Volkslied an, und wie er aus der Gegenwart heraus später jene ergreifenden Lebensbilder entwarf, so liegt es nicht fern daß er auch in die Vergangenheit sich vertieft, und

einzelne große Augenblicke in der Geschichte des Volkes und seiner Vorkämpfer uns von innen heraus schildert, ich meine solche in welchen unser eigenes Empfinden und Wollen sich wiederfindet, die darum auch auf die Gegenwart einwirken können.

---

2. Freiligrath in seinen Briefen.

(Allgemeine Zeitung 1882.)

Freiligrath war ein vortrefflicher Briefschreiber, es war ihm Gemüthssache das was ihn bewegte und beschäftigte sich selber dadurch klar zu machen daß er es Freunden mittheilte, und er wartete der guten Stunde, in der er sich dazu angeregt oder aufgelegt fühlte. Wie seine Lyrik vorzugsweise die der Anschauung ist, so daß das Gefühl an einem Gegenstande sich entwickelt oder durch Bilder versinnlicht wird, so steht auch hier das Sachliche und die Innerlichkeit in lebendiger Wechselwirkung, und überall ist die treue Seele, ist der männliche Charakter offenbar. In behaglicher Lässigkeit, dem lebendigen Gespräche verwandt, fließen die Worte dahin, und doch gewinnt das Ganze durch den Künstlergeist des Dichters ein stilvolles Gepräge. Wie vornehmlich bei Frauenbriefen der Fall ist bildet die Situation, in welcher Freiligrath schreibt, den stimmungsvollen Hintergrund und ragt bedingend in die Darstellung hinein, mag das Dampfschiff am Rhein vorüberfahren oder in winterlicher Morgenfrühe die rothe Mondsichel am Horizont hinabsinken und Frau und Kind im Nebengemache noch schlummern, während der Dichter aus London in die deutsche Heimat seinen Gruß sendet, oder mag bei dem Empfang des Briefes, der rasche Antwort heischt, die Abendsonne auf das Bildniß Shakespeare's und die eingerahmte Autographen Goethe's und Schiller's über dem Pulte des Dichters ihren verklärenden Schimmer werfen. Wenn man die Schmerzensergüsse liest, die Freiligrath bei dem Tode des Bruders, des Kindes an Mutter und Geschwister schreibt, oder in denen er bei steigendem Alter so oftmals abscheidender Jugendgenossen gedenkt, wie wogt und wallt da die Empfindung immer von neuem auf, indem das was er mit dem Verstorbenen erlebt hat in der Erinnerung hervortaucht, bis der Mannesmuth nach mannichfachem Ringen Fassung gewinnt und das Gottvertrauen einer echten freien Religiosität das erregte Gemüth endlich beruhigt!

Freiligrath stand der confessionellen Kirche fern, aber glaubte im eigenen Leben einer göttlichen Führung inne zu werden, fast wie Jung-Stilling, wie er selbst einmal in dem lesenswerthen Briefe vom 17. März 1842 an Adelheid von Stolterfoth sagt, und erwägt man sein Leben, so wird man auch bei ihm finden wie Schicksal und Charakter in prästabilirter Harmonie einander verwandt sind. Vergleicht man die so verschiedenen Bildungsgänge eines Schiller und Goethe, eines Carstens und Rafael, eines Winckelmann und Fichte, so wird man finden wie die hier scheinbar ungünstigen und dort günstigen Verhältnisse gerade die rechten Bedingungen waren um die eigenthümliche Anlage des Genius zur Entwickelung zu bringen. Die Bibel hat dafür den schönen Spruch: daß denen die Gott lieben alle Dinge zum Besten dienen, und Bettina von Arnim sagt: daß der Mensch sein Schicksal lieb haben soll, auch wenn es schwer sei. Dazu gehört freilich daß man der eigenen Wesenheit inne wird und muthig sie behauptet, sie ausbildet und dem Höchsten zustrebt.

Wilhelm Buchner, durch literargeschichtliche Aufsätze als ein Mann von Kenntniß und Geschmack wohl bewährt, kannte die Briefe Freiligrath's an seinen Vater und faßte den richtigen Gedanken die Correspondenz des Dichters in dessen Verwandtschaft und Freundeskreisen zu sammeln und durch sie den Dichter, sein Leben und Streben selbst schildern zu lassen, indem er durch eine kurze Darstellung der Lebensverhältnisse oder durch einen Hinblick auf die dichterischen Schöpfungen in verschiedenen Perioden eine erläuternde Einleitung gab oder leicht verbindende Fäden zwischen den Briefen anknüpfte. So hat er uns ein prächtiges herzerquickendes Buch geschenkt, in welchem zugleich ein halbes Jahrhundert deutschen geistigen Lebens und politischen Ringens und Erringens an uns vorüberzieht.

Buchner gibt uns zunächst eine ausführliche Geschichte der Kindheit und Frühjugend Freiligrath's, wobei er vielleicht allzu viel bei alten Familienpapieren oder bei Schulschreibbüchern des Knaben verweilt, aber gründlich darlegt was Freiligrath selbst der gewöhnlichen Meinung gegenüber gern betonte, daß diese bürgerlich frommen Häuser, aus denen er stammte und in denen er aufwuchs, ihm eine gute Atmosphäre boten, und daß namentlich der Vater, ein trefflicher Lehrer in Detmold, förderud auf seine allgemeine wie auf seine poetische Bildung einwirkte. Er besuchte das Gymnasium bis in die obern Klassen, und als dann dem Handels-

stand angehörige Oheime zwar nicht für den Besuch der Universität, wohl aber für die kaufmännische Schulung Mittel boten, so hatte er neben den Stunden auf dem Comptoir Gelegenheit und Muße in den neuern Sprachen und der neuern Literatur sich tüchtige Kenntnisse zu erwerben. Der Vater, der früh starb, hatte seine Freude an den poetischen Erstlingen des Sohnes, ebenso einige Gymnasiallehrer, und als Lehrling in Soest veröffentlichte Freiligrath in Provinzialblättern mancherlei Gedichte, welche an Hölty, an Hölderlin, an Matthison anklingen, aber zu sehr sich ins Breite verlieren und zu wenig Eigenthümlichkeit zeigen, als daß wir so viel Gewicht auf sie legen könnten wie Buchner thut. Freiligrath hatte Recht sie nicht in die Sammlung der Gedichte aufzunehmen, in welcher er mit einer scharf ausgeprägten Physiognomie seinen Eintritt in die deutsche Literatur bezeichnete. Zwischen jenen in gebahnten Gleisen sich bewegenden Reimereien oder antiken Rhythmen erwuchsen aber aus unmittelbarem Erlebniß zwei Gedichte welche die Eigenart des Meisters erkennen lassen. Was er Gutes gemacht, ist Gelegenheitsgedicht; die eigene Erfahrung mußte ihm den Stoff bieten, den er mit seinem Herzblut durchtränkte, wenn er ihn dann auch, abgelöst vom eigenen Innern, in freier, fester Objectivität hinstellte. Ich meine das Gedicht „Moosthee", welches die Sammlung eröffnet und das erste war, das neun Jahre nach seiner Entstehung im Musenalmanach von Chamisso und Schwab den Namen des Dichters wie ein Meteor aufleuchten ließ, und das erst viel später gedruckte: „O lieb', solang' du lieben kannst." Aber ich glaube doch daß die prägnante Form beider einer spätern Feile verdankt wird; von dem letztern, der rührend schönen Klage, wissen wir daß Freiligrath sie nach dem Tode des Vaters dichtete, aber erst in der rheinischen Zeit aus der Erinnerung hervorholte um einen Freund damit zu versöhnen.

Mit 21 Jahren erhielt Freiligrath eine Stelle in einem amsterdamer Handlungshause. Hier verweilte er vier und ein halbes Jahr lang, hier kam sein Genius vollständig zum Durchbruch. Von Kindheit an hatte er mit Vorliebe Reisebeschreibungen gelesen und dadurch eine Fülle von Kenntnissen in Länder- und Völkerkunde wie in Naturgeschichte gewonnen. Jetzt war er selbst in den Weltverkehr mitten hineingestellt. Das freie Meer, die Schiffe mit den Producten aller Zonen lockten seinen Blick nach den Wundern der Ferne, und die Tropenwelt trat gerade unter den nordischen

Nebeln um so funkelnder, um so üppiger vor seine Einbildungskraft. Nach der Tagesarbeit einsam in den Gassen der Stadt oder am Strande des Meeres sich ergehend lebte und webte er in seiner Phantasiewelt, und gerade das Naturwüchsige, Kühne der Wüstensöhne ward ihm in einer schlaffen, reactionär gehemmten Zeit zum Träger seines Dranges nach selbständiger freier Lebensbethätigung. Gedichte, die er jetzt nicht blos des Nachts, sondern manchmal auch auf dem Comptoir zwischen kaufmännischer Arbeit aufs Papier warf, übten eine zündende Wirkung aus, mehr noch die exotischen mit den fremdartigen Reimworten, als die unmittelbar selbst erlebten, einfachern, vorzüglichern, wie die Bilderbibel, die Auswanderer, die Sandlieder. Er selbst schreibt damals schon an den Jugendfreund Merckel: „Das Dichten allein ist eine miserable Sache, und eine prosaische Unterlage thut auch dem Poeten im Leben gut." Zwei Jahre später gedenkt er der amsterdamer Tage in einem Briefe an Ernst Kapp: „Goethe's Lehr- und Wanderjahre sind auch mir ein theueres Werk. Die Aehnlichkeit mancher Situationen meines eigenen Lebens mit den vom alten Wolfgang geschilderten hat mich von jeher angezogen, und ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpultes auf meinem amsterdamer Comptoir, wo ich, unterm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches, den Meister im Jahre 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Kähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopf das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignon's Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigene Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden. Das Binnenland, Berg und Wald und Fels, zieht mich übrigens nicht so an wie das Meer, die Küsten. Berge drücken mich, ich muß weite Horizonte haben, die der Sehnsucht, der Phantasie, dem Schweifen des Geistes keine Schranken anlegen. Wenn ich kann, so fang' ich künftigen Sommer mit den Holländern Heringe in der Nordsee, bei den Shetländischen Inseln, sehe den Kraken und lasse mir Fischermärchen erzählen, angehaucht vom Ossianischen Hauch der schottischen Küste. Und dann schiff' ich mich nach Smyrna, Konstantinopel und Odessa ein, und dann nach dem Jasonischen Kolchis. Ich will das Mittelmeer kennen, das Natur und Geschichte in gleicher Fülle auf den Fahrenden wirken läßt."

Für diese Zeit ist besonders der Briefwechsel mit Schwab und

Chamisso beachtenswerth. Der bescheidene Freiligrath selbst ist überrascht von der herzlichen Theilnahme, welche beide seinen Einsendungen für den Musenalmanach zuwenden. „Dem sollte man die Bruderhand reichen und ihn warnen vor Manier", hatte Chamisso an Schwab geschrieben, was dieser dem jungen Genossen mittheilt, ihn mahnend nicht ausschließlich schauerliche oder phantastische Stoffe zu wählen, nicht am Ungeheuerlichen oder an schneidenden Contrasten zuviel Gefallen zu finden, nicht allzu sehr mit den Reimen auf exotische Eigennamen zu prunken. Freiligrath kann mit der Einsendung einfacherer Gedichte antworten, bekennt aber daß die Uebersetzung von Victor Hugo's Orientalen ihn selbst mitunter ins Schwülstige, phrasenhaft Schillernde verlockt habe. „Gott mag wissen", schreibt er, „wie ich friedfertiger Mensch dazu komme so viel Blut zu vergießen! ... Ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neuern Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche!" Er will suchen „reinmenschliche Züge aus dem Strudel der Tagesereignisse herauszufischen und in einer Reihenfolge kleiner Genrebilder festzuhalten", und damit ist schon die Richtung bezeichnet die er auch später in seinen politischen Zeitgedichten einschlug: nicht allgemeine Gedanken oder Postulate, sondern concrete Lebensbilder nach ihrem Werth, nach ihrer innern Bedeutung aufgefaßt, zum Träger seiner Weltanschauung zu machen. Chamisso und Schwab bestätigen seinen Entschluß: bei einem praktischen Lebensberuf zu beharren und in Stunden der Muße die Gunst der Muse abzuwarten. Chamisso schreibt, wie oft er von jungen Leuten gefragt werde, ob sie sich ganz der Literatur widmen und unter die Poeten gehen sollten. „Die Rathbegehrenden", setzt er hinzu, „gehören meist zu dem Miswachs der Menschheit, und rücken wol am Ende mit der Erklärung heraus, sie seien dennoch entschlossen, sie seien bereits so weit."

Von Amsterdam ging Freiligrath im Sommer 1836 in die westfälische Heimat zurück um zunächst seine Gedichte zu sammeln, zu deren Verlag Cotta sich ihm erboten hatte. Bei seiner strengen Auswahl fand er bald daß es nur ein kleines Bändchen werde, und fügte jene herrlichen poetischen Uebersetzungen aus dem Englischen von Robert Burns, Thomas Moore, Coleridge und aus dem Französischen von Alfred de Musset und Anderen hinzu, die er, mit congenialem Geiste sich an ihm verwandten Meistern bil-

bend, nach eigenem Sinn ausgewählt und vollendet hatte. Dann aber nahm er wieder für zwei Jahre eine kaufmännische Stelle, diesmal in Barmen an, wo er freilich nicht mehr wie in Amsterdam der unbekannte, sondern nun bereits der rasch berühmte Dichter war, der aber nach dem Zeugnisse des Principals die Geschäfte mit musterhaftem Fleiß und Geschick führte. Die Gedichte hatten bei ihrem Erscheinen den bekannten durchschlagenden Erfolg, der aber unsern Freund nicht übermüthig machte, im Gegentheil, er spricht sein Bedenken aus: wie es ihm möglich sein werde das Lob zu verdienen, die Erwartungen zu erfüllen, welche die untereinander feindlichen, nur hier einigen Kritiker Wolfgang Menzel und Karl Gutzkow bekundeten. Nach Empfang eines Briefes von Chamisso über seine Gedichte schreibt er einem Freunde: „Thränen der Rührung sind mir ins Gesicht geschossen, als ich den herzlichen Brief des herrlichen Greises las. Sag' mal, ist denn wirklich was an mir, daß so viele gute Leute nicht nur, sondern auch Männer die ganz Deutschland ehrt und achtet, mich lieb haben und mir so entgegenkommen?" Nur wenn man Gemüth und Seele in den Gedichten vermissen wollte, brachte es ihn in Harnisch: „Habt ihr mir ins Herz geguckt, ihr Himmelhunde? Kennt ihr mich denn? Ist ein Band Verse denn der Kerl selber?" Und als Dingelstedt mehr Huf- als Herzschlag in seiner Poesie gefunden, schrieb er an Wolfgang Müller: „Wer in meinen Wüsten das Ohr an den Boden legt der, hört doch bei Gott nicht blos Hufe, sondern doch auch dann und wann das Pochen einer fühlenden, in Lieb' und Haß entbrennen könnenden, manchmal selbst krampfhaft zuckenden Menschenbrust. Hunde dieses Recensentenvolk! Was kann ich dazu daß ich eben mehr Maler bin als Poet. Hätt' ich als Bube einen tüchtigen Zeichenmeister gehabt, hätte Farben bereiten und den Pinsel führen gelernt, dann säß' ich jetzt vor der Leinwand mit meinen Löwenritten, und keiner hielt mich für einen kaltherzigen Gesellen, weil ich nichts eigentlich Erotisches drucken ließ. Und wie kann Dingelstedt denn von abgeschlossen sprechen? Und kann zwischen Felsen und wilden Pferden, auf Heiden und Bergkuppen (und meine Heimat ist wahrhaftig schön) nicht eher ein Poet groß werden als auf den Straßen Berlins oder Kassels?" Bedeutend war für ihn die Anerkennung Immermanns, welcher ihn in Barmen aufsuchte und mit den düsseldorfer künstlerischen Kreisen bekannt machte. Damals erschien gerade der Münchhausen, und Freiligrath schreibt entzückt über die

prächtige Schilderung Westfalens mit dem kernigen Hofschulzen und antwortet auf Immermann's von Buchner mitgetheilten Brief über seine Gedichte mit folgenden Worten: „Ihre Bemerkungen über meine Gedichte haben mir eine große herzliche Freude bereitet! Ihr Wohlwollen leuchtet so sichtlich daraus hervor, und Sie geben mir darin so manchen mich selbst überraschenden Aufschluß über meine poetische Art und Weise, daß ich Ihnen nicht genug dankbar dafür sein kann. Ich habe mich bisher so gehen lassen, habe das was ich angeschaut und gefühlt habe ohne großes Nachdenken darüber in Liedern abgeschüttelt, und ich darf mich ja jetzt wol auch freuen daß das Resultat dieses träumerischen Schaffens in der Stille ein so schönes ist. Damit meine ich aber natürlich nicht das bischen löschpapiernen Ruf; auch nicht das leider! ziemlich laute Rascheln, mit dem die unbeständige aura popularis augenblicklich in meine Blätter haucht. Der schönste Gewinn ist mir die Freundschaft und Theilnahme von Männern wie Sie einer sind, die mich mit Wohlwollen auf meine Fehler aufmerksam machen, die mich zu Besserem und Größerem anspornen und ermuthigen, die mir überhaupt zu einer richtigen Würdigung meiner poetischen Mittel freundlich die Hand bieten. Daß meine Sachen mir einen solchen Vorzug errungen haben das ist mir, wie gesagt, der beste Gewinn den sie mir zu Wege bringen konnten, und es bleibt mir dabei nur der Wunsch daß meine Freunde kein zu großes Vertrauen in meine Kraft setzen, und daß es mir Verhältnisse, Umgebung und innere Heiterkeit gestatten mögen die Erwartungen, welche sie von meiner poetischen Zukunft hegen, wenigstens nicht ganz zu täuschen, und mich ihnen für ihre Theilnahme durch spätere Leistungen erkenntlich beweisen zu können."

Von Freiligrath's Eindruck auf die katholischen Kreise in München gibt ein wundersamer Brief Brentano's, Band I, S. 356 fg., Aufschluß. Dabei wendet er den politischen Ereignissen seine Theilnahme zu, und namentlich ist es der Gewissensmuth und die Vertreibung der sieben göttinger Professoren was sein Gemüth erregt: „Ob Hölty", fragt er, „auch wol Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 sieben Professoren par ordre de Mufti exilirt worden? 's ist eine schwüle Zeit; der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Geräth! Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht wie in neuester Zeit Grün und Beck. Des letztern Nächte, Gepanzerte Lieder, kann ich dir nicht genug empfehlen. Der edelste Liberalismus

und dabei eine Phantasie wie Feuer und Flammen, Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich.“

Zwischen dieser Lebensfreude, wie sie seine Poesie und ihr Erfolg und wie sie der Verkehr mit befreundeten Genossen in fröhlicher Jugend brachte, zeigt sich in den Briefen mitunter eine schwermüthige Stimmung: „Ich hätte große Lust mich todtzuschießen. «Poet» — großer Gott, was hab' ich verbrochen, daß du mir Verse gegeben hast und kein Geld dazu? Und doch — dieses prosaische staubige Arbeiten ums Brot — ist's nicht immer noch besser als den Buchhändlern seine Seele zu verkaufen? — Thränen, blutige Thränen möchte ich weinen, daß es so was Miserables und doch zugleich Schönes ums Leben ist. — Passive Menschen meines Schlages, deren Activität blos nach Innen geht, taugen nicht fürs Leben. — Ich habe Gefühl, aber keinen Verstand — hab' eine Braut und arme Geschwister, die ich gern glücklich machen möchte und — gerechter Gott! warum ließest du mich geboren werden, oder wenn's einmal gelebt sein mußte, warum ließest du mich keine von diesen Maschinen und Comptoirseelen werden, die des schnöden Goldes die Fülle haben, Weib und Kind in Sammet und Seide kleiden, den Musenalmanach kaufen und die Nase rümpfen, wenn ein Poet einen abgeschabten Rock trägt! Oh!!!“ Die hier erwähnte Braut war eine Schwester seiner Stiefmutter, welche, zehn Jahre älter als er, ihren Bräutigam durch den Tod verloren hatte als sie die Pflegerin seines erkrankten Vaters war, das einzige weibliche Wesen, das dem Jüngling damals näher stand, sodaß er ihr eine schwärmerische Verehrung zuwandte, die zu einer Verlobung des noch nicht Zwanzigjährigen mit ihr führte. Wenn ihr Bild den heißblütigen Jüngling vor Verirrungen mancher Art behütete, so stand sie doch mehr wie eine ältere Schwester ihm zur Seite, und wenn sie bemerken mußte daß er ihr später doch nicht mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war, und ihm sein Wort zurückgeben wollte, so mochte er doch wiederum das nicht annehmen, weil er sah daß er ihr Schmerz bereiten würde; er trug das Verhältniß wie eine Fessel, die ihm das Herz wund rieb, bis die Glut voller Liebe ihn davon befreite, nicht ohne leidvollen Kampf für ihn und für sie. Ein einziges Lied des zwanzigjährigen Bräutigams an sie ist erhalten, das sie weniger als Geliebte denn als mahnende, warnende Freundin erkennen läßt.

Freiligrath's Schwester Gisberte hat in ihren Beiträgen zu ihres Bruders Biographie erzählt wie der Vater nicht lange vor

seinem Tode die Schwägerin Caroline Schwollmann zu einem Spaziergange aufforderte. Schweigend kamen sie zum Kirchhof. Dort eröffnete er ihr daß er den Gedanken an das Glück seines Sohnes mit ins Grab nehmen möchte; das könne sie bewirken, wenn sie mit Ferdinand sich verlobte. Sie erwiderte: daß Ferdinand ihr lieb sei wie ein Bruder, daß aber der Vater sich über die Gefühle seines Sohnes täusche, der in ihr nur die schwesterliche Freundin, nicht die Geliebte sehe. Der Vater versicherte das letztere, ließ die Einwendung des Unterschieds der Jahre nicht gelten, und verlangte Wort und Schwur von Carolinen, daß sie Ferdinand's Liebe nicht zurückweisen und niemals aufgeben wolle. Dann fand die Verlobung statt. Der Geist und die Liebenswürdigkeit des Mädchens ließen zunächst in dem jungen Dichter keinen Zweifel an seinem Liebesglück aufkommen; aber als er draußen weilte, da bot der kühlere Ton der Briefe ihr Veranlassung, ihm sein Wort zurückzugeben. Sein Pflichtgefühl ließ ihn aber damals auf eine Lösung des Verhältnisses nicht eingehen. „Kannst du glauben", schrieb er, „daß ich mein gegebenes Versprechen breche und dich, die du durch deine Herzensgüte über Tausenden von Weibern stehst, einer trüben Erinnerung, mich aber einer nie endenden Reue preisgeben würde? «Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtsein recht gehandelt zu haben eine zufriedene Ewigkeit», schrieb mir vor zehn Jahren ein guter alter Freund ins Stammbuch, und ich fühle was es sagen will. Und wenn mir durch dein Entsagen auch dies Glück, die lachende Minute, zutheil werden könnte, was nie, nie geschehen wird, hältst du gerade mich denn für leicht genug um der Minute eines Glückes die Zufriedenheit einer Ewigkeit opfern zu wollen?" — Er kannte die Herzensgewalt einer ganzen vollen Liebe noch nicht; als sie überwältigend über ihn kam, da konnte er nicht einer Freundin und Verwandten die Hand reichen, während sein Herz einer Andern gehört hätte, da folgte er dem Zug seines Herzens, erbat und erhielt von der Mutter und Braut die heiß erflehte Vergebung.

Freiligrath wohnte zu Barmen im Hause des Buchhändlers Langewiesche, mit dessen Commis Neuburg befreundet. Es erschien damals ein bekanntes Stahlstichwerk: „Das malerische und romantische Deutschland." Unsere Westfalen wurmte es, daß ihr prächtiges Land darin vergessen war, Langewiesche verabredete mit dem Dichter einen Ergänzungsband Westfalen. Der Dichter sollte mit einem Zeichner die Heimat durchwandern und zu den Bildern

die Natur und die Geschichte, das Volk in Stadt und Land schildern. Die Reise ward gemacht, Freiligrath sah Verwandte und Bekannte der Kindheit und Jugend wieder und gewann neue zahlreiche Freunde. Er schrieb das prächtige Gedicht „Freistuhl zu Dortmund", in welchem er, nachdem er als Fronbote durch das Land geschritten, Berg und Ebene, Burg und Kapelle des bisher misachteten Westfalenlandes vor den Stuhl der Feme geladen, zum Schlusse freudig von sich selber spricht:

Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

Während die Platten gestochen wurden, suchte er einen schönen Ort am Rhein, wo er in freier Muße den Prosatext schreiben wollte. Er wählte eine reizende Stelle am Siebengebirge, Unkel, Rolandseck gegenüber. Aber er sollte hier erfahren wie wenig er zum Schriftsteller im gewöhnlichen Sinne des Wortes geboren war. Sein Beruf war: Einzelnes was ihn packte wieder auf packende Weise darzustellen, nach Sinn und Werth glänzend auszuprägen, nicht in systematischem Zusammenhang ein derartiges Prosawerk zu schreiben. Das rückte nicht vor, ganz abgesehen von so manchen Zwischenfällen, die ihn erschütterten und beglückten, so daß am Ende sein Herzensfreund Levin Schücking für ihn eintreten und das von ihm verpfändete Wort einlösen mußte. Freiligrath freute sich der neuen Freiheit, der schönen Sommertage bald zu Roß, bald zu Kahn, singend und trinkend, im Verkehr mit alten Freunden und neuen Genossen, und beging einen heitern rücksichtslosen Poetenstreich, indem er nach dem Einsturze des Bogens der Ruine Rolandseck als der Säckelmeister des Ritters in einem reizenden Gedicht die liebenden Seelen wie die Freunde des Rheins und seiner Burgen zu Beiträgen aufforderte, die zum Wiederaufbau dienen sollten. Sie flossen reichlich, und manche Spende von zarter Hand galt dem Dichter selbst, der nicht bedacht hatte daß er hier in fremdes Eigenthumsrecht eingegriffen. Die Ruine gehört der preußischen Prinzessin Marianne, die aber, als der Dichter sich entschuldigend an sie wandte, edlen Sinnes ihm die Sache überließ, und das von ihr für die Herstellung bestimmte Geld für den Bau eines Schulhauses zu Rolandswerth überwies. „Ist das nicht schön?" schrieb er an Levin Schücking. „So kann

der Poet, der Träumer, doch auch in der wirklichen Welt noch handelnd eingreifen und Gutes, wenn auch leider nicht selbst thun, aber doch veranlassen."

Der Anfang dieses Briefes läßt uns in einen leidenschaftlich gärenden Gemüthszustand blicken: „Ich sitze trotz meiner unkeler Abgeschiedenheit in einer so complicirten Lage, und die Conflicte des Lebens rütteln mich aus meiner langjährigen Passivität so energisch auf, daß ich, auch wenn ich keine vollen vierzehn Tage zu Köln auf Carneval gewesen wäre, doch wol schwerlich zu einem ruhigen, vernünftigen Briefe an dich gekommen sein würde. Auch dieser, wenn er vollendet ist, wird sich schwerlich eines der beiden eben genannten Epitheta anmaßen dürfen. Der Teufel weiß was mich reitet; vielleicht ist er's selbst. Aber Ruhe hab' ich nicht, und werde sie wol schwerlich erlangen, eh' ich der Welt und ihrem köstlichen, göttlichen Treiben mit blutendem Herzen Lebewohl sage, und mich entweder todtschieße oder wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe. — Lach' mich nicht aus, Kerl; freu' dich aber mit mir, wenn aus den gärenden Elementen, die jetzt in mir toben, noch was Erträgliches sich gestaltet, und wenn der chemische Proceß, den ich mein Leben nenne, nicht mit einer gewaltsamen Retorten-Explosion eine traurige Endschaft nimmt." Ida Melos, die als Kind eines weimarer Gymnasiallehrers mit den Enkeln Goethe's um den greisen Dichter gespielt, dann als Gouvernante nach Warschau gekommen, Reisen in Rußland gemacht, aber durch das Klima angegriffen am Rhein eine Stelle als Erzieherin gesucht, hatte diese im Hause des Obersten von Steinäcker gefunden, der mit seiner Familie in Unkel wohnte, in einem Garten neben dem in welchem Freiligrath sein Zelt aufgeschlagen hatte. Mit dem schönen, reichbegabten und feingebildeten Mädchen entspann sich ein herzlicher Verkehr, der um so unbefangener und harmloser gepflegt wurde als beide wußten daß sie durch früher gegebene Worte in ihrer Heimat gebunden waren. Aber mächtiger loderte in seiner Seele eine volle, ganze Liebe hervor, gegen welche jenes ungesunde Verhältniß nicht bestehen konnte. Man kennt das herrliche Gedicht „Mit Unkraut": Wie ein Falke möchte er die Geliebte umschweben und grüßen; aber weil er kein wilder Falke ist, rauft er sich grimmigen Sinnes einen Strauß von Feldblumen, einen wilden Strauß, einen Rankenstrauß, und bindet ihn mit einem Grashalm zusammen:

Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich
Der ausging es zu finden.
Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und sein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer: — schlechtes Kraut und Er!
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sieh'! — willst du ihn und sie
Am Boden liegen lassen?

Nicht minder schön ist ein Brief, den er kurz vorher ihr geschrieben: „Ich segne die Stunde, in der ich Sie zuerst sah, in der wir uns zuerst ein gegenseitiges Vertrauen schenkten! O welch' ein Frühling für mich! Das erste Grün zitterte um die Berge, die ersten Schwalben huschten über den Rhein, als ich Ihnen die «Rose» und die Lieder der Landon schickte. Nachher kamen die Nachtigallen und die Goldkäfer, ich saß in der Laube und sah Sie lächeln durch die Blätter, Lisbeth und Oswald träumten ihr Waldidyll (s. Immermann's Münchhausen), die Blumen dufteten und der Rhein blitzte — ach, es waren Tage, Stunden, Momente, die mir nie, nie aus der Seele kommen werden! Meine Verhältnisse mögen sich gestalten wie sie wollen — ich bleibe Ihnen gut, Ida, ich will, ich kann Sie nimmer vergessen! Und bei Gott, Ihr Vertrauen zu mir soll Sie nie gereuen; «unser schönes Verständniß soll uns nie Weh statt Wohl bereiten!» — Ich weiß es, wir wandeln auf einer schmalen Grenze; ich weiß aber auch ebenso wohl was Ihnen wie mir durch Pflichten gegen die, welche in der Ferne an uns denken, geboten wird; und wie das Herz auch ringt und blutet, ich bin Mann genug meinem Gefühle nicht blindlings nachzugeben und in knabenhafter Aufwallung neues Weh auf die zu häufen die mir die Liebsten sind auf der Welt! — Für jetzt sind Sie mir ein heller lichter Stern, zu dem ich mit liebender Andacht emporblicke, der mir Kraft und Erhebung in die Seele strahlt, wenn ich strauchle, vor dem ich kniee still und fromm und gut!" Aber bald überschritt Freiligrath jene schmale Grenze mit kühner Werbung um ihre Hand. Sie entzog sich ihm durch eine Reise zur Mutter in die thüringische Heimat, schrieb aber dann, gleichfalls ihrem Herzen folgend, ihm ein freudiges Ja. Die Tagebuchblätter, die er nun für sie schrieb, sind eine herrliche Er-

gänzung zu dem wunderbaren Gedicht „Ruhe in der Geliebten“, dulden aber keinen Auszug; sie wollen ganz und voll genossen sein.

Im Herbst 1840 reiste Freiligrath über Weinsberg nach Stuttgart. Von dem Besuch bei Justinus Kerner hat dessen Sohn Theobald eine höchst ergötzliche Schilderung beigetragen. Sodann besuchte er die Braut in Thüringen und verlebte den Winter in Weimar. Eine Bibliothekarstelle in Detmold hatte Freiligrath früher abgelehnt um nicht einem Freunde in den Weg zu treten; in Weimar dachte man daran er solle der Hüter des Goethe-Hauses werden, dessen Ankauf durch den Deutschen Bund man erwartete. In Berlin wollte Noback mit staatlicher Unterstützung eine Handelsakademie gründen; hier sollte Freiligrath für neuere Sprachen und Literaturgeschichte eintreten. Alexander von Humboldt begünstigte den Plan, der zunächst nicht zur Ausführung kam, aber doch der Anlaß ward daß Freiligrath vom König Friedrich Wilhelm IV. einen Jahresgehalt von 300 Thalern mit der Aussicht erhielt später nach Berlin berufen zu werden. Mittlerweile hatte Dr. Künzel in Darmstadt den Plan gefaßt eine Zeitschrift zur Vermittelung des geistigen Lebens von Deutschland und England zu gründen und Freiligrath zum Eintritt in die Redaction aufgefordert. Ein Verleger war gefunden, Künzel hatte eine Reise nach England gemacht um die nöthigen Verbindungen anzuknüpfen, und Freiligrath heirathete und zog mit der jungen Frau nach Darmstadt. Aber von der „Britannia“ erschien nur eine Nummer, der pforzheimer Buchhändler schreckte vor dem Unternehmen zurück.

In Darmstadt fand Freiligrath an Justizrath Karl Buchner, an Eduard Duller und Anderen mitstrebende Genossen. Für einen Aufsatz, den Professor Nodnagel über ihn schreiben wollte, entwarf er eine Skizze seines Lebens und schrieb dabei: „Ich bin seltsam bewegt, wie ich dir da das nackte Geripp eines Lebens hinstelle, von dem schon viel Lärm geschlagen und an dem doch im Grunde wenig ist. Um es begreifen zu können müßtest du im Stande sein zwischen den Zeilen zu lesen. Ach, da grünt manches Grab, da quillt manche Thräne, da fehlt es nicht an durchweinten und durchschwelgten Nächten, ein gebrochenes Mädchenherz zuckt dazwischen — ich bin betrübt bis zum Tode! Jetzt gilt es das Alte zu sühnen durch festes Beharren und treues, liebendes Halten an dem neu Errungenen! Ich liebe mein Weib unendlich und ich hoffe zu Gott, daß ich in dieser Liebe Kraft und Muth für ein Leben finden werde, das man später nicht ein ganz verfehltes nen-

nen soll.“ In einem Brief an Schücking, September 1841, schreibt er: „Ich sehne mich ungeheuer nach dir! Nach deiner Gemüthlichkeit, nach deinen Gespensteraugen, nach deinem Second Sight, nach deiner ganzen tiefen, innerlichen Westfalennatur. Das ist was uns als ein gemeinschaftliches landsmännisches Element so fest aneinander kettet! . . . O, unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Heidenland! — Mir geht das Herz auf, wenn ich daran denke — an die eingehegten, friedlichen Gehöfte, an die grauen, verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an alles, alles das! . . . Da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes verschlossenes Geschlecht, mehr vielleicht als irgendein anderer deutscher Volksstamm, schon der Verwandtschaft wegen, mit dem Britten gemein hat. Wahrhaftig, ich glaube immer noch daß ich später einmal nach Westfalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold, vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein, und am Mund der Mutter hangen, und sterben sehen, und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Flut im Innern und Aeußern, gebrochene Herzen und Traualtäre — alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht was aufkommen kann? Ich will sehen was ich zuerst schmiede. Das Leben eines Poeten, poetisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht da gewesen. Denn Byron gibt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob!“

Damals erschienen Herwegh's Gedichte eines Lebendigen. Freiligrath erkennt in seinen Briefen das eminente Talent und die muthige Gesinnung desselben an, aber der blinde Fanatismus ist nicht seine Sache. Er schreibt an Matzerath: „Dem Fortschritt dienen — wohl, das ist der Beruf der Poesie; es aber in so einseitiger, leidenschaftlicher und eben darum befangener Weise zu thun, wie unsere jüngsten Freiheitsdichter, ohne eine Ahnung höherer Weltanschauung, in den engen Grenzen eines persönlichen und politischen Particularismus, der seinesgleichen sucht — das kann nicht das Rechte sein! Nimmermehr!“ Und ein andermal: „Die Poesie soll sich

an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Druck und Schund unseres kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kamele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Theil weniger Sorgen gibt als ich jetzt habe, so denk' ich noch was Tüchtiges zu leisten." Er schloß damals ein Gedicht mit dem bekannten Spruch:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Das veranlaßte Herwegh zu einem von Ruge veröffentlichten und commentirten Lobgesang auf die Partei, einer poetischen Epistel an Freiligrath. Dieser äußerte sich hierüber: „Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt, sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein anderes als das des Refractärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt, durch Liebe geläutert und verklärt, alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten?" In diesem Sinn gedachte er Herwegh zu antworten, aber der Entwurf des Gedichts kam nicht zur Vollendung.

Freiligrath sehnte sich wieder nach dem Rhein und siedelte sich vom Frühjahr 1842 bis zum Sommer 1844 in St.-Goar an. Die Freundschaft, die er hier mit dem Landrath Heuberger schloß, hat trotz der spätern abweichenden politischen Ansichten das Leben durchdauert. Freiligrath übersetzte Dichtungen von Felicia Hemans, und gab das Büchlein zum Andenken Immermann's heraus. Emanuel Geibel und Levin Schücking brachten Sommermonate in Freiligrath's Nähe am Rhein zu, ebenso Luise von Gall aus Darmstadt, welche dort die Verlobte, später die Gattin Schücking's wurde. Herwegh's Triumphzug durch Deutschland, seine Audienz beim König von Preußen, sein taktlos veröffentlichter Brief an denselben reizte Freiligrath nun zu der noch schuldigen Erwiderung; das Gedicht „Ein Brief" sendet er vor dem Abdruck an Buchner, und fragt an, ob man darin die liberale Gesinnung des Verfassers

spüre. Gerade als Freund der Freiheit wolle er gegen den Misbrauch derselben auftreten. „Diese maß- und schrankenlose Aufgeblasenheit, die ohne alle und jede Pietät durchs Land schrie, die, ohne selbst tolerant zu sein, alle und jede Toleranz für sich in Anspruch nahm und sich für infallibler hielt als der Papst, verdient um so mehr eine Zurechtweisung, als sie nur durch eigene Dummheit ihr Exil verwirkt hat.“ Das Gedicht, schneidig, schlagkräftig wie es ist, ward indeß doch vielfach für eine Stimme aus dem Lager der Reaction angesehen und dem Dichter dabei seine Pension vorgeworfen. Freiligrath hatte, wie so viele patriotisch liberale Männer, den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV., den geistreich schwungvolle Reden bezeichneten, mit freudiger Hoffnung begrüßt, und die Wiedereinsetzung Arndt's in Bonn, die Berufung der Brüder Grimm und Dahlmann's an preußische Universitäten, die theilweise Befreiung der Presse schienen frohe Erwartungen zu erfüllen. Aber als der Mehlthau einer kirchlich politischen Reaction die frischen Blüten zerstörte, sah auch er sich Schritt vor Schritt in die Reihen der fordernden, voranstrebenden Opposition gedrängt. Er selbst mußte erfahren daß die Censur sein herrliches Gedicht, „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“ ihm verstümmelte, daß er in Preußen einen Robert Burns sein „Trotz alledem“ nicht singen, nicht weissagen lassen durfte: „Es reicht der Mensch dem Menschen noch die Bruderhand trotz Alledem“, und so begann er denn eine Reihe von Lebensbildern zu dichten, in denen bald Friedrich der Große im Himmel sich über die gegenwärtige Wirthschaft auf Erden ausließ, bald die Noth der schlesischen Weber einen ergreifenden Ausdruck fand, oder ein Kreuz auf das Grab des Bauern gepflanzt wurde, der im Harz ohne Sühne erschossen worden, weil er sein Gewehr auf Hirsche abgefeuert, die ihm das Saatfeld verwüsteten; und er fühlte den Drang sich völlig ins Freie zu stellen, er erhob den Jahrgehalt nicht mehr, und schrieb den Freunden daß er dem Faß den Boden einzuschlagen entschlossen sei. Gegen die Behauptung, daß Hoffmann von Fallersleben ihn in einer Champagnernacht bekehrt habe, schrieb er selbst später von London an Brockhaus: „Eine Entwickelung ist keine Bekehrung, eine Entwickelung geht auch nicht in einer Nacht vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt wird wissen daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte, daß ich bei Allem was ich angreife langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe.

Was ich bin bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte ... Ich begreife eigentlich nicht wie man sich nur wundern mag daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von Innen heraus, von Außen herein construiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung wie gegen die zahme Societät."

Ganz im stillen wurden jene weitgedruckten Blätter zusammengestellt und auf die censurfreien 21 Bogen gebracht, die als sein „Glaubensbekenntniß" plötzlich versandt, mit Recht großes Aufsehen erregten. Denn er übertraf die geflügelten Witze des politischen Nachtwächters durch den Ernst der Gesinnung, die unpolitischen Lieder Hoffmann's von Fallersleben durch markige Wucht in Stoff und Form, und Herwegh's allgemein gehaltene Schlachtrufe durch die geniale Darstellung bestimmter Erlebnisse. In ihrem sittlichen Pathos sind die Gedichte dem ebenbürtig was Heine mit Aristophanischem Humor in seinem Wintermärchen und verwandten Liedern geschaffen.

Schon vor der Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses" hatte Freiligrath an Geibel geschrieben: „Was mir ein Gott zu guter Stunde gegeben hat, was aus dem Innersten meiner Ueberzeugung, aus den reinsten Tiefen meines Herzens hervorgequollen ist, dem entsag' ich nicht, und sollt' ich's in Straßburg oder in der Schweiz drucken lassen. Schmerzlich genug daß man sich in solcher Weise flüchten muß! Aber die Schuld ist nicht auf unserer Seite! — Gott mit dir, Emanuel! Das versteht sich von selbst, daß wir uns lieb behalten, auch wenn wir im Gewirr des Kampfes plötzlich Mann gegen Mann stehen sollten. Blankes, reines Schwert, das ist die Hauptsache, mag es dann hüben oder drüben leuchten!" und an Lorenz Diefenbach: „Das Wort, das mir ein Gott auf die Zunge legt, kann ich nicht zurückhalten, vollends dann nicht, wenn ich irgendwie ein Gutes damit stiften zu können glaube. Ich bin eben jetzt in einem Abschluß begriffen, ich gebäre einen neuen Kerl aus dem alten heraus — eine innerlich und äußerlich durchaus neue Periode guckt mir ins Fenster." Er war von vornherein der Ansicht daß das Buch für seinen Lebensgang von Entscheidung sein werde, von vornherein entschlossen, wenn es sein müsse, wieder zur kaufmännischen Arbeit selbst im Ausland zurückzukehren. Er

ging zunächst in das Seebad nach Ostende, verweilte dann im Winter in Brüssel und reiste im März 1845 mit seiner Familie in die Schweiz. Dort am Züricher See erlebte er die erste Vaterfreude. Er traf mit Ruge und andern Männern von der Opposition zusammen, die sich dorthin in Sicherheit zurückgezogen, und knüpfte ein freundschaftliches Verhältniß mit Wilhelm Schulz an, jenem geistvollen hessischen Offizier, den seine Frau von der Festung Babenhausen befreit hatte und der damals das erschütternde Buch über den Tod des Pfarrers Weidig verfaßte, welches so viel dazu beitrug in Deutschland Rechtsöffentlichkeit und Geschworne an die Stelle des heimlichen Inquisitionsverfahrens zu setzen.

Freiligrath schreibt angesichts der widerstreitenden Urtheile über ihn und seine Dichtungen an Schücking: „Vorderhand lasse ich den Streit rechts und links toben, und denke daß mich später die Zeit am besten und am schlagendsten selbst rechtfertigen wird. Mein Buch kommt mir vor wie Schill's Ritt gegen die Franzosen. Als sich der in Stralsund pro patria todt säbeln ließ, schalt man ihn auch einen Narren, einen Tollkopf — hernach sind wir aber doch in Paris gewesen! In Zeiten der Feigheit und des Druckes ist auch ein vereinzelt dastehendes Beispiel von Muth und Aufopferung etwas werth. Und ich habe Opfer gebracht — nicht blos das der Pension.“ Als glücklicher Vater schreibt er an Geibel: „Ich wollte bei Gott du heirathest auch bald und erlebtest gleiche Freuden. Du würdest dann einsehen daß für Weib und Kind ringen, daß für eine Familie Kraft und Leben einsetzen mehr und beseligender ist als in einem aristokratischen Salon oder bei einem duftigen Mittagsschmause patricischer Bourgeoisie zwanzig pommerische Gänsebrüste unter 20 Jahren im Fluge erobern.“

Anfangs stand Freiligrath außerhalb des erhitzten Parteilebens der Flüchtlinge, und als die politisch und religiös radicalen Ruge und Heinzen mit Schulz und Adolf Follen in Sonetten und prosaischen Leitartikeln eine Fehde über Gott und Unsterblichkeit hatten, indem jene lehrten daß nur der Atheismus die Menschheit frei machen könne, schrieb er an Karl Buchner: „Sie können sich nicht denken mit welcher gegenseitigen Malice dieser Kampf geführt wird, wie unerquicklich er (zumal wenn die Frauen dabei sind) die Zusammenkünfte macht, und wie er, wenn die Streitführenden sich nicht bald eines Besseren besinnen, zu einer förmlichen Spaltung in unserm Flüchtlingshäuflein führen muß. Ist es doch schon so weit gekommen daß Schulz und Follen den Spitznamen «reactionäre

Liberale» führen, und daß ich (der ich mich allerdings auch zu einer Ursache alles Seienden, zu einem in Gott ruhenden, gottdurchhauchten All, nicht zu einem bloßen seellosen Mechanismus bekenne und längst bekannt habe) die allueranzüglichsten Dinge zu hören kriege. Curiose Kerle, die Deutschen! Sich über den lieben Gott zu zanken, solange es noch Könige zu enthronen gibt!" Levin Schücking hoffte daß in Württemberg, wo Dingelstedt eine Stelle bei Hofe gefunden hatte, auch für Freiligrath sich eine Stätte finden werde. Er antwortete: „Will man durch ein Buch wie das «Glaubensbekenntniß» wirken, so soll man auch ein rechter Kerl sein, alle Folgen auf sich nehmen und in keiner Weise ein sentimentales Pater peccavi winseln. Die Verse thun's nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Charakter nennt ... Mich, der ich meine Unabhängigkeit und Freiheit, mein Princip und meine Ueberzeugung zu wahren und aufrecht zu halten trachte, mich treibt u. a. auch dieses Ding über den Kanal und auf den Drehstuhl."

So stand sein Entschluß fest wieder in die kaufmännische Arbeit und zwar in London einzutreten. Er wollte auch nicht auf liberale Geldbeutel speculiren, sondern erging sich dem Freunde gegenüber in folgenden Betrachtungen: „Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Theil der gegenwärtigen Misère davon her daß das Schriftstellerthum einen besondern Stand bildet. Daher der Zudrang arbeitsscheuer Jungen, daher die Production aus Noth, daher die Masse von Schund, der, wenn er auch bald vergessen wird, doch ephemer den Markt überschwemmt, selbst gegen Besseres mistrauisch macht und den Geschmack der Menge vollends ruinirt. Ich wünsche von Herzen daß mein Beispiel nicht ohne Wirkung sein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen solchen Schritt thue, so müßte doch, mein' ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in sich schlagen. Louis Blanc in seinem Büchlein von der Organisation der Arbeit hat vollkommen recht: der wohlhabende Autor widme sich nur dem Cultus des Gedankens — er kann es! Der arme aber schaffe sich sein täglich Brot durch irgendein unbescholten praktisch Gewerbe, und überlasse sich nur in seinen Weihestunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen ist. So Rousseau, so Béranger! ... Ach, es ist eine uralte Frage, sie rasselt uns aus Spinoza's Gläsern und aus Burns' Pflugschar entgegen. ... Der Genius ist immer einsam gewesen! Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch

einen Gedankenblitz weiter als Millionen raisonnirender, brüderlich miteinander tafelnder Hohlköpfe: einsam und schweigend auch duldet er und fügt sich der eisernen ἀνάγκη, jener Nothwendigkeit, die dagewesen ist von Anfang und die dableiben wird bis zu Ende, trotz Communismus und Socialismus und aller andern Beglückungstheorien, die da sind und sein werden."

In der Verbannung lebte Freiligrath, so sehr er durch bürgerliche Arbeit für sich und seine Familie einen festen Halt und ein friedsames Heim hatte, doch in der überhitzten Flüchtlingsatmosphäre. Auch er war revolutionärer Parteimann geworden und hatte schon in der Schweiz in diesem Sinne dichterisch die Sturmglocke geläutet, und so warf er denn im Frühling 1848 aufregende Lieder in die deutsche Bewegung hinein, über die er Karl Buchner schreibt: „Wenn die Geschichte und der Demos ihre Epen und Dramen dichten, so liegt am Reflex derselben in der Seele des zuschauenden (oder auch mitagirenden) Lyrikers eigentlich blutwenig. Dennoch strömt das volle Herz zuweilen über, wenn auch in rauhen, fast improvisirten Klängen, die auf ästhetischen Werth weiter keinen Anspruch machen." „Pulver ist schwarz, Blut ist roth, golden flackert die Flamme", so deutete er die deutschen Farben, und was er ersehnte dafür hielt er auch das Volk für reif, das sollte sofort erobert werden, während das Volk vor den Thronen stehen geblieben war und zunächst auf parlamentarischem Wege nach Einigung und Freiheit strebte. Er war nach Deutschland zurückgekehrt, die furchtbare Rhetorik der „Todten an die Lebendigen" zog ihm in Düsseldorf die Verhaftung zu; die Geschworenen sprachen ihn frei. Er trat in die Redaction der „Rheinischen Zeitung" ein, welche Karl Marx leitete und deren letztes mit rothen Buchstaben gedrucktes Blatt durch ein Gedicht von ihm eröffnet war. Er wandte sich dann wieder rein poetischer Arbeit zu, vollendete eine deutsche Uebersetzung von Shakespeare's „Venus und Adonis" und gab unter dem Titel „Zwischen den Garben" eine Sammlung friedlicher Blätter, eigener nichtpolitischer Gedichte und poetischer Uebersetzungen heraus; aber die Reaction, welche nun eintrat, bedrohte auch ihn mit Untersuchungshaft, und so ging er im Mai 1851 nach England zurück, während bald nachher ein Steckbrief gegen ihn erlassen wurde.

Nachdem er in London mehrere Jahre als Buchhalter bei einem Kaufmann gearbeitet, erhielt er von 1856 bis Ende 1865 die freiere angenehmere Stellung des Geschäftsführers der aus-

wärtigen Abtheilung einer von Fazy begründeten Schweizer Bank. Unter dem Titel „Rose, Thistle and Shamrock" ließ er die vortreffliche Anthologie englischer, schottischer und irischer Lyrik erscheinen, und gab ein Buch „Dichtung und Dichter" heraus, in welchem er Gedichte auf Dichter und Dichtwerke und Aussprüche der Poeten über ihre Kunst zusammenstellte. Auch fällt in diese Zeit die Verdeutschung von Longfellow's Hiawatha-Sang. Wie er Frieden und Glück nach saurer Tagesarbeit abends im Kreise seiner heranwachsenden Familie und treuer Freunde fand, und in herrlichen Gelegenheitsgedichten bald Einzelne erfreute, bald das Herz des Volkes traf, davon geben die Briefe dieser Zeit reichlich Zeugniß. Wir sehen wie sein Comptoir auf der Schweizer Bank einen Mittelpunkt der Deutschen in London bildet, wie er berathend und helfend für sie eintritt, und, indem er selbst über deutsche Literatur englisch in das „Athenäum" schreibt, den deutschen Blättern wieder tüchtige Mitarbeiter in London anwirbt. Sein Herz hing fortwährend an Deutschland, und es konnte ihn schmerzen daß die Kinder sich mehr und mehr dem englischen Wesen assimilirten. So schreibt er an Eichmann, einen düsseldorfer Kaufmann, der von der barmer Zeit her ihm als treuer Freund sich bewährt: „Es geht doch kein Land der Welt über Deutschland, trotz alledem und alledem! Mir geht das Herz auf, wenn ich an seine Berge und Ströme denke! Seltsam ist mir daß ich, auch wenn ich den Tag über ganz andere Dinge im Kopfe habe, so häufig von der Heimat träume. Und mit einer Lebendigkeit und Treue, daß ich beim Wachwerden selbst überrascht bin!" Er schreibt an den Jugendgenossen Merckel: „Ziehe ich die Summe meines bisherigen Lebens, so habe ich nur Ursache froh und dankbar und zufrieden zu sein. Wol ist Alles was ich bin und habe wie aus Schiffbrüchen zusammengerettet — aber ich schätze und preise es vielleicht eben deswegen um so mehr. Zudem: Wie dürfte der Einzelne klagen wollen, wo dem Ganzen so Vieles und Großes in Trümmer gegangen ist?!"

Im Jahre 1865 ward die englische Abtheilung der Schweizer Bank aufgehoben und Freiligrath war wieder in suchender Lebenssorge für sich und die Seinen; seine literarischen Verbindungen und treue Freunde in der Heimat halfen indeß über die schweren Tage hinweg. Mitten in der Bedrängniß derselben feierte er 1866 die silberne Hochzeit, und schrieb der Schwiegermutter: „Wo die Liebe waltet da macht alles Andere sich von selbst, und auch die

Stürme und Wolken, die jedes Leben einmal durchbrausen und auf jedes Leben ihren Schatten werfen, können das eigentliche rechte innere Glück nicht stören! Ich habe an Ida eine Frau gefunden wie Gott sie denen gibt die er lieb hat! Gott segne sie für und für, und Gott segne dich, die du sie mir gegeben hast! — Wir haben gewiß Ursache froh und dankbar zu sein bei diesem Abschnitt unsers Lebens. Schätze habe ich nicht sammeln können für die Meinen, aber ich habe Kraft gehabt für sie zu arbeiten. Es hat uns nie am Nöthigen gefehlt; die Kinder sind leiblich und geistig zu unserer Freude herangewachsen und wir selbst sind noch frisch und wohlauf! «Nun danket Alle Gott.»" — Ein anderer der freisinnigen Poeten aus den vierziger Jahren, der ein an äußerm Glanz und weltlichen Ehren reiches Leben erlangt, schrieb am Abend desselben: „Ich habe oftmals Glück gehabt, doch glücklich bin ich nie gewesen"; Freiligrath hätte dies umwenden können: Ich habe selten Glück gehabt, doch glücklich bin ich oft gewesen. Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck und suchte das Glück an dem rechten Ort; da fand er es denn. Sein Gottvertrauen bewährte sich auch hier. Gleichzeitig war in London und in Barmen der Gedanke rege geworden nach englischer Sitte dem deutschen Kämpfer und Dichter durch einen Nationaldank einen sorgenfreien Lebensabend zu gewähren. Partei-Almosen hätte er nicht angenommen; eine Ehrengabe aus der Hand der Nation, wie sie auch Schulze-Delitzsch erhalten, war ihm willkommen. Die Beiträge strömten über Erwarten reichlich zusammen, und er konnte nun seinen Wunsch erfüllen und mit seiner Familie und seinen Büchern sich ein deutsches Heim gründen. Da er in Preußen weder verurtheilt noch freigesprochen und der Steckbrief nicht zurückgenommen war, so schlug er sein Zelt in Stuttgart, später in Cannstatt auf. Ein Besuch in Westfalen, wo er den Freunden für ihre Liebe seinen Dank bringen wollte, ward zu einem Triumphzug für ihn. Buchner, der dies alles ausführlich schildert, hat dabei das Freiligrath-Album vergessen; denn wenn auch das materielle Erträgniß desselben ein kleines sein mochte, es war ein schönes Zeichen der Zeit, wie hier neben den Jugendgenossen Geibel, Simrock, Wolfgang Müller, Kinkel und dem Verfasser dieser Zeilen die meisten namhaften Lyriker, neben Herwegh und Prutz Heyse und Lingg, Karl Egon Ebert, Hamerling, Rodenberg u. a., dem Heimkehrenden zum Gruß eine Musengabe widmeten.

Freiligrath bereitete nun eine Gesammtausgabe seiner Dich-

tungen und Uebersetzungen vor; da war es ihm vergönnt noch einmal politische Lieder zu singen, jetzt nicht als Sprecher einer Partei, sondern des ganzen Volkes, als er beim Ausbruch des Kriegs 1870 sein „Hurra Germania!“ anstimmte und die kühnen Siegeshoffnungen sich erfüllen sah, freilich auch mit der Todtenklage um so manchen Edelgefallenen, wie sie aus der „Trompete von Gravelotte“ widerklingt. Es war ihm vergönnt die Gesammtausgabe dem geeinten Vaterland als Zoll seines Dankes darzubringen. Gern sah er in Auerbach's „Waldfried“ den Spiegel einer großen Zeit des Fürchtens, Strebens und Hoffens, und schrieb dem Freunde, wie er sich freue wieder auf jener höhern Warte als auf der Zinne der Partei zu stehen; die errungene Einheit nehme er in der historisch nothwendig gewordenen Weise an, wenn sie auch auf andere Art verwirklicht worden als er früher gedacht; er bleibe seinen Idealen und Ueberzeugungen treu. In Bezug auf seine sittliche Ansicht und Lebensführung erwähnen wir noch eine andere Briefstelle: „Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt, auch für den Genius! . . . Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem schlichtesten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht im Leben ein Lord Byron zu sein! . . . Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Nest voll kleiner Kinder, and works hard for them! So ist's recht! Der Genius vergesse nie den Menschen!“

Buchner berichtet dann über den Lebensabend und Tod unsers Freundes, und wie er früher gelegentlich schon über poetische Leistungen desselben mit liebevoller Einsicht ein wohlabgewogenes Urtheil gegeben, so entwirft er noch zum Schluß ein anerkennenswerthes Gesammtbild seiner literarischen Thätigkeit.

Emanuel Geibel.

(Westermann's Monatshefte 1884.)

Der Epiker gibt uns ein Weltbild, das er in Weite und Breite, Höhe und Tiefe vor uns entfaltet, indem er selbst hinter dem Werk verschwindet; der Lyriker singt was seine eigene Seele bewegt, seine Gedanken und die Resonanz der Dinge in seinem Gemüth. Da scheint ein Gedicht klein gegenüber einer Ilias, einem Don Quixote; aber der Lyriker dichtet nicht blos ein einzelnes Lied, sondern verkündet uns von der Jugend bis zum Alter in melodischen Worten was sein Innerstes erfüllt, und in der Sammlung seiner Gedichte bietet er uns die Entwickelung eines ganzen Lebens mit seinen Erfahrungen und seinen Geschicken, mit seinen Gefühlen und Ideen, und spiegelt uns mit seinem Herzensantheil die Geschichte seiner Zeit und seines Volks. Dadurch wird er nicht blos durch den ästhetischen Werth, sondern auch durch die Fülle des Gehaltes dem Epiker ebenbürtig. Und er hat das Recht zu verlangen daß er in dieser Totalität aufgefaßt werde. Das fordert Emanuel Geibel in einem Epilog: „Wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter"; er will anerkannt haben wie er im Lernen wachsend durch das Leben geschritten, er will nicht blos nach den Erstlingen seiner Muse beurtheilt sein,

Als wär' allein der leichte Schmelz der Jugend,
Nicht reife Kunst des Dichters Zier und Tugend.

Daß ihn seine Jugendgedichte rasch berühmt gemacht und sich in der Gunst des Publikums behaupten, sodaß ihre hundertste Auflage erschien, war ein Glück mit einer Schattenseite: man vergaß daß er ein Mann geworden, daß zu den frauenhaften Klängen der Liebeslyrik sich mächtige Drommetentöne des Kampfes für Recht,

Wahrheit, Freiheit gesellt, daß ihm die Siegesfreude zum Choral geworden. Wußte doch Julian Schmidt's vielverbreitete Literaturgeschichte nur sein Scherzwort zu wiederholen: er werde unsterblich sein, solange es Backfische gibt, und hatte er selber schon vor langer Zeit Grund zum Epigramm:

Mit unsrer Tagskritik verdarb ich's leider,
Da ich sie nie um ihre Weisheit frug;
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich vor fünfzehn Jahren trug.

Nun hat Geibel selbst seine gesammelten Werke in acht Bänden erscheinen lassen, und so will ich versuchen ein Gesammtbild seiner dichterischen Persönlichkeit zu entwerfen, indem ich ihn zumeist selber reden lasse, seine Verse erläutere und auf ihren Werth prüfe.

Cervantes hat einmal das ihn selber charakterisirende Wort geschrieben: „Der Dichter wird geboren und von Gott begeistert, aber er soll auch kunstverständig sein. Der Naturpoet mag den übertreffen der blos durch Kunst sich bestrebt ein Dichter zu sein; aber die Kunst soll die Natur vollenden, und wo beide in eins verbunden sind da entsteht der vollkommene Dichter." Dem hat Geibel redlich nachgestrebt. Er besaß die gottverliehene Gabe des Gesanges und hat sie ausgebildet nach den besten Meistern zu edler Eigenthümlichkeit. Er wußte daß man Begeisterung nicht hergebieten kann, er wartete der Dichterstunde und hielt sie fest, wenn sie kam:

Niemals hab' ich am Schreibtisch
Mühsam was ich gesungen erdacht. Stets kam es von selbst mir,
Draußen im Freien, auf schweifendem Gang, wenn der Odem des Frühlings
Leis hinzog durch den Wald, mich bezaubernd, oder zur Herbstzeit,
Wann von den Wipfeln das Laub sacht rieselte, goldnen Thränen
Aehnlich, und tief im Gemüth die entschlummerte Schwermuth weckte.
Oder im Bette des Nachts aufdämmert' es mir, und am Morgen
War es zu Rhythmen erblüht, und freudig schrieb ich es nieder.
Freilich ändert' ich wohl mit Bedacht, und die Feile des Künstlers
Braucht' ich mit Fleiß; doch zuvor in geheimnißvoller Empfängniß
Ward mir immer das Beste zutheil als himmlische Gabe.
Nie willkürlich darum, wenn die innre Nöthigung ausblieb,
Hab' ich zu dichten gewußt auf Begehr, wie der Meister des Handwerks
Rasch das Verlangte schafft zu Geburtagsfeier und Hochzeit
Oder zum Neujahrsgruß. Und versucht' ich es dennoch, der Bitte
Weichend, so ward es danach: ein zusammengestoppeltes Machwerk
Statt des lebendigen Lieds. Nur wenn in beglückender Stunde,

Wie sie dem Alternden, ach! nur so selten erscheint, und im Fluge,
Mir freiwillig die Muse genaht, da vermocht' ich zu schaffen
Was mich selber erfreut und vielleicht auch anderen echt schien.

Nun im Alter dankt er der Vorsehung, daß sie ihn früh nach Griechenland geleitet:

Noch ein Jüngling
Auf hellenischem Grund schaut' ich die Sonne Homer's,
Durfte Begeist'rung mir im Nachglanz trinken der Vorwelt,
Und mit lächelndem Haupt nickte mir gnädig Apoll.
Aber es drängte mich auch mein Herz des erlesenen Glückes
Würdig zu sein, und bewegt that ich ein ernstes Gelübd:
Muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und wie's immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

Dies Maß zeichnet ihn aus. Mochte Freiligrath farbenprächtiger schildern, stürmischer zur That rufen, Lenau tiefsinniger klagen und in kühnern Metaphern die Natur beseelen, Anastasius Grün bilderreicher glänzen, — durch maßvolle Schönheit in Form und Inhalt steht Geibel voran. Auch im Frühlingshymnus, der von der Natur zur Menschheit sich wendet, schließt er mit dem Gruß an Hellas:

Du tränkest, will's in unsern Brunnen fehlen,
Mit Schönheit und mit Freiheit unsre Seelen,
Mit jener Freiheit welche Plato zeugt,
Für die geblutet Aristides' Wunden,
Die groß und still sich vor den Göttern beugt,
Weil sie das Göttlichste, das Maß, gefunden.

Das war für Geibel leichter als für andere; das Naturharmonische, das der größte Lyriker das Ewigweibliche genannt hat, das den frauenhaften Charakter der Liebeslieder Geibel's bedingt, bildet einen Grundton seines Wesens; ein reines, inniges deutsches Gemüth, das wie die Pflanze fest in sich selber, im göttlichen Lebensgrunde ruht, entfaltet sich, wächst, nimmt neue Eindrücke auf, aber reißt sich nicht los von seinem Mutterboden, sondern folgt wie die Sonnenblume der Sonne treu vom Auf- zum Niedergang. Geibel gehört nicht zu dem Männern die eine widerspruchsvolle Entwickelung durchmachen um sich endlich zur Klarheit und Ruhe emporzuarbeiten, die deshalb die Zweifel und Leiden des Lebens und seine Gegensätze mit erschütterndem Schmerz, mit

wehmüthiger Sehnsucht aussprechen oder mit Selbstironie die Zerrissenheit des Herzens und der Welt mit dem einen Auge beweinen, mit dem andern belachen; was in der Knospe verhüllt lag hat sich bei Geibel reich entwickelt, und wo ihm auch Stürme und Kämpfe bevorstanden, er hat die Ruhe nicht verloren, den Frieden und die Versöhnung in religiösem Sinne leicht wiedergefunden; die Tiefen seines Gemüths werden uns nicht durch Blicke in Abgründe aufgethan, darum ist sein Gesang niemals beunruhigend oder quälend, aber auch weniger erschütternd und fortreißend als mild rührend und sanft beseligend. Einen Hamlet oder Lear hätte er nicht dichten können, aber das trostspendende Amt der Poesie hat seine Muse treu verwaltet, für ihn selber und für uns. Mag die Rosenzeit vorübergehen, die Lilien stehen im Felde und der Himmel bleibt blau klar. Der Dichter kehrt sich nicht viel an den Wandel der Tage und den Lärm der Zeit; er lauscht dem Quell der wohllautend in seinem eigenen Innern rauscht, und bekennt:

Als wie aus Flammen neu geboren
So spielt das Herz mir frisch und rein;
Vergessen ist was ich verloren,
Und was ich liebte dennoch mein.

Zu diesem frauenhaften Element gesellt sich aber, was so oft vergessen ward: eine kräftige Männlichkeit; ist doch auch Geibel selbst persönlich von cholerischem Temperament. Er empfindet und denkt als Patriot, und das Gefühl fürs Vaterland, seine Schmach und Ehre, seine Hoffnung und Größe durchdringt seine Poesie. Er will auch hier das Ganze, er will Freiheit und Ordnung zugleich, und steht daher zwischen den Männern des Rückschritts und einer wilden revolutionären Bewegung; er schaut in Vergangenheit und Zukunft zugleich; ein romantischer Hauch weht durch seine Gedichte, wenn sie der Herrlichkeit der Vorzeit gedenken, aber manche Erscheinungen der Gegenwart sind ihm unheimlich. Die Brust klopft ihm hoch und rasch, wenn er die junge Zeit begrüßt, wie sie die weiten Länder durch Eisenbande aneinanderschweißt, durch Felsenschachte die Gänge für das Dampfroß gräbt; das dient nicht nur dem Handel und Verkehr, auch dem Geiste:

Der todte Buchstab weicht lebend'ger Rede,
Gekämpft wird Blick in Blick der Geister Fehde,
Und wieder schließt sich Hand in Hand der Bund;

Frohlockend spürt der Stamm im Bruderstamme
Sein eigen Blut, es schwebt wie eine Flamme
Der Freiheit Wort auf jedem Mund.

Aber nach dem freudigen Glückauf an diese junge Welt mit ihrer Hast, ihrem Wagen, ihren Mühen beschleicht mit leisem Grauen doch die Furcht sein Herz, sodaß er seinen Zuruf an die Gegenwart schließt:

Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen
Daß droben einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest zu zersplittern
Wie jenen Thurm von Babylon.

Und so waltet neben Jugendlust und Liebe, neben Mannesernst und Patriotismus auch eine echte Religiosität in Geibel's Dichtungen, frei von dogmatischen Formeln, frei von confessioneller Beschränktheit, aber als inniges Gottvertrauen, als kindlich frommer Sinn, der alles Irdische auf seinen ewigen Lebensgrund, alles Endliche auf seine Vollendung im Unendlichen, alles Wandelbare auf sein unvergängliches Ziel bezieht. Auch hier hat er mit der Ueberlieferung nicht gebrochen, aber sich an das Wesen des Christenthums, wie es in der Bergpredigt offenbart ist, gehalten und was ihm die Erkenntniß der Natur und Geschichte bot das hat er an dies sittliche Ideal angeschlossen:

Zum Kern des Lebens wird der Glaube,
Von dem das Kleid der Formel fällt,
Und wir verehren tief im Staube
Den Gott im Tempelbau der Welt.

Ja, er hat in reifen Jahren seine Stimme für eine neue Reformation in einem gebetartigen Gedicht erhoben:

Was einst Trost und Heil den Massen
Ward zur Satzung dumpf und schwer;
Dieser Kirche Formen fassen
Dein Geheimniß, Herr, nicht mehr;
Tausenden die fromm dich rufen
Weigert sie den Gnadenschoß;
Wandle drum was Menschen schufen,
Denn nur du bist wandellos.

Aus dem dunklen Schriftbuchstaben,
Aus der Lehr' erstarrter Haft,
Drin der heil'ge Geist begraben,
Laß ihn auferstehn mit Kraft!
Laß ihn übers Rund der Erde
Wiederfluten froh und frei,
Daß das Glauben Leben werde
Und die That Bekenntniß sei!

Flammend zeug' er was vereinigt
Einst der Boten Mund getönt,
Wie's vom Zeitlichen gereinigt,
Sich dem Menschengeist versöhnt;
Zeug' es, bis vor solcher Kunde
Jede Zweifelstimme schweigt
Und empor vom alten Grunde
Frei die neue Kirche steigt!

So huldigt er dem Christenthum als der Weltreligion der Wahrheit und der Liebe, und gewinnt für seine Dichtung die sittliche Grazie, die das Ethische und das Aesthetische niemals scheidet, weil beides aus gleichem Quell stammt; er sagt wiederum selbst:

Streb' in Gott dein Sein zu schlichten,
Werde ganz, so wirst du stark;
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell aus einem Lebensmark.
Niemals magst du reinsten Muthes
Schönes bilden, Gutes thun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn.

So ist es die Harmonie der Seele und des Inhalts was sich bei Geibel in der Reinheit, dem Adel und Wohllaut der Form kundgibt. Allerdings hat er vorwiegend Sinn und Liebe für die Poesie des Wortes; er freut sich den Zauber der Sprache als solchen in ihrer Bildlichkeit und in ihrer Klangfülle zu entfalten und walten zu lassen; seine Diction ist reich, blühend, schwungvoll, aber ein feiner Geschmack bewahrt sie vor Ueberladung, und die Innerlichkeit des bewegten Gemüths, die sich in ihr kundgibt, ruft stets den entsprechenden Rhythmus, die bald anschwellende, bald absinkend dahinfließende, bald raschere, bald langsamere Bewegung im Accent und Maß der Worte hervor.

Die deutsche Natur läßt ihn beim Heimatlichen bleiben und

von antiken oder ausländischen Versen nur solche nachbilden die völlig bei uns eingebürgert sind, wie der Hexameter und Pentameter, der fünffüßige Trochäus, das Sonett; mehr versuchsweise greift er auch einmal zum Ghasel, zu griechischen Odenmaßen. Seine Zeitmessung ist streng, aber ohne Pedanterie; der Vorgang Schlegel's und Platen's war nicht vergeblich für ihn. Er meidet es seine Virtuosität in der Beherrschung der Sprache durch spielende Ueberwindung von Schwierigkeiten zu zeigen, wie das manchmal Rückert thut, und weiß wie Uhland und Heine das Volksthümliche in künstlerischer Vollendung erscheinen zu lassen. Wie alle echten Lyriker ist er Herr der Stimmung; die Seelenstimmung ergießt sich durch das Ganze des Gedichts und bedingt die Wahl des Rhythmus und der Strophe, sodaß im Tonfall der Worte, in der Vocalisirung, selbst im Klang der Reime dem Ohr eine innere Melodie vernehmlich wird; wie bei den echten Lyrikern formen sich die Gefühle in anschaulichen Bildern, und wiegen sich plastisch klare Gestalten auf den Tonwellen der Empfindung, und jene machen dem Auge einen ähnlichen Eindruck wie diese dem Ohr. In der Harmonie der bald stolz-gewaltigen oder erhebenden, bald lieblichen und heitern Bilder, Rhythmen und Klänge liegt der herzgewinnende Zauber der Kunstschönheit, des vollen mangellosen Seins.

Je mehr indeß Geibel selber im Leben heranreifte, desto bedeutender ward auch der Gehalt seiner Dichtungen, desto deutlicher erkannte er selbst daß dieser von entscheidender Wichtigkeit für Werth und Dauer derselben ist, und nun schrieb er selbst:

Der sei noch nicht des Lorbers werth gehalten
Zu dessen Wohllaut Ohr und Sinn sich neigen;
Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten.

Ihm muß im Kampf des Neuen sich und Alten
Durch alle Zeit des Lebens Werkstatt zeigen,
Aus Schuld und Sühnung muß sich ihm der Reigen
Der ew'gen Weltgesetze still entfalten.

Nur wenn er in sich trägt das Maß der Dinge,
Gebührt es ihm daß er die Dinge schlichte,
Gelingt es ihm daß er die Sphinx bezwinge.
Dann aber wird ihm alles zum Gedichte,
Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe,
Und was er singt ist wie die Weltgeschichte.

In Elegien des Greisenalters hat Geibel einen Rückblick auf sein Herkommen, seine Kindheit und Jugendbildung geworfen. Er hebt an:

Im Weinmonde des Jahrs, da man achtzehnhundertundfünfzehn
　Schrieb und des Leipziger Siegs Feier zum andern beging,
Ward ich geboren zur Welt in mitternächtiger Stunde;
　Klar durchs Fenstergewölb blickten die Sterne herein.
Froh des Gottesgeschenks empfing mich die liebende Mutter,
　Und im stillen Gebet hielt mich der Vater empor,
Während die Glocke vom Thurm zu St. Marien mit zwölffach
　Dröhnendem Schlag den Beginn grüßte des festlichen Tags.

Er fährt fort: wie der strenggläubige, aber im Herzen milde, jeder Verketzerung abholde Vater stets ernst und ehrwürdig erschienen, während die Mutter, in deren Adern ein Tropfen leichten französischen Blutes floß, heiter und gesellig den Kindern Lieder sang, spielend mit ihnen scherzte und sie gern ins Freie führte, die Schönheit der Natur zu genießen. In einem frühern Gedicht zog Geibel noch ein anderes Element heran; sein Stammhaus stand am Main, bei Hanau, zu Wachenbuchen, bewohnt von Weinbauern, es trägt noch überm Thor auf seinem Schild die rothe und weiße Lilie, das Familienwappen:

Erst meinen Vater trieb sein Stern
Zur Hansestadt im Norden,
Wo er im Weinberg dann des Herrn
Ein rüst'ger Winzer worden.

Wohl zog sein hoher Geist auch mich
Auf ernste Lebensbahnen,
Doch stets, wann's herbstet, rühret sich
In mir das Blut der Ahnen.

Und Ruh noch Rast hat nicht mein Sinn,
Bis ich im Kreis der Zecher
Geküßt die schönste Winzerin,
Geleert den vollsten Becher.

So glauben wir auch in seiner Poesie das Sangfreudige des Winzers neben dem Brustton des Predigers zu vernehmen, so steht das religiöse Gefühl neben der Lust der Liebe und des Weins, eines das andere mäßigend.

Auf dem lübecker Gymnasium legte Geibel den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung; es war die Zeit wo noch

nicht wie heute alles und jedes vorschriftlich geregelt war und alle über einen Kamm geschoren wurden; die Lehrer ließen die Talente sich regen, beschnitten nur die wilden Ranken und gewöhnten den flatternden Sinn an Festigkeit. Dabei erwachte der dichterische Trieb schon im Knaben. Er las die Volksmärchen in dem Buche der Brüder Grimm, Fouqué und Schiller, und im Alter gedenkt er des berauschenden Glücks:

Als im erregten Gemüth freiwillig die Reime sich fügten
Und der Gedanke von selbst rhythmisch zu fließen begann.
Nichts war Mühe dabei; nein, wie wol abends der erste
Stern im dunkelen Blau plötzlich entzündet erglänzt,
Dann sich zu diesem ein zweiter gesellt und ein dritter hervorblitzt,
So in dämmernder Brust tauchten die Verse mir auf.

Er fand das Maß ehe er die Regel gelernt. Er war auch später ein glücklicher Improvisator.

Im Frühjahr 1834 bezog der kaum Neunzehnjährige die Universität in Bonn. Hier stand er mit zwei Genossen im poetischen Verkehr, die bald andere Bahnen gingen, mit Karl Marx und Karl Grün. 1836—38 studirte er in Berlin. Im Verkehr mit Chamisso, mit Bettina von Arnim und Franz Kugler entfaltete sich neben den philologischen Vorlesungen sein dichterisches Talent, die Erstlinge seiner Muse fanden Beifall und flogen in die Oeffentlichkeit. Er sehnte sich nach Griechenland, und Bettina von Arnim verschaffte ihm durch Savigny eine Hauslehrerstelle bei dem Fürsten Katakazis, dem russischen Gesandten in Athen. Zwei Jahre hat er dort gelebt; er hat es stets als eine glückliche Fügung des Schicksals anerkannt daß er dort auf classischem Boden unter dem lichten Himmel des Südens ohne verwirrende Einflüsse sich fortbilden konnte. 1840 nach der Heimkehr gab er seine Jugendgedichte heraus, anfangs in den drei Büchern: Lübeck und Bonn, Berlin, Athen; bald in zweiter Auflage vermehrt durch ein Buch: Escheberg und St. Goar. In dieser Gestalt sind sie fort und fort neugedruckt worden.

Cäcilie Wattenbach, die junge holde Schwester des Historikers, war die Muse seiner Studentenzeit, er verlebte selige Stunden in ihrer Nähe, er behielt sie im Herzen während der griechischen Reise, aber auch nach der Heimkehr blieb das entscheidende Wort unausgesprochen; das Mädchen empfing ihn kühler, ein Familienrath versagte dem noch Aussichtslosen die Hoffnung auf

ihre Hand. In Escheberg, im gastlichen Hause von Malsburg's, fand er in rührenden Klagen seine Ruhe wieder.

Lesen wir Geibel's Jugendgedichte jetzt, so wird uns beides verständlich: wie sie sofort die Gunst des Publikums und namentlich der jungen Mädchen finden, aber von einer strengern Kritik hart beurtheilt werden konnten. Es waltet in ihnen ein ebenso inniges als keusches Empfinden, ein ebenso frommer als weltfreudiger Sinn, die Lust am Wandern und am Becherklang, der Liebe Glück und Leid, Hoffnung und Genuß der Gegenwart, alles anmuthig, alles maßvoll, in mannichfaltigen Tönen stets wohllautend. Aber es war die Zeit wo das Junge Deutschland und die linke Seite des Hegelthums den Ton in der Tagesliteratur angaben und mit mehr verneinender Schärfe als aufbauender Organisationskraft so vieles in Leben, Staat, Glauben und Sitten Herkömmliche in Frage stellten, und da galt Geibel's mild-conservative Denkart für allzu zahm, wenn nicht für reactionär und furchtsam; man scherzte über den jungen Dichter, der selber so anständig bekannte daß nimmer sein Mahl ein vergossener Becher entweihen, nimmer betroffenen Blicks bei seinem Gesang die Mädchen vor Scham erröthen und das Auge senken sollten; — den jungen Dichter, dem Barbarossa im Kyffhäuser nicht mahnend zurufe seinen Bann im Sturm des Volkskampfes brechen zu helfen, sondern vielmehr zuflüstere: Wirke treu im befriedeten Kreise! Da wiesen die Literaturkenner darauf hin: wie hier ein Lied von Heine, dort eine Ballade von Uhland nachklinge, wie hier Lord Byron's letzte Worte schwächer wiederholt und dort durch Freiligrath's Vermittelung die blumenreichen Alexandriner Victor Hugo's versucht werden, und wie die sentimentale Klage der Nonne so gut wie die Trinklust des Landsknechtes aus des Knaben Wunderhorn ihr Vorbild haben. Ja, Gutzkow meinte die Specialität Geibel's darin zu finden daß er Kirchengesänge ins Politische übersetze, wie einst die Reformationszeit umgekehrt Volkslieder ins Religiöse umgebildet. „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen in fremde Land' hinein", hatte der Handwerksbursch gesungen, nun hieß es in der Kirche: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen ins ewige Vaterland." Und in der That liest man bei Geibel:

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!

Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich thürmt der Düne Sand;
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hier hatte wirklich die Melodie den Dichter ergriffen seine Gefühle und Gedanken in ihr auszusprechen, und so war es mit den schönsten Strophen Walther's von der Vogelweide und Gottfried's von Straßburg oder der genannten neuern Dichter auch der Fall; ihre Weise tönte in seiner Seele fort, und wie von selbst formten sich seine Gemüthsbewegungen in derselben. Sagt er doch selber:

Das ist die Kraft, Poet, dadurch der Geist,
Der wahrhaft schöpferische, sich erweist,
Daß kaum von seinem Flügelschlag berührt
Dein eigner Geist den Drang des Schaffens spürt.

Er erschien als formgewandter Anempfinder, wo sein eigenes Gemüth in die bestehenden Formen sich ergoß, nur daß statt der Nibelungenstrophe oder des elegischen Distichons so viel individuellere Stophengebilde sich bei ihm nachgestalteten. Und dann: es waren die Erzeugnisse seiner dichterischen Lehr- und Uebungsjahre, und in solchen hat man es auch einem Shakespeare nicht verargt, wenn er hier an Green, dort an Marlowe, hier an eine Komödie von Ariost, dort an eine von Plautus anknüpfte, und so sehen wir auch jetzt Geibel's Bildungsgang in jenen Gedichten, und weisen die welche ihn einen Eklektiker nennen auf jene Meisterwerke hin, welche die Eklektiker der Malerei in Rom geschaffen, auf die Aurora Guido Reni's, auf die Wandgemälde der Caracci im Palast Farnese. So sagt er selbst:

Woher ich dies und das genommen?
Was geht's euch an, wenn es nur mein ward!
Fragt ihr, ist das Gewölb vollkommen,
Woher gebrochen jeder Stein ward?

Und wir begreifen es daß die Studenten frisch mitsangen, wenn Geibel anhob:

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite weite Welt.

Und wie mochte eine aufblühende Mädchenseele hold bewegt werden bei den Versen:

Wo still ein Herz in Liebe glüht
O rühret, rühret nicht daran!
Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen gibt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten male liebt.

Und wie mußten die Componisten sich angeregt fühlen die Musik zu Versen zu schreiben, die wie in einer sich selbst singenden Melodie dahinflossen:

O, komm zu mir, wann durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer!
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Die Krone des ersten Bandes aber bildet das Schlußgedicht, das berühmte Minnelied, in welchem das Gefühl zur Betrachtung, zum selbstbewußten Ausdruck sich erhebt, aber der Gedanke so innig von der Empfindung durchwärmt und in so lieblichen Bildern veranschaulicht wird, daß der Dichter mit Fug sagen darf: er trinke aus der Liebe Becher den süßen Wein der Unsterblichkeit.

Ins Vaterland heimgekehrt, hatte Geibel eine Zeit lang bei Freiherrn von Malsburg in Escheberg, mit Freiligrath in St. Goar, bei Kerner in Weinsberg gelebt, dann Berlin und Dresden besucht und längern Aufenthalt in Lübeck genommen; ein kleiner Ehrengehalt von Friedrich Wilhelm IV. erleichterte ihm das freie Poetenleben. Freiligrath fand in dem jüngern Genossen „einen in Leben und Wissenschaft herangereiften, selbstbewußt in der Brandung der Zeit dastehenden Mann". Und das Naturgefühl Geibel's vertieft sich; er fühlt nun das Wehen und Walten des göttlichen Geistes in allen Dingen, sie werden ihm zu Sinnbildern des Ewigen und Unsichtbaren, dessen Segen er in ihnen spürt. Morgenländische und nordische Mythen bieten ihm prächtige Stoffe, und er weiß sie nun objectiv zu gestalten und den in ihnen selbst liegenden Empfindungsgehalt zum Ausdruck zu bringen. Aber ein Epos

„Julian“ kam nur bis zum dritten Gesang; er ließ es Fragment, und wir bedauern es nicht: es ermangelt der fortschreitenden Erzählung, welche die Charaktere durch Handlungen entfaltet, Schilderung und Betrachtung überwiegen.

Geibel gab eine zweite Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Juniuslieder“ heraus, andeutend daß auf den Blütenmai der Jugend nun der Sommer mit seiner Mannesarbeit und Reife komme. Auf dem Rhein erhebt er sein Glas zum Wohl des ganzen Volks, weiht den letzten Becher unserm Hoffen: „dem Wort ein fröhlich Auferstehn, dem freien Kampfe der Gedanken!“ Sein Vaterlandsgefühl wird durch die schleswig-holsteinsche Frage erregt. Er dichtet den Stammesgenossen das kräftige Protestlied: Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben! Er ruft muthig aus: Und wenn die Noth nicht Eisen bricht, das Eisen bricht die Noth! Ein Schrei nach Sühne für solche Schmach dringt aus seiner Brust hervor, jede Klage soll verstummen, jeder kleine Hader versiegelt sein, bis der Feind erfahren daß wir keinen Stein aus unserer Burg brechen lassen. Er sieht die Zeit am Teppich der Geschichte ein Bild weben, und noch kann Deutschland wählen, ob es ein Gemälde der Schande oder der Ehre werden soll. Er beschwört die Muttersprache um ein wehrhaft Lied, schmetternd wie Kriegsposaunen, auf daß sie den Brüdern in Nordalbingien nicht verkümmert werde. Diese seine Sonette sind den besten der „geharnischten“ von Rückert vollkommen ebenbürtig, den meisten derselben überlegen. Er schließt:

O hätt' ich Drachenzähne statt der Lieder,
Daß, sät' ich sie auf diese dürre Küste,
Draus ein Geschlecht von Kriegern wachsen müßte,
Im Waffentanz zu rühren Eisenglieder!

Sie alle sollten Deutschlands Heerschild wieder
Erhöhn, unnahbar jedem Raubgelüste,
Und nimmer fragen nach des Kampfes Rüste,
Bis Hauch des Siegs umspielt ihr Helmgefieder.

Nun hab' ich Worte nur; allein wie Saaten
Will ich sie streu'n in deutsche Seelen wacker,
Ob hier und dort mag eine Frucht gerathen;

Doch soll draus aufgehn nicht ein Zorngeflacker,
Nein, ruhig ernst ein Muth zu großen Thaten;
Du aber, Herr, bereite selbst den Acker!

Es ist geschehen, nach mehr als zwanzig Jahren ist die Saat aufgegangen, als das Gebet des Dichters erhört war: O Schicksal gib uns einen, einen Mann!

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Strand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner?
Ein Mann ist noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
Mit eherner Faust beherrsch' und ehernem Schenkel!

Den hat Geibel dann selbst mit einer schwungvollen Ode begrüßt, damals, als auf Bismarck ein Meuchelschuß zu Kissingen gefallen war; und stets ist Geibel treu zu dem eisernen Kanzler gestanden, wohl wissend daß vor allem uns Einheit noth thue. Damals aber in der gedrückten Zeit sang Geibel das herrliche Lied „Hoffnung", das in tausend Herzen widerhallte:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!

Drum still, und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut:
Es muß doch Frühling werden!

Um Ostern 1848 hören wir den Dichter mit der Lerche jubeln:

Wach auf, das Alte ist vergangen!
Wach auf, du frohverjüngte Welt!

Doch schon im Herbst betet er: der Herr der Geschicke möge ihm den guten Glauben wahren, daß durch das Getriebe der Willkür hindurch die Liebe ihre Fäden nach ewigen Zielen lenke, daß auch im Leben der Völker die Wehen auf Gebären deuten, daß dem Willen Gottes selbst die Teufel dienen müssen, wie sie auch wähnen nach eigener Lust zu thun. Er mahnt im Frühling 1849 sich selbst zur Geduld: die Sterne gehen ihre sichere Bahn, kein Stein wird fallen, der für den Bau des Gottesreichs nothwendig ist,

die Thränen der Völker wie der einzelnen sind gezählt und unverloren. Er fordert die Sangesgenossen auf: in freier Seele das Maß und die Gerechtigkeit zu tragen, Versöhnung zu predigen:

Nicht dürft ihr euch vor Thronen beugen,
Noch knieen wo der Pöbel kniet;
Die ew'ge Wahrheit braucht den Zeugen
Und Opferfeuer sei das Lied,
Daß wenn dereinst nach Sturm und Fluten
Erscheint des Friedensbogens Tag,
Das Volk an euren reinen Gluten
Der Freiheit Fackel zünden mag!

Bauen und erbauen, nicht verwüsten und zerstören soll nach ihm der Dichter, das Bestehende gut deuten und organisch fortbilden. Er war einem Herwegh entgegengetreten, der aufgefordert hatte: die Kreuze aus der Erde zu reißen, die Throne zu stürzen. Er war vielfach als Reactionär angesehen, während er doch seiner Fahne treu blieb, in Freiheit und Ordnung vereint die Principien unserer Gemeinschaft erkannte. So dichtete er 1850 die Terzinen „Mein Friedensschluß". Er erzählt: wie es ihn geschmerzt daß er zu keinem der kämpfenden Heere stehen konnte, weil er hier Wahnwitz und dort Verstocktheit walten sah; seiner Sehnsucht Bild war gekommen, aber wüst verzerrt. Da tröstete ihn ein Blick in die Weltgeschichte. Der Gedanke muß ringen und streiten um Form zu gewinnen; die Sehnsucht der Vorzeit strebte nach Schönheit, aber sie thürmte ungeheuere Massen, sie versuchte sich in Zwittergestalten, bis in Griechenland das vollendete Götterbild geschaffen ward. So geht der Geist der Freiheit jetzt durch die Zeiten, die Massen wollen ihn verkörpern, aber bringen nur Götzen hervor, und schreiben ihre Satzung mit Blut; doch wie auch diese Misformen zerbrechen, der Geist wirkt immer fort in reinern klarern Zügen, bis die Freiheit als Ideal verwirklicht wird.

Die Stunde, da sie so entschwebt dem Staube,
Nicht träum' ich noch mit Augen sie zu grüßen,
Doch auch verzweifeln läßt mich nicht mein Glaube.
Er gibt mir Kraft zu stehn auf schwanken Füßen.
Den Spiegel jedem Zerrbild bald zu zeigen,
Und doch dem Kern zu huld'gen drin, dem süßen.
Und weil ich muß beim Kampf des Tages schweigen,
Den Larven schlagen, hab' ich aufgerichtet
Dies Lied als Mal, daß ich der Freiheit eigen.
In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

Geibel, dessen Herz leicht entzündlich war, hatte von Glück und Leid der Liebe viel gesungen, als diese ihm voll und rein beseligend aufging. Er führte ein holdes Weib heim und zog von Lübeck 1852 in München ein, wohin König Max ihn zuerst von den Dichtern und Männern der Wissenschaft geladen, die der Universität neuen Schwung und Glanz, dem Leben vielfältig erfrischende Anregung boten. Mit Liebig kamen Pfeufer, Siebold, bald folgten Bischoff, Sybel, Windscheid, Riehl und der Verfasser dieses Aufsatzes als Lehrer an der Universität, und zu Geibel wurden Heyse, Schack und Bodenstedt gesellt; Dingelstedt war schon da und leitete das Theater. Dönniges stand als berathender Freund dem König zur Seite, eine geistvolle, frische Natur. Thiersch, Bluntschli, Pettenkofer, Fallmerayer, Steub, Kobell, May, Pocci, Förster, Melchior Meyr und andere boten den Neuberufenen gern die Hand. War der König in München, so pflegte er wöchentlich an einem Abend aus dem Kreise der Dichter und Gelehrten eine Tafelrunde zu laden, wo dann häufig ein von ihm gegebenes Thema besprochen oder oft auch der Unterhaltung freier Lauf gelassen war; den Schluß machten poetische Mittheilungen anwesender oder auswärtiger Poeten. Liebig und Geibel waren von zwei Seiten tonangebend. Geibel, der alles ernst, ja pathetisch nahm, kam manchmal in erregte Stimmung, aber der König, selbst wohlwollend, milde und bedächtig, hatte es gern, wenn die Geister aufeinanderplatzten. Bald war Geibel auch der Mittelpunkt einer Poetenschar, vornehmlich jüngerer Kräfte. Hermann Lingg war einigen münchener Freunden, wie Pettenkofer, als großes Talent bekannt, aber er hatte den Weg in die Oeffentlichkeit nicht finden können. Geibel bahnte ihm denselben, indem er aus dessen Gedichten, prüfend und sichtend, hier und da zur vollendeten Durchbildung und sorgsamen Feile mahnend und anleitend, eine Auswahl herausgab, und ich hatte die Freude sofort einen Dichter im vollen Sinne des Wortes öffentlich zu begrüßen. Da bemerkte denn eines Tags jemand daß Geibel und Lingg humoristische Verse von einem Krokodil gemacht, und während man uns auswärts die münchener Idealisten taufte, nannten wir uns scherzend die Krokodile. Auch die hielten jede Woche eine abendliche Zusammenkunft, und da theilte Geibel seine eigenen neuen Schöpfungen mit, und war unermüdlich in dem Eifer sich den jüngern Genossen mit Rath und That bei ihrer Künstlerarbeit förderlich zu erweisen. Dahn, Hopfen, Grosse, Heigel, Hertz, Lemcke, Scholz, Leuthold

entfalteten hier ihre dichterischen Schwingen, auch Scheffel war einen Winter lang ein willkommener Gast. Wie Geibel selbst nach Platen's Vorbild auf Strenge und Klarheit der Form hielt, am liebsten aber die vaterländische Weise nach Uhland's Art künstlerisch rein behandelte, so ließ er auch den Nachstrebenden nichts Fahrlässiges oder Holperiges durchgehen und forderte überall es mit der Poesie ernst zu nehmen. Er selbst stand auf der Höhe seines Lebens und Dichtens; die historische wie die Gedankenlyrik pflegte er meisterhaft und brachte drei Dramen zum Abschluß und zur Aufführung. Ein münchener Dichterbuch gab 1862 Zeugniß der gemeinsamen Thätigkeit; auch hier war die Strenge der Auswahl sein Verdienst.

Geibel hatte früh ein Drama „König Roderich" geschrieben, das den Sturz der Gothenherrschaft durch die Mauren in Spanien schilderte; er hat es selber in die Sammlung seiner Werke nicht aufgenommen. Den lyrisch ansprechenden Text zur Oper „Loreley" begann Felix Mendelssohn zu componiren, ward aber durch frühen Tod von der Vollendung abberufen. Das Lustspiel „Meister Andrea" brachte Geibel mit nach München. Es war 1847 auf Veranlassung von Ernst Curtius für eine Aufführung in der Königsfamilie gedichtet, der Kronprinz von Preußen hat selbst darin gespielt. Ein liebenswürdiger Humor erquickte uns bei der Vorlesung, bei der Bühnendarstellung fielen leider so viele poetische Schönheiten aus dem Munde der Schauspieler zu Boden ohne den erwarteten Erfolg zu erzielen. Großartig aber war der Eindruck der „Brunhild". Mit scharfem Kunstverstand hatte Geibel eingesehen daß die zweite Hälfte des Nibelungenliedes durchaus episch ist, in ihrer epischen Herrlichkeit vom Dramatiker nicht erreicht werden kann, daß aber Brunhild's tragisches Geschick einen dramatischen Conflict enthält, daß um sie der erste Theil unsers alten Nationalgedichts concentrirt werden kann. Daß der moderne Dichter nicht mit alten Göttern und Zauberbechern zu schalten hat, daß er uns die Reckengestalten ähnlich wie schon der Dichter des Mittelalters persönlich näher bringen und alles auf rein menschliche Motive zurückzuführen hat, das hat Geibel besser als Richard Wagner erkannt. Der Bau seiner Tragödie ist in der echt deutschen Weise, die nach Lessing's und Schiller's Vorgang die Mitte zwischen Shakespeare und den Griechen hält, wie ich das in meinem Buch „Die Poesie mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte" dargethan. Doch ist der in der Brautnacht spielende

Vorgang ein Hemmniß für unser Theater, und der maßvoll milde Grundton in der Seele des Dichters ließ einiges Misverhältniß empfinden zwischen den Hünengestalten des Epos, die einmal in unserer Vorstellung leben, und seinen Charakteren, wiewol er den sonnig-heitern Siegfried und den dämonisch-finstern Hagen, die liebliche Chriemhild und die heroische Brunhild gut voneinander abhob. Auch die „Sophonisbe" zeigt einen ähnlichen Bau, ist dramatisch durch den innern Conflict in ihrer Seele, wo die Bewunderung für Scipio zur Liebe wird und doch das Vaterland sich gegen Rom waffnen soll; das afrikanische Colorit wie das römische ist gut und ohne antiquarische Aufdringlichkeit gehalten. Geibel hat mit Recht um dieser Werke willen den Schiller-Preis erhalten, wenn er auch als Dramatiker nicht die gleiche Höhe wie als Lyriker erreicht.

Als solcher ließ Geibel in München „Neue Gedichte" und „Gedichte und Gedenkblätter" erscheinen. Schon Schiller hatte im Siegesfest, in der Kassandra die Bahn der historischen Lyrik eröffnet, welche sich in die Stimmung einer Zeit, eines Ereignisses, einer Persönlichkeit versetzt und diese dichterisch ausspricht. Lingg brach hier seinen Lorber; Geibel trat wetteifernd in die Schranken. Die Energie der Seelenmalerei auch bei erschütternden Gemüthskämpfen in seinem Judas Ischariot, seinem sterbenden Tiberius, die prachtvolle Schilderung der Blüte Athens aus dem Munde seines Perikles, die wehmüthige Darstellung des Epigonenthums in den Bekenntnissen vom Bildhauer Hadrian's, Herakles auf Oeta — sie alle entfalten ein bewegtes Gemüthsleben in melodisch dem Sinn sich anschmiegenden verschiedenen Tonweisen; sie entfalten den innersten Lebenskern der Gestalten, und aus der Darstellung des Individuellen entspringt ein allgemeingültiger Gehalt. Wir gedenken Judas Ischariot's. Es ist die Stunde vor dem Verrath. Judas hat in Jesus den Messias erkannt. Er ist es! Nicht sowol seine Wunder sind es:

Wenn er mich anblickt, wenn aus seinem Auge
Der stille Glanz der Ewigkeit mich trifft,
Wenn ich ihn reden höre und sein Wort
Voll schlichter Klarheit, jedem Kind verständlich
Und tief doch wie des Himmels tiefster Abgrund
Die Festen meines Wesens schüttern macht
Fast wie Posaunenschall —

Das ist's, woran man spürt: er ist der Eine, der Verheißene. Aber anders als Judas es sich gedacht. Einer der Eiferer für die Errettung seines Volks aus der Gewalt der Römer hatte er selbst davon geträumt, daß er die Genossen aufbiete zum Kampf um das Gottesreich herzustellen; sein Leben war ein Sehnen und Harren, das Gegenwärtige dünkte ihm nur Morgendämmerung einer großen Zukunft; da traf ihn die Kunde der Heiland sei da, und halb voll Hoffnung, halb voll Furcht — er hatte es ja selbst zu werden geträumt — ging er zum Jordan. Da sah er statt des Schwertträgers den Friedensverkündiger, und war doch von seiner unergründlichen Liebesmacht so gefesselt daß er ihm folgte. Und es ward Ruhe und Stille in seinem gärenden Gemüth. Doch nicht auf lange. Auf Bergeshöhe zeigte er Jesus das geknechtete Land und forderte ihn auf als Befreier den Thron zu besteigen, und mußte das Schreckenswort hören: Hinweg, Versucher! Kommst du noch einmal! Seitdem ist ihm Jesus entfremdet, aber ein Gedanke beherrscht ihn, seit derselbe zuerst aus dem Dunkel in ihm aufgeblitzt, und

Heißt durch ein unerhörtes Wagniß mich
Das angefangne Werk nach meinem Sinn
Ins Gleis zu rücken, oder, fügt sich's nicht,
Es zu zerbrechen und auf seinen Trümmern
Erhobnen Haupts den eignen Weg zu gehn.
Woher dies Trachten stammt, wohin's mich führt,
Kaum mag ich's fragen. Ist's ein ewig Schicksal
Das mich dahinreißt? Ist's ein Theil des Fluchs
Den Adam fallend seinem Stamm vererbt?
Ist es der Sinn wodurch der Engel reinster
Von seiner Stirn das Diadem verlor
Und Satan ward? Ich weiß es nicht zu nennen
Noch auch zu bänd'gen. Geh's denn seinen Gang!

Der Bildhauer Hadrian's sieht sich als Herr der Formen die ihm überliefert sind, aber klagt daß diese Zeit kein großer Puls bewegt, das Räthsel des Lebens in Schönheit allverständlich zu lösen; das Schöne ist dagewesen, und nachgeahmt ist was uns glückt. So gäbe er alle seine Jahre um einen Tag des Phidias, den sein eigener Glaube zur Urgestalt emporgetragen. So wird auch eine neue Kunst erst werden, wenn ein neuer Gott auf Erden erscheint und seine Priesterin beruft. Und diese neue Offenbarung Gottes in Christus ist die „Sehnsucht des Weltweisen“:

Dann wird der Baum der Menschheit grünen,
Dann werden ihren alten Zwist
Der Himmel und die Erde sühnen
Durch den der beider theilhaft ist.
Ein sanftes Leuchten wird durchdringen
Des Schicksals unverstandne Pein,
Das Leben wird den Tod verschlingen
Und ein Gesetz der Liebe sein.

Der Priester aber hat heute zu klagen wie vom Schein bethört so viele das Kleid für das Wesen nehmen und andere wieder ihre Freiheit in der Abwendung von der Satzung suchen; doch alle nach Freiheit Schmachtenden meinen den Heiland ohne es zu wissen:

Zeuch, o Herr, die durst'gen Seelen,
Die in dunkler Trostbegier
Im Vergänglichen sich quälen,
Zeuch sie liebend all zu dir!

Nun fand auch Geibel's Liebeslyrik ihre abschließende Vollendung. In den Tagebuchblättern „Ada" ist die Liebe nicht Spiel, nicht Sehnen, sondern Wahrheit und Beseligung, ein so flüchtiges und doch unvergängliches Glück. Beim Anblick der aufblühenden Jungfrau war es dem gereiften Manne so wundersam im Gemüth wie bei der ersten Liebe der Jugend, und bald konnte er zur Geliebten sagen:

Schlage nicht die feuchten Augen
Bang erglühend niederwärts,
Weine nur, wenn ich dich küsse,
Weine nur, geliebtes Herz.
Junges süßes Leben schauert
In dem tiefen Seelenlaut;
Wein' und küsse nur: die Rosen
Sind am schönsten, wenn es thaut.

„Sei du mein liebes Schweigen, und ich will sein dein Lied!"

In deines Herzens lautrem Grunde
Erschließt sich mir die reichste Welt;
Hinunter lausch ich Stund um Stunde
Wie in ein wehend Lilienfeld.

Du willst nur lieben, glauben, ahnen;
Und doch mit diesem stillen Sinn
Auf des Gedankens kühnsten Bahnen
Wie fest und sicher wallst du hin!

Oft staun' ich wie dein klar Gemüthe
Der Dinge tiefste Tiefen mißt,
Und bleibst doch ganz ein Kind an Güte,
Und ahnst es nie wie reich du bist!

Sein Herz jauchzt in den jungen Frühling hinein, unter den Blütenbäumen wandelt sein Weib mit dem Kind an der Brust! Aber bald lag seine weiße Rose, die nie einen Dorn für ihn hatte, auf dem Todtenbette:

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben.

In den „Gedichten und Gedenkblättern", die Geibel 1864 als einen vierten Band seiner Lyrika folgen ließ, klingt die Trauer um die Geliebte in rührenden Accorden fort; auch in dem rein ästhetischen Sinne, daß die Rührung nicht blos aus dem Mitgefühl mit dem Leide, sondern aus der Weihe des Schönen quillt, in welcher alle Gegensätze sich lösen, aus dem Blick in die Tiefe einer edlen Menschenseele, aus der trostreichen Einsicht in die Ewigkeit echter Liebe. Die Frühverklärte erscheint ihm überall, und in der Einsamkeit fließt es wie sanfter Mondenschein in sein Leben, und die Ahnung durchschauert ihn daß die Geliebte auch seiner gedenkt:

Schön wie die Lilie war sie und hold, voll kindlicher Unschuld,
Ach, und blühte mir nur kurz, wie die Lilien blüh'n!
Will stets wieder getäuscht mir das Herz an den Menschen verzagen,
Denk' ich dein, und beschämt glaub' ich und hoff' ich aufs neu.

Andere Gedenkblätter sind der Todtenfeier von Schiller und Uhland gewidmet, voll tönenden Schwungs und echten Gefühls. Ihnen reihen Oden in antiken Maßen sich an. Er fragt: Soll der Pfad zuwachsen, den Klopstock gebahnt, den Hölderlin griechischer Schönheit selig, den feierlichen Schrittes Platen gewandelt?

Schön im Reim hinströmt das Gefühl, die Tonkunst
Freut sich sein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt;
Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung
Auf der lang ausrollenden tongeschwellten
Woge des Rhythmus.

So gibt er uns in diesen altertümlichen Formen große Naturbilder und knüpft an sie die Betrachtung der menschlichen Dinge, wenn er den Einfluß ewägt den stets die Heimat durch die ersten Eindrücke auf das Kindergemüth auch noch auf den Mann ausübt, oder wenn die Freunde in den Schauern des Buchenhains am Uglepsee von den verschollenen Reichskleinodien reden. Vor dem Frieden der Natur hält nichts Unlauteres stand, und angesichts ihrer Ordnung glänzt wie die feurige Schrift am Nachtmahlskelch des Grals der göttliche Wille in unserm Gewissen auf. Oder der Dichter hält am 18. October dem deutschen Volk das Geschick von Hellas zur Mahnung vor. Er segnet die Stunde wo der Gedanke des ewigen Weltfortschritts wie Sternenglanz in seiner Seele aufgegangen und er im Trümmerfall die Quadern des Neubaues erkannt; er leidet im Kampf der Zeit, er zweifelt ob Tag, ob Nacht der Dämmerung folge, aber er trägt auch das Schwere geduldig in Hoffnung.

Im Frühjahr 1864 starb König Max. Der Dichter wandelt am Ostersamstag am Isarufer, das Bild des Fürsten steht vor ihm, der so vertraut und freundlich unter dem Volk einhergegangen, milden Blicks und doch würdevoll, der Friedensfürst:

Der stille Ueberwinder, der sich selbst
Besiegt um seinem Volk genug zu thun,
Und jeder Willkür, jeder Leidenschaft
Die Zügel des Gewissens angelegt.

Dem Dichter hat er gewährt was dessen Herz begehrte: sorglose Freiheit und ein freundlich Ohr für seine Lieder. Er fährt fort:

Und jener trauter Stunden dacht' ich dann
Im hohen, bilderdunklen Teppichsaal,
Wo er mit ernsten Männern im Gespräch
Das stillgeschäft'ge Walten der Natur,
Der Vorzeit Bücher sich enträthseln ließ;
Denn eine nimmermüde Sehnsucht zog
Ihn zu des Lebens Tiefen. Nicht begnügt
Mit der Erscheinung sucht' er ihr Gesetz,
Und jede neuerkannte Wahrheit gab
Ihm eine Stufe, die er sich erkämpft.
Und oft, wenn vor dem wissensdurst'gen Geist
Ein Strahl ihm aufging jener Gotteskraft,
Der ewig einen, die im leichten Blühn
Der Pflanze wie im Auf- und Niedergang
Der Völker und der Zeiten sich enthüllt,

Da flog ein Leuchten über seine Stirn,
Und höher schlug sein Herz, als wär' er selbst
Der Weisheit Jünger, nicht ihr Vogt und Hirt.

Geibel litt seit Jahren schon in München an einer Darmverengung, und seit lange geht kein Morgen ihm schmerzlos vorüber; er klagt in seiner Poesie kaum davon; er wie zwei münchener Freunde, Melchior Meyr und Adolf Zeising, haben schwere physische Leiden mit religiösem Sinn ertragen und sich nicht so pessimistisch verbittern lassen wie manche Zuschauer, die sich's selber wohl sein lassen und doch das Misbehagen und die Friedlosigkeit ihres Materialismus spüren. So ging Geibel nach dem Tode von König Max nach Lübeck, der Vaterstadt, die ihm stets theuer geblieben, deren er so gern in seinen Gedichten gedenkt; er fühlte dort sich wohler. Nach 1866 entsagte er dem königlich bairischen Ehrengehalt, den ihm der spätere Kaiser Wilhelm reichlich ersetzte, und blieb im Norden. Er selbst sandte von dort „Spätherbstblätter" in die Welt, die kein Ermatten der poetischen Kraft, wohl aber die Hinwendung zu sinniger Beschaulichkeit bekunden. In Elegien läßt er die Vergangenheit vorüberziehen. Er wetteifert in einem dramatisirten Sprichwort: „Echtes Gold bewährt im Feuer" mit Feuillet, er faßt seine Gedanken und Erfahrungen über das Drama einsichtsvoll und lebendig zusammen und schreibt einen Brief in Hexametern darüber wie Horaz in der ars poetica. Er bietet eine Fülle köstlicher Epigramme, bald in Reimen, bald in der classischen Form des Distichons, und wenn wir es bedauern mochten daß er niemals in Prosa über Poesie und Poeten schreiben mochte — seine Urtheile über Meister und Werke alter und neuer Zeit hat er uns hier dargeboten. Auf dem Krankenlager gedenkt er der Gattin, der Jugend in Wehmuth, aber er schließt mit hellem Accord:

Doch plötzlich rauscht
Der Pforte Vorhang; leise mit der Kerze tritt
Mein Kind herein, ein lieblich Bild der Gegenwart.
Und wie es langsam, mit beschwingter Hand, mir nun
Die Kissen ordnet und sich zärtlich an mich schmiegt,
Da weicht der Schatten, der mein bangend Herz beschlich,
Und dankbar fühl' ich, ausgesöhnt mit meinem Los,
Wie reich ich noch gesegnet bin, und lebe gern.

Oder er singt ein andermal:

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,

Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Accorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag:

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Dieser bestand in dem Beifall der Nation, der nun seine „Heroldsstimmen" begrüßte, als er die politischen und patriotischen Gedichte gesammelt herausgab, welche er von seiner Studentenzeit bis zur Friedensfeier 1871 geschrieben. Hier sah man wie er stets erhofft und erstrebt was nun erreicht war, und erreicht war wie er es gewollt, nicht durch Umsturz und blutige Gewalt von unten, sondern unter der Leitung genialer Helden und im Bunde der Fürsten und des Volks, errungen auf den Schlachtfeldern draußen und begründet in freundlicher Einigung daheim. Und er darf sich sagen: Ich bin dabei gewesen, ich habe redlich mitgethan!

Geibel's eigenem dichterischen Schaffen ging eine dankenswerthe Uebersetzerthätigkeit zur Seite. Schon 1840 gab er mit Ernst Curtius „Classische Studien" heraus, in welchen er glücklich begann griechische Weisen uns anzueignen. Die Malsburg'sche Bibliothek im hessischen Schloß Escheberg gab ihm Anlaß sich mit der spanischen Lyrik vertraut zu machen; seinen „Volksliedern und Romanzen der Spanier" (1843) folgte im Verein mit Paul Heyse 1848 das „Spanische Liederbuch", und 1860 gab er gemeinsam mit Schack einen „Romanzero der Spanier und Portugiesen" heraus. Er hat das Verdienst umfangreich und planmäßig nach den Quellen mit treuer Nachbildung von Rhythmus, Assonanz und Reim die originale Blüte spanischer Lyrik uns vermittelt zu haben. Wie Schack ihn noch einmal nach Spanien gelockt, so that es Leuthold in Bezug auf Frankreich. Auch zu den „Fünf Büchern französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis zur Gegenwart" (1862) hat Geibel vieles beigesteuert, vieles mit dem jüngern Genossen durchgearbeitet. In Lübeck dann nahm er die Griechen und Lateiner wieder vor und gesellte Oden und Satiren von Horaz und Elegien von Properz und den andern Triumvirn

Amor's die Perlen griechischer Lyrik, wie sie in der Anthologie und in reizenden Fragmenten uns überliefert sind. Namentlich bei diesen ist es ihm prächtig gelungen den eigenthümlich poetischen Hauch erquicklich zu bewahren. Geibel versteht eben zu unterscheiden was in einem Werke Baustein und Mörtel ist, und während er jenen treu bewahrt, gewährt er bei diesem sich Freiheit; er empfindet wie bald directe, bald bildliche und metaphorische Ausdrücke auf das nationale Gefühl wirken, und versteht danach bald die unmittelbare Uebertragung, bald ein Aequivalent zu wählen um auf uns im Deutschen den Eindruck zu machen der dem Original in seiner Sprache eignet. Sein anschmiegsames Talent feiert hier einen Triumph, er wetteifert mit A. W. Schlegel. Und gleich diesem und Platen hat auch er auf die poetische Technik, auf die Reinheit der Form und den Wohllaut der Sprache bei dem nachwachsenden Geschlecht bildenden Einfluß gewonnen.

„Spielmanns Heimkehr", gedichtet als Geibel sich wieder nach Lübeck zurückwandte, dürfen wir als ein Symbol seines Lebens und Wirkens nehmen. Als die Rose blühte, die Nachtigall sang ist er hinausgezogen, hat die Adler den Olymp umkreisen gesehen, aus dem grünen Rhein getrunken, auf den Gräbern der Hünen gesessen und am Fuße der Alpen gesungen; er hat den Mädchen zum Reigen gespielt und mit Trompetengeschmetter die Krieger in die Schlacht zum Sieg begleitet. Er fährt fort:

Ihr Pfleger des Geistes, mit sinnender Stirn,
Gott grüß euch, und reicht mir die Hand!
Von der Schöpfung geheiligtem Ringe,
Von dem Wandel der irdischen Dinge
Hab' ich manches geschaut und erkannt.

Ich wende die Augen um und um:
Wer ist der den Alten noch kennt?
Da dunkelt's am himmlischen Bogen,
Und es kommen die Sterne gezogen,
Und die Sterne sind treu bis ans End'!

Die Sterne, Sinnbilder der ewigen Ideen; das Dreigestirn des Guten, Wahren, Schönen!

* *
*

Während dieser Aufsatz in der Druckerei lag, kam die Trauerkunde, daß Emanuel Geibel am Palmsonntag, den 6. April 1884,

gestorben sei. Die Glocken von St. Marien zu Lübeck, die ihn beim Eintritt in das irdische Leben begrüßt, gaben ihm auch das Grabgeläute. Seine Vaterstadt ehrte sich selbst durch eine würdige Todtenfeier seines edlen Sohnes. Mein offenes ehrliches Freundeswort, das ihm ein Zeichen treuer Erinnerung an schöne gemeinsame Tage dichterischer und wissenschaftlicher Arbeit sein sollte, ist nun zum Nachruf geworden.

Wer ist der Faustdichter?

(Gegenwart 1889. Nr. 1 und 2.)

Drei Dinge sind mir in der neuern deutschen Literaturgeschichte seit lange aufgefallen. Lessing hat einen Faust geschrieben, das Manuscript ist abhanden gekommen; wie konnte das geschehen? Von einem Faust des jungen Goethe ist viele Jahre die Rede, da und dort liest er etwas daraus vor, die Erwartungen sind aufs höchste gespannt, aber er veröffentlicht nichts davon, erst nach Lessing's Tod, 1790, erscheint ein Fragment, aus dem Deutschland nichts Rechtes zu machen weiß, so herrlich Einzelnes dasteht. Lessing aber, von dem man erwarten durfte er werde den in Goethe neu aufgegangenen Stern wie die Erfüllung seiner Sehnsucht begrüßen, verhielt sich nicht blos zurückhaltend, sondern er mäkelte mündlich und brieflich mit bittern bösen Worten an ihm herum; was mag das für einen Grund haben? Da las ich wieder einmal in Wahrheit und Dichtung wie Lessing während Goethe's Studienzeit in Leipzig war. Goethe will ihm aber nirgends zu Gefallen gegangen sein, vielmehr den Ort vermieden haben wo Lessing zu vermuthen war, weil er sich in grillenhafter Jugend zu gut dünkte ihm fern zu stehen; er nennt das nun Anmaßung. Das sieht ihm aber doch nicht ähnlich. Da fuhr mir's wie ein Blitz durch den Kopf: Sollte er nicht vielmehr den verehrten berühmten Mann aufgesucht haben wie später Herdern in Straßburg? Sollte da der „Faust" in seine Hände gekommen sein? Aus Böttiger's „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" erfahren wir: daß die Genies es liebten sich mancherlei voneinander anzueignen, sie nannten das schießen. Von da aus wird es uns klar, warum Goethe so lange Lessing lebte keine Zeile aus Faust veröffentlichte, erst 1807 mit dem ersten Theil herausrückte, den zweiten erst nach

seinem Tod herausgeben ließ. Herder sagte von Goethe: derselbe sei in Straßburg recht spatzenmäßig gewesen; und nun will er den Faust concipirt haben! Lessing hatte seinen Argwohn, aber keine Beweise, daher sein Groll. Doch Lessing's Faust war in Prosa geschrieben. Wohl, aber Goethe hat die Prosa in Knittelverse nach Hans Sachs gebracht und es ist ihm nicht überall gerathen; gerade besonders schöne tiefsinnige Stellen waren in der Prosa so bedeutungsvoll daß er sie stehen ließ. Zum Beispiel Faust zu Gretchen über die Liebe: „Sich hinzugeben ganz, und eine Wonne zu fühlen die ewig sein muß; ihr Ende würde Verzweiflung sein"; oder das Glaubensbekenntniß, von dem ich später rede, und die Scene auf dem Felde. Doch hatte ich noch manche Bedenken; vieles schien so unmittelbar aus dem Dichtergemüth hervorgequollen, wie wenn der Stoff sogleich die Form sich anorganisirt hätte. Da las ich in einer Literaturzeitung: Wilhelm Scherer habe nachgewiesen daß Goethe's Faust ursprünglich in Prosa geschrieben sei, und das sei eine Untersuchung wie seit Wolf's Prolegomena zu Homer keine geführt worden. Da hatte ich ja die Bestätigung meiner Hypothese. Aber der Faust in der Handschrift von Fräulein von Göchhausen? Die zeigt ja in Auerbach's Keller noch Spuren und in der Kerkerscene die reine Prosa. Wie mochten doch Scherer's Schüler an seiner Abhandlung jetzt nur noch die meisterhafte Methode rühmen, aber deren Ergebniß preisgeben? Hätten sie doch daran festgehalten statt die ganz unzulänglichen, äußerlichen Plaudereien über Poetik für Marksteine der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung auszugeben, auszuposaunen! Wie nahe liegt hier die Erkenntniß: die Arbeit Goethe's am Faust in der Frankfurter Zeit war eben die Uebersetzung aus Lessing's Prosa in Verse! Sehen wir uns diesen Faust näher an. In der Eröffnungsscene, dem ersten Monolog, das wissen wir nun von den Baconianern, hat Bacon von Verulam in Marlowe's Faust den Ton angeschlagen, den alle Nachfolger beibehalten. Das Gespräch Faust's mit Wagner ist aber ganz Lessingisch. Alle echte Kunst und Weisheit quillt aus dem Herzen, schießt in reinen vollen Strahlen hervor, wird nicht mühsam gemacht, die lebendige Begeisterung erreicht allein die rechte Höhe, die ἀκμή. Wer kennt nicht diese herrlichen Worte des großen Kritikers? Darauf folgt bei Göchhausen sogleich die Unterredung von Mephistopheles und dem Schüler. Aber wie kam Faust mit Mephistopheles zusammen? Auch die Ausgabe von 1790 weiß nichts davon. Die Antwort

ist leicht. Die Scene der Geisterbeschwörung aus Lessing's Feder ist erhalten; sie schließt der Volksbühne sich an. Faust hat Geister beschworen, er will nur mit dem schnellsten sich einlassen. Schnell wie der Wind, wie der Blitz, das genügt ihm nicht; wie der Gedanke, das ginge eher; doch erst Mephistopheles wird erwählt, der schnell ist wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. Hätte Goethe das aufgenommen, so war er verrathen. So ließ er an entscheidender Stelle eine Lücke. Erst viel später half er sich mit der Entlehnung aus dem Hiob und ließ durch Gott den Herrn den Mephistopheles zu Faust herankommen.

Dann das Schülergespräch. Lessingisch sind hier die Aussprüche über die Facultäten; aber die scharfen Worte über Recht und Theologie die ließ der jugendliche Höfling anfangs weg, und die sind ganz die Ausführung von Lessing's Stoßseufzer: „Wer erlöst uns vom Joche des Buchstabens?“ Wie trivial aber sind Goethe's Zuthaten: Mephistopheles fragt den Schüler, wo er logiren werde. Dem gefällt es im Wirthshaus, wo Mädchen aufwarten, aber Mephistopheles moralisirt:

Kaffee und Billard! Weh dem Spiel!
Die Mägdlein ach, die geilen viel;
Vertripplistreichelt eure Zeit.

Er empfiehlt ihm dann die Wohnung von Frau Spritzbierlein, aber freilich die Kost ist nicht die beste:

Der Mutter Tisch müßt ihr vergessen,
Klar Wasser, geschied'ne Butter fressen,
Statt Hopfenkeim und jung Gemüs'
Genießen mit Dank Brennnesseln süß,
Sie thun einen Gänsestuhlgang treiben,
Aber eben drum nicht baß beleiben u. s. w.

Man athmet ordentlich auf, wenn's dann Lessingisch weiter heißt: „Zuerst Collegium logicum“, mit den prächtigen Worten über den Denkproceß, Ideen von Leibniz, dem Lessing huldigte, von dem der junge Goethe schwerlich wußte.

Nehmen wir aus dem spätern ersten Theil die Scene wo Faust aus der Bibel übersetzt. Das Wort genügt ihm so wenig wie der Sinn oder die Kraft; erst die That ist das Rechte. Das ist ganz Lessingisch; er war der Mann der That. Er war der große Denker, welcher die kommende Philosophie in genialen Anschauungen vorausnahm. Dem Sinn entspricht die Hegel'sche Idee,

der Kraft der Schopenhauer'sche Wille, der ja uneigentlich Wille heißt wo er blinde Kraft ist; aber der Geist, der zugleich Idee und Kraft, also wirkende Vernunft ist, der Geist ist nach Fichte das Sichselbstsetzende, die That, die ja des Selbstbewußtseins Werk ist. Das führt uns zu Faust's Glaubensbekenntniß. Es ist Prosa geblieben, ganz jene in Fragen und Ausrufungen sich bewegende Prosa wie Lessing sie zum Ausdruck seiner tiefsten Gedanken liebte; man wird an die Offenbarung als Erziehung des Menschengeschlechts, namentlich an den Schluß erinnert. Und ebenso ist der Inhalt ganz Lessingisch. Lessing war der Wiederentdecker Spinoza's, aber er kam von Leibniz, und hielt die Individualität, die Monade, die Persönlichkeit Gottes und des Menschen neben dem Einen und Unendlichen fest, die Substanz Spinoza's wird ihm so Subject, sein Gott, „der Allumfasser, der Allerhalter", faßt und erhält auch „sich selbst". Das geht über den Pantheismus hinaus, dem ja Goethe gehuldigt haben soll, wie übereinkömmlich gelehrt wird. Doch was sagt Gretchen? „Aber du hast kein Christenthum." „Das Christenthum der Vernunft" war Faust's Antwort bei Lessing, denn dieser hat ja eine Abhandlung „Das Christenthum der Vernunft" geschrieben, und hier hatte er Gelegenheit wie im „Nathan" seine wissenschaftlich religiösen Ideen von der Bühne herab zu predigen. Das Vollkommenste ist Gott, er denkt und schafft von Ewigkeit sich selbst, er denkt seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als den Inbegriff derselben, das heißt er erzeugt ein Bild seines Wesens, den Logos, den Sohn; und die Harmonie zwischen Gott und seinem Ebenbild nennt die Schrift den Geist. Und Gott denkt seine Vollkommenheiten getheilt, das heißt er schafft die Welt, ein System in sich zusammenhängender Wesen, ihm ähnlich, ein Theil vom Ganzen, eine Stufenreihe von Individuen, die als moralische Wesen mit Bewußtsein dem Gesetz ihrer Natur folgen, in Gott leben. O daß wir diese Grundgedanken der Abhandlung in dem freiern Ausdruck Lessing's lesen könnten! Man wäre nicht an ihnen vorübergegangen. Am Anfang des Jahrhunderts hat Schelling sie das Tiefste genannt was Lessing geschrieben; sie waren das ewige Evangelium, das er weissagte, das er wahrscheinlich im Faust an das Johannesevangelium angeknüpft. Hätte Goethe das aufgenommen, so hätte er sich verrathen, denn Lessing's Abhandlung war gedruckt. So weiß sein Faust nichts zu sagen als: „Liebes Kind."

Woher hatte Goethe der Minister die classische Gelehrsamkeit,

die im zweiten Theil des Faust aufgestapelt ist? Woher die Wendung, daß durch gutes Handeln die Schuld gesühnt wird, um Faust zu retten, als von Lessing? Will man noch Einzelnes? Sobald eben die Gelehrten einsehen daß Lessing's Faust die Grundlage von Goethe's Faust ist, werden Parallelstellen genug gefunden werden. Mir fallen gleich, indem ich das schreibe, einige ein. „Ein Todesurtheil und sehr gern!“ seufzt Camillo Rota; „Hätt' ich nur einen Todtenschein!“ seufzt Frau Martha. „Die Polizei will alles wissen“, sagt der Wirth zu Minna von Barnhelm, und Mephistopheles weiß mit der Polizei sich trefflich abzufinden. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“, sagt Faust, und im „Nathan“ macht der Glaube Recha's aus ihrer Rettung ein Wunder; Nathan erkennt das große allgegenwärtige Wunder im Walten der Vorsehung.

Es wäre eine schöne Aufgabe, größer und lohnender als die welche Eugen Reichel an Shakespeare zu lösen unternommen, den Urfaust in Lessing's Prosa herzustellen.

Ich habe die Faustfrage bisher wol im Gespräch, auch einmal auf dem Katheder aufgeworfen, nun habe ich öffentlich mit ihr hervorzutreten gewagt, seit in der „Allgemeinen Zeitung“ (1888, Nr. 348) zu lesen ist: „Nichts wäre falscher als die Meinung daß es heute noch eine Shakespearefrage und einen Shakespearestreit geben darf. Die Wahrheit ist daß seit einem Menschenalter eine große Thatsache bekannt geworden, und man weiß heute daß der große Philosoph Bacon Dichter war und daß die nach Wilhelm Shakespeare genannten Dramen von ihm verfaßt worden sind.“ So steht an der Spitze eines Aufsatzes, nicht etwa als Ergebniß einer Untersuchung, und die Redaction versichert uns: es ist ein hervorragender Gelehrter, der so redet, wenn sie auch nicht für ihn eintritt, sondern ihre Unbefangenheit wahrt, und bedauert daß der Verfasser seine Ansicht nicht auch mit dem Gewicht seines Namens decke. Das Buch, welches er zur Anzeige bringt, heißt: Shakespeare oder Shakspere? Von Graf Vitzthum von Eckstädt.

Es ist „Seiner Excellenz Herrn Dr. Kuno Fischer“ gewidmet, und so hat man diesen in dem hervorragenden Gelehrten vermuthet; mir scheint der Stil ein anderer, aber da der berühmte Geschichtschreiber der neuern Philosophie die Widmung angenommen, so dient für viele sein Name zum Schilde für das Buch. Dies belehrt uns: Shakspere sei der Schauspieler aus Stratford, der eine ganz unausgeschriebene Hand in seinen Namensunterschriften bekunde,

des Schreibens gar nicht recht mächtig und ein ungebildeter Komödiant gewesen; Shakespeare aber sei der nom de plume, den Bacon von Verulam, der Großkanzler von England und Großmeister der Wissenschaft, für seine genialen Dichtungen gewählt um seine Urheberschaft zu verbergen und einen Strohmann für die nicht hoffähige Abfassung von Schauspielen zu haben. In diesem Werke also, versichert der hervorragende Gelehrte, sei zum Abschluß gekommen was der stupende Fleiß und ungewöhnliche Scharfsinn in zwei Welttheilen, in Amerika und namentlich in England, zu Tage gefördert um Lord Bacon in sein Recht einzusetzen, und zwar auf die allervollkommenste Weise.

Als ich diesen Aufsatz gelesen, schlug ich zuerst verblüfft und reuig an meine Brust; doch dann hob meine Brust sich freudig: es schien Zeit mit meiner Entdeckung über den Faust hervorzutreten. Ich bereute daß ich vor einigen Jahren in derselben Allgemeinen Zeitung beiläufig einmal die ganze Baconfrage für amerikanischen Humbug und englischen Schwindel erklärt hatte; aber die Strafrede, die der hervorragende Gelehrte den deutschen Neuphilologen und Kathedermännern hielt, die einmal an ihr Heft gebunden und festgenagelt seien, auch die Titel und Ueberschriften ihrer Werke nicht wollten umdrucken lassen*), sie brachte mich zur Umkehr. Doch brach erst nach hartem Kampf die neue Einsicht bei mir durch.

Hatt' ich mich doch seit vierzig Jahren in einen holden Traum eingesponnen, seit zwanzig Jahren in meinem Kunstbuch drucken lassen: wie der junge geniale Wildfang aus Stratford mit einigem Latein und noch weniger Griechisch (also doch Latein und Griechisch, nach Ben Jonson's Zeugniß!) nach London unter die Schauspieler ging, sich sittlich läuterte, sich dichterisch entwickelte. Wie prächtig schildert er sich selbst und sein Leben in Heinrich IV.! Dem Dramatiker lag es ja näher den Umschwung darzustellen wie ein Mann aus Thorheiten, Ausschweifungen und verwegenen Jugendstreichen sich aufrafft, wenn eine ernste große Aufgabe an ihn herantritt; aber Shakespeare unterließ das, sein Prinz Heinrich ist von Anfang an über das liederliche und tolle Treiben erhaben, er macht es eben nur zu seiner Erheiterung mit, er ist sich bewußt daß er

*) Der vorzügliche deutsche Herausgeber Shakespeare's, Delius, soll auf die Zumuthung, sich zu Bacon zu bekennen, geantwortet haben: seine Verwandten würden ihn als unzurechnungsfähig unter Curatel stellen lassen, wenn er den Titel umdrucken lasse.

jeden Augenblick sich höchst königlich bewähren kann, daß er dem Ernst wie dem Scherz in gleicher Weise gewachsen ist, und seiner innern Würde sicher mit dem äußern Schein der Dinge spielen kann. Und gab hier der Dichter das Bild seiner frohmüthigen Thatkraft, so sah ich ihn den Hamlet mit seinem Herzblut tränken, über die Räthsel der Welt wehmüthig brüten, seine Ansichten über Leben und Kunst aussprechen, und mit überlegenem Humor am Königshofe von Dänemark die Tagesgeschichte seines eigenen Theaters einflechten, wie dasselbe ins Gedränge kam, als die classicistischen Dichter ihre Werke durch die Chorknaben der königlichen Kapelle aufführen ließen, die kleinen Nestlinge, die so gewaltig schrien, daß sie Matrosen und Cavaliere heranzogen (II, 2). Und als der Dichter spürte daß es für ihn Abend ward, als er eine Verstimmung über die Schlechtigkeit der Welt sich im Timon vom Herzen hinweggescholten, da versammelte er noch einmal alle Genien seiner Poesie im Sturm um zu zeigen wie der ein Diener der Vorsehung die Luft reinigt und unser Lebensschiff verschlägt, aber uns doch zu den seligen Inseln hinführt, wo wir von ihm geläutert uns selbst und unser Heil finden. Und nun versenkt Prospero-Shakespeare seinen Zauberstab ins Meer, mit einem Gebet um Gnade nimmt er im Epilog Abschied von seiner Kunst. Noch einmal war er aus seiner Vaterstadt nach London gekommen, und hat ein Schaustück für das Hochzeitsfest Friedrich's von der Pfalz mit Prinzessin Elisabeth von England eingelegt, und sagt als Prospero:

Noch hoff' ich die Vermählungsfeier
Des heißgeliebten Brautpaars anzuschauen,
Dann geh' ich in mein Mailand (Stratford), wo mein dritter
Gedanke soll das Grab sein.

Ja, ich gestehe, mir machte es Freude, als einige Documente über Geldgeschäfte Shakespeare's zu Tage kamen; sie zeigten ihn als sorgsamen Haushalter, und er legte das beim Theater verdiente Vermögen in einem Haus und Gut zu Stratford an. So war auch Goethe ein guter Wirth und Schiller ein vorzüglicher Geschäftsmann; das scheint mir eben ein Zeichen des echten dichterischen Genies, daß es die Phantasie da walten läßt wo sie hingehört, in der Kunst, daß es im praktischen Leben aber den Verstand herrschen läßt und kein Phantast ist. Auch die vielerlei Kenntnisse in Shakespeare's Dramen hatten mir kein Bedenken gemacht. Zeigte doch ein paar Menschenalter vor Shakespeare der

deutsche Schuster Hans Sachs eine vielleicht noch größere Vertrautheit mit Griechen und Römern, erfreute sich doch ein andrer deutscher Schuster, Jakob Böhme, ein Zeitgenosse Shakespeare's, herrlicher Offenbarungen edelster Weisheit, und war ein arabischer Kameeltreiber durch innere Erleuchtung der Prophet und Fürst seines Volkes geworden. Bekennt doch auch Goethe:

Sag' ich wie ich es denke, so bildet einzig am Ende
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.

Ich erwähne das um zu zeigen daß mir der Kampf nicht leicht geworden ist. Aber am Ende galt der pseudo-goethe'sche Spruch:

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach;
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Als „farbenblinden Weichensteller" woll' ich mich in meinen alten Tagen doch im Gebiet der Aesthetik und Literaturgeschichte nicht absetzen lassen, und dafür erklärte ja „der hervorragende Gelehrte" seine noch ungelehrigen Gegner. Und mit Dampfgeschwindigkeit geht es ja auch im Zeitalter der Eisenbahnen in der Bacon-Shakespeare-Frage voran. So hat ein Mitarbeiter der „Gegenwart", der sich durch Gedichte im Stil der Goethe'schen Jugendlyrik hervorgethan, die Entdeckung gemacht: es war ein junges Genie in England, das hat sowol eine Schrift über die Wiederherstellung der Wissenschaften entworfen als auch classische Tragödien geschrieben; das gelehrte Werk ist von Bacon verballhornt, die Dramen sind von Shakespeare auf die Bühne gebracht und für das Publikum mit allerhand Zoten, Gräßlichkeiten und schlechten Späßen zugerichtet worden. Eugen Reichel schält die Urgestalt des Coriolan, des Hamlet, wieder aus diesen Umhüllungen heraus, wie es die Professoren Christ und Kirchhoff mit der Ilias und Odyssee Homer's gethan.

Kommt es noch einmal zu einer neuen Auflage meiner Bücher, so brauche ich keinen andern Titel drucken zu lassen, es bedarf aber einer Fußnote: Shakespeare = nom de plume für Bacon von Verulam. Doch um ganz ehrlich zu sein, ich bin in diesen Tagen noch einigemal zwar nicht rückfällig, aber doch zweiflerisch geworden. Da fielen mir ein paar Verse ein, mit welchen 1607 John Davies „unseren Terenz, William Shakespeare" begrüßte:

Hätt'st du gespielt nicht Kön'ge in der Posse,
Sagt mancher, was, Freund Will, ich scherzhaft singe,
Du wärst für einen König ein Genosse,
Als König ragend, aus dem niedern Trosse.

„Freund Will!" Hat der Dichter den Schauspieler Shakspere gekannt und für den Dramatiker gehalten? Machte der Shakspere einen so königlichen Eindruck wie in Tieck's Novelle: Dichterleben? Oder will Davies seine Huldigung an den berühmten Lord nur maskiren?

Da gab es einen von Sir Walter Raleigh 1603 gestifteten Kreis von Schöngeistern in der Tavern the Mermaid; daß Bacon ihm angehört sagt niemand, wohl aber ist berichtet daß Inigo Jones der Baumeister, daß Dichter wie Ben Jonson, Beaumont, Fletcher und Shakespeare dort zusammen kamen, und in einer poetischen Epistel von Beaumont an Ben Jonson heißt es: daß in dieser Tafelrunde jeder gesucht habe seinen ganzen Witz in Einem Scherz zu zeigen. Der Literat Fuller berichtet: „Master Jonson war wie die Galeonen gebaut, an Gelehrsamkeit überragend, fest, aber langsam in seinen Bewegungen; Shakespeare niederer im Bau, aber flinker im Segeln wie unsere englischen Kreuzer, konnte sich mit jeder Strömung drehen und wenden und von allen Winden Vortheil ziehen vermöge der Schnelligkeit seines Witzes und seiner Einbildungskraft." Wie ging das zu? Hatte der Shakspere, von dem Graf Vitzthum weiß (ich weiß nicht woher), daß er den Falstaff gespielt, so viel Mutterwitz, daß er für den großen Dramatiker gelten konnte, oder wie kam es daß dem Esel im Verkehr mit den geistvollen Genossen die Löwenhaut nicht abgezogen wurde, die Bacon ihm umgehangen? „Diesen Zwiespalt der Natur löst mir, Graf von Derindur."

Einen schwerern Stein des Anstoßes glaube ich nun schon selbst aus dem Wege räumen zu können. Ben Jonson arbeitete auch als Dichter langsam und feilte viel und sorgsam. Da hörte er nun die Schauspieler nach dem Tode Shakespeare's rühmen: „der habe niemals eine Zeile ausgestrichen." Das ist jetzt klar: er bekam die Dramen, die der Lord sorgsam hatte abschreiben lassen, und gab sie so seinen Genossen. Ben Jonson soll ärgerlich erwidert haben: „Ich wollte er hätte Tausende von Zeilen ausgestrichen." Und darauf kommt Jonson selbst in seinen Discoveries zu reden. „Die Schauspieler hielten das für übelwollende Nachrede. Ich aber hatte das nicht für die Nachwelt gesagt (die ja

einmal wissen wird wer der Dichter war, füg' ich erläuternd bei), sondern für die Unwissenheit, die ihren Freund gerade wegen eines Umstandes pries in dem er sich Fehler erlaubte. Die gute Absicht meiner Gesinnung aufzuklären, — denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken, nach dieser Richtung hin Götzendienst, so sehr wie irgend Jemand — sag' ich dies: Er war in der That ehrenwerth, eine offene und freie Natur, hatte eine vortreffliche Phantasie, tüchtige Kenntnisse und holde Ausdrucksweise. Seine Sprache floß so leicht dahin, daß es zu Zeiten nöthig war ihm Einhalt zu thun: sufflaminandus erat, wie Augustus von Haterius sagt. Sein Witz stand ihm zu Gebote; hätte nur die Herrschaft darüber ihm ebenso zu Gebot gestanden! So verfiel er oft darauf Dinge hervorzubringen die dem Auslachen nicht entgehen konnten. Aber er löste seine Fehler durch seine Vorzüge ein. Es war immer mehr in ihm zu bewundern als zu verzeihen."

Wie vortrefflich ist doch diese Stelle, nachdem wir durch den Kenner Bacon's wissen daß dieser gemeint, daß Jonson im Geheimniß seiner Autorschaft der Dramen war! Wie weiß Jonson den Tadel fein einzukleiden, und dabei doch seine abgöttische Verehrung für den großen Lord auszusprechen, ein „Götzendienst", der gewiß einem Schauspieler gegenüber lächerlich gewesen wäre! Und so tritt auch das berühmte Weihegedicht vor der Gesammtausgabe von Shakespeare's Werken nun in das rechte Licht, nachdem wir wissen wem es eigentlich galt. Aber eine Schwierigkeit bleibt doch wieder. Die Folioausgabe erschien 1623 gleichzeitig mit Bacon's Hauptwerk de dignitate et augmentis scientiarum; der Sturz des Siegelbewahrers und Großkanzlers von England war aber 1621 erfolgt, der Hof war ihm verboten, nichts stand mehr im Wege, um den gefallenen Staatsmann als den größten Dichter Englands auferstehen zu lassen, und doch versagte er sich diesen Triumph, gewiß um als guter Christ die Strafe, die seine Bestechlichkeit getroffen, ruhig auf sich zu nehmen, und es dem Scharfsinn der Nachwelt zu überlassen, daß sie ihn um so glorreicher erhebe. Mittelmäßige Maskenspiele veröffentlichte er mit seinem Namen, Tragödien und Komödien ersten Ranges legte er seinem Volk unerkannt ans Herz.

Und es war Zeit daß die Wahrheit ans Licht kam. Bacon's Philosophenruhm fing an fadenscheinig zu werden. Macaulay hatte in glänzenden Antithesen geschildert: wie Bacon nach seinem Intellect ein Engel des Lichtes, nach seinem Charakter ein gemeiner

Erdenwurm im Koth gewesen; da hatte ich das Frevelwort gewagt: seine Moral, der ordinäre Utilitarismus, sei ebenso viel werth wie sein Charakter; Lasson hatte in einem berliner Schulprogramm die theoretische Philosophie Bacon's gewogen und zu leicht befunden, Justus Liebig in einer akademischen Rede dargethan daß Bacon die Methode der neuern Naturforschung gar nicht erfunden, die zeitgenössischen Meister derselben, wie Galilei, wie Harvey schnöde verkannt; aber er sei als hochgestellter gewandter Mann, als geistreicher Schriftsteller und vielseitiger Anreger auch wissenschaftlich zu hohen Ehren gekommen. Da waren in Amerika seine Rächer erstanden, und der größte Denker Englands war auch sein größter Dichter. Und nun darf ihm auch niemand mehr die Gemeinheit vorwerfen, die er gegen seinen Freund und Gönner Essex geübt, als er sich zum Ankläger desselben gebrauchen ließ, da er sicherlich seine guten Gründe dazu hatte, und den Werth der Freundschaft ja so edel im Kaufmann von Venedig und im Hamlet, offenbar nach eigenem Erlebniß, feiert.

Ich habe aber anfangs noch einen andern Einwurf gemacht. Venus und Adonis erschien 1593, von William Shakespeare dem Grafen Southampton gewidmet; den ersten Erben seiner Erfindung nennt der Dichter das Werk. 1598 erschien in London ein Büchlein: „Palladis Tamia Wits Treasury" von Francis Meres, der darin die englischen Poeten mit den griechischen, lateinischen und italienischen vergleicht. Da heißt es von Shakespeare: in ihm lebe die süße würdevolle Seele Ovid's, das bezeugen Venus und Adonis und die zuckrigen Sonette im Kreise seiner nähern Freunde. Wie kam es daß Bacon auch hier schon einen Namen wählte, der in dem Schauspieler Shakspere einen deckenden Strohmann finden konnte und fand? Die epische Erzählung im Stil der italienischen Renaissance, die an Petrarca anklingende Sonettendichterei war ja salon- und hoffähig in England, Bacon machte ja Verse unter eigenem Namen; der Kritiker Nash meinte es sei schade, daß der Dichter Shakespeare auch Theaterstücke verfaßte, statt auf der Bahn von Venus und Adonis und der Sonette weiter zu wandeln; er hätte so berühmt werden können wie Daniel, der vielbelobte Meister italienisirender Poesie. Bacon wird gewiß seine Gründe gehabt haben, Graf Vitzthum sie uns nicht vorenthalten. Aber auch ohne sie dürfen wir Bacon bewundern, wie er selbst hier die Maske beibehielt. Viele dieser Sonette sind ja Belustigungen des Witzes und Spiele der Einbildungskraft, aber es gibt auch einige darunter

von so eindringlicher Wahrheit, daß sie als Selbstbekenntnisse einer edlen, mit ihrem äußern Stand und innern Leben ringenden Seele ergreifend wirken. Man höre nur wie der Dichter einem Freunde beichtet, sich entschuldigt:

Verklage nur des Glückes Göttin! Sie
Ist schuld an Allem was mich Schuldiges beugt,
Weil sie nicht Bess'res mir zum Leben lieh
Als feiles Brot, das feile Sitten zeugt,
So liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
So wird mein ganzes Wesen schier entweiht
Von meinem Handwerk wie des Färbers Hand.
Hab' Mitleid denn, und wünsch' ich werd' erneut.

Ach wol ist's wahr: ich schwärmte her und hin,
Bot mich der Welt zum Narren, in die Seele
Schnitt ich mir selbst, gab Höchstes wohlfeil hin,
Mit neuen Trieben mehrt' ich alte Fehle.
Sehr wahr ist's: fremd und schielend und bedingt
Sah ich die Wahrheit.

Das letztere deutet doch auf den Philosophen, es ist doch der Lord, der Höchstes, wie Romeo und Julia, Hamlet, Kaufmann von Venedig, Heinrich IV., wohlfeil dem Theater freigegeben, nicht einmal Ruhm bei Lebzeiten erntend; und wie trefflich hat er auch hier die Maske festgehalten und den armen Schauspieler zum Träger seiner eignen Herzensforschung idealisirt!

Der Schauspieler Shakspere starb 1616 in Stratford. Er muß ein vorzüglicher Komödiant gewesen sein, nicht blos die Rolle des Falstaff, sondern auch die des Dichters Shakespeare so gut gespielt haben, daß die biedern Stratforder gar nichts merkten. Sie begruben ihn in der Kirche, sie setzten ihm an der Nordwand einen Denkstein, und 1622 stellten sie dort seine Büste auf und gaben ihr die wie man sagt von Dr. Hall verfaßte Inschrift:

Iudicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

Wundern könnte man sich noch, daß Bacon nach dem Zurücktritt Shakspere's vom Theater keine Dramen mehr geschrieben, zumal er nach seinem Sturz ja weit mehr Muße hatte als vorher im Glanz und Gewühl des öffentlichen Lebens und der Staatsgeschäfte, wo er doch so erstaunlich große und viele Dramen schuf, wie sie allein als Lebenswerk eines arbeitsamen Dichters schon unsere Hochachtung verdienen. Aber hier hilft uns Graf Vitzthum mit seiner Entdeckung: daß schon vor Shakespeare der Dichter

Marlowe dem großen Lord den Namen hergeliehen um unter diesem Deckmantel den ersten Faust auf die Bühne zu bringen und auch dadurch das englische Gegenbild Goethe's zu sein. Einige Meisterwerke von Fletcher, Beaumont, Massinger werden von ihm sein; den Herzog von Mailand, das gebrochne Herz, die Jungferntragödie will ich nächstens darauf ansehen, und ich hoffe der Beweis wird mir gelingen. Und in der gläubigen Zuversicht, daß die Baconianer mich in ihre „tolerante Kirche" aufnehmen, habe ich auch meine Entdeckung über den Faust den geneigten Lesern vorzulegen gewagt.

Vorstehendem literarischen Scherz war ich genöthigt ein ernstes Nachwort folgen zu lassen. Ja ich könnte sagen das Bild unsers literarischen Lebens und Treibens, das ich dadurch gewann, berechtigte mich den Aufsatz der Sammlung von Lebensbildern einzureihen. Der Stein, den ich in das Wasser geworfen, hat seine Wellenbewegung bis nach Asien und Amerika getrieben, unterstützt durch die Misverständnisse und das schimpfende Geschrei der Misverstehenden; nichts hilft ja besser zum Bekanntwerden als das Geschmähtwerden! So erklärte ich denn nachträglich Nr. 5, Gegenwart (1889):

Ein eigenthümlicher Zug geht durch die Wissenschaft unserer Tage, so weit sie mir auf dem Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte kund ist: man bezweifelt die alte Ueberlieferung auch wo sie der Lage der Dinge entspricht, und setzt subjective Einfälle an deren Stelle; das geschieht bald in jugendlichem Drang sich geltend zu machen, bald in der Superklugheit des Alters, und dilettantisches Halbwissen schließt sich der Neuerung an um zu zeigen daß es nicht hinter der Zeit zurückbleibt, und was bei den führenden Männern Hypothese war das wird bei den Nachzüglern und Verbreitern zur ausgemachten Gewißheit. Das vielfältige Umtaufen der Kunstwerke in den Galerien hängt auch damit zusammen. Kunst- und Literaturhistoriker brüsten sich damit daß sie das Band gelöst welches ihre Wissenschaft mit der Philosophie verknüpft gehalten; sie vergessen daß Literatur- und Kunstgeschichte sich im Bund mit der Aesthetik entwickelt haben, die Aesthetik dadurch stets den Zusammenhang mit der Fülle des Wirklichen bewahrt und sich nie in leere Abstractionen verloren hat; dafür sucht man nach sogenannter exacter Wissenschaftlichkeit. Ich verkenne ja die Wichtigkeit nicht, welche die Durchforschung der städtischen Archive und

der Kirchenbücher hat um über Künstler sichere Nachrichten zu gewinnen, über Bestellung und Preis einzelner Werke urkundlichen Aufschluß zu geben; aber der wahre Werth, die Bedeutung, der Zusammenhang der Kunst- und Literaturwerke mit der Culturgeschichte wird dadurch nicht bestimmt, und wenn man mit jedem Goethe'schen Waschzettel auch noch das Wasserzeichen des Papiers mit abdrucken läßt, das Wesen Goethe's wird dadurch nicht erklärt. Franz von Baader pflegte von solchem un- oder widerphilosophischen Treiben zu sagen: es gebe seine Impotenz für Keuschheit aus. Ihm gesellt sich ein anderes Uebel, die jesuitische Geschichtschreibung, welche die Geisteshelden der Reformation und der Poesie, die ja der formalschöne Ausdruck der deutschen Culturideen ist, dadurch herabzuziehen und dem Volke zu verleiden trachtet, daß sie alles Nachtheilige, was in dem gedruckten Klatsch über sie sich findet, zusammenträgt, aber das Große, Edle verschweigt oder durch das aufgebauschte Schwache und Kleine verdeckt; auch da wird sehr exact citirt, aber freilich aus dem Zusammenhang herausgerissen, und quellenmäßig ein Zerrbild ausgemalt. Die Schlagbäume im Innern von Deutschland sind gefallen, aber in den Köpfen der Protestanten und Katholiken sollen sie wieder aufgerichtet werden, die Nation soll in Gläubige und Ungläubige geschieden werden, und während eine ideale Einheit Deutschlands der politischen vorausging, soll das neue Reich von der Geistesbildung aus wieder gespalten oder Rom unterworfen werden.

Gegen solche und andere Dinge habe ich mich wiederholt im Ernst ausgesprochen und ihnen positive Arbeiten entgegengestellt. Da glaubte ich mir den Scherz erlauben zu dürfen: einmal durch ironische Uebertreibung die Behandlung, welche Goethe und Shakespeare heutzutage erfahren, in ihrer Verkehrtheit offenbar zu machen, und durch den scheinbaren Beweis einer ungeheuerlichen Hypothese in Bezug auf Goethe die Bacontheorie in Bezug auf Shakespeare ins Licht zu stellen, und die Widersprüche derselben durch scheinbare Lösung klar zu machen. Sollte das gelingen, so mußte der Leser zuerst durch das Ergebniß einer mit ernster Miene geführten Untersuchung verblüfft, dann aber durch die sich offenbarende Ironie erheitert werden. So schrieb ich den Aufsatz: Wer ist der Faustdichter? Nach meiner Ansicht sollte er als Ganzes erscheinen; seine Länge veranlaßte aber die Redaction ihn zu theilen. Doch auch so, noch ehe der aufklärende Schluß erschienen war, beglückwünschten mich nahe und ferne Freunde ob der gelungenen

Humoreske, deren befreiende luftreinigende Wirkung nicht ausbleiben könne. Dagegen nahmen mehrere Zeitungen die Sache für Ernst, und ohne den Schluß abzuwarten konnten sie es sich nicht versagen mir gründlich den Kopf zu waschen.

Wenn ein berliner und ein wiener Blatt mich für einen der ernstesten Gelehrten erklärten, von dem man keinen Aprilscherz im Januar erwarte, und Beweise dafür forderten daß Goethe wirklich einen Diebstahl an Lessing begangen habe, so war mir das das erheiternde Zeichen daß der recht ernst gemeinte Spaß gelungen, und es war ganz in der Ordnung, wenn sie dann nach dem Schluß des Ganzen sich beruhigt bekannten. Wenn berliner Witzblätter die Parodie wieder parodirten, so war das ja auch in Ordnung. Die pariser „Revue bleue" nahm in einem langen Artikel die Sache ebenfalls für Ernst und beglückwünschte die französische Wissenschaft, daß nun auch ein deutscher Gelehrter der Meinung ihres Barbey d'Aurevilly von Goethe's Nichtsnutzigkeit beipflichte. Aber die Redaction bat mich dann um eine Darlegung der Sache und ihres Zweckes, und brachte einen Aufsatz im Sinne dieser nachträglichen Bemerkungen. Einige berliner Blätter wollten vorausgesagt haben daß nach dem Vorgang der Baconianer mit Shakespeare die Hyperkritik auch die Autorschaft Schiller's am Don Carlos, Goethe's am Faust in Frage stellen würde; sie triumphirten daß das so rasch geschehen sei, sie belehrten mich: daß nicht Gelehrsamkeit, sondern Genialität ein Kunstwerk schaffe — gerade was ich ja auch meine; aber ich habe nicht gesehen daß sie mir diese Ehrenerklärung nachträglich gaben. Ein jüngerer Literarhistoriker, Richard Hamel, goß in der „Haller Zeitung" die Schale der Entrüstung über mein graues Haupt aus, daß ich zu solcher Trivialität, zu solchen verwegenen Einfällen herabgesunken sei, aber er besann sich zum Schlusse: vielleicht sei das Ganze nicht ernst gemeint, und als die Fortsetzung des Aufsatzes ihm dessen Absicht klar machte, da gab er seine freudige Zustimmung, und nahm all' die Vorwürfe und Ausfälle, mit denen er mich überschüttet hatte, förmlich zurück. So handelt ein Ehrenmann. Die „Frankfurter Zeitung" behauptete: die Lorbern der Baconianer ließen mich nicht schlafen, ich wolle mir ähnliche erobern; sie nahm die parodistischen Parallelstellen aus Goethe und Lessing, die vielen Lesern die Augen geöffnet und den Spott kenntlich gemacht hatten, für baaren Ernst und zweifelte an dem Verstand des münchener Professors. Und als ihr dann von München aus die Kunde vom

Sinn und Zweck der Sache ward, da hatte sie die Stirn zu schreiben: „Es thut uns leid, daß es uns mit dieser Persiflage gegangen ist wie seiner Zeit unsern Mitbürgern mit Dr. Feibel's Ironie, die wegen ihrer übergroßen Feinheit nicht verstanden und für Dummheit gehalten wurde.“ Hinterher habe Herr Feibel erklärt: seine Ausführungen seien nicht ernsthaft gemeint. Der Fortgang des Artikels solle alles klar machen. „Das freut uns; dann fällt auch der Zweifel fort, den wir in die Beschaffenheit der geistigen Urtheilskraft des Herrn Professors setzen mußten.“ Ich hielt so was für einzig in seiner Art, doch scheint Aehnliches auch sonst vorgekommen zu sein, denn ein College aus Norddeutschland schrieb mir: „Erst schimpften die Leute, weil sie die Sache für Ernst nahmen, und dann schimpften sie, weil sie sich über das eigene Misverständniß ärgerten. Sie sind mit so viel Koth beworfen worden, daß ein großer Stoicismus dazu gehört ganz gleichgültig zu bleiben.“ Ich antwortete ihm mit dem Goethe'schen Vers:

Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.
Wandrer, gegen solche Noth
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trockner Koth
Laß sie drehn und stäuben!

Dreißig Jahre
an der Akademie der Künste zu München.

(Westermann's Monatshefte 1888.)

Als ich im Winter 1852 München besuchte, führte mich Ernst Förster in eine Abendgesellschaft der Zwanglosen ein. Dichter, Gelehrte, Künstler kommen wöchentlich einmal zusammen, es herrscht kein anderes Gesetz als daß abwechselnd ein Zwangmeister für eine anregende Unterhaltung zu sorgen hat, nach freier Wahl durch wissenschaftlichen Vortrag, Gedichte, Gesang oder bildnerische Compositionen und deren Erörterung. Wilhelm Kaulbach war anwesend, und ich war überrascht, als er mich wie einen guten Bekannten begrüßte. Ein Aufsatz Varnhagen's von Ense in der Allgemeinen Zeitung habe ihn auf meine philosophische Weltanschauung der Reformationszeit aufmerksam gemacht, während er mit dem Gedanken beschäftigt war wie diese Culturperiode in dem sechsten seiner Wandgemälde im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin künstlerisch darzustellen sei. Da habe er nach meinem Buch gegriffen und sei ihm die Composition in der Phantasie zu lebendiger Anschauung gekommen. Da er dort nicht sowol Geschichte erzählte als Philosophie der Geschichte malte, im Einzelbilde den Sinn und die ideale Bedeutung einer Epoche zu offenbaren, so durfte es mich nicht befremden diese meine Auffassung dadurch bestätigt zu sehen daß ein philosophisches Werk ihm solche Anregung gegeben. Wie ich dann im folgenden Jahre als Universitätsprofessor Vorlesungen hielt und ihn besuchte, lud er mich mit meiner jungen Frau für die Sonntagabende in sein für befreundete Familien gastoffenes Haus. Eine Tasse Thee oder ein Glas Bier, etwas kaltes Fleisch mit Brot und Butter auf einem Buffet war

die einfache äußere Zurüstung, aber geistvolles Gespräch, Poesie und Musik boten stets reichlichen Genuß in einem ausgewählten Kreise, dessen beseelender Mittelpunkt die edelschöne Hausfrau war, eine münchener Bürgerstochter, die dem unberühmten und unbemittelten Jüngling Herz und Hand geschenkt hatte und nach Jahren freudiger Armuth nun im stattlichen Gartenhaus in der Gartenstraße waltete. Der Künstler hat sie gern den guten Genius seines Lebens genannt.

Kaulbach hatte für die wissenschaftlichen wie die politischen Bestrebungen der Zeit nicht blos ein reges Interesse, sondern ein rasches Verständnis; seine glückliche Auffassungsgabe ersetzte was seiner Jugendbildung gemangelt hatte, und wenn Dönniges, Bluntschli oder der Nationalökonom Hermann über staatliche Verhältnisse, Liebig oder Pfeufer über naturwissenschaftliche Fragen redeten, so wußte er sich das nicht minder anzueignen als sein Urtheil über Dichtungen stets eigenartig scharfsinnig war. Ging sein Witz auch manchmal in Sarkasmus über, die Leidenschaftlichkeit früherer Tage brach selten hervor. Ueber dem Sofa hing ein kleiner Kupferstich: „Das wahrhaftige Abbild Jesu Christi"; er erzählte uns daß sein Vater das Bild gestochen, daß er und ein Schwesterlein es auf den westfälischen Bauernhöfen zum Verkauf herumgetragen und gar froh über die gute Mahlzeit gewesen seien, die ihnen da manchmal zutheil geworden. Die Noth verleitete den Vater einmal seine Kunst auch auf gesetzwidrige Weise zu gebrauchen; er saß eine Zeit lang gefangen und hatte damals seine einzige Freude daran, wenn der Sohn ihn an Sonntagen besuchen durfte und ihm seine Studienblätter aus der Zeichenschule der düsseldorfer Akademie bringen konnte, die von raschem Fortschritt Zeugniß gaben. Da mochte man erkennen wie die ersten Compositionen, die den jungen Künstler bekannt machten, Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre zum Gegenstande hatten, und wie es kam daß hier ein herber an Hogarth gemahnender Realismus den Idealismus der Cornelianischen Schule durchbrach. Das war nicht minder aus dem eigenen Herzensdrang hervorgegangen als bald darauf das Irrenhaus, in welchem der Maler sich darstellend von den Dämonen befreite, die seine eigene Seele bedrohten, leidenschaftliche Liebe, Ehrgeiz, unbefriedigtes Grübeln über religiöse und wissenschaftliche Fragen. — Das war anders, in seinem Gemüth war es Licht geworden als er die Gattin heimgeführt, die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems vollendet und seinen Humor

in Reinecke Fuchs so genial entfaltet hatte. Gern erzählte er wie das ultramontane Abel'sche Regiment mit Verboten gedroht, er aber die Zeichnungen vor der Veröffentlichung stets dem König Ludwig I. gezeigt, der zu viel Freude daran gehabt als daß ein polizeiliches Einschreiten hätte stattfinden dürfen. Einmal war indeß seine Ausweisung aus München beschlossen; man behauptete er habe einige Aufsätze inspirirt, die von den Brüdern Rohmer über die neuere Kunst der Bairischen Akademie veröffentlicht worden. Da bemerkte Professor Hermann dem Polizeidirector: „Der König wird es Ihnen nie verzeihen, wenn Kaulbach mit dem eben fertig gewordenen Entwurf der Hunnenschlacht nach Berlin oder Dresden geht.“ Und König Ludwig sah und bewunderte die Composition, und ernannte den Zeichner mit gutem Gehalt zum Hofmaler. Nach dem Thronwechsel ward Kaulbach von König Max II. zum Director der Akademie erwählt, und hochgeschätzt von den Gebildeten der Stadt galt er als der berühmteste Meister der Malerei, wenn auch manche Kunstgenossen mehr formalen Schönheitssinn als naturwahre Charakteristik, mehr Geist der Erfindung als treufleißige Durchbildung nach dem Modell in seinen Werken fanden. Die literarische Kritik hielt sich lieber an das erstere.

Bald sprach mir Kaulbach den Wunsch aus, daß ich Vorträge über Kunstgeschichte an der Akademie halten und die Künstlerjugend in Kenntniß und Verständniß der großen Dichter alter und neuer Zeit einführen möchte. Es war in den finanziellen Verhältnissen einige Verwirrung eingetreten, und das war nicht zu verwundern, wenn man erwägt daß die Akademie keine eigenen Verwaltungsbeamten hatte, sondern ein Professor als Inspector die nöthigen Anschaffungen besorgte, ein anderer als Kassirer die Bezahlung derselben sowie der Besoldungen leistete und die Verantwortung dafür hatte, wenn ihm auch ein pensionirter oder noch anderwärts beschäftigter Schreib- und Rechnungsgehülfe zur Seite stand. Der Professor der Kunstgeschichte war zugleich Secretär und Kassirer der Akademie. Abhülfe sollte geschafft werden. Referent bei der Staatsregierung war ein junger Ministerialsecretär, W. Völk, der später Kaulbach's Schwiegersohn ward, als Ministerialrath den Vortrag über die bairischen Universitäten hatte und sich um dieselben vielfach verdient machte. Er besprach die Sachlage mit Kaulbach und mir, und das Ergebniß war ein Antrag des Ministeriums: es solle ein eigener Kassirer ernannt werden, und ich solle als Professor der Kunstgeschichte und schriftführendes

Mitglied in den akademischen Senat eintreten, ohne die Vorlesungen über Aesthetik an der Universität aufzugeben. Doch sollte ich wieder erfahren was ich mir schon damals als mein Lebensgesetz der wiederholten Anfänge bezeichnete: selten ist mir etwas auf den ersten Wurf gelungen, es bedurfte stets mehrfacher Ansätze um etwas zu erreichen, und oft geschah es anders als ich erwartet, aber auch gar manchmal konnte ich mir sagen: besser so! König Max war in Hohenschwangau, sein Cabinet hatte einen andern Reformplan mit andern Männern in Aussicht, und wiewol der Fürst mir persönlich wohlwollte, bedurfte es doch einer neuen energischen Eingabe Kaulbach's und eines Compromißvorschlags von seiten des Ministeriums um die Sache zu regeln. Mit mir trat der Baumeister Ziebland als Professor in das Collegium ein.

„Zwei Dinge fordern wir von Ihnen", sagte mir Völk im Auftrage des Ministers Zwehl: „Schulden dürfen nicht mehr gemacht werden, und die Sitzungen der Professoren müssen friedsam werden." Für das erstere versprach ich einzustehen: Kaulbach werde keine Anweisung zu einer Geldzahlung unterzeichnen unter der nicht auch mein Name stehe, und ich werde keiner Anschaffung zustimmen für welche die Mittel nicht vorhanden seien. Es sind keine Schulden mehr gemacht worden, und ich hatte gar bald mit dieser Sache nichts mehr zu thun. Durch günstige Fügung kam ein junger Schulmeister nach München um Universitätsvorlesungen zu hören; er bot sich mir für einige Stunden des Tags als Abschreiber und Bibliotheksgehülfe an und erwies sich neben seinem Collegienbesuch so einsichtsvoll und verlässig, daß wir ihn nach dem Tode des Kassirers für diese Stelle vorschlugen. Er erhielt sie und verwaltete die Finanzen so gut daß wir Erübrigungen gewannen, eine Kostümsammlung anlegen, die Bibliothek durch poetische, historische und naturwissenschaftliche Werke bereichern konnten. Otto Weber ward später auch Inspector der Akademie, und heute hat er einen Rechnungsgehülfen und ist Schriftführer, Verwaltungsbeamter und Vorstand der akademischen Sammlungen. Rath Otto Weber hat durch das Wohlwollen das er der aufstrebenden Künstlerjugend bewies, und durch sein Kunstverständniß wie seine Personenkenntniß sich vielfaches Verdienst erworben, und er steht nun dem dritten Director zur Seite.

In den Sitzungen fand ich von Anfang an eine ruhige Stimmung. Gegensätze waren vorhanden, Kaulbach war als Director keineswegs allen willkommen gewesen, Streitigkeiten waren aus-

gebrochen, aber sie waren beigelegt. Der Schriftführer, der zumeist das Referat hatte, durfte nur nicht rechthaberisch sein, und ich hielt es für das Geeignete die Genossen reden zu lassen und aus der Debatte heraus einen Antrag zu formuliren, über den man sich verständigen könne. Das ist oft gelungen, und selten gingen wir bei den Abstimmungen auseinander. Ich suchte mir Personen- und Sachkenntniß zu erlangen, und wichtige Fragen vorher mit dem Director und einem oder dem andern Professor zu besprechen; Kaulbach ließ den Debatten freien Lauf, bis die Ansichten sich geklärt hatten, und ich erinnere mich nur weniger unerquicklicher Monatssitzungen, meistens überwog das gemeinsame Interesse für die Kunst und Kunstpflege wie für die Akademie als solche die Verschiedenheit der Ansichten und machte die Ausgleichung leicht. Vor jedem Professor lag ein Bogen Papier und ein Bleistift. Kaulbach pflegte zu zeichnen, und ich empfing manche Skizze von seiner Hand, die bald die Keime für Gestalten und Gruppen der Bilder enthielten, die ihn gerade beschäftigten, bald satirische Anspielungen auf Tagesbegebenheiten bieten. Auch Schwind sprach selten; hier und da warf er ein sinniges oder witziges, spöttisches Wort in die Verhandlungen, aber die Anwesenheit einer so prächtigen Natur war an sich wohlthätig, und stets stand er auf der Seite des Edelschönen. Auch er griff gern zum Zeichenstift, ähnlich wie Kaulbach, entwarf aber auch kleine köstliche Compositionen, mitunter Anspielungen auf mein Familienleben oder münchener Vorgänge, die er meiner ihm befreundeten Frau als Gruß aus den Sitzungen sandte, in die er nun wieder gern ginge. Der Historienmaler Foltz, der Architekt Lange führten mehr das Wort, und in allen Fragen welche Kenntniß von Personen oder die Traditionen der Akademie betrafen, war Schlotthauer der stets zur Auskunft bereite. Ward die Akademie befragt: ob einem unbekannten Maler in der Provinz die Restauration von Kirchenfresken oder neue Stationsbilder übertragen werden sollten, er kannte den Mann, und handelte es sich um irgendeinen frühern Beschluß oder Act des Collegiums, er wußte Bescheid.

Schlotthauer war Tischlergesell gewesen, hatte sich aber im Zeichnen hervorgethan, malen gelernt und sich an Cornelius bei dessen ersten Arbeiten in der Glyptothek angeschlossen. Er war und blieb ein bürgerlich schlichter, kirchlich gläubiger Mann, aber er war ein Sinner in vielen Dingen. Wenn er in seinem Alter den Lauf der Isar so regeln wollte daß sie sowol das Land be-

wässern als für die Schiffahrt geeignet werden sollte, so schüttelten zwar die Wasserbaumeister den Kopf; aber er hatte in einer orthopädischen Anstalt vortreffliche Angaben gemacht und für die Herstellung künstlicher Glieder Verdienstliches geleistet; er war ein guter Frescomaler und hatte die Spritze erfunden, mittels welcher das von Fuchs entdeckte Wasserglas für die Stereochromie verwerthbar ward, und bis an sein Ende beschäftigte ihn die Maltechnik; er legte den Grund für die heutige von dem Chemiker Keim gelehrte Weise. Das beste und einzig stimmungsvolle Gemälde in der Glyptothek, die Unterwelt von Cornelius, hat er großentheils ausgeführt. Aber er besaß wenig Phantasie, und in seiner Schule arbeiteten junge Leute, welche Altar- und Stationsbilder für Land- und Stadtgemeinden billig aber stilgerecht herstellten. Als dienstältestes Collegialmitglied vertrat Schlotthauer übrigens den Director, wenn Kaulbach im Sommer zu Berlin thätig war, und wir sind immer gut mit ihm ausgekommen. Gutherzig und wohlthätig wie er war erzählte er eines Tags wehmüthig lächelnd, seinen alten Rock entschuldigend: er habe sich einen neuen machen lassen und den angezogen um in die Sitzung zur Akademie zu gehen, wo er im Atelier den alten zum Arbeiten anlege. Er habe nicht bedacht daß das geschehen war, als ein Handwerksbursch anklopfte und um ein abgelegtes Kleidungsstück bat. Nimm dir den Rock dort an der Thür, habe er gesagt, eingedenk der Worte Jesu: Wer zwei Röcke hat gebe einen dem der keinen hat. So sei der Bursch mit schmunzelndem Dank davongegangen, und eben habe er gemerkt wie er selbst im alten ölfarbfleckigen stecke.

Philipp Foltz hatte damals die besuchteste Schule für Historienmalerei, und Männer wie Hauschild, Schwoiser, Spieß, Schwörer, Pixis, A. Müller sind aus ihr hervorgegangen. Er war ein vortrefflicher Erzähler, ein heiterer Gesellschafter, er sprach gern und gut, auch über seine Kunst, er war in vielen, namentlich auch handwerklichen Dingen erfahren; hatte er einen Reisebericht zu machen, ein Gutachten abzugeben, so erging er sich schriftstellerisch ins Weite und Breite. Heinrich der Löwe und Friedrich Barbarossa, sowie der vor den Athenern redende Perikles wurden von ihm für die Galerie von Geschichtsbildern gemalt, die König Max für das Maximilianeum anlegte; die Compositionen sind gut durchdacht, die Ausführung für die damalige Epoche solid und farbenhell; doch gewannen einige Genrebilder aus den bairischen Alpen mehr Bei-

fall. In der Pinakothek waren mehrere recht üble Restaurationen an Gemälden vorgenommen worden; Pecht erhob dagegen den Alarmruf, und die Regierung ernannte eine Commission zur Ueberwachung. Pettenkofer gehörte ihr als Naturforscher an, und sein Regenerationsverfahren um trübe Firnisse hell zu machen ward damals von ihm gefunden. Auch Foltz war ein eifriges Mitglied und drang stets darauf: nur abgesprungene kleine Stellen sollten ersetzt, Sprünge ausgefüllt werden. Als er selber Galeriedirector ward, glaubten wir in der Commission nun unsere Auflösung beantragen zu sollen. Aber was geschah? Foltz verfiel selbst in ein Restaurationsfieber, er meinte nun als Künstler auch eine Rafael'sche Madonna so übermalen zu dürfen wie er glaubte daß sie frisch von der Staffelei gekommen sei. Er ward pensionirt, und dem geschicktesten Restaurator, Hauser, gelang die Entfernung der Foltz'schen Pinselstriche.

Neben Schlotthauer hatte Schraudolph eine Schule für Historienmalerei. Er war ein Bauernsohn aus dem Allgäu, und sein Aussehen war halb das eines altdeutschen Malers, halb eines Geistlichen. Er war unter Heinrich Heß gebildet, hatte einige Gemälde in der hiesigen Basilika aus dem Leben von Bonifacius ausgeführt und malte damals im Sommer im speierer Dom. Seine Bilder zeigen den Werth der Tradition für das Talent; in den Compositionen aus der weltlichen Geschichte reicht die Erfindungs- und Gestaltungkraft nicht weit, aber die Bilder aus der biblischen Geschichte und Marienlegende halten sich gut und eigenartig innerhalb der von genialen Meistern gefundenen Formen. Auch Schraudolph war in den Sitzungen meist schweigsam, gab aber gern und oft mit einem freudigen „Das ist's!" den Ausschlag bei dem treffenden Wort eines Collegen.

Der Bildhauerschule stand Max Widnmann vor. Er war der wissenschaftlich gebildetste der Collegen, seine antikisirende Richtung hatte die Grundlage tüchtiger Kenntniß des Griechenthums, dessen Dichter und Geschichtschreiber er mit Vorliebe las; er hielt darauf daß nach dem Vorbilde der alten Meister stets das Wesenhafte in großen klaren Linien hervorgehoben und auf Ebenmaß und formale Schönheit geachtet werde. Gedon, der später in decorativer Kunst die deutsche Renaissance erweckte und fortbildete, Wagmüller, der ein Meister im naturtreu charakterisirenden Bildniß war, Hirt, Sirius Eberle, der gegenwärtige Professor für religiöse Plastik, sind aus Widnmann's Schule hervorgegangen

und haben da einen soliden Grund gelegt. Man verwundert sich wol daß Widnmann Ludwig I. hoch zu Roß dargestellt, aber der Fürst selbst verlangte als der scepterführende Herrscher abgebildet zu sein; er wollte daß ein unausgeführter Entwurf Schwanthaler's dem Künstler zum Ausgangspunkt diene, und von hier aus hat Widnmann die Aufgabe gut gelöst und das Wirken des Königs in den Gestalten der Poesie und Religion, Kunst und Industrie klar veranschaulicht. Der Monarch mochte denken daß für seine Kunstpflege das neue München selbst das lautredende Denkmal sei. Angesichts der vielen Füße, die man in der Seitenansicht erblickt, scherzte Schwind mit Hindeutung auf den siebenfüßigen Hexameter als Inschrift eines nahegelegenen Arkadenbildes (Florenz, dir fehlet das was Rom hat, und diesem just was du besitzest), der sich übrigens in den Gedichten des Königs nicht findet; der Abschreiber hat ihn verbrochen, indem er aus „fehlt was“ „fehlet das was“ machte. Das Goethe-Denkmal sollte ursprünglich in Marmor ausgeführt und unter den grünen Bäumen bei der Glyptothek aufgestellt werden; da war der Sänger der Iphigenie im hellenischen Gewand als wiedergeborener Sophokles am Orte; aber nun in Erz gegossen und im Gewühl des Verkehrs an der Trambahn aufgerichtet muß er befremden, und tritt bald die Rück- bald die Seitenansicht ungünstig hervor, die man dort nicht so gewahrt hätte. Die für eine Kirche bestimmte Pieta steht zwar im Ausdruck der Empfindung der Rietschel'schen nach, übertrifft sie aber durch den Rhythmus der Linien und die harmonische Geschlossenheit der Composition und hat die freie Durchbildung durch die Marmorarbeit nicht gleich jener erlangt. 1871, beim Einzug des siegreichen Heeres, stand nahe der Residenz auf dem Thore des Hofgartens eine eherne Victoria mit dem Lorberkranz in erhobener Hand und ward freudig bewundert; sie war ein Meisterwerk Widnmann's, aber sie kam leider hoch oben auf das Dach des Maximilianeums zu stehen, wo sie nur decorativ wirkt.

Der Kupferstecherschule stand Thaeter vor; das tiefschwarze, wallende Haar, das leuchtende Auge, der feste Knochenbau der magern Züge, die bleiche Gesichtsfarbe ließen den ernsten Mann ahnen, der schwer mit dem Leben gerungen, aber seinem Ideal die Treue bewahrt. Er hat selber erzählt wie er als Knabe in den ärmlichsten Verhältnissen mit Rietschel zusammen gelebt und gestrebt; die Freude am schönen Sinnenschein, am farbigen Reiz

war ihm auch in seiner Kunst versagt, aber er war ein Meister des Cartonstichs, der vor allem den Umriß, die Formbestimmtheit der Zeichnung betont, und da hat er ja nach Cornelius und Kaulbach Tüchtiges geleistet; die Hunnenschlacht wie die Compositionen zum Campo santo wurden durch ihn allgemein bekannt. Ein gläubiger Protestant, ein sittenstrenger Mann war er wie ein Vater seiner Schüler, hülfreich in Rath und That; seine pflichteifrige Gewissenhaftigkeit machte ihn zu einem auch sittlich mahnenden, vorbildlichen Element der Akademie.

Von den beiden Architekten war der auch malerisch begabte und redemächtige Ludwig Lange der einflußreichere, in großer Schülerzahl wirksame; Ziebland, der Erbauer der Basilika und des im korinthischen Stil gehaltenen Ausstellungsgebäudes, unterrichtete mehr mit dem Zeichenstift als dem Wort, und sein Protestantismus vertiefte sich gern in eigenartige Mystik, sowie er auch im Lebensverkehr so manches Beobachtete innerlich fortspann und dann wol seine Vorstellungen für Thatsachen nahm. Einmal lagen vom päpstlichen Rom aus mehrere Entwürfe für eine stilgerechte Gestaltung der Façade von San Petronio in Bologna zur Begutachtung vor; Lange kritisirte sie in einer Abhandlung, Ziebland legte schweigend eine eigene colorirte Darstellung daneben, die aus der vorhandenen Grundlage den Aufbau so überzeugend entwickelte daß ihm die Ausführung auch jetzt noch zu wünschen wäre; gerade damals war ein paar Wochen später die Romagna nicht mehr Provinz des Kirchenstaates.

Die Maltechnik lehrte Anschütz, der für die Ausschmückung des Pompejanischen Hauses in Aschaffenburg Studien in Pompeji und Neapel gemacht und in einem Madonnenbild für die damalige Epoche so viel Farbensinn gezeigt hatte, daß Cornelius ihn an die Akademie gezogen; er ließ die aus dem Antikensaal Aufsteigenden indeß ebenso viel nach der Natur zeichnen als malen. Corrector im Antikensaal war Hiltensperger, der selbst eine antikisirende Richtung hatte und am rechten Platze stand.

Ultramontane Blätter in Augsburg und München hatten mein Erscheinen an der Universität von Anfang an mit Schmähungen begrüßt, die sich bis zu den lügnerischen Vorwürfen der Gottesleugnung, der Christusfeindschaft, der Staatsgefährlichkeit verstiegen; ich hatte dem Cultusminister Zwehl versprochen mich in keine Preßfehde einzulassen, sondern durch ruhiges Wirken die Wahrheit über mich allmählich offenbar werden zu lassen. Später, unter

einem andern Minister, brachte ich rasch das Hetzblatt Volksbote zum Schweigen, als ich bei jeder neuen Lüge erklärte: er könne über mich schimpfen wie er wolle, aber Unwahrheiten müsse er von nun an stets nach dem bairischen Preßgesetz widerrufen und berichtigen. Als es zweimal geschehen war hatte ich Ruhe. Ich erwähne dies um es natürlich erscheinen zu lassen daß auch in der Akademie mir einiges Mistrauen entgegenkam; aber es schwand rasch, und ich habe mich in dem Künstlerkreise immer wohl befunden. Auch Schraudolph und Widnmann, die zu der katholischen sogenannten Patriotenpartei gehörten, waren von allem Fanatismus fern, sie unterzeichneten die Adresse an den König für die Neuaufrichtung des Deutschen Reichs und Kaiserthums nach dem Siege der deutschen Waffen in Frankreich, und Schwind, der geborene Wiener, der 1866 im Opernhaus seiner Vaterstadt die reizenden Bilder zur Charakteristik der Componisten malte und die heranrückenden Preußen verwünschte, ließ sich auf dem Sterbebette noch ein Glas Champagner einschenken und trank es auf das Wohl des geeinigten Deutschlands, des gemeinsamen Vaterlandes.

Ich begann die Vorlesungen im Januar, mitten im Semester, und wählte für die paar Monate bis Ostern eine Darstellung des Volksepos; Ilias und Odyssee, Nibelungen und Gudrun betrachtete ich mit beständiger Hindeutung auf die daran gereihten Bildwerke vom Zeus des Phidias und dem Apoll von Belvedere bis zu Flaxman, Cornelius und Genelli. Die meisten Professoren waren anwesend, und als die Briefe an Cornelius gedruckt wurden, las ich zu meiner besondern Freude darüber ein Wort von Schlotthauer. Cornelius hatte in einem Briefe aus Rom sich nach den Berufungen erkundigt, die damals König Max an Männer der Wissenschaft und an Dichter ergehen ließ; der Maler sah darin nur neuen Zwiespalt im münchener Leben, eine Beunruhigung, die zu keiner stetigen Entwickelung kommen lasse. Schlotthauer beruhigte den Freund und fügte hinzu (9. Februar 1856): „Von zwei der Neuberufenen, deren Wirken ich näher kennen gelernt, weil sie einen Wirkungskreis an unserer Akademie erhielten, kann ich nur Rühmliches sagen: Dr. Harleß, der die Vorträge über Anatomie gründlich und faßlich hält, und Professor Carriere aus Gießen, der die Stelle als Secretär und Professor der Kunstgeschichte und zwar in rühmlichster Weise vertritt. Den herrlichen Vorlesungen desselben wohne ich, sowie mehrere meiner Collegen mit großem Interesse bei. Besonders erfreut mich auch die stets

so rühmliche Anerkennung, mit welcher er von dir und deiner künstlerischen Richtung spricht. Ich erkenne in ihm einen trefflichen Secundanten gegen die so sehr drohende Gefahr der Verflachung, die sich so gern mittels äußerer Bestechlichkeit geltend machen möchte. In seinen Vergleichen auf dichterische, ernste Auffassung der Kunst hebt er deine Richtung hervor, bei den alten Tragödiendichtern hat er dich mit Aeschylus verglichen."

Ich ließ es mir angelegen sein vor der Darstellung der Kunstgeschichte einer Epoche oder einer Nation die religiöse Idee, die politische Weltlage, die großen Männer und Thaten zu schildern, auf zeitgenössische Dichter hinzuweisen; mein Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung ist ja aus diesen Vorlesungen hervorgewachsen; über die in den einzelnen Bänden behandelten Perioden hielt ich während der Ausarbeitung auch ein- oder zweimal Vorträge an der Universität, in denen ich dann die Wissenschaft, namentlich die Philosophie, mehr betonte. Widnmann, Foltz, Zieblanb haben den drei- bis vierjährigen Cursus ganz mitgemacht; ich habe dabei manch treffendes Urtheil von ihnen hören und später verwerthen können.

In der nähern Besprechung der akademischen Angelegenheiten war Kaulbach mit mir einig, daß das was in der Kunst gelehrt und gelernt werden könne, das Handwerk aus dem sie hervorblüht, Zeichnen und Malen früher zu wenig berücksichtigt worden sei, daß diese Vorbildung vor dem Besuch der Meisterschulen einer Reform bedürfe. Für den anatomischen Unterricht hatte er Harleß herangezogen (dem später Kolmann und Rüdinger folgten), für die Malerei nannte er Karl Piloty, während ich für das Zeichnen auf Strähuber hinwies. Derselbe hatte in der Cotta'schen Bilderbibel wahre Perlen der Kunst geliefert, war Schnorr's Gehülfe bei den Gemälden in der Residenz gewesen und dann in Noth gerathen, weil er sich selbst niemals genug that, einen Carton, ein Bild nicht aus der Hand geben wollte, bis alles so vollendet sei wie es ihm vorschwebte. Diese Gewissenhaftigkeit machte ihn zu einem vortrefflichen Lehrer, aber jahrelang, bis er endlich ordentlicher Professor ward, bis eine neue pragmatische Lehrstelle vom König genehmigt und von den Kammern das Geld bewilligt war, hat er als Hülfslehrer neben Hiltensperger im Antikensaal und als Leiter von lebensgroßen Actzeichnungen für geringe Besoldung segensreich gewirkt.

Piloty's Vater hatte als Lithograph die Herausgabe eines

Werkes begonnen, das die vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek vervielfältigte; er war früh gestorben, und der Sohn ward von dem Besuch der Akademie in die Leitung des Geschäfts berufen, wo er selber durch die Nachbildung von Rubens sein Auge schärfte, seinen Farbensinn übte. So lernte er früh den Ernst des Lebens kennen, und als dann sein Schwager Schorn von Paris kam und die moderne Technik der Franzosen nach München brachte, als die belgischen Historienbilder von Gallait und Bièfve ihren Triumphzug durch Deutschland hielten und die von der Cornelianischen Epoche vernachlässigte Richtung auf Kraft und Harmonie der Farben, auf Stimmung und Beleuchtung siegreich zeigten, da war auch Piloty nach Antwerpen und Paris gegangen, und heimgekehrt machte er mit einem Bilde Aufsehen, das ihm die Lebenserfahrung geboten, das seine ausdrucksvolle Zeichnung wie die coloristische Durchbildung bekundet: die Amme eines vornehmen Hauses, die das eigene in fremde ärmliche Pflege gegebene Kind sterbend findet. Er hatte dann eben in seinem Seni bei der Leiche Wallenstein's ein stimmungsvoll großartiges Geschichtsbild gemalt und dort zugleich alles Beiwerk mit einer Virtuosität ausgeführt die man damals zu München nicht einmal im Stillleben kannte. Ich betone: es war Kaulbach's Gedanke und Wunsch diese jugendliche, gewaltige Kraft an die Akademie heranzuziehen, wie er denn selber, ehe er die Zerstörung Jerusalems in Farben ausführte, nach Rom gegangen war um sich im Malen zu üben. Bereitwillig ging der Minister Zwehl auf Kaulbach's Vorschlag ein, und nach zweifelnder Selbstprüfung, wiefern er zum Lehrer tauge und ob nicht doch das Unterrichten die Zeit für eigene Schöpfungen zu sehr beeinträchtige, ging Piloty darauf ein, als provisorischer Lehrer der Maltechnik neben Anschütz für 600 Gulden Jahrgehalt sich der Akademie zu widmen, bis eine ordentliche Professur für ihn begründet sein werde. Das hat nicht lange gedauert. Er hatte sich ausbedungen daß Schüler, die nach vollendetem Unterricht in der Maltechnik bei ihm weiter studiren wollten statt in eine andere Componirklasse einzutreten, auch bei ihm Bilder ausführen könnten, und bald hatte er so eine wohlbesuchte Meisterschule, und der daraus hervorgegangene Alexander Wagner konnte sein Gehülfe und Nachfolger als Lehrer in der Maltechnik werden.

Doch bevor an der Akademie und durch sie in der münchener Kunst sich der Umschwung vom Gedanken und der Composition, vom Idealismus zum Realismus, der naturtreuen Zeichnung und

stimmungsvollen Farbenwirkung vollzog, gelang es jene erste Richtung dem Volke einmal zur Vollanschauung zu bringen. Es geschah durch die historische deutsche Kunstausstellung im Jahre 1858.

Als die erste deutsche Industrieausstellung 1853 in München vorbereitet war, hatte ein Schüler Kaulbach's, der auch als Dichter und Sprecher der Künstlergesellschaft und als Kunstschriftsteller ausgezeichnete Maler Teichlein, den Plan: man möge doch auch die Kunst heranziehen, und zwar so daß in ein paar Sälen von den besten Männern die besten Werke auch aus frühern Tagen zusammengestellt würden. Das kam damals nicht zur Ausführung. Aber der Glaspalast stand nun da, die funfzigste Wiederkehr des Stiftungstags der Akademie stand bevor, und so äußerte ich in einer Sitzung des Collegiums: „Wäre das nicht die rechte Feier, wenn wir die vorzüglichsten Arbeiten zusammenbrächten, die seit Langer und Cornelius von Lehrern und Schülern der Akademie geschaffen worden?" Das fand Anklang, und die Frage: warum nicht die andern Akademien, die ganze deutsche Künstlerschaft einladen? ward mit der Bitte beantwortet, Professor Widnmann, der zu einer der damals versuchsweise beginnenden Künstlerversammlungen nach Stuttgart reisen wolle, möge als Träger dieses Vorschlags dort auftreten. Es geschah, und es erfolgte der Beschluß der Kunstgenossenschaft: im Herbst 1858 eine größere Versammlung in München zu vollständiger Organisation zu halten, der Einladung der Akademie zu einer historischen deutschen Kunstausstellung mit allseitiger Betheiligung zu entsprechen.

In München ward nun aus Akademikern und Nichtakademikern ein Comité gebildet, Feodor Dietz ward Vorsitzender, ich Schriftführer. Mancher Winterabend ging damit hin, die Künstler waren opferwillig und wirkensfreudig; aber bei den leitenden Behörden bedurfte es mancher Anstrengung, bis sie dem Unternehmen willfährig wurden. Der Ministerpräsident sprach Dietz gegenüber von schwarz-roth-goldenen Bestrebungen, und er hatte nicht unrecht, bei Dietz wie bei mir war die Förderung des vaterländischen Gedankens, die Einigung der deutschen Künstler in allen Stämmen zu gemeinsamer Genossenschaft ein bewußter Zweckgedanke. Doch gewährte von der Pfordten die gewünschten Verkehrserleichterungen. Auswärts war Wien am bereitwilligsten, Leo Graf Thun stets ein Förderer unsers Plans. Aber es bedurfte einer Reise von Dietz nach Berlin um den Eifer der Akademie zu erwärmen

und von der Behörde die Cartons von Cornelius und Kaulbach zu erhalten.

Dietz gehörte zu den Männern bei welchen der Mensch größer ist als der Künstler; wenn ihn Foltz einen Salonmann nannte, so mochte das seine geistvolle, gesellige Gewandtheit bezeichnen; aber er hatte stets das Herz auf dem rechten Flecke. Er präsidirte der Versammlung, die im Herbst die Kunstgenossenschaft organisirte, und ward in München sehr vermißt, als er nach Karlsruhe in seine badische Heimat übersiedelte. 1870 zog er unter dem rothen Kreuz auf die Schlachtfelder nach Frankreich und starb dort, mit Rath und That Hülfe leistend, auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland.

Von den Zeichnungen eines Carstens, den Bildern von Wächter und Schick an sah man nun die apokalyptischen Reiter von Cornelius mit ihrer niederschmetternden Gewalt neben Cartons aus der Glyptothek, die Völkerscheidung, die Sage von Kaulbach, Rethel's Karl der Große und Hannibalzug, Overbeck's Evangelienbilder, Zeichnungen von Schnorr, Führich, Steinle und Genelli, Gemälde von Veit, Lessing, Bendemann, kurz, die Leistungen jener romantischen Zeit bis zu dem jüngsten Meisterwerke, den Sieben Raben von Schwind, die bald als die Perle der Ausstellung gefeiert wurden, und neben Schirmer's biblischen die Odyssee-Landschaften von Preller, die auch hier ihren entscheidenden Erfolg hatten. Aber auch der neuaufstrebende Realismus war durch Menzel's Bilder von Begebenheiten aus dem Leben Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen, wie durch Piloty, Enhuber, Knaus, Vautier, Meyerheim, den Wiener Waldmüller und andere Meister, die coloristische Richtung, durch Schleich, Achenbach, Rahl, die Einkehr ins Volksgemüth neben den Sittenbildern der genannten und anderer Maler durch Richter's Holzschnitte vertreten. Plastische Werke von Rauch, Schwanthaler, Rietschel, Hähnel, Knabl waren unter den Bildern aufgestellt. Aeußerlich war nicht viel gethan; Holzgerüste, mit Pappdeckel überzogen, dienten zu Innenbauten neben den Wänden des Glaspalastes; die Errichtung von besondern Gemächern mit dunkelrothen Bordüren, die Verbindung der Gemälde mit Werken des Kunstgewerbes, wie sie später Sitte ward, fiel damals niemand ein, und war auch nicht nöthig, wo der Gedanke, die Composition, der Carton, die Zeichnung vorwaltete; sie ward für die Wirkung der Meister im Colorit erfordert, läßt aber auch die Bilder leicht als Decorationsstücke der stimmungsvollen Innenräume erscheinen.

Heute nach dreißig Jahren schreibt Pecht in seiner Geschichte der münchener Kunst etwas übertreibend, aber im ganzen richtig: „Das Wichtigste war die Wirkung der Ausstellung auf die Nation selber durch die Erhöhung ihres Selbstvertrauens. Man kann sie nur mit der vergleichen welche einst das Erscheinen von Lessing, Goethe und Schiller in der Literatur hervorgebracht. Von dieser Ausstellung datirt daher die große Vorliebe der Nation für die bildenden Künste überhaupt, welche sich erst jetzt anschickten den Platz im Gemüth wie im Leben der Nation wieder allmählich einzunehmen, der ihnen unter höchst nachtheiliger (?) Bevorzugung der Wissenschaften und schönen Literatur seit einem Jahrhundert versagt geblieben war. Die productive Kraft der Nation wandte sich endlich nach dieser Seite, mit jener auffallenden Bevorzugung der Darstellung des heimischen Lebens oder der Veredlung seiner Formen, wie sie sich gleichzeitig in den Werken des eben auftauchenden Victor Scheffel, dann Gottfried Keller's, Gustav Freytag's, Fritz Reuter's auch in der Literatur aussprach. Alle diese Erscheinungen deuteten aber auf jene wachsende Erhöhung des nationalen Geistes, der sich bald auch so glanzvoll in der politischen Entwickelung der Nation und ihrer Verschmelzung zu einem großen, mächtigen Ganzen bethätigen sollte."

Allmählich vollzog sich nun auch an der Akademie der Uebergang vom Idealismus zum Realismus. Idealrealismus hatte ich selber als die Forderung für uns aufgestellt, wie solcher ja in den vorzüglichsten Schöpfungen Goethe's und Schiller's, in der Verschmelzung des Typischen und Individuellen sowol bei der Charakterzeichnung wie bei der Handlung verwirklicht ist und in der Musik Haydn's, Mozart's, Beethoven's uns entzückt. Cornelius galt mir nicht wie ein Rafael oder Michelangelo, sondern wie ein Giotto oder Orcagna, ein Klopstock, nicht ein Goethe, wie ihn einst Niebuhr bezeichnet hatte; zum Geist der Erfindung, zur Geschichtsphilosophie Kaulbach's müsse das Studium der Natur, die Kraft und Harmonie der Farbe kommen, um die Gestalten sinnvoll bedeutend und sinnlich frisch, lebensfähig und gehaltvoll zugleich erscheinen zu lassen. Doch nicht als Ziel, sondern als Durchgangspunkt, nicht zum Sturze, sondern als Ergänzung der frühern Richtung galt mir das neue Streben berechtigt. Und jedenfalls, das war auch Kaulbach's Ansicht, war es besser für die Jugend, wenn sie ordentlich zeichnen und malen lernte, und dann auch allenfalls im Kunstgewerbe ihr Brot verdienen konnte, als wenn sie, große

Conceptionen nachahmend, in der Ausführung hinter ihren Absichten zurückbliebe und in pecuniärer Bedrängniß lebte. Doch vollzog sich der Umschwung nur allmählich, hauptsächlich durch das Aufblühen der Piloty-Schule, und nicht ohne kriegerische Plänkeleien und Reibungen. So frug Schwind, als in einigen Arbeiten von Kunstjüngern der Nachdruck aufs Charakteristische ohne Rücksicht auf das Schöne gelegt war: Haben wir denn jetzt eine Akademie der häßlichen Künste? Oder er erkundigte sich: welche Unglücksfälle in Reiterstiefeln Piloty nun in Arbeit habe. Von der bereits verwitterten Darstellung der Kunstpflege Ludwig's I. an der Außenseite der neuen Pinakothek sagte Schwind: „Millionen hat sich der König kosten lassen die deutsche Kunst in die Höhe zu bringen, und nun gibt er 20000 Thaler aus um das verspotten zu lassen.“ In Kaulbach's Atelier sah man die Darstellung eines modernen Malers vor der Staffelei: er wandte sich zur eintretenden Poesie mit den Worten: Entschuldigen Sie, ich habe Modell! Das weibliche Modell im Stuartkragen benutzte die kleine Pause um einen Floh am Busen zu knicken. Piloty skizzirte dagegen eine Geburt Jesu in der Mitte, links den bethlehemitischen Kindermord, rechts die heiligen drei Könige auf einem Bilde; als er das auch nach Kaulbach's Art coloriren wollte, warnte ihn der launige Spitzweg: „Das könnte man für deine beste Composition ansehen!“ Piloty's Nero, der an den Christenleichen vorüber nach dem brennenden Rom hinschreitet, machte wegen der Schärfe der psychologischen Charakteristik wie namentlich wegen der Ausführung des Beiwerks großes Aufsehen. Ein Engländer hat die Wiederholung bestellt, aber ohne die Figuren — scherzte Schwind. Kaulbach trat ernst in den Wettkampf und zeichnete den Carton seines im Kreise sinnlich üppiger Mädchen und unterwürfiger Senatoren singenden Nero, während unten rechts und links Petrus und Paulus den Märtyrertod erleiden. Realismus und Idealismus standen hier ihre Kraft messend gegenüber. Den eigenen Sohn ließ Kaulbach in Piloty's Schule aufnehmen. Als Makart einen seiner Erstlinge, ein reizend componirtes, in Farbe entzückend vollendetes kleines Bild, dem Kunstverein vergebens zum Verkauf geboten, zahlte Kaulbach sofort die geforderte Summe und wies Besucher seines Ateliers mit Freude und Stolz darauf hin: so werde jetzt an der Akademie gemalt. Er selber gab sich große Mühe mit der Farbe, wiederholt machte er Skizzen zur Schlacht von Salamis, ohne die einheitliche Wirkung im Aufbau der Linien zu erreichen;

die Belgier Guffens und Swerts baten ihn dringend und erfolgreich, die in Sepia ausgeführte Untermalung gleich der Hunnenschlacht nicht weiter zu berühren, für die Uebermalung mit Farben sich eine Copie anfertigen zu lassen.

Als im Sommer 1871 der Deutsche Kronprinz die siegreichen bairischen Truppen durch die Ludwigstraße führte, erschienen Oelbilder der Tapferkeit, der Mäßigung, des Friedens und andere symbolische Gestalten, welche in der Piloty-Schule gemalt und als Decoration verwerthet waren, salopp, locker, lässig neben der straffen, edelkräftigen Haltung der vorüberschreitenden Krieger; und wie der Deutsche Kronprinz vor Ludwig II. grüßend den Marschallstab senkte, mit dem er einen Lorberkranz aufgefangen, da sagte der Bildhauer Zumbusch zu Kaulbach: „Classisch!“ „Fast zu akademisch!“ erwiderte ironisch lächelnd der Maler. Mir aber war klar: In erhöhten Momenten nimmt auch das Leben von selbst eine ihm entsprechende Stellung und Haltung an, und der Künstler ist im Irrthum, wenn er das für eine theatralische Pose hält oder mit einer solchen darstellen will; nicht minder bleibt er hinter der Wirklichkeit zurück, wenn er das naturgemäße Pathos derselben verschmäht und mit dem Behaben der alltäglichen und gewöhnlichen Erscheinung zu ersetzen meint.

Schon vor der großen Ausstellung war der Akademie bewilligt worden daß sie in den Weihnachtsferien für die Bildhauer und Maler der Componirklassen eine Preisaufgabe stelle; die Urheber der gelungensten Skizzen sollten da durch Ausführung um den ersten und zweiten Preis von 400 und 300 Gulden ringen, die Werke der Akademie verbleiben. Auf die malerische Vollendung der Bilder sollte Gewicht gelegt werden. Bald aber wurde für solche Bilder den Künstlern mehr geboten als der Preis, und so forderten wir nur eine Photographie für die akademische Sammlung, oder die Farbenskizze, die nach und nach an die Stelle der Liniencomposition trat, und heute werden nur noch Farbenskizzen gefordert und gekrönt, während anfangs nur Zeichnungen zur Bewerbung erschienen. Ein früherer Schüler Schwind's, der auch schriftstellerisch thätige Ille, ein Leiter der Fliegenden Blätter, benutzte diese Aufgaben zu einer vortrefflichen Holzschnittreihe: er stellte den Professoren und andern berühmten Malern die Aufgabe: Karl der Große läßt sich von seiner Tochter vorlesen, und führte das nun selber in der Weise wie Cornelius, Genelli, Kaulbach, Bendemann, Schwind und andere aus, indem er bald Com-

positionen, bald Gestalten dieser Meister dafür verwerthete. Auch Nr. 1000 der Fliegenden Blätter knüpfte er an die Akademie. Kaulbach arbeitete damals am Reformationszeitalter für Berlin; Ille gruppirte die beliebten Figuren der Fliegenden Blätter, den Staatshämorrhoidarius, Eisele und Beisele, Blaumeier und Nannerl u. s. w. nach Art des Kaulbach'schen Werkes. So hatte und übte ein guter Humor sein Recht.

Als Piloty einen Ruf nach Weimar ablehnte erhielt er für seine Schule einen eigenen Aufbau in der alten Akademie, und er entfaltete hier eine so eifrige und erfolgreiche Wirksamkeit wie ich eine ähnliche nur in Gießen erlebte, als in Liebig's chemischem Laboratorium aus allen Ländern reichbegabte Studirende zusammenkamen und er die Arbeiten aller im Geiste mitmachte, sie nach seinen Zwecken richtete und selbst schwächern Kräften sogar manche nicht unwichtige Entdeckung möglich machte. Wie seine so haben dann auch Piloty's Schüler bis nach Amerika hin Lehrerstellen erhalten oder sind in Deutschland ruhmreiche Professoren geworden, und ebenso hat gar mancher die Vorzüglichkeit nicht wieder erreicht, die hier seine Gemälde hatten. Auch Piloty besprach eingehend mit jedem den Entwurf nach Zeichnung und Colorit, auch er stand dem Fortgang der Arbeit mit Rath und That zur Seite, auch er gewann die treue Anhänglichkeit der Schüler, von denen manche ja rasch zur Meisterschaft heranwuchsen. Er hatte das Glück daß ein Makart, Defregger, Max, Kurzbauer, Grützner, Lenbach, Liezen-Mayer, Wagner, Schütz bei ihm eintraten, und er hatte das Talent jeden in seiner Eigenart sich entwickeln zu lassen, statt ihn in die Piloty'sche Weise hineinzuziehen; aber er suchte auch auf die Ergänzung von Mängeln hinzuwirken, wie er denn einen Makart, dessen malerische Genialität frühe Bewunderung erregte, beständig zum Zeichnen drängte. Und er stellte das Princip auf: jeder solle alles immer so gut machen als er es vermöge; daher kam es denn das Sammt und Seide der Gewänder oft besser war als das menschliche Fleisch, die Charakteristik des Waffenmetalls glänzender als der Geistesausdruck eines Helden.

Die Schülerzahl wuchs mehr und mehr, bald machte das Bedürfniß von Parallelklassen sich geltend, und hier zogen wir nun jüngere Kräfte als Hülfslehrer heran. So ist zuerst Wilhelm Diez für eine Malschule gewonnen worden, und neben Piloty, der den charakteristischen Ausdruck und die treue Wiedergabe alles Einzelnen verlangte, fand seine von der Stimmung des Ganzen

ausgehende, weichere, die Formen lockernde und das Besondere dem Gesammtton unterordnende Weise mannichfachen Anklang. Aus der Schule von Diez wuchs wieder Löfftz heran, ward später auch Hülfslehrer; er bewährte sich ganz eminent, erhielt Rufe nach auswärts und ward dann wie Diez Collegialmitglied und Professor. So auch Seitz. Und indem ich hier vorgreife und bis zur Gegenwart blicke: das System hat sich bewährt. Es galt stets die rechte Kraft zu finden, und die Erfahrung lehrte, daß wer sich um eine Stelle an der Akademie bewarb gewöhnlich wenig dafür taugte, man mußte die geeigneten Persönlichkeiten suchen, mehr bitten als sich bitten lassen; junge Künstler haben sich als Lehrer versucht und sind dann, wie der Tiroler Gabl, der Ungar Benczur zu ihrer eigenen schöpferischen Arbeit zurückgekehrt; andere haben Freude am Unterricht gefunden und eine dauernde Stellung sich erworben, wie Gysis, Hackel, Herterich. Barth ward Professor an der Kunstgewerbeschule und wirkt mit andern Piloty-Schülern, wie R. Seitz und Widnmann, fortwährend für die Blüte des münchener Kunstgewerbes.

Noch unter Kaulbach's Directorium ward an die Stelle von Foltz Arthur von Ramberg berufen; derselbe war von Dresden nach München gekommen, hatte eine Professur in Weimar angenommen und machte durch sein prächtiges Bild von dem Empfang einer arabischen Gesandtschaft am Hofe des Hohenstaufen Friedrich II. in Palermo gerechtes Aufsehen; der weltmännische Cavalier, der gute Gesellschafter, der Künstler stritten und verbanden sich in ihm; seine Illustrationen zu Schiller's Gedichten, zu Goethe's Hermann und Dorothea, seine anmuthigen Genrebilder aus der vornehmen Welt zeigen den Realismus in seiner Hinwendung auf die Schönheit des Lebens.

Anträge der Akademie auf Vermehrung der Lehrer bei der steigenden Schülerzahl wurden von der Kammer mehrmals dahin beantwortet daß sie Professuren für religiöse Kunst dotiren wolle; so ward Knabl als Bildhauer, später Andreas Müller als Maler berufen. Knabl war ein vorzüglicher Arbeiter in Holz, seine Himmelfahrt der Maria für den Hochaltar der Frauenkirche hatte uns alle entzückt, ehe sie noch mit Farben und Vergoldung polychromisch behandelt war; er wirkte an der Akademie wie an der Meyer'schen Kunstanstalt, deren Kirchenarbeiten nach allen Welttheilen versandt werden, durch empfindungs- und stilvolle Formen, die er für die mehr handwerksmäßigen Vervielfältigungen vorbildete.

Für die Reform des Zeichnens in einer auf das Malerische gerichteten Weise bethätigte sich der Kupferstecher Raab, den Kaulbach zum Nachfolger Thaeter's heranzog; er nahm auch Schüler zum Studium der Natur und Antike auf, die dann sich der Malerei widmeten, er übte und lehrte die Radirkunst und ist bis heute ein einflußreiches Mitglied der Akademie.

Dagegen trat die Architektur mehr und mehr zurück. Für Baiern wurde der wissenschaftliche Theil derselben nun am Polytechnikum gelehrt, und da auch der künstlerische durch Neureuther dort gepflegt ward, so kamen nur meistens Ausländer zu Lange und Ziebland, und als Lange starb und Ziebland erkrankte und der Andrang zum Malen und Zeichnen noch neue Locale verlangte, da wurden die Architekturschulen den Parallelklassen eingeräumt, von der Akademie aber stets die Nothwendigkeit der Verbindung der drei Schwesterkünste im Auge behalten.

Kaulbach selbst wandte sich neben der Ausführung früher genannter Werke der Illustration zu. Parthey von Berlin wünschte den Shakespeare, Bruckmann von Frankfurt, der bald nach München übersiedelte, Goethe's Frauengestalten. Daß hier Kaulbach stets eine Situation in lebendiger Wechselwirkung mehrerer Gestalten wählte war für ihn selbstverständlich, aber er war nicht immer glücklich in der Typenschöpfung, in der Charakterbildung, und nahm diese Zeichnungen manchmal etwas leicht. Daß der Ketzerrichter Arbues heilig gesprochen ward, empörte ihn; an eine Mauer im alten Jesuitencollegium, das den Akademien überwiesen war, zeichnete er ihn mit Kohle in seiner schrecklichen Thätigkeit; er übertrug dann den Entwurf auf Cartonpapier. Er ließ wie Leuchtkugeln kleine witzige Zeitbildchen ausfliegen und zeichnete ernsten Sinnes einige Todtentänze, in denen er berühmte Zeitgenossen verwerthete; wie der Tod als Hercules die Last des Kosmos von den Schultern Alexander's von Humboldt nimmt, das war wol am gelungensten. Der deutsche Michel als Erzengel Michael siegreich vordringend war dem deutschen Heer gewidmet. Skizzen zu einer Sündflut beschäftigten ihn. Der 25. Jahrestag seiner Uebernahme des Directoriums nahte heran. Die Cholera aber war zum dritten mal in München. Wir glaubten von einer öffentlichen Feier absehen zu müssen, und eine Adresse ward vorbereitet, an deren Ausschmückung alle Collegen Hand anlegten. Da schien die Krankheit erloschen, und Weber übernahm nun freudigen Muthes die Sorge für ein Fest. Die Anfrage bei der

Polizei war ermuthigend; für die gedrückte Stimmung der Stadt schien eine Auffrischung und Ermunterung wohlgethan. Die Künstlerjugend brachte dem Meister einen Fackelzug, und an einem zweiten Abend versammelte sich das kunstfreundliche München zu einem großen Bankett. Minister Lutz begrüßte Kaulbach mit schwungvoller Rede, ich mit einem Gedicht. Ein paar Tage später war ich mit einigen Freunden bei ihm zu Gast. Wir sprachen von Feuerbestattung. Er wünschte sie für sich. „So entgeht man der langsamen Verwesung. Ehe du mit der Rede fertig bist", wandte er sich zu mir, „sind die Flammen über mir zusammengeschlagen, flieg ich aus dem Aschenhaufen den Göttern zu!" Ein paar Tage darauf hielt ich die Rede an seinem Grabe; die Cholera war noch einmal hervorgebrochen und hatte ihn als letztes Opfer gefordert, am 7. April 1874.

Bei dem Feste hörte ich ihn zum Minister sagen: „Ich habe stets für gute Lehrer zu sorgen gesucht, und mein Nachfolger sitzt ja neben mir." Das war Piloty. Mit ganzer Seele widmete sich dieser nun der Leitung der Akademie. Für sich selbst nahm er keine Schüler mehr auf, sodaß er nach einigen Jahren keine mehr hatte; aber jedem Kunstjünger, der seine Hülfe, seinen Rath begehrte, war er ein förderlicher Freund, ein ernster Mahner und treuer Beobachter, je nachdem die Sache es verlangte. Nicht blos die Schüler welche in eine höhere Klasse aufsteigen wollten hatten ihre Arbeiten vorzulegen, sondern die Professoren der Bildhauerkunst wie die der Maltechnik und des Zeichnens nach der Natur und Antike veranstalteten am Schluß des Sommersemesters eine Ausstellung der Leistungen ihrer Schulen, und danach bestimmte das Collegium die Versetzungen wie die Ertheilung von Ehrenmünzen und den Ankauf vorzüglicher Studien. Das war selbstverständlich zugleich eine Prüfung der Lehrer, besonders der noch ohne feste Anstellung berufenen jüngern Künstler. Da war von keiner akademischen Sinecure mehr die Rede, da wurden alle Kräfte in rastlosem Wetteifer angespannt, bei Lehrern wie bei Schülern. Erledigte Professuren wurden nun durch Künstler besetzt welche selber an der Akademie gebildet waren, wie Defregger und Max; Liezen-Mayer vertauschte später das Directorium der stuttgarter Kunstschule mit einer Stelle bei uns. Max blieb nicht lange. Er fand während einiger Jahre keine solchen Schüler denen er gerade hätte das Zusagende bieten können, und so zog er das freie künstlerische Schaffen vor. Lindenschmit entwickelte

eine sehr fruchtbare Thätigkeit, da er neben der Componirklasse auch eine Malschule hielt; er hätte am liebsten die sich ihm Anschließenden von Anfang an auch im Zeichnen unterrichtet und geleitet. Er ward auch rasch ein einflußreiches Collegialmitglied, manche sahen in ihm den künftigen Director. Als in dem Neubau Raum geschaffen war, drängte Piloty dazu daß principiell jeder Lehrer der Maltechnik auch Befugniß und Gelegenheit habe vorangeschrittene Schüler nun Bilder ausführen zu lassen, daß jeder Professor einer Componirklasse auch Unterricht im Malen ertheile. Ebenso ward beschlossen daß die herrlichen Antiken nicht mehr Gegenstände schwacher Anfangsübungen im Zeichnen sein sollten; das Zeichnen nach der Natur, nach Köpfen und Körpern in Lebensgröße sollte beginnen, und dann sollten zur Ausbildung des künstlerischen Formensinns und Schönheitsgefühls einige Antiken nachgebildet werden; das Studium der Natur soll mit dem der Meisterwerke Hand in Hand gehen.

Schon unter Kaulbach's Directorium hatte die alte Akademie trotz einiger Erweiterungen nicht mehr ausgereicht, wir hatten Ateliers in der Stadt gemiethet, ja eine größere Baracke vor der Stadt aufgeschlagen. Solche Zerstreuung that nicht gut, war namentlich auch den Vorlesungen nachtheilig. Ich äußerte in einer Sitzung: „Da wäre es ja schön, wenn aus dem Antheil Baierns an den Milliarden französischer Kriegsentschädigung eine Akademie der Künste als Friedensdenkmal errichtet würde.“ Das Wort fand Anklang, wir berichteten in diesem Sinne an die Regierung, und Erzgießer Miller, der um das Kunsthandwerk hochverdiente Altmeister, nahm als einflußreicher Landtagsabgeordneter die Sache in die Hand; er stellte in der Kammer den Antrag zwei Millionen Gulden zu dem genannten Zweck zu reserviren. Piloty war bereits Director geworden und Feuer und Flamme für die Sache; er besuchte die hervorragenden Mitglieder Erster und Zweiter Kammer, und der Antrag ward angenommen, Neureuther beauftragt einen Plan mit der Akademie zu vereinbaren. Die Wahl des Platzes, die innern Einrichtungen gaben genug zu thun, es ging auch nicht alles nach dem Wunsch des Directors, namentlich wollten wir nicht daß die Prachtfaçade in Marmor, hinter deren stattlichen Fenstern meist nur Gänge herlaufen, einen großen Theil des Geldes verschlinge; die Architektur solle Plastikern und Malern Gelegenheit zu idealem Schmuck bieten. Das letztere geschah ja auch, aber die 500000 Gulden waren dafür nicht übrig,

vielmehr fehlte es an Mitteln für die einfache innere Einrichtung, als das Gebäude dastand, jahrelang, bis endlich die Kammern nachträglich noch eine Summe für dieselbe bewilligten. Ein Backsteinbau, der mit dem Material der münchener Hochebene die Muttersprache unserer Architektur geredet, und nicht einen Palast, sondern eine große Werkstätte der Kunst zur Anschauung gebracht hätte, wäre mir lieber gewesen!

Bei all der energischen Thätigkeit war Piloty nicht gesund; er litt am Magen, Geschwüre bildeten sich, er war zu bestimmter Diät genöthigt, er genoß oft nur flüssige Nahrung, hatte oft Beschwerden und Schmerzen. Er hielt sich aufrecht durch Pflichterfüllung, durch künstlerisches Schaffen. Große Gemälde, Thusnelda im Siegeszug des Germanicus, Gruppen hervorragender Münchener in einem Bilde für den Rathhaussaal entstanden neben kleinern. Doch fehlte es nicht an Verstimmungen. Die Collegen, zumal die jüngern, die ja zumeist ihn als Lehrer verehrten, entschuldigten es mit seinem körperlichen Leiden, wenn er immer weniger Widerspruch vertrug, auch in den Sitzungen immer dictatorischer ward. Er versicherte mich wiederholt seines vollen Vertrauens, und ich konnte ihn oft beschwichtigen, aber mir auch nicht verbergen daß er in seinem Uebereifer eine tragische Persönlichkeit war und für das Große was er vollbracht auch Leid zu tragen hatte.

Der Uebereifer führte ihn auch zu einem Schritt der viel unliebsames Aufsehen machte. Seeberger, der die Perspective den Schülern vortrug und Schülern wie vielen Lehrern und andern Künstlern mit seinem Wissen und Können dienstgefällig war, ein kleiner, schwächlicher Mann, kam mit einem ältern Arzte, der ein ausgesprochener Ultramontaner war und viel mit Künstlern verkehrte, nach dem Attentat Nobiling's auf den Kaiser in ein Gespräch auf der Straße; Aeußerungen Trettenbacher's, daß dem alten Mann nun die Hände zerschossen seien, mit denen er Kronen geraubt, und ähnliche, brachten Seeberger äußerst auf; er mußte seinem Herzen Luft machen, lief in die nahe Akademie zum befreundeten Kassirer und erzählte den Vorfall. Piloty kam dazu, ward aufgeregt und erklärte: das sei ein Verbrechen, es sei Bürgerpflicht das anzuzeigen; er verwechselte eine Majestätsbeleidigung in Worten mit hochverrätherischem Beginnen, und schrieb mit Zustimmung des erschreckten Seeberger an den Polizeidirector. Oeffentliche gerichtliche Verhöre erfolgten, Piloty mußte beim Ausgang

aus dem Gerichtssaal Schmährufe hören, erhielt beschimpfende Briefe gemeinster Art, die liberale Presse nahm gegen „den Denuncianten" heftig Partei. Als das angesehenste wiener Blatt die Nachricht brachte: die Professoren wie die Schüler der Akademie wollten keinen solchen Vorstand länger dulden, hielten Versammlungen gegen ihn — da nahm die Redaction nur die amtliche Berichtigung dieses Gerüchtes von mir unterzeichnet auf, versagte aber ihre Spalten einer einfachen Darstellung des Sachverhalts, daß Piloty in patriotischem Uebereifer sich verpflichtet gehalten für den Kaiser einzustehen. Das erkannten wol conservativ Gesinnte, das erkannten Staatsmänner; aber unser Publikum ist noch nicht daran gewöhnt daß der Bürger sich eins fühlt mit dem Staat, es sieht im Staat aus den verflossenen Reactionsjahren her den Unterdrücker und Hemmer freisinniger Bestrebungen, die Schranke, nicht die nothwendige Ordnung und Bedingung der persönlichen Selbstbestimmung; es sieht den Bürgermuth in der Opposition, nicht in der Vertheidigung auch der volksthümlichen Regierung. Piloty war durch die Verunglimpfungen oft erbittert, aber stets und noch nach Jahren betheuerte er: weit entfernt eine Handlung zu bereuen die ihm als Pflicht erschienen, werde er stets nach eigener Ueberzeugung leben.

Als ich 25 Jahre lang an der Akademie gewirkt, begrüßte mich am Schluß des Winterhalbjahres eine Deputation der Professoren, und die Künstlerjugend brachte mir am Abend einen Fackelzug. Wir fanden uns dann in einer der großen Kellerhallen zusammen; Piloty, der sonst wenig ausging, ein Sprecher der Schüler, Berlepsch, redeten über meine akademische Thätigkeit, einer der Bürgermeister gedachte auch des patriotischen Sinns und der Betheiligung am öffentlichen Leben, namentlich für die Einigung des Vaterlandes, und ein Professor der Universität, der damals noch von Leben und Kraft strotzende, dann leider von tückischer Krankheit bald hingeraffte Bursian, pries den Schriftsteller in einem Worte, das ich so nicht erwartet hatte, das aber Zustimmung fand: daß ich nicht blos in größern Büchern meine Ideen dargestellt, daß ich auch wie ein lebendiges Gewissen der Nation auf der Warte stünde, um in die Geschichte des Tags mahnende und erhebende Worte über die geistigen Lebensfragen der Menschheit zu rufen.

Damals begann die Bildung des grauen Stars, die Krystalllinse trübte sich langsam in beiden Augen, und dies behütete mich

vor dem Besuch eines akademischen Faschingsfestes, das die Akademiker veranstalteten, wo mitten hinein in die Lust der Scherze ein Feuer ausbrach und mehrere Schüler von Brandwunden so verletzt wurden daß sie denselben erlagen.

In jenen trüben Jahren am Anfang dieses Decenniums stand mir Rath Weber treu zur Seite in der Führung der Geschäfte, die er zum Theil übernahm; die Bibliothek, die während meiner Verwaltung bedeutend herangewachsen war, ordnete er im Neubau, und in den Ausleihestunden war er auf dem Platze. Ich gewöhnte mich die Berichte zu dictiren, und ein diensteifriger verlässiger Schreiber, der frühere Feldwebel Meier, ließ mich erkennen, wie für Bureaudienste solche Militäranwärter sich gut eignen.

Im Neubau waren für eine Architekturschule Locale vorgesehen, die Akademie hielt auch stets den Wunsch nach einer solchen aufrecht, das Zusammenwirken der drei Künste gereicht jeder zum Heil; bisjetzt ertheilt aber Friedrich Thiersch als Collegialmitglied nur ein paar Stunden wöchentlich theoretischen Unterricht. Dafür wurden einige Jahre lang die Säle einer Vorschule eingeräumt. Sie war ein Lieblingsgedanke Piloty's, den er sich nicht ausreden ließ; er meinte da könne man die jungen Leute sieben, die schwach Begabten andern Berufen zuweisen, und dann könne die Akademie die Hochschule der Kunst sein. Perspective, architektonische Stillehre, Zeichnen nach anatomischen Präparaten mit theoretischer Unterweisung sollten dort obligatorisch sein, an der Akademie dann von Universitätsprofessoren freie Vorträge über Kunstgeschichte und Weltgeschichte, und Sonnabends im Winter auch Anatomie im Bau der Universität gehalten werden. Da Piloty auch einige Landtagsabgeordnete für die Sache gewann, ward die Einrichtung versuchsweise angeordnet. Sie hat sich nicht bewährt, wiewol der Maler Raup sie trefflich leitete. Der Cursus war auf zwei Jahre berechnet, aber schon im ersten Jahre traten gerade die bessern Schüler aus um nach den Ferien die Prüfungsarbeit zum Eintritt in die Akademie mitzumachen, oder andere gingen in Privatunterricht, den einige jüngere Künstler ertheilten, um rascher zum Ziele zu gelangen, und die Akademiker meinten bald daß die Vorlesungen Sache der Vorschüler seien. Der wissenschaftliche Sinn war überhaupt geringer, das Streben nach technischer Fertigkeit größer geworden. Unter dem neuen Director ist die Vorschule wieder eingegangen.

Wir geleiteten Piloty im Sommer 1886 zu Grabe. Prinz

Luitpold, der seinem Vater, König Ludwig I., darin geistesverwandt, stets große Liebe zur Kunst und zu Künstlern bewiesen und häufig die Ateliers der Akademie wie die Ausstellungen derselben besuchte, war Regent von Baiern geworden. Man wußte wie hoch er Fritz August Kaulbach schätzte; man sprach von dessen künftiger Directorschaft. „Die Hunnenschlacht und Schützenliesel!" konnte man wol hören, aber ich denke daß es weder ein Schaden für die Kunst noch eine unwürdige Aufgabe für die Künstler ist sich den Forderungen des Tags und des Lebens anzuschließen. Sie war in Deutschland allzu sehr das Mädchen aus der Fremde; daß sie jetzt ins Haus einkehrt und mit dem Gewerbe sich eng verbindet das macht sie erst recht heimisch. Große öffentliche idealistische Werke können daneben um so besser aus dem Volksboden erwachsen. Mich freut es daß jene prächtige Baierin, die mit dem Bierglas in der Hand und den Rettichen in der Schürze auf einem Fasse den Schützen als Schild der Trinkhalle entgegentanzte, so anmuthfrisch und flottgemalt den Namen Kaulbach's außer den Kreisen der eleganten Welt in das Volk getragen. Und daß er scharf- und feinsinnig, ein ebenso geistig gebildeter wie technisch hervorragender Künstler sei, war ja unbestritten. Aber er trat ein jüngerer unter die ältern Collegen und hatte seine Erfahrungen zu machen. Die Akademie blieb die ge- und besuchteste Kunstschule Deutschlands, blühte unter Kaulbach's Leitung weiter, und ich habe mit Wehmuth von ihr Abschied genommen, als ich ein Siebziger geworden und mit schonungsbedürftigen Augen doch mehr an die Hülfe anderer angewiesen war als die verantwortliche Stellung es eigentlich gutheißt. Die Akademiker erwiderten eine kurze Abschiedsrede mit einer anerkennenden Adresse und wählten mich zum Ehrenmitgliede. So bin ich seit Herbst 1887 was ich vor 50 Jahren zu werden gewünscht und lange erstrebt hatte, einfach ordentlicher Universitätsprofessor.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

